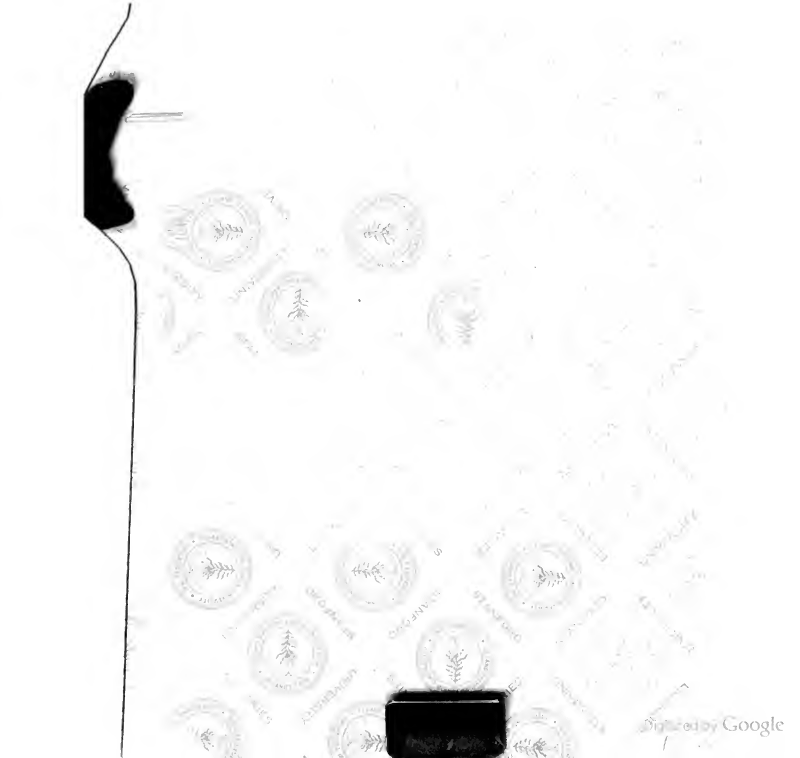
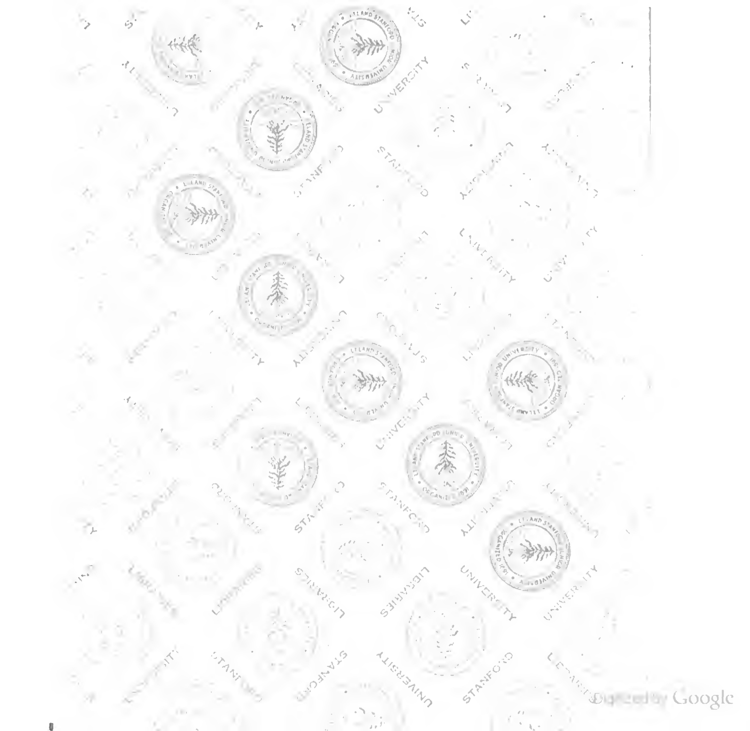






A 1[illegible]

1935 April / Juni



Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Neun und zwanzigster Jahrgang.

1835.

April.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nähret.
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1835.

Das „Morgenblatt für gebildete Stände" enthält folgende Artikel:

I. **Schöne Literatur.** Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltenen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. **Kunst.** Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerei, Bildhauerey, Baukunst, Gartenkunst ꝛc.,-Auszüge. — Kunstnachrichten: **Theater.** Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. **Musik.** Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. **Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker.** Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. **Biographische Skizzen.** Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beiträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen ꝛc.

V. **Kleine Reisebeschreibungen.** Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. **Gedichte.** Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. **Miszellen.** Anekdoten. Satirische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergleichen.

VIII. Besondere Beilagen enthalten die **Uebersicht der Literatur.**

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte so wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im „**Morgenblatt**" Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beilage unter dem Namen des „**Kunstblatts**" für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, troß Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beifall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das „**Kunstblatt**" in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des „**Morgenblatts**" eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbstständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwei, wöchentlich erscheinenden Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerei und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerei und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beiträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiemit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. **Schorn**, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beiträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unpartheilichkeit befolgen, **und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen.** Dies wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beitragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „**Kunst-Blatt**" bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem „**Literatur-Blatt.**" — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beilagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bei der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beilagen damit nur beweisen, daß wir bloß auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beide, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . . 3 fl.
das „Kunst-Blatt“ . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Erzählung.

Naturgeschichtliches.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Korrespondenz.

Kunst-Blatt.

Nro. 27.

Nro. 28.

Nro. 29.

№ 78.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 1. April 1835.

> Und die Philister standen auf einem Berge jenseits, und die Kinder Israel auf einem Berge diesseits, daß ein Thal zwischen ihnen war.
>
> 1. Buch Samuels.

Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde.

Seinem Denkmal.

Von J. Görres.

Dies ist eine Geschichte, welche, die Hauptsache ausgenommen, sonst viel Aehnliches mit der Geschichte des heiligen Christophorus hat. Das Kind hatte sich dem starken Mann auf die Schulter gesezt, und er sollte es über das Wasser hinübertragen. Der starke Mann that sein Allerbestes, und Anfangs ging es lustig durch die Wellen; aber die Zeiten waren nicht getroffen, das Kind wurde immer stärker und schwerer, der sonst rüstige Träger aber immer älter und schwächer; in Mitte der Wasser kamen die Sturmvögel mit einem Streite hergeflogen, das Kindlein wurde nicht ausgetragen, ein Delphin hatte es auf seinem Rücken davongeführt: so konnten die Geschicke nicht in Erfüllung gehen, und der dürre Stock, in die Erde hineingestoßen, wollte nicht zum Baum aufgrünen. Das scheint eine bedenklich verwickelte, räthselhafte Begebenheit, und fordert darum nähere Erläuterung, welche Bewandtniß es um sie habe.

Die Welt ist bekanntlich durch die großen und tiefen Wasser, über die das Kind hinüber wollte, in zwei ganz verschiedene Welttheile getrennt, und die diesseits und die jenseits wohnen, ignoriren einander gegenseitig und haben in der Regel wenig zu verkehren mit einander. Es muß schon in uralten Zeiten, ehe die Sündfluth Alles durcheinander geworfen, so gewesen seyn; denn damals schon nannten sich die von jenseits Kinder Gottes, die von diesseits Kinder der Menschen. Aller Umgang war verboten; auf's Freien auszugehen hinüber und herüber, war vollends hoch verpönt, was jedoch, wie man weiß, die Liebhaber nicht auf immer abgehalten. Seither hat die Theilung bis zur neuesten Zeit, wo aller Standesunterschied aufgehoben worden, fortgedauert; die Jenseitigen haben in verschiedenen Zeiten verschiedene Namen geführt, Prophetenkinder, Seher, als die gelehrte Sprache aufgekommen, Genien, so und wieder anders; die Diesseitigen aber haben je nach Volk- und Landesart verschiedene Namen angenommen, hören sich aber am liebsten bei dem Gesammtnamen Philister rufen. Sie sind, wie man weiß, bequeme, wohlhäbige, abgerundete, Alles, was kraus werden will, geschickt ablehnende Leute, sehen nicht hinauf und ungern unter eine gewisse Tiefe hinunter; Vergangenes ist ihnen nichts, und Zukünftiges gar nichts, aber das Gegenwärtige suchen sie nun recht fest zu besitzen, indem sie auf ihre beiden Daumen niederhocken und nun in aller Standhaftigkeit sich nicht mehr vertreiben lassen. Die aber unter ihnen sich zur Bewegung rechnen, die haben die Länge und die Breite

um sich herum in Besitz genommen, und darauf machen sie sich nun öftere und gute Motion, und lassen in großer Geschäftigkeit sich keine Mühe dauern. Ihre Art ist jedoch, daß sie gehend immer die Diagonale suchen, wenn zu Schiffe, am liebsten mit zwei Winden zwischen zweien Wässern segeln, zu Rosse halbrechts und halblinks auslenken, und wie sie so in Statur und all ihrem Thun nach dem Medianformat gemessen, gleich dem Wasser in Menge weit und breit ausgegossen, überall die Mitte suchen, haben sie in neuester Zeit treffend sich selbst untereinander die von der rechten Mittelmäßigkeit genannt. Die Vornehmen jenseits aber bedünken sich aus gar viel höheren Elementen gemischt. Wenn unten festgehalten, sehen wir sie in der That wie Feuerflammen stets nach oben streben; wenn in der Höhe, blitzen sie gleich Wetterstrahlen in die dunkelbedeckten Tiefen nieder; wenn in die Weite ausgebreitet, wehen sie wie Winde, von denen man nicht weiß, von wannen sie gekommen, noch wo aus sie gehen, im Sturm dahin. Sie geben daher vor, es sey des Himmels allumfassend Rund ihre Behausung, und seine Mitte, in der die Weltgegenden in einem Punkte sich berühren, und alle unruhige Bewegung sich in einer bewegenden Ruhe faßt, sey die rechte Mitte, der sie entgegenstreben. So halten sie sich in großer Erhabenheit, und bedünken sich, die unbewegten Beweger, weit über die Andern hinaus, die wie Kreisel am liebsten auf der Seite schlafend liegen, wenn aber aus ihrer Trägheit aufgepeitscht, sich auf die Spitze ihrer Zehen stellen, aber dann nur in fortgesetztem Kreislauf durch stetes Aequilibriren sich vor dem in der Runde herum immer drohenden Umfallen mühsam sichern. Solche Meinung haben sie von sich gefaßt; wir aber diesseits haben ihnen ihre Schwäche gar wohl abgesehen: indem wir sie französisch und halbspöttisch mit dem Namen Genies bezeichnet, haben wir unsere ganze Meinung über die gesammte Gattung ausgesprochen; Sternschnuppen in der Höhe, Irrlichter unten im Grunde, windig in der Mitte, in ihrer Unanstelligkeit überall hinderlich und für ganz nichts zu brauchen: das ist unseres Urtheils kurzer Inbegriff.

Nun aber hat sich's gefügt, wie Jeder weiß, der die Genealogie studirt, und sich um die Abkunft unserer erlauchten Geschlechter kümmert, daß Goethe aus einer Mißheirath, die Einer von jenseits der Wasser mit einer Solchen, die von diesseits stammte, eingegangen, abgestammt, so daß die beiden Häuser der Sonnen- und der Mondkinder sich in ihm beschlechtet fanden. Das ist in der starken Konfusion des achtzehnten Jahrhunderts so hingegangen; man machte sich aus dem Standesunterschied nicht viel, die Töchter der Erde waren schön, der Liebesdrang war groß. Damon blies damals die Flöte so rührend; kurz, der große Herr vergaffte sich, wollte man, wollte man nicht, es kam ein junger Prinz heraus. Die aber aus solcher Mischung hervorgegangen, sind ein starkes, haltbares und dauerhaftes Geschlecht, wie jene potentes a saeculo, viri famosi, und gleich ihnen zur Herrschaft in den Niederungen vorbestimmt. Denn erstlich sind sie nach dem oben herrschenden Hausrecht, wenn auch nicht erbfähig, doch mit reichlicher geistiger Appanage bedacht, und werden überdem noch im Laufe des Jahres an günstigen Tagen mit gar kostbaren Gaben besucht, so daß es ihnen von dieser Seite an nichts gebricht. Aber auch von Mutterhalb bleiben sie nicht unausgestattet; sie werden mit dem Feist der Erde eingesalbt, von Azat, Joppe, Gaza wird ihnen Alles zugetragen, was sie bedürfen, um in der Landschaft zu bestehen und sich behaglich in ihr zu fühlen. So unten mit Ballast gut gestaut, oben günstigen Wind in den schwellenden Segeln, gleiten sie über die Oberfläche des Wassers leicht dahin, nicht allzutief einschneidend und sich dadurch den Lauf erschwerend, nicht allzuflach, und dadurch der Laune der tanzenden Wellen hingegeben. Von dem, was sonst die Menschen wohl drängt und irrt, lassen sie sich nicht sehr anfechten; was unbescheiden zudringlich heran will, wird behende abgewiesen; den Ansprüchen von oben herab wird mit denen von unten herauf begegnet und das Untere doch wieder mit dem Obern beschwichtigt: so sind's Sonntagskinder, die zwar nicht Geister sehen, sonst aber alles Uebrige gar scharf, und Alles um sich her sich auf's Bequemste zu beschicken wissen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zeitbilder aus Paris.

Das Theater des Palais-royal.

Es sind zu Paris gegenwärtig achtzehn Theater, welche sämmtlich, die Académie royale de Musique und das italienische Theater ausgenommen, Vaudevilles oder Dramen aufführen, und oft beides zugleich. Auch die sogenannten Opéras comiques rechne ich zu den Vaudevillen; denn in Ton und Haltung des Ganzen, in der Anlage, im Zweck des Dichters findet sich nicht der geringste Unterschied. Die Charaktere werden auf dieselbe Weise zugeschnitten, oder vielmehr, es gibt eigentlich keine wahren Charaktere weder in der einen noch in der andern Gattung, sondern meist nur abstrahirte Gefühle, Leidenschaften oder Launen; ohne eigenthümliches Leben, zucken sie blaß im Blitzschlage des Witzes. In den Vaudevilles werden die rührendsten Momente durch Couplets unterbrochen, in der komischen Oper durch Romanzen

und Balladen oder Chöre. Die Couplets haben nur just so viel musikalischen Schmuck, als dazu nöthig ist, die Pointe zu heben, und in der komischen Oper darf der Gesang nur die Oberfläche des Gemüthes berühren; der Typus dieser Musik ist die von Auber und Adam: leicht, süß, brillant, tänzelnd. In der Dame blanche und dem Pré aux clercs streift der Künstler schon zu weit in's Gebiet der eigentlichen heroischen Oper. Das Vaudeville, so wie es Désaugiers, Radé, Desfontaines dichteten, existirt nicht mehr; die Trinklieder würden wenig mehr ansprechen; denn man trinkt hier weiter nichts als eau rougie, oder höchstens nach dem Mittagessen ein Régal, nämlich eine halbe Tasse schwarzen Kaffee nebst einem petit-verre, und dazu wird nicht gesungen, sondern discutirt oder das Journal studirt. Auch die Guerriers und die Lauriers ist man satt, und die Sergeanten von der alten Garde, die Grognards, die ihren Offizieren das Leben retten und lauter Genies sind, aber nicht lesen noch schreiben können. Es steht in dieser Hinsicht ziemlich schlecht mit dem Patriotismus der Pariser, und wir rechnen ihnen das zur großen Ehre. Nur die Schlacht von Waterloo können sie nicht verschmerzen, und man thut am besten, nicht mit ihnen davon zu reden. Auch macht das Bild von Steuben, welches diese Schlacht vorstellt, ungemeinen Effekt im diesjährigen Salon. Die Feuilletons sprechen wenig davon, aber stets ist es von Zuschauern umdrängt. Diese bilden ein weit interessanteres Gemälde als das Gemälde selbst; die sonst so lärmenden Franzosen stehen da ernst und still; es ist, als hätten sie die lezten Kanonenschüsse gehört, deren Pulverdampf über das bleiche Angesicht des Helden wegfliegt. Napoleon ist den Franzosen gleichsam eine Geliebte, mit der man gebrochen, die man aber nicht wiedersehen kann, ohne ergriffen zu werden. Seit der Julirevolution genießen die Theater einer großen Freiheit: die Dichter bringen auf die Bretter wen und was sie wollen. Bei Franconi haben sie die Sündfluth, den Patriarchen Noah und die himmlischen Heerschaaren erscheinen lassen; im Gymnase habe ich einen Pabst, sein Name ist mir entfallen, recht artige Couplets singen hören; im Vaudevilletheater macht der Kardinal Richelieu Liebeserklärungen und kniet zu den Füßen seiner Dame. Im Palais-royal ist gegenwärtig Fürst Pückler-Muskau ein Koch oder Gastwirth: er zieht einem Ochsenhändler, den er für den König von Preußen hält, die Stiefeln aus; seine Minister, nämlich die Minister des Fürsten, verkleiden sich als Küchenjungen; das Stück heißt Marmitons et grands seigneurs. Mich wundert, daß noch kein Vaudevillist auf den Gedanken gekommen ist, den Kardinal Richelieu dem Publikum im Ballet vorzuführen. Bekanntlich berichtet Lallemant des Réaux in seinen Historiettes, der gefürchtete Kardinal habe sich zu Zeiten auf eine ganz eigene Weise von den Sorgen der Staatsverwaltung erholt: er verkleidete sich nämlich als Dame, sezte einen Federhut über sein ledernes Käppchen und verhüllte sein Prälatenkreuz unter einem Busentuche. In diesem Anzuge tanzte und sprang er durch das Zimmer, oder sang auch wohl Romanzen, die er kaufte und für eigene Komposition ausgab, und begleitete sich mit der Laute. Das einzige Stück, welches, so viel wir uns erinnern, verboten worden ist, war le Maréchal Ney, von Fontan und Dupeuty.

Die Dramen sind fortwährend gräßlich, blutig, voll Ehebruch und Gräueln aller Art. Das Drama ist die Karrikatur der Tragödie, und die Karrikatur ist das Leichteste in jeder Kunst. Eine Hinrichtung, ein Mord haben eine Art Interesse, das eben so unerschöpflich, als wohlfeil ist. In manchen Theatern hört man Zoten, wie sie selbst Kotzebue nicht hat; das Publikum duldet sie, aber es sucht sie nicht. Die lüsternen Stücke machen selten großes Glück. Ich habe hier in den ersten Vorstellungen oft kecke Anspielungen der Art gehört, die mißfällig aufgenommen wurden und in den folgenden Vorstellungen weggelassen werden mußten. Die Sitten läutern sich hier mit jedem Tage mehr; die Familie macht ihre Rechte mitten in dem Strudel der großen Welt geltend; Mann und Frau können jezt in derselben Karosse fahren und in derselben Loge im Theater erscheinen, und selbst mit einander tanzen, ohne sich lächerlich zu machen. Nur so weit haben es die Pariser noch nicht gebracht, daß sie ihre Töchter walzen lassen; der Walzer scheint ihnen noch immer ein unschicklicher Tanz, der nur den verheiratheten Frauen zu gestatten ist. Auch die äußere Zucht auf den Straßen wird strenger gehandhabt. Die Hetären sind gänzlich aus dem Plais-royal vertrieben. Wer vor fünf Jahren in Paris war, wird sich erinnern, wie die Dirnen sich in der hölzernen Galerie drängten und truppweise durch den Garten zogen, wie ihr Gelächter durch die Alleen schallte, daß ehrbare Frauen erröthend das Feld räumen mußten. Sie hatten sogar ein eigenes Theater, Théâtre de la paix, ein dramatisches Institut, wie es wohl nirgends mehr besteht. Der Eintritt war gratis, man konnte nach Belieben in's Parterre oder in die erste oder zweite Galerie gehen. Im Parterre standen Tische der Länge nach von dem Eingange bis zum Orchester: daran saß die wunderlichste Gesellschaft, die man sich denken kann, meist Plebejer und Plebejerinnen von der niedrigsten Klasse: Fiaker und Maurergesellen, Handlanger, Dekrotteurs, Bonnes mit ihren Kindern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten

London, März.

Prinzessin Victoria und die Königin.

Ich habe in einem meiner lezten Berichte der verrenkten Nase der Prinzessin Victoria, der muthmaßlichen Thronerbin, erwähnt. Da die junge Dame eine kurze, dicke Person mit keineswegs vornehmen Gesichtszügen und in ihrem Äusseren das ist, was der Engländer plain nennt, und womit keine junge Dame zufrieden seyn mag, so begreift es sich leicht, daß die Nasenverrenkung ihre Schönheit nicht sonderlich erhöhte. Je besser ich daher weiß, daß meine Landsmänninnen jeden Alters in Uebereinstimmung mit ihren Schwestern aller Zonen nichts schmerzlicher empfinden, als wenn sie eine ihres Geschlechts durch irgend einen Zufall auf der Leiter der Schönheit um einige Sprossen erniedrigt sehen, so eile ich, ihnen die frohe Nachricht zu bringen, daß die Nase der Prinzessin Victoria wieder eingerichtet ist. An den Fenstern der Bilderhändler hängt zwar immer noch das Blatt, auf welchem sie mit verschobener Nase und laut schluchzend das Zimmer verläßt, wo die Königin mit über den Leib gefalteten Händen ein Geheimniß mehr entdeckt, als verbirgt, und der wohlbeleibte König mit allen Zeichen eines glücklichen Ehemannes auf einem Beine herumspringt; allein das ist nun Makulatur und wird um den halben Preis verkauft. Bis zum fünften des laufenden Monats März gehörte der Punkt fortwährend zu den streitigen und bestrittenen Dingen, die da seyn oder auch nicht seyn können. Seit dem fünften haben die Damen, welche an diesem Tage, dem Wiegenfeste der Königin und ihrem ersten diesjährigen drawing room, zum Handkusse gelangten, die streitige Frage negando beantwortet. Solche Autorität fordert unbedingten Glauben, und ich mag nicht der Widersprechende seyn. Warum aber ist mir die Fähigkeit versagt, weibliche Schönheit zu schildern, weibliche Grazie zu zeichnen und weibliche Toiletten zu beschreiben! Ich mag nicht einmal den Versuch wagen, mich hiedurch in die Gunst der schönen Leserinnen einzuschleichen. Deshalb kein Wort weiter von den reizenden und reizend geschmückten Gestalten, die an jenem Tage sich durch die königlichen Gemächer bewegten. Die Gefahr, das Licht seiner Augen zu verlieren, war für Jeden, dem sein Herz lieber ist, als seine Augen, nicht die größte.

Unter die reichen und mannichfachen Geschenke, welche Königin Adelaide an diesem ihrem Geburtsfeste aus den Händen der Liebe und des Gehorsams, der Freundschaft und des Herkommens, der Gleichgültigkeit und des Eigennutzes empfing, wagte sich eine arme, bescheidene Gabe der armen, aber fleißigen Bewohner der Grafschaft Glocester — ein geschmackvoll gewundener Blumenstrauß, in welchem vorzüglich der blühende Stachelginst zu bemerken war, das Sinnbild der Rechte jener Grafschaft zu den Zeiten der common-lands. Die Königin wurde mit diesem Geschenke nicht überfallen, es ging ihr auf dem vorschriftsmäßigen Hofwege zu, in aller gebührenden Form und begleitet von einem Schreiben des frühern Reformkandidaten für West-Glocester, Herrn Charles Henry Ackerley, worin dieser die unbedeutende Gabe als einen kleinen Beweis treuer Anhänglichkeit und innigster Verehrung bezeichnete. Das Ungewöhnliche solcher Darreichungen wohl kennend, bemerkte er, wie es mindestens nicht das erste Mal sey, daß treue Unterthanen ihrer geliebten Königin am Jahrestage ihrer Geburt ein solches Zeichen der Liebe überbrachten, und nannte besonders den Fall, wo Königin Elisabeth ein ähnliches Geschenk von den Einwohnern von Kent und Essex huldreichst angenommen habe. Auch Königin Adelaide freute sich über die schöne und sinnvolle Gabe der guten Leute von Glocester, aber sie nahm sie nicht an. Obgleich die Königin, hieß es in der Antwort, den Werth der Gabe tief empfindet, so ist sie doch genöthigt, sie abzulehnen, she is obliged to decline. Und warum war die Königin genöthigt, das freundliche Geschenk zurückzuweisen? Weil man in Deutschland, dem Mutterlande der Königin, sich einen hohen Begriff von einem Einflusse macht, der nur in der Idee stattfindet. Es war vor einiger Zeit auch in England unter denen, die über das Getreibe in den königlichen Gemächern bloß nach Hörensagen sprechen, ein ziemlich allgemein verbreiteter Glaube, daß die Königin eine entschiedene Aristokratin, eine eifrige Gegnerin der Reformbill und mächtig genug sey, unsichtbar da zu wirken, wo die Verfassung ihr persönliches Einmischen nicht gestattet. Die Folge war, daß die Zeitungen den Herrscherstab aus der Hand des Königs in die seiner Gemahlin legten, daß die Karrikaturisten den König in Frauen-, die Königin in männliche Gewänder kleideten, daß der König die Liebe seines Volkes verlor, die Königin dem öffentlichen Hasse verfiel, und Beide bei ihrer gemeinschaftlichen Fahrt in's Drury-Lane-Theater durch die gegen ihren Wagen geworfenen Steine nicht wenig geängstigt wurden. Seit dieser Zeit vermeidet die Königin, gleichviel, ob aus eigenem oder auf fremden Antrieb, Alles und Jedes, was den geringsten Schein einer besondern Gunst, einer Vorliebe oder einer Einmischung in Staatsangelegenheiten haben könnte, und sie geht hierin so weit, daß es unmöglich seyn dürfte, die Vorsicht höher zu steigern. Dies der Grund, warum sie selbst das harmlose Angebinde der guten Leute von Glocester zurückwies. Die Annahme wäre ein Aufruf zu ähnlichen Geschenken gewesen. Sie hätte Keinem abschlagen können, was sie Einem gewährt, und obgleich dies Unpartheilichkeit bewiesen haben würde, so hätte es doch auch der Königin eine unangenehme Last aufgebürdet. Der erste Verdruß ist aber besser, als der lezte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Erklärung und Erwiderung.

Dem alten fleißigen Leser des Morgenblatts im bayerischen Rezatkreise, der unter dem 1sten des vorigen Monats die Redaktion mit einem Schreiben beehrt hat, sage ich im Namen der leztern meinen verbindlichsten Dank für seine freundliche Warnung, deren Befolgung uns glücklicherweise keinen moralischen Zwang auferlegt. Ich gestehe offen, daß die Mittheilung eines Aufsatzes, der, wie er auch vom absoluten Standpunkt aus zu beurtheilen seyn mag, seinem Charakter nach in unsere Blätter nicht paßte, die Folge eines Zufalls ist, den ich durch eine Unterlassungssünde herbeigeführt habe. So schwer es einer Redaktion fällt, sich vor dem Publikum zu einem in ihrem Schooße begangenen Versehen zu bekennen, so sollte es uns doch sehr freuen, wenn recht viele Leser die Gefühle des wohlwollenden Briefstellers theilten. Auf diese Weise würde uns selbst ein Fehler, der zwar nicht gutzumachen, aber im Angesicht der modernen Literatur wohl leicht zu vergessen ist, Zeugniß geben vom allgemeinen Vertrauen, dessen wir bei unsern Bestrebungen genießen. Darin, daß wir den Mißton selbst als solchen anerkennen, wird jeder Leser, der dadurch verlezt worden, die Bürgschaft erblicken, daß von unserer Seite nicht mit Absicht falsch gegriffen worden ist.

Dr. H. Hauff.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 10.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

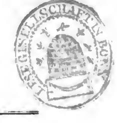
№ 79.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 2. April 1835.



> Nicht auf der Bühne spielt man nur?
> Das Drama diesseits der Courtine
> Ist gleich belebt und mehr Natur.
>
> Piron.

Zeitbilder aus Paris.

(Fortsetzung.)

In den Zwischenakten fiedelten einige Geigen im Orchester, das Parterre sang dazu oder polterte mit den Füßen, klirrte mit den Biergläsern, schrie, heulte, brüllte; wurde der Vorhang aufgezogen, so legte sich der Tumult ein wenig, indeß konnte man von dem, was auf der Bühne vorging, selten ein Wort hören. Von Zeit zu Zeit gab es Prügeleien; ein Taschendieb wurde auf der That ertappt und weggeführt; hier sezte sich ein Forçat zur Wehr, den ein Polizeiagent erkannt hatte; dort schrie eine Grisette, welche von einer Nebenbuhlerin mißhandelt wurde. In den Galerien ging es etwas anständiger her: hier saßen strahlende Damen, meist in weißen atlassenen Roben, mit Kanten besezt, mit schweren kupfernen Colliers und Ohrgehängen, und ließen die hohen weißen Federsträuße auf ihren Hüten durch die Lüfte flattern.

Dieses Theater heißt jezt Théâtre du palais-royal. Der Saal ist klein und die Pläze sehr enge, und der Raum ist so haushälterisch benuzt, daß die Zuschauer einander auf den Köpfen sizen. Die Preise der Pläze sind mäßig: das Parterre kostet 25 Sous; für einen Siz in der wohlfeilsten Loge muß man indeß 40 Sous bezahlen. Das Publikum ist ziemlich gemischt, zumal im Parterre, und man sieht da Leute von verdächtigem Aeußern, in Westen und Müzen. Es werden gewöhnlich drei oder vier Stücke gegeben, die fünf bis sieben Akte ausmachen. Wem aber die 25 Sous eine zu bedeutende Ausgabe sind, der kann nach jedem Stücke seine Contremarke leicht und gut wieder verkaufen. Doch ehe das Schauspiel anfängt, sehen wir, wie es außerhalb der Theater zugeht.

Es ist fünf Uhr Abends. Die Munizipalgardisten sind an ihrem Posten und lachen mit den Polizeisergeanten; sonst fänden sie wohl Niemanden, der mit ihnen lachen möchte. Allmählich stellen sich die Billethändler ein: an den königlichen Theatern, d. h. an denen, die von der Civilliste unterstüzt werden, haben diese Mäkler eine eigene Uniform, einen grauen Rock mit rothen Aufschlägen und eine Medaille; man kann ihnen daher volles Zutrauen schenken, bei den andern thut man wohl, sehr auf seiner Hut zu seyn, sonst kauft man Billete vom vorigen Tage und riskirt Händel mit der Polizei. Frühzeitig werden die hölzernen Barrieren aufgestellt, zwischen denen sich die Queue bildet. Um sechs Uhr wird die Kasse geöffnet und schon vor fünf stehen Leute da; es regnet, es geht ein kalter Wind, man spannt die Schirme auf und hüllt sich in den Mantel und feiert zähneklappernd den Freuden entgegen, die hinlänglich für alle Leiden entschädigen. Wie bei einer so unerschütterlichen Theatermanie nicht alle Bühnen

die glänzendsten Geschäfte machen, ist kaum zu begreifen; in den lezten Jahren haben vierzehn Theaterdirektionen fallirt. Die Queue fängt an zu wachsen, und nun beginnt auch das Geschrei der Journalhändler. Der eine ruft den Figaro aus. Sie wissen, daß Figaro wieder lebendig geworden ist, sich verjüngt hat, wie er auf der Vignette sagt. Für eine Theaterzeitung ist aber der Inhalt viel zu ernst; die Hälfte des Blattes ist mit politischen Bülletins und Berichten über die Deputirtenkammer angefüllt; was er von den interessanteren Rechtsfällen sagt, hat man den Tag über schon in der Gazette des tribunaux gelesen. Kaum läßt uns Figaro in Ruhe, so fängt Vert-vert an zu schreien, in demselben leiernden Tone: Voyez, Monsieur, vert-vert, journal du soir, les noms et les rôles des acteurs, trois sous. Nun kommt noch der Entre-act und dann le Musée des familles, und gar noch le Conteur, ein Journal, das bloß Erzählungen liefert. Doch in dem Kassenbureau erscheint Licht, die Queue sezt sich in Bewegung. Je vier oder fünf werden aus den Barrieren gelassen und lösen ihre Billette ein. Es ist rathsam, sich so einzurichten, daß man nicht wechseln zu lassen braucht; in der Eile steckt man oft falsche Stücke für ächte ein, oder zählt nicht genau nach. Kaum sind wir im Theater, so erschallt dasselbe Geschrei, wie vor der Thüre: L'entracte, journal du soir, trois sous, und so weiter; man kann auch die Stücke, die gespielt werden, kaufen: „Voyez, Messieurs, Farinelli, la pièce qu'on ira jouer, huit sous.“ Die Theaterzeitungen machen glänzende Geschäfte, und manche sind sehr gut redigirt, besonders Vert-vert; es läßt sich hier zuweilen ein ächt humoristischer Geist verspüren; durch den Voleur werden die besten dieser Aufsätze auch wohl in Deutschland bekannt. Die Dekoration des Saals ist ziemlich ärmlich; die Logen der Avant-scènes haben allein noch einiges Ansehen. Das königliche Wappen ist in keinem Theater, statt der goldnen Lilien erblickt man jezt mächtige Bündel dreifarbiger Fahnen. Troz Journalen und freundschaftlicher Gespräche verliert das Parterre die Geduld; ein französisches Parterre hat überhaupt keinen Ueberfluß daran. Hier und da wird mit den Füßen gestampft; die entsezliche Hausschlüsselmusik beginnt, und bald erwacht auch die des Orchesters, die nicht viel besser ist.

Das erste Stück ist vorüber; kaum ist der Vorhang heruntergerollt, so werden die Journale wieder ausgerufen; zu den früheren gesellt sich der Messager, und von den obern Galerien herab hört man die Garçons schreien: „Orgeat, bierre, limonade!“ Bald verbreitet sich ein erquickender Orangenduft durch das Parterre; es werden deren eine Menge verzehrt. Die Zuschauer, welche den Zwischenakt benuzen, um frische Luft zu schöpfen, binden das Taschentuch um die Bank; so lange das Schauspiel noch nicht angegangen, wird dieses Zeichen respektirt, bleibt aber der rechtmäßige Besizer zu lange aus, so hat er seine Ansprüche verloren. Dieser Fall ereignet sich aber selten; ein Franzose entsagt nicht leicht seinem Plaze im Theater; Streitigkeiten, die sich deßhalb erheben, führen indessen nicht selten Duelle herbei, zumal bei ersten Vorstellungen. Wir horchen jezt den Kritiken und Bemerkungen der Umstehenden über das Stück; die meisten sind ganz entzückt von Achard's Gesange; der Mann hat Unrecht, heißt es, daß er an diesem kleinen Theater bleibt, er könnte im Théâtre italien auftreten; andere erkundigen sich nach dem Verfasser der Musik, die er gesungen, und meinen, Rossini oder Bellini würden es nicht besser machen.

(Der Beschluß folgt.)

Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde.

(Fortsezung.)

Goethe indessen, wie er zu seinen Jahren zu kommen angefangen, und darnach sich umgesehen, wo in's Künftige seines Bleibens seyn sollte, hätte gern im Lande der Väter auf Lebenszeit sich angesiedelt, denn es gefiel ihm doch besser, die Dinge von oben herunter, als mit großer Beschwerde der Halsgelenke sie von unten herauf sich anzusehen; aber des Landes Natur wollte das nicht gestatten, und darum wehrten es auch die Geseze. Denn das Land und die Luft mit übriger Zubehör da oben haben die Beschaffenheit, wie man von einer der Faroerinseln in der Nordsee erzählt, daß, wenn etwa von Jahr zu Jahr ein Fremder, um die Auflagen einzusammeln, ihren Boden betritt, alle Eingebornen sogleich vom Schnupfen befallen werden; sie können's nicht leiden, wenn etwas von jenseits zu ihnen herüberweht, und müssen's gleich wieder ausspeien, weil sich's nicht mit ihrem Naturell vertragen will. Die Sanitätsgeseze hatten deßwegen Vorsorge gethan; wollte er zum Indigenat gelangen, dann mußte er sich zuvor, wie dort der Königssohn von Sidon, sein mütterlich Theil im Feuer ausbrennen lassen. Das aber gefiel ihm schlecht, weil er sich, so wie er war, gar liebgewonnen und von den scharf leckenden Flammenzungen sich ungern liebkosen ließ. Seine Spülmagen konnten ihm ganz und gar nichts helfen, denn sie hatten keinen Kurs da drüben und waren auch keine Helden darnach, um ihm sein Väterliches zu erstreiten, seine Schwerdmagen wollten ihm ihrerseits nicht behülflich seyn, weil sie die Strenge der Geseze kannten, und mit der anderseitigen Sippschaft gar nichts gemein haben mochten; so mußte er sich zum Bleiben, wo er einmal war, entschließen. Zuvor jedoch ging er zum Orakel der unsterblichen Götter, derjenigen nämlich, die er vor den Andern verehrte, um sie zu

befragen, welchen Rathschlusses sie denn über seine Zukunft eins geworden. Ihm wurde darauf erwidert: es sey ihm geordnet durch vorweltliche Fügung, daß er sich niederlasse am Ufer des Wassers, das Diesseits scheidet von Jenseits, und nun, ein tüchtiger Ferge, hinübertrage die Geister und ihr Ideengeräthe vom Hochlande zur Niederung, wenn sie mildgesinnt unter den Dortigen segenbringend zu wandeln Raths geworden; dazu würden die Götter seine Schultern mit der nöthigen Stärke ausrüsten und ihm den Stab zur Stütze anvertrauen. Er selber solle sich, einem Nazaräer gleich, vor Allem der Enthaltsamkeit befleißen, weder Wein trinken noch auch Meth, nichts Unreines essen und durch keine Scheere sein Haar berühren lassen. Nehme er dann mit Sorgfalt des ihm übertragenen Amtes wahr, dann werde Eine von Oben Einem von Unten ein Fräulein gebären, und das Kind werde, wenn die Zeiten sich erfüllt, am Ufer des Wassers erscheinen und ihn anrufen, daß er es hinübertrage. Er solle dann der Bitte sich nicht versagen, noch auch ermüden unter der Last, die er sich aufgeladen; Alles, was das Kind vornehme, dürfe ihn nicht beirren machen, er müsse vielmehr ringen mit ihm, wie der Dulder Odysseus mit dem Proteus im Meeresgrund, und habe er dann sich alle die Zeit zuvor gehalten nach der Götter Geheiß, dann werde er und Sie desgleichen, und seyen ihm sonst die Sterne günstig, dann werde er Sie sich zur Braut gewinnen. Die Gebrechen an ihm von Mutterhalb, an ihr von Vaterhalb werden dann gegenseitig sich ausgleichen, es werde wieder ein ebenbürtiges Geschlecht erwachsen, und dem zum Zeichen werde der Stab zum Baum ausgrünen, wenn aber nicht, dann werde die Ehre an ein anderes Geschlecht übergehen und der Stecken werde dürre bleiben. Weiter befragt um Namen, Zeit und Ort, erwiderten die Götter: er möge das Kind sich Poesie nennen, sonst aber nicht neugierig forschen nach Dingen, die voraus zu wissen durch die Verhängnisse ihm gewehrt seyen, vielmehr sich zu halten suchen, wie ihm auferlegt worden, immer seines Ursprungs in Bescheidenheit eingedenk. Da die Stimmen nun gänzlich verstummten, mußte er ablassen, ein Weiteres von ihnen zu erfragen.

Obgleich der Götterspruch den Fragenden nicht ganz befriedigt hatte, ließ er sich doch von ihm bedeuten, und that, wie ihm geheißen worden. Diesseits des Wassers, wo er sich eine bequeme Anlände ausgemittelt, erbaute er sich Haus und Gehöfte, siedelte dort sich heimisch an, und begann mit großem Eifer, seinem Amte sich zu widmen. Wollte einer der Geister von jenseits die diesseitigen selbst in eigener Person, oder auch nur mit seinen Geschenken besuchen, dann durfte er nur in die Hände klatschen; gleich, und wäre es Mitternacht gewesen, war der Eifrige zur Stelle, und schaffte auf seinen Schultern alles ihm Anvertraute ohne Gefahr hinüber. Es wurde der Einwohnerschaft rund umher dann wie im Schlafe zugetragen; sie bildete sich ein, sie habe alle die Herrlichkeiten nur geträumt, und dürfe daher, unbeschadet ihres guten Verstandes, an all den schönen Sachen sich ergötzen. Der Bote aber ermüdete nicht; denn bei jedem gegebenen Zeichen hoffte er, das ihm zum voraus angesagte Kind halte jezt am Ufer, und harre seiner, daß er es hinübertrage. Aber bei aller Bemühung und Aufmerksamkeit hatte er Anfangs unter seinen Landsleuten, sowohl bei denen, die sich zum Stamme der Philisthims rechnen, wie bei denen, die sich zu den Kaphtorern halten, gar wenig Beifall gefunden. Als das Wunderthier unter ihnen zuerst erschienen, waren sie seiner Spur gleich nachgegangen, und hatten wohl Fleisch von ihrem Fleisch und Bein von ihrem Bein gerochen, aber dahinter war noch ein anderer Schmack verborgen, der sie widerte und ihnen überaus verdächtig schien. Sie hatten darum weiter nachgeforscht, und hatten bald seinen vielfältigen Verkehr mit den jenseitigen Gegenden bemerkt, und das hatte sie leicht auf den Gedanken gebracht, er sey ein Spion und Landesverräther. Weil es aber Friedenszeit war, konnte der Vermuthung keine Folge gegeben werden, und sie hatten nun ihn für einen Seelenverkäufer zu halten angefangen, der die Ihrigen fremdem Dienst entführe. Da sie inzwischen bei öfterer Umzählung, die sie abgehalten, nie ein theures Haupt vermißten, mußten sie auch von dieser Meinung lassen. Es blieb nichts anders übrig, als für einen Schmuggler und Schwärzer ihn zu nehmen; zu oft hatten sie ihn bei nächtlicher Weile, dem Ansehen nach schwer beladen, bis zum Gürtel im Wasser herüberkommen sehen, ohne daß irgend etwas zu entdecken gewesen, was ihn so sehr belastet. Eine Zeitlang meinten sie wohl, schwarze Pudel liefen neben ihm auf dem Grunde des Wassers her und trügen die verbotene Waare, er dann mache nur die Grimasse dazu; weil aber nichts aus dem Hause geschafft wurde, blieben sie auch mit dieser Hypothese stecken, und beschlossen verdrießlich, lieber gar nicht mehr von ihm zu reden. Sie zogen darum einen Faden um seine Wohnung her, untersagten den Ihrigen, sich jenseits betreten zu lassen, und ignorirten ihn nun von ganzem Herzen, in ihrem ganzen Gemüthe und aus allen ihren Kräften.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, März.

(Fortsetzung.)

Die Königin. Die Gräfin von Blessington.

Kaum war, gleich einem Blitze aus blauem Himmel, die jüngste Ministerialveränderung aus dem Kabinet des

Königs auf das Land gefallen, als durchgängig der Ruf laut wurde: das hat die Königin gethan, das sind die Folgen ihrer Reise nach Deutschland! Und es mochte ihr eben so lieb, als ihrem Wagenlieferanten unlieb seyn, daß sie damals in Brighton, statt in London war. Die Aufregung der untern Volksklassen würde unstreitig zu Koth und Steinen gegriffen haben. Auch war man am Hofe gegen jenen durchdringenden Ruf nicht gleichgültig. Ohne Zögern und zu wiederholten Malen versicherten diejenigen Blätter, die dem neuen Ministerium günstig waren – die Times an ihrer Spitze – und die recht gut das nachtheilige Gewicht zu berechnen wußten, welches der vermuthete Einfluß der Königin ihren Günstlingen anhing, daß der Wechsel der Minister die freie und alleinige, von Niemand bewirkte Entschließung des Königs sey. Hiermit noch nicht zufrieden, gaben sie, wenigstens zu drei Viertheilen offiziell, Gespräche zwischen der Königin und verschiedenen Damen und Herren des Hofes, alle darnach zugeschnitten, die Theilnahmlosigkeit der Königin an Staatsgeschäften zu beweisen. Und erst vor Kurzem wurde die Antwort veröffentlicht, welche Ihre Majestät auf eine Bittschrift um Verwendung bei ihrem königlichen Gemahl in Betreff der Ueberlassung eines Stück Kronlandes zu einem kirchlichen Zwecke gegeben hat, und welche in klarer Sprache die Versicherung enthält, daß Ihre Majestät es sich zur Pflicht gemacht habe, nicht mit dem kleinen Finger in das Rad der Staatsverwaltung einzugreifen. Wenn die Königin dessenungeachtet bei der Allgemeinheit des Volks wenig beliebt ist, so rührt dieß wahrscheinlich nur daher, daß diejenigen, die ihr nicht wohlwollen, den Zeitungsberichten mißtrauen denn „tiefgewurzelter Glaube ist schwer auszurotten."

Sollte mit diesem Mißtrauen, unter andern, dem Herausgeber der Times Unrecht geschehen, so hat er auf alle Fälle den Vorwurf, die Farbe der Tories zu tragen, höchlich durch das Lob verdient, welches er vor wenigen Tagen sich bewogen fand, über eine nur eben in drei Bänden erschienene Novelle der Gräfin von Blessington auszugießen. Die zwar nicht vornehm geborene, aber vornehm gewordene, durch weibliche Mittel von der bescheidenen Nadel zum stolzen Grafenstande gelangte und mit einem bunten Ruf geschmückte Dame hat, so viel ich weiß, ihren Beruf zur Schriftstellerin erst durch eine ähnliche Novelle darzuthun gesucht. Außerdem steht ihr Name als Herausgeberin von Heaths book of beauty in den Jahrbüchern der schönsten Literatur von der Welt, der außerordentlichen Taschenbücher. Sie hat ebenfalls ihre Hand, oder mindestens Gedichte von ihrer Hand, in dem Keepsake. Das book of beauty sowohl, als das Keepsake sind unstreitig die fashionabelsten Taschenbücher in England. Ihre äußere Ausstattung ist glänzend, Meisterwerke der ersten Maler finden sich darin durch die Stahlstiche der ersten Künstler dieses Fachs verherrlicht und verbreitet. Das Inhaltsregister nennt nur hohe Personen, mit Ausnahme von kaum zwei oder drei literarischen Notabilitäten, als Lieferanten der Geschichten und Poesien. Es ist jedoch nicht zu läugnen, daß die Verfasser und Verfasserinnen dieser gereimten und ungereimten Sachen, namentlich im laufenden Jahrgange, mit dem glücklichsten Erfolge einen schroffen Gegensatz zu dem ausgezeichnet trefflichen Papiere geliefert haben, auf welchem ihre Produkte gedruckt sind.

(Der Beschluß folgt.)

Berlin, Ende Februars.

Industrielle Streifzüge.

Vor einigen Jahren steckten Ingenieure das große Köpnicker Feld ab, um darauf eine neue Stadt zu bauen. Dies Köpnicker Feld ist nämlich ein ausgedehntes Ackerstück innerhalb der Ringmauern Berlins, worauf nicht allein Kohl, Kräuter, Gemüse, sondern auch Korn gebaut wird; es gibt vollständige Landwirthschaften und Landwege daselbst, und nicht eben von der appetitlichen Sorte. Aber die Eigenthümer waren zornig; sie wollten Bauern bleiben, und sahen nicht die Nothwendigkeit ab, weßhalb der Staat oder die Stadt sie zu Bürgern machen wollten. Aber Staat oder Stadt wollten absolut, und es sezte fast blutige Köpfe, indem die Polizei den Ingenieuren zu Hülfe kommen mußte. Da kam die Julirevolution dazwischen, welche auch im andern Berlin von bleibenden Folgen gewesen; denn ohne Polignac hätten wir jezt Trottoirs auf den Bürgersteigen. Aber das Edikt, welches alle Bürger zwingen sollte, Granitplatten zwischen ihren Häusern und dem Rinnsteine zu legen, wurde in der Stille zurückgenommen, und es dem freiwilligen Bürgersinn überlassen, die Initiative zu ergreifen. Eben so ging es mit dem Köpnicker Felde. Es gibt schon Karten, wo Straßen, Gassen, Plätze, Kirchen und Häuser verzeichnet sind, aber die werdende Stadt ist wie eine Fata Morgana unter Kartoffeln und Rüben versunken. Es hat sich mit dem Häuserbedürfniß wie mit dem Reichthum gezeigt, es existirte nur in der Imagination. Wenn auch die Miethen verhältnißmäßig noch nicht sinken, so sinkt doch der Häuserwerth, wie die zahllosen Subhastationen, meist weit unter dem Taxwerth, täglich beweisen. Bis zu der Münchener Krisis kam es freilich noch nicht; wenn man aber die überall ausgebotenen Häuser zählt, so begreift man den Muth nicht, der noch immer neue baut, und das in Gegenden, die außer dem Zuge liegen. Einst meinte man, der schöne, neue Stadttheil, der sich nordwärts von der Spree, nicht weit von den Linden, nach der Charité zu erhob, werde das Modeviertel werden, aber die Mode war launisch. Sie zieht sich jezt vor's Potsdamer Thor, und die Chaussee nach Potsdam verwandelt sich in eine reizende Straße von mit Gärten umgebenen Villen, und die immer belebte, von schönen alten Bäumen beschattete Straße nähert sich bereits dem botanischen Garten, an dem das Dorf Schöneberg grenzt. So ganz unpraktisch hat die Mode indeß nicht verfahren, denn die hohen Pallastbauten der Louisenstadt stehen auf Moorgrunde; schon beim Bau stürzten mehrere Mauern, weil die Substruktionen nicht stark genug waren, ein und jezt eben senkt sich eines der schönsten Gebäude, und die Bewohner haben es über Hals und Kopf verlassen müssen, aus Furcht, unter den Ruinen begraben zu werden. Es ist wohl ein trauriges Schauspiel, wozu man täglich strömt, die übergeneigte prächtige Fronte mit zerbrochenen Scheiben, zerbrochenen Fenstergesimsen, abgebröckeltem Kalk, und durch Nothbalken von außen gestüzt, um der drohenden Katastrophe zu begegnen. Aber moralisch wiederholt sich dasselbe Schauspiel viel furchtbarer und häufiger, wenn auch nicht so augenfällig, nämlich der unvermeidliche Sturz glänzender Unternehmungen ohne das sichere Fundament des Bedürfnisses. Während am Potsdamer Thore die Industrie und der Handel sich von selbst einfinden, baute man ihnen, weil man sie hinziehen wollte, zwischen den Linden und der Louisenstadt einen Pallast im Voraus; aber sie kamen nicht, und es gibt jezt keinen kläglichern Anblick, als Abends die armseligen Schuster- und Trödlerladen, kärglich von einem Talglicht erhellt, wo die himmelhohen Scheibenthüren deutlich von ihrer Bestimmung sprechen, ein Bazar für allen Luxus der Residenz zu werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 27.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 80.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 3. April 1835.

Cora. — Sagt uns nun, Herr, was Ihr thun wollt.
Antrasen. — Thun, als ob das Orakel nichts gesagt hätte.

Goethe.

Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde.

(Fortsetzung.)

Er inzwischen hatte fortgefahren zu thun, was seines Amtes war. Den Kommenden und Gehenden hatte Poesia, die Dichtkunst, eine Seitenverwandte seines Vaters, liebgewonnen; er hatte sie einst unsichtbar herübergetragen, sie war in seinem Hause eingekehrt, hatte sich dort in gleicher Unsichtbarkeit wohnhaft gemacht, und die heimliche Liebe, die sie zu ihm getragen, war nicht ohne Segen und Frucht geblieben. Er sah das und wußte das, hielt aber dadurch den Ausspruch der Götter nicht erfüllt, die ein Kind, mit Fleisch und Bein angethan, ihm der Abkunft nach verwandt, vorhergesagt, das immer nicht erscheinen wollte. Er wartete eine Zeit und eine andere Zeit, und wie fort und fort nichts kommen wollte, wurde er des Wartens immer mehr verdrießlich. Das Nazaräerleben wollte ihm gar nicht wohl bekommen; aus dem Meth zwar machte er sich wenig, warum er aber des Weines sich entschlagen solle, stand nicht zu begreifen, und gegen die Enthaltsamkeit empörte sich gar sein Mutterwitz. Er verlegte sich daher auf's Grübeln, und nachdem er erst herausgebracht, daß die Götter ihn wohl zum Besten gehabt, grübelte er weiter, wer unter den Unsterblichen allen ihm das gethan, und so kam er mit seinem Verdachte zulezt auf den Christengott, dem er früher schon gar nicht gewogen gewesen. Nun wurde ihm mit einemmale klar, was die Mystifikation bedeutete: keine Scheere sollte sein Haar berühren, bis die Tonsur es weggenommen; keine unreine Nahrung solle er zu sich nehmen, begreiflich nur Milchspeisen und Fastnachtskost; die gebotene Enthaltsamkeit und Alles wurde nun hell und deutlich, auch daß die Zukunft des Kindes am Nimmertage erfolgen würde. Da erzürnte er sehr und beschloß, dem Betruge einen Possen zu spielen und, weil über dem langen Warten die Haare ihm ergrauen wollten, unter seinen mütterlichen Verwandten sich eine Frau zu freien und mit ihr ein solides Leben zu verführen. So ging er hinab nach Tamnatha und hielt dort um Frau Prosa an, und führte sie, da sie ihm gewährt worden, mit großer Freude heim. Da aber gab's gewaltigen Streit unter den beiden Frauen. Frau Prosa war gar hoffärtig und breit und vierschrötig; was ihr unter die Fäuste fiel, dem wurde gar übel mitgespielt. Frau Poesia ihrerseits aber war überaus fein und zart, und hätte immer den Kürzeren gezogen in jedem Streit; aber sie konnte sich unsichtbar machen und war dann nirgendwo zu finden für die Grobe. Der Hausherr wollte seinerseits auch der neuen Buhlschaft wegen nicht lassen von der alten Liebe; so blieb die Philisterin wohnen im untern

Erdgeschoß und besorgte Küche und Keller; die Zarte aber wohnte oben und nahm mit dem unsterblichen Theile vorlieb. Es wurde also eine Haushaltung wie bei dem Grafen Gleichen und in der Stella, und es ging nicht ab ohne vieles Gezänke der beiden Frauen; aber Eine um die Andere kam in die Wochen und beschenkte ihn mit Nachkommenschaft. Und es zeigte sich, daß des Vaters Doppelnatur sich unter die beiden Linien der Descendenz vertheilt. Frau Poesia empfing und gebar ihm nämlich Gretchen und Clärchen und Mignon mit dem Harfner als Zwillinge, Iphigenia, Mariane, den Werther, Tasso, die Prinzessin, den Götz und andere Viele. Aber neben der Rachel sah der Herr auch die triefäugige Lea an und machte sie sehr fruchtbar, und sie gebar ihm die Lotte mit dem Albert, den Weislingen, die natürliche Tochter, den Bürgergeneral, den Cagliostro, Stella, Ferdinand, die Therese, Aurelia, den Abbé, Jarno, Lothario und viele Andere, deren Namen mir nicht mehr gegenwärtig sind. Und es hatte die besondere Bewandtniß um die beiden Bräuchen, daß die der schönen Rachel in den Niederlanden alle miteinander nicht recht gedeihen wollten. Der Vater pflegte es daher dem großen Pädagogen Rousseau nachzuthun, indem er wenige Tage nach ihrer Geburt sie unter den Mantel nahm und bei nächtlicher Weile sie in der Stille über das Wasser trug: diesseits ging dann die Rede aus, sie seyen wegen großer Schwächlichkeit mit Tode abgegangen. Söhne und Töchter der Lea aber gediehen auf's Allerbeste in der dicklich substanziellen Atmosphäre; sie bekamen Kinder und Kindeskinder und waren überall gern gesehen, wo sie sich niederließen. Nur die schöne Seele in dieser Linie war blutsüchtig und mußte herübergebracht werden, um in der bessern Luft zu genesen, was jedoch nicht anschlagen wollte.

Nachdem der Nazaräer sich also sein Haus erbaut, wollte er sich auch ein Reich begründen, damit er etwas zu regieren habe. Er sah also umher und hielt bei allen Kreaturen hienieden Umfrage, ob sie ihm dienen wollten. Zuerst wendete er mit seiner Frage sich an das Gestein, das aber erwiderte mürrisch: „wir sind zu verdrießlich, träg und schwer beweglich und können darum mit Dienste dir nicht zu Willen seyn; geh' aber zu dem Lichte, das ist quick und flink und eilig und deiner Natur näher zugewandt.“ Er ging also zum Lichte und fragte, ob es ihm in Liebe zugethan und in aller Treue ihm gewärtig zu seyn sich entschließen könne. Das Licht im Vorübereilen rief ihm nach: es sey allzusehr pressiert, habe vor Eile nimmer Weile, sey überdem auch schon versagt; er solle sich aber an die Blumen wenden, dort habe es in den Farben Wohnung gemacht und stehe zu Befehl. Er wendete sich also zu den Blumen und wiederholte gar einschmeichelnd seine Frage. Die Blumen aber sagten: „wir sehen dich wohl mit Augen und verstehen deine Winke, aber wir hören dich nicht, und auch du kannst dich nicht recht in unsere Rede finden; wir können dir daher nicht in rechter Treue dienstbar seyn; geh' aber zu unsern Nachbarn in's Thierreich hin, die werden dir besser Red und Antwort geben.“ Also richtete er sein Wort an das, was da kreucht und fleugt auf Erden, oder auch auf vier Füßen geht, und wie er wieder sein Fragezeichen vorgelehnt, da erwiderte der Intermaxillarknochen des Esels in ihrer aller Namen: „nimm mich und was sonst als Kinnbacken mit mir zusammenhängt und gehe mit mir unter die Philister und erobere dir dort ein Reich.“ Und er ließ sich die Rede nicht zweimal sagen, nahm den Knochen mit Zubehör, ging zu ihnen hinab und gab ihnen das bekannte Zeiträthsel auf: „Speise ging aus vom Fresser, und Süßigkeit kam vom Starken.“ Er selber war des Räthsels Lösung; aber die Männer von Ascalon wußten nichts von ihm, sie hatten überdem auch ihre Bibel rein vergessen. Da fuhr er unter sie und schlug ihrer Tausend und sang dann: „mit dem Kinnbacken des Esels, mit dem Intermaxillarknochen der jungen Eselin habe ich sie gezüchtigt und tausend der Ihrigen geschlagen.“ Die Erhebung des Kinnbackens heißt fortan der Ort, und eine Quelle frischen Wassers bezeichnet die Stätte der Xenienschlacht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zeitbilder aus Paris.

(Fortsetzung.)

Gehen wir im Zwischenakte nach dem zweiten Stück in die freie Luft, so finden wir denselben Tumult wie einige Stunden zuvor. Längst hat der Handel mit den Contremarken begonnen. Man stürmt auf jeden Heraustretenden los, der Eine drückt ihm das Geld in die Hand, der Andere reißt ihm das Billet aus den Fingern. „Vendez-vous votre contremarque?“ heißt es von allen Seiten; dazu gesellt sich das Gekreisch der Mädchen, welche ihre Orangen feilbieten: „Deux sous et trois sous les belles oranges.“ Cabriolets rollen ab und zu, die Kutscher fluchen, die Municipaux thun vergeblich ihr Möglichstes, um Ordnung zu erhalten. Wir finden nun den Saal etwas voller als vorher: Pich-tong-kang, was jetzt an die Reihe kommt, ist eine sehr beliebte Posse. Viele Kritiker haben von der französischen Poesie gerügt, sie sey zu verständig: diesen wünschte ich, daß sie Pich-tong-kang sehen könnten, sie würden einen großen Fortschritt in der Pariser Literatur bemerken.

Fich-tong-kang ist ein tartarischer Prinz, der stets Paris und Peking durcheinanderwirft, so daß das tollste Zeug zum Vorschein kommt. Der Kaiser von China, Ka-ka-o LXII., leidet an einer eigenen Idyosynkrasie; ihm ist immer, als sitze ihm eine Fliege auf der Nase: Fich-tong-kang beweiset ihm, diese Fliege sey ein Maikäfer, und schlägt den Maikäfer todt; dafür wird Fich-tong-kang begnadigt; er war vom Hofe verbannt, denn der Kaiser konnte seinen Namen nicht leiden; er fand darin eine beleidigende Anzüglichkeit (Fiche ton camp heißt bekanntlich: packe dich weg!), und diese Anzüglichkeit hat man auf Louis Philippe deuten, und in der Fliege, die Se. M. auf der Nase zu haben glaubt, die ministerielle Krisis sehen wollen. Wir haben indessen nur Ein Epigramm finden können: Ka-ka-o sagt zu seinem Hofstaate: „Je reçois toujours avec plaisir," und weiterhin: „Je suis entouré de ma Chine (de Machines). Die kleinen Blätter haben fälschlich ausgesprengt, die Minister werden darin mit Namen genannt. Es geht übrigens so bunt durcheinander, daß man Mühe hat, diesen tollen Witzkapriolen zu folgen. So wird unter Trompetenschall bekannt gemacht, die in der Hauptstadt anwesenden Fremden seyen gehalten, sich das rechte Ohr abzuschneiden und in den kaiserlichen Pallast abzuliefern. Fich-tong-kang erkundigt sich nach dem Grunde dieser Verordnung. Der Kaiser, heißt es, lerne singen; sein Lehrer habe ihm gesagt, er habe nicht Ohr genug (qu'il n'avait pas assez d'oreille), daher Se. Majestät sich damit versehen wollen.

Mit Fich-tong-kang ist das Theater für heute zu Ende; aber die Primadonna, die berühmte Dejazet, haben wir nicht zu sehen bekommen. Wir kommen ein andermal wieder, wenn sie in Sans clé oder in la fille de Dominique auftritt. Es ist der Mühe werth, sie genau zu studiren: die Dejazet ist, wo nicht die beste, doch die originellste Schauspielerin in Paris. Ich wünschte, den Leser auch in die Benefizvorstellung der Taglioni zu führen, wir würden aber keinen Platz finden. Diesen Sommer schlenderte ich im Palais-royal herum; vor mir her ging ein Männchen von zierlicher Statur; er trug Kamaschen, die das halbe Bein bedeckten und eine ganz feine Wade sehen ließen; unter dem Hute quollen einige Haarstreifen von einer blonden Perrücke hervor. Mein Gesellschafter bat mich, etwas rascher zu gehen und den alten Herrn genau anzusehen; ich fand ein eingefallenes, geschminktes Gesicht, das mit dem spitzigen Kinn zur Hälfte in einer hohen Halsbinde vergraben war; sein Gang war noch äußerst zierlich, die Füße auswärts, aber es ging langsam. — Das ist Vestris! Vestris, der als Amor aus den Wolken gestiegen, der auf den Flügeln des Zephirs über die Bühne geflogen! Dieses zerfallene, eingeschrumpfte Gesicht bedeckten einst die schönsten Damen mit Küssen und diese steifen Beine haben den Eigenthümer in den Tempel des Ruhmes gewirbelt! Vestris ist eine der interessantesten Antiquitäten von Paris, und diese Antiquität wird mit der Taglioni ein Menuett tanzen.

Reiseblätter von Karl Mayer.

Wanderrer'.

Ist's nicht genug, daß ich von Haus
Tief einsam mich hieher verlor?
Du Baum auch trauerst still hinaus
In dieses flache, weite Moor?

Verwünschest du nicht selbst den Wind,
Der hieher trug dein Samenkorn,
Und war mein Wandersauge blind,
Das mich hieher gelenkt im Zorn?

Wehlaut.

Der Hunger ruft aus blauer Höh'
Im Habichtschrei hernieder;
In der Natur klingt auch das Weh
In Schönheitslauten wieder.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Ende Februars.

(Fortsetzung.)

Industrielle Streifzüge.

Tivoli wird von seinem bankerotten Besitzer zur Pacht ausgeboten, der ein Vermögen von einigen achtzigtausend Thalern der Idee geopfert, für Berlin einen Vergnügungsort zu gründen, der alles bisherige Vergnügen in sich verschlingen sollte. Die Mode konnte ihm helfen, aber nur bis zu einer gewissen Grenze, die Freiheit reservirte sich Jeder, sich selbst zu vergnügen, wo es ihm am besten gefiel. Wenn die faulenden Bretter des Kartenpallastes zusammenstürzen, wird schwerlich ein anderer Unternehmer das Gebäude von Stein aufrichten; denn der Erfolg hat gelehrt, daß kein Bedürfniß dazu in Berlin ist. Eben reißen die gierigen Hände unerbittlicher Gläubiger auch die Rutschbahnen, Teiche, Schaukeln und das Sommertheater unsers Elysiums ein, und zerstückeln zur Subhastation die zusammengekauften Grundstücke. Weder die alten Bretter, noch der festgestampfte Boden werden ihnen Ersatz geben. Der unglückliche Unternehmer sucht nun in der Stadt Zuflucht, indem er sein Sommerelysium in einen Winterpallast verwandelt; es ist aber wieder nur eine Speculation auf Glanz, der bald erblassen muß, weil keine Sonne dahinter ist. Nur das Kolosseum hält sich, weil es auf ein Bedürfniß gegründet ist. Die Bürgerklassen kommen, um ihr Vergnügen, die höheren, um die Neugier zu befriedigen.

Statt aber, daß der Ruin Andern zur Lehre diente, haschte die Spekulation nur darnach, die freigegebenen Kunden für sich zu gewinnen. Solid bestandene Etablissements überbieten sich selbst durch Glanz, und man hat doch herausgerechnet, daß dieser, traurigerweise, nur in zwei Branntweinladen der Königsstraße zum Zweck führte. Die Phantasie mag sich keinen Feenpallast prächtiger denken, als die eine dieser Schenken, strahlend von flammenden Edelsteinen, von Rubin- und Sm–ragdlichtern, und mit einer sich beständig drehenden Krystallsonne. Elegant gekleidete Damen schenken hier Branntwein vor einem zerlumpten Auditorium, unter das ein ordentlicher Handwerksbursch sich nur selten verirrt. Nächst der Feuersonne macht übrigens das Glück der Entrepreneurs der Umstand, daß kein Schemel und keine Bank in dem Laden geduldet wird. Eine gute Restauration kommt noch immer fort, es gibt dafür genug Fremde und wohlhabende Junggesellen, die von Jagor hält sich jedoch ihres soliden Etablissements wegen noch immer oben auf, ja sie hebt sich noch, seit die Wittwe dem Geschäft mit mehr Genialität, als ihr verstorbener Gatte versteht. Wie die Kuchenbäcker noch Nahrung finden, begreift man kaum. Die Laden schießen wie Pilze aus dem Boden, und die Waare ist durch die Konkurrenz unverhältnißmäßig billig. Die Konditoren besonders sind es, die dem Glanz sich rücksichtslos hingeben, und bei Weitem nicht die erwarteten Früchte ziehen. Nur die Josty-Stäbelyschen Etablissements, welche statt schöner Ladenmädchen die Literatur zu Hülfe ziehen, und sich nur dann ausdehnen, wenn das dringendste Bedürfniß es fordert, prosperiren im eigentlichen Sinne. Wie die Armuth dagegen im Verhältniß zum Glanze zunimmt, lassen uns die Aufforderungen des Bürgerrettungsinstitutes und der Armendeputation ahnen, und Cirkulare des Magistrats bereiten auf eine neue Steuer vor, wenn die Wohlthätigkeit sich nicht schnell und thätiger verarbeitet, als bisher. Schon werden in unserer Stadtverordnetenversammlung Kämpfe gefochten, so ernst und mit so schroff sich gegenüberstehenden Principien, als im englischen Parlamente. Die Noth wird, trotz aller theoretischen Gründe dagegen, zu einer Armentaxe führen. Eine Motion des Professors Klenze, der eine Armensteuer auf den Grund der bisherigen freiwilligen Beiträge ex aequo et bono wollte, ist vorläufig nur durch geringe Stimmenmehrheit beseitigt.

Wenn überall Dampfschiffe, Eisenbahnen, Dampfwagen entstehen, so scheint es unbegreiflich, weshalb darin gerade bei uns noch so wenig geschieht. Chausseen ziehen sich zwar jezt durch unsern Sand, aber noch in keinem Verhältniß zu unserer sonstigen Regsamkeit und der Bedeutung, welche Berlin für Norddeutschland hat. Die Industrie will hier noch nicht Hand anlegen, sie blickt erwartend auf den Staat, der sich seines Monopols noch nicht begeben hat. Endlich ist denn nun die Rede von einer direkten Chaussee nach Dresden. Die Seehandlung übernimmt den Bau, und unterhandelte um die wohlfeilsten Bedingungen mit den Banqueschaften, indem sie eine Doppellinie gezogen hat, und sich für die erklären wird, wo sie das Land am Billigsten erhält. Aber es wird noch Jahre dauern, und hat schon zwanzig Jahre seit dem Frieden gedauert, daß wir von Berlin nach Dresden auf einem Umwege von 23 Meilen fahren müssen. Unsere königlichen Schnellposten sind vortrefflich; aber in jedem andern Orte würde die Industrie hunderterlei Arten von Landkutschen nach den benachbarten Städten hervorgerufen haben. Bis jezt gibt es deren nur in der Richtung nach Potsdam. Das Fuhrwerk in Berlin wird durch das leider noch dauernde Monopol der Droschken an seiner Verbesserung gehindert. Allein die schon oft angeregten Omnibus, die Stage-Coaches nach entfernten Stadttheilen und Dörfern, die zu bestimmten Stunden abgingen, würden gewiß ihre Rechnung finden, wenn industrieller Gemeinsinn da wäre und Entrepreneurs zu Actienvereinen sich zusammenthäten; aber dieser Sinn fehlt im Verkehr noch zu sehr. Jeder möchte für sich handeln. Auch die Associés blühender Handlungen scheinen oft den Moment nicht abwarten zu können, um ihre Firma's zu trennen, damit Jeder für sich eine neue bilde.

(Der Beschluß folgt.)

London, März.

(Beschluß.)

Aristokratische Literatur. Die italienische Oper.

Ich hoffe zur Ehre der deutschen Uebersetzer, daß keiner sich mit diesen Produkten befaßt hat oder noch befassen wird; und dasselbe hoffe ich in Betreff der gedachten neuen Novelle der Countess of Blessington. Der Titel ist: die zwei Freunde, the two friends. Möglich auch, daß es im Deutschen heißen muß: die zwei Freundinnen; denn es kommen im Buche eben so gut zwei Männer vor, die Freunde, als zwei Mädchen, die Freundinnen sind; die Männer wie die Mädchen spielen die Hauptrollen, und aus den Freunden und Freundinnen werden zulezt zwei Ehepaare. Es ist ein Hochverrath, der den Strang, eine Sünde, die das Fegefeuer verdient, daß der Herausgeber der Times die Verfasserin mit einem Smollet und Fielding auf gleiche Stufe gestellt hat; denn langweiligeres und gehaltloseres Zeug ist wohl selten zur Schmach der Literatur und zum Jammer der verlockten Leser unter dem Preßbengel hervorgekrochen. Aber was schadet es! Die vornehme Welt kauft das Buch, weil eine vornehme Dame es geschrieben hat, und der Verleger gewinnt, obgleich, wie man sagt, das Honorar gegen siebenhundert Pfund beträgt.

Nach vielmal verbreiteten und gleich oft widerrufenen Gerüchten, nach gleich oft freudig erregten und schmerzlich getäuschten Erwartungen ist endlich — es heißt, unwiderruflich — der vierzehnte des gegenwärtigen Monats zur ersten Vorstellung im italienischen Opernhause, the king's theatre, bestimmt. Rossini's Tancred soll den Reihen beginnen, aus keinem andern Grund, als um die Primadonna, Signora Brambilla, eine Schülerin der Pasta, würdig einzuführen. Signora Brambilla ist schön auf den Brettern, da wird manch englisches Fischblut warm werden. Gleichzeitig sollen Madame Cinti und Caradori Allan auftreten. Diese erwarten jedoch ihren Triumph von Meyerbeers Crociato in Egitto, eine Oper, die jezt täglich probirt wird und, nach den Proben zu urtheilen, einen genußreichen Abend verspricht. Als weitere Engagements, welche Laporte abgeschlossen zu haben versichert, nennt man die Namen Pasta, Grisi, Rubini, Lablache, Ivanoff, Tamburini, Giubilei und Coulon als Balletmeister. Bald nach Ostern soll die ganze Gesellschaft vereinigt seyn und dann Donizetti's neue Oper in Scene gesezt werden. Geht Alles, wie es gegenwärtig auf dem Papiere steht, so kann die fashionable Welt und Jeder, der einen Frack und eine halbe Guinee in der Tasche hat, sich auf köstlichen Ohrenschmaus freuen, und nicht bloß Ohren-, auch Augenschmaus, auf der Bühne, wie in den Logen. Ich empfehle daher denjenigen meiner Landsleute, die zum Zwecke solchen Genusses einen Abstecher hieher beabsichtigen, die italienische Oper vorzugsweise an dem Tage zu besuchen, wo die Königin ein drawing-room hält. Doch stehe ich nicht für die Folgen. W. S.

Beilage: Literaturblatt Nr. 34.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 81.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 4. April 1835.

— C'est la mort qu'ici vous respirez:
Quand Rome s'endormit de débauche abattue,
Elle laissa dans l'air ce poison.

Delavigne.

Prolog

zum Trauerspiel Nero.

Von Karl Gutzkow.

Locusta.

Ihr Menschen dort, rings auf den Marmorsitzen,
Bergt euer Angesicht, und preßt zurück
Den Athemzug in unbelauschte Ritzen,
Den Mantel ziehet über das Genick,
Des Auges Pfeile lasset matter blitzen,
Und öffnet, da in diesem Augenblick
Die Hölle qualmt, zu meinem Schreckensworte
Bedächtig halb nur eures Ohres Pforte!

Locusta bin ich, die Giftmischerin,
Die alte Ahnfrau römischer Cäsare.
Dem Tod zum vorgezeitigten Gewinn
Vermittle ich die Wiege und die Bahre;
Verwesung wehet über Alles hin,
Wohin ich nur mit meinem Athem fahre:
Und nah' ich mich, gleich ist am Himmelsthor
Der Stern umreift mit einem Nebelflor.

Des Tags wohn' ich im afrikan'schen Sande,
Bis man des Nachts nach Rom mich rufen läßt.
Noch schwillt im gelben flatternden Gewande
Der blasse Hauch der afrikan'schen Pest.
So eben brachte mich von Libyens Strande
Zum heute angesagten Todtenfest
Ein gift'ges Schlangenpaar, das nun, ich glaube,
Dort raschelt in des Parkes schatt'gem Laube.

Herauf, herauf, ihr schwerversöhnten Schatten!
Ihr Töchter, die ich liebte, Julia,
Untreue Gattinnen untreuer Gatten,
Du Messalina, und du, Livia!
Hebt euern Fuß, den schlotterndmatten,
Es ist die greise Ahnenmutter da!
Herauf! verlaßt des Orkus finstre Säle,
Daß ich durch euch mich für den Jüngsten stähle!

Zersprungen ist der Hölle Schloß und Riegel,
Es nahet sich die dichte Larvenschaar,
Es spritzen aus dem infernal'schen Tiegel
Blutrothe Funken, wie Kometenhaar;
Ich seh' euch, aber löst des Mundes Siegel
Und streckt mir drohend nicht die Hände dar!
Wollt' Einer unter euch viel Jahre zählen,
Konnt' ich doch nichts, als sie dem Andern stehlen. —

O zürne, bleich Gespenst, Germanikus,
Nicht allzusehr dem Mund, dem willenlosen,
Der früh auf dich gedrückt den Todeskuß!
Und du, dem ich zum Knabenspiel statt Rosen
Nicht minder früh, mein Kind Britannikus,
Gegeben einen Kranz von Todesmoosen,
Der du entmannt schon starbst, und noch nicht Mann,
Nimm ohne Graun den Gruß der Mutter an!

An meines Jüngsten Schwelle steh' ich jezt,
An Nero's Schwelle, der den Göttern treulich
Sich angetraut hat, ob er gleich verlezt
Der ewigen Natur Gesetze neulich:
Denn hat nicht Agrippina so benezt
Mit Blut die Erde und gerast so gräulich,
Daß selbst Erinnys jene Fackel senkt,
Mit der sie einst Oresten hat bedrängt?

Die Fahne weht, die schwarze Todesfahne,
Vom Winde flatternd nun einmal gefaßt;
Wer ist noch Held? O sey nur Partisane
Von dem, was einmal stürzt mit Hast.
Die alte Schuld sucht, wo sie Weg sich bahne:
Einmal begonnen, los und ohne Rast
Rollt sich die Kette um; — der Sieg ist dessen,
Der Unerhörtem Größres zugemessen.

Du aber, wirrer Kranz, den das Entsetzen,
Um anzuschauen, hier zusammenflicht,
Woll'n etwa deine Blicke sich ergötzen
An bunten Scenen, welche im Gedicht
Dir Blumen vor die trunknen Augen setzen,
So halte dich zurück und traue nicht:
Denn leicht wohl möchte sich der Schlange Zischen
In Philomelens süße Strophen mischen!

O fluchbeladne Zeit! wo wie ein Dieb
Ganz leise hämmernd zu gesunden Theilen,
Durch alle Muskeln, durch der Adern Sieb,
Wo irgend unversehrte Keime weilen,
Unheilbar schleicht des Gifts Ansteckungstrieb!
Wer hier noch leben will, muß sich beeilen,
Denn rings sind falsche Netze ausgestellt;
Die große That kommt mit dem Sarg zur Welt.

So rolle denn der Vorhang auf und zeige
Euch eine Welt, die Manchem wohl verhüllt,
Ob eine Haut auch auf die Andre zeige,
Wie einstmals an des Telamoniers Schild.
Des Alterthumes abgestandne Neige,
Die große Roma ist's, womit erfüllt
Ein Becher sich euch beut, dem Phantasien
Und mancherlei Erfindung Würze liehen.

Erwache Mondenschein, des Tages Lüge!
Ihr schlummernden Geheimnisse erwacht!
Es nahen sich die langen Geisterzüge,
Die, ob sie gleich aus Fleisch und Blut gemacht,
Doch schon am Leben nicht mehr haben Gnüge,
Und bald schon ragen in des Orkus Nacht:
Was Wirklichkeit, was Traum hier im Gedichte,
Malt sich zu einem Traum der Weltgeschichte.

Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde.

(Fortsetzung.)

Daß er so gar sehr grob gewesen, hatte nun die Aufmerksamkeit des Völkchens auf ihn hingelenkt; beide betrachteten sich gegenseitig: Völkchen, wie gefalle ich dir? Wölfchen, wie gefällst du mir? Das Gefallen war gegenseitig nicht übergroß. Zwar war unverkennbar, seit er unter den Töchtern des Landes gefreit, hatte er sehr an Popularität in der flachen Landschaft zugenommen. Die Umwohner hatten den gesegneten Zuwachs seines Hauses gar wohl gewahrt; die Kränklichkeit der Rachelskinder und ihr Verschwinden war ihnen gar nicht leid gewesen, dafür hatte sie das Gedeihen der Leassöhne und Töchter doch erfreut. Das große Schnepfenthal, das die Illuminaten des Lehrbeleses gegründet, hatte ihren vollkommenen Beifall, das Treiben der Kunstfreunde schien ihnen höchst ersprießlich, die aufgeblasenen Komödianten, die als Prediger ausgingen in alle Welt, erfreuten sich ihrer höchsten Gunst. Aber das alles wollte doch nicht ganz erklecken, um ihren heimlichen Verdacht völlig zu beschwichtigen. Er hatte sich öffentlich verlauten lassen, daß er den Tabak nicht leiden könne, und dabei war ihnen Lichtenbergs Ausspruch: daß nie ein Genie geraucht, heiß auf die Seele gefallen. Die Judenschaft hatte sich höchlich dadurch verlezt gefunden, daß er dem Tabak auch den Knoblauch beigefügt. Die Judenschaft war aber keineswegs zu vernachlässigen; denn sie galt damals viel auf den Ministerien und bei allen höhern Dicasterialen, der eingerissenen schlechten Finanzen wegen; auch hatte sie angefangen, in die Milch und Honig träufenden Landschaften einzuwandern. Die Schwester des Knoblauchs, die Schalotte, die bekanntlich von Ascalon im Philisterlande ihren Namen hergenommen, bildete den Leitton von den Knoblauchsfreunden zu den Tabaksfreunden, und beide verbündeten sich in gleicher Entrüstung. Aber der Zorn beider besänftigte sich durch den dritten Abscheu, den er kund gegeben, den vor dem Kreuze, dem fatalen Marterholze nämlich, denn Nacken und Knie waren ihm über dem vielen Tragen steif geworden, so daß Neigen und Bücken ihm beschwerlich fiel, und die Stellung des Titanen, der aufgeworfenen Hauptes den Blitz empfängt, ihm natürlicher

bedünkte. Er hatte sich daher auf dem alten Götterolympus eingepfarrt, sich ein eigenes Naturevangelium zusammengedacht, einen Weltgeist als Vorstand über seine Entelechie und die der Andern gesezt, und wenn er nun, seinen Idealen nachgehend, am Wege einem Kreuz begegnete, dann beugte er aus mit Scheu, und die Verdrießlichkeit hatte er sich denn einmal verlauten lassen. Es traf sich aber, daß auch gleichzeitig die in den Niederlanden unter sich in gleich erhabener Vernirtheit eins geworden, das Christenthum abzuschaffen. Der Geringste unter ihnen war sich bewußt, daß er zeugend gezeugt selbsteigener Sohn des einwohnenden Vaters sey; am Geiste war auch kein Mangel, also war alle andere Trinität überflüssig, und sie hatten dafür eine Art von Allah eingeführt, weil die Huris ihnen nicht übel gefielen, und die Schicksalstragödien sie ohnehin schon an den Fatalismus gewöhnt. Als sie darum die Verwünschung des Kreuzes vernahmen, waren sie recht im innersten Herzen erfreut; auch der Judenschaft war es eine gute Erquickung, als die Gänse so recht spöttisch zum verhaßten Zeichen aufgesehen; aller Harm und Kummer war nun vergessen, alle Schmerzen vom Kinnbacken her wurden verbissen, die verdächtigen Zeichen wurden gütig übersehen und die Herzen begannen dem fremden Manne sich zuzuneigen.

Es war aber damals gerade kaiserlose Zeit im Lande. Die Einwohner hatten ihren Kaiser so knapp und schmal gehalten, daß der zulezt unwirsch worden und ihnen gesagt, sie möchten sich nach Gefallen einen andern Kaiser suchen, er seinerseits habe nicht länger Lust, als ihr Schirmvogt und Mehrer ihnen vorzustehen. Sie hatten Anfangs diese Sache sich sehr zu Herzen genommen, als aber bald ein anderer Liebhaber zu dem Amte sich gemeldet, war ihnen die Sorge wieder aus dem Sinn gekommen, und sie wurden mit aufrichtigem Enthusiasmus dem neuen Schirmherrn zugethan. Der war aber vom froschessenden Storchgeschlecht, und hauste und schnabulirte wie der Oger so unmenschlich unter seinen pflegbefohlenen Schützlingen, daß sie ganz bestürzt seiner bald müde wurden und sich nach einem andern Gebieter umthaten. Da fiel ihnen der Inhaber des Intermaxillarknochen in die Augen; er war ein gar stattlicher Mann, und wenn sie sich an seine Seite stellten, überragte er gleich dem Sohne des Cis, der auch die Eselinnen des Vaters zu suchen ausgegangen und eine Krone gefunden, alle Männer im Philisterlande und in Israel um eine volle Kopfeslänge. Für ihr Leben gern hätten sie zwar den schwarzen Pudel in seiner Nähe gesehen, und etwas von einem Pferdefuß wäre sehr nach ihrem Geschmack gewesen; denn der Brenz, zu dem sie jezt in Frankreich sich das ausschließliche Patent erstanden, war damals in der Kontinentalsperre das beliebte Getränke; aber da er einmal damit nicht dienen konnte, redeten sie sich auch diese Grille wieder aus. Sie wußten schon, daß er kein Händelmacher sey, für die Thronfolge hatte er auch reichlich vorgesorgt, und so wurden sie denn endlich Raths, sich zum Ehrenkaiser ihn zu wählen. Sie bauten ihm also einen Thron, kleideten ihn in den Mantel, der gleich dem im Mährchen der Eselshaut immer in der Farbe der Zeit schillerte, gossen das Oelkrüglein über seinem Haupte aus, und Crethi und Plethi kam, um ihm zu huldigen. Und der König der Ehren saß auf seinem Stuhle, und wußte allerdings den Scepter wohl zu führen. Zwar schien er aus seinen neuen Unterthanen sich nicht allzuviel zu machen, und diese wollten auch kein rechtes Herz zu ihm fassen; denn er war nicht leutselig, und sie meinten darum, er sey hochmüthig und überhebe sich der neuen Würde. Zwar ließen sie sich nicht viel von ihm befehlen oder auch nur einreden, und verwiesen ihn gleich, wenn er dazu Miene machte, nach alter Gewohnheit auf ihre Wahlkapitulationen und die goldene Bulle. Mit Römermonaten und Kammerzielen wurde er auch keinesweges überlaufen; sie hatten, jeder zwischen seinen vier Pfählen, die Territorialhoheit sich angeeignet, sohin auch die Reichsabgaben sich zugetheilt, und verspeißten sie nun auf Gelagen, die sie alljährlich ihm zu Ehren abgehalten. Sie umschlichen ihn und suchten ihm zum Zeitvertreib seine Schwächen abzusehen, und hatten sie einen Fund gemacht, dann höhnten sie ihn und riefen Kahlkopf! Kahlkopf! dann zürnte er wohl einmal auf und puffte mit der Kinnbacke unter sie, und sie wurden wieder ehrerbietig. Sah er dann wieder freundlich, dann kamen sie auf's Neue herzu und wären's nicht gewesen. Solcher Art war das Regiment, das sie mitsammen führten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, März.

Gestörter Karneval. Theater.

Die unglückliche Nachricht von dem nahen Tode des Kaisers Franz brachte hier vielem Fastnachtsscherze den wirklichen Tod. Feste, deren ungemeiner Glanz sehr lange Vorbereitungen erheischt haben, gingen plözlich an ihr in der Geburt zu Grunde. Um so willkommener war die spätere Kunde von der Besserung des Gesundheitszustandes des österreichischen Monarchen. Kaum aber hatte man die frohe Hoffnung gefaßt, unter diesen Umständen sich am 3ten dieses Monats, dem Namensfeste des Prinzen Friedrich August, recht mit freier Seele der Freude überlassen zu können, als die gewisse Todespost die in den Ballsälen neuaufflammenden Kerzen plözlich auslöschte, um späterhin das dem Verewigten in der katholischen Hofkirche aufgebaute Trauergerüst damit auszustatten. — In diesem Momente ist das Theater von ganz besonderer Kraft. Alle tragischen, komischen und musikalischen Reize werden aufgeboten, der Tadelsucht des Publikums den Mund zu stopfen. Und wenn das häufig mit Schauenden und Hörenden übervoll gestopfte Haus als ein Zeichen des Gelingens dieses glücklichen Manövers zu

betrachten ist, so hat die Bühnenintendanz wirklich damit reüssirt. Besonders ist Bellini's so wohltönende „Norma,“ durch Gesang und Spiel der unerreichten Schröder-Devrient noch mehr gehoben, schon eine Zeitlang eine unwiderstehliche Lockung. Dazwischen kam die „Somnambula,“ welche durch diese Künstlerin ebenfalls ihres Sieges gewiß ist. Außerdem ging auch in den lezten Tagen dem Schauspiel ein neuer, wahrhafter Stern auf. Seit langer Zeit hat keine hier Gastrollen gebende Schauspielerin sich einer so ausgezeichneten Aufnahme zu erfreuen gehabt, als Fräulein Bauer von der Petersburger Bühne. Schon seit mehreren Tagen thut der Dresdener Anzeiger verliebte Nothseufzer: die hiesige Bühnendirektion solle doch um Gotteswillen die seltene Künstlerin uns zu gewinnen trachten. Ohne Zweifel ist das der unbildige Ausdruck eines allgemeinen Wunsches, der sicher ohnehin von dem Theatervorstande Berücksichtigung erhalten wird, wenn kein Hinderniß von Seiten der hochgefeierten Dame entgegensteht. Diesmal aber kann er wenigstens mit Recht als die von selbst aus der Brust gequollene Stimme Eines für Viele sich ausgeben, was bekanntlich nicht immer der Fall mit den Wünschen zu seyn pflegt, die sich mit dieser Ueberschrift in den Tagblättern dem Publikum zur Schau darlegen.

(Der Beschluß folgt.)

Berlin, Ende Februars.

(Beschluß.)

Industrielle Streifzüge.

Ein großer Ochs ließ sich jüngst sehen, und darauf todt schlagen und dann verzehren. Es haben sehr viele Berliner von ihm profitirt, die Zeitungen durch die Insertionen, der Schlächter und Eigenthümer durch das gelöste Geld, die Gourmands durch die Leckerbissen, und der Redakteur der Zeitschrift Berlin, Herr Rellstab, durch das Testament des getödteten Opfers, welches er zum Besten gab. Weil er darin den großen Ochsen mit der Ueberzeugung sterben läßt, daß auch ohne ihn viel große Ochsen in Berlin leben bleiben, soll das Journal an hundert Abonnenten gewonnen haben. Eine Zeitschrift, welche mit der Zeit gehen will, muß, wie man sieht, auch das zünftige Interesse wahrnehmen; denn während der gelehrte Stand mehr und mehr aus der Leserklasse ausscheidet, für die ehedem Journale geschrieben wurden, rückt der gewerbtreibende Bürgerstand ein, und ich weiß nicht, ob dies Publikum schlimmer ist, als die blasirten Gemüther, welche in Kaffeehäusern und Konditoreien zur Zeit noch den Stamm der Journalleser ausmachen. Jener Ochs starb indeß nicht ohne Protestationen, die zwar nicht er, und am wenigsten mit seinen Hörnern, dafür aber die Kollegen seines Herrn einlegten. Der industrielle Gemeinsinn that sich nämlich hervor, indem mehrere Schlächtermeister in den Zeitungen dem großen Ochsen die absolute Qualität, größern Wohlschmack zu gewähren, weil er groß sey, absprachen; denn groß sey noch nicht gut, und wenn es schwer sey, große Männer, so sey es desto leichter, große Ochsen zu erzielen, und nicht die Quantität, sondern die Qualität, welche allein das Produkt einer guten Mastung sey, mache den wahren guten und großen Ochsen.

Wenn ich sagte, daß es bei uns zur Zeit noch an der Tugend des industriellen Zusammenthuns fehle, so muß ich die Brückenaktienvereine davon ausnehmen. Die Spree wenigstens ist durch Aktien jezt nach Bedürfniß verbunden. Auch kommt eben ein großer Aktienverein zur Konstituirung einer preußischen Lebensassekuranz zu Stande. Die Unternehmung scheint sicher und zeitgemäß, indem die allgemeine Wittwenkasse jezt, dem Privatmann verschlossen, nur die Anmeldung wirklicher Beamten annimmt, und auch diesen Bedingungen stellt, die in einem reinen Societätsvertrage wegfallen, so daß der Einkaufende eine bestimmte Anzahl Jahre gelebt und beigetragen haben muß. Stirbt er früher, so erhält die Wittwe nichts, und alles Eingelegte ist doch verloren. Auf sichere Grundsäze basiet, und bei einer möglichst geringe Kosten machenden Verwaltung kann jene Assekuranz den Assekurirten eine vollständige Sicherheit gewähren. Schon sollen hier in Berlin allein sich mehr Aktionäre unterzeichnet haben, als man für den ganzen Staat berechnet hatte, und unsere ersten Kaufleute treten als Direktoren auf. Das unterzeichnete Grundkapital beträgt eine Million preuß. Thaler.

Auch die Schauspieler thun sich zu einer gegenseitigen Versicherung zusammen, das heißt, besser spielen zu wollen, als bisher. Es hat sich nämlich unter den Hofschauspielern ein dramatischer Verein gebildet, mit der Absicht, die gesunkene Kunst wieder durch gemeinsame Anstrengungen zu heben. Die erste Bedingung ist: zur Einsicht zu kommen, daß es jezt schlecht ist. Ob alle Theilnehmer sich unumwunden dazu bekannt, steht sehr dahin. Man muß aber auch nicht zu streng seyn und die Eitelkeit nicht zu scharf angreifen. In dieser Beziehung will man für's Erste Alles vermeiden, was zu persönlichen Reibungen Anlaß geben könnte, und es ist deshalb über auf dem wirklichen Theater vorgekommene Darstellungen kritisirend zu reden nur dann erlaubt, wenn ein Mitglied seine eigene Darstellung kritisirt wünscht. Zur Prüfung und zum Besprechen werden dramatische Poesien gewählt, die in der Regel nicht zur Aufführung kommen, oder der gewöhnlichen Ansicht nach ganz untheatralisch sind. Vorläufig ist man darauf aus, eingeschlichene Mißbräuche in der Technik zu beseitigen; wollte man aber warten, bis man damit zu Stande k. z., so könnten noch Jahre hingehen, ehe man zu Wesentlicherm kommt. Indessen sollen doch schon nebenher Verhandlungen geben über konventionelle oder natürliche Auffassung der Charaktere, Vereinigungen über eine gemeinsame Aussprache fremder Worte und heimischer Laute, und die poetisch ästhetische Kritik der Stücke und Darstellungen soll ihr Recht behalten. Was der Verein erzielen wird, läßt sich schwer voraussagen, da die Umstände bedeutend mitspielen. Jedoch ist es jedenfalls eine gute Regung und ein Fortschritt. Die Regisseure können dem Unternehmen nicht ganz gleichgültig zusehen, da der Verein unter sich etwas übernimmt, was anderwärts, wo keine Hofbühnen sind, ihre Pflicht ist: Hindernisse zu überwinden und ein Ensemble hervorzubringen. Bei uns sind die Regisseure angestellte Staatsdiener, die keinen Beruf fühlen, Märtyrer zu werden, indem sie mehr thun, als ihr Kontrakt ihnen buchstäblich auferlegt.

Räthsel.

Ein Räthsel ist's, die Lösung ungewiß,
Mit einer Hülle, die verhüllt es dicht,
Doch öffnet sie sich gern dem Frühlingslicht,
Das freundlich dringt durch einer Wolke Riß,
Von warmem Regen wird sie auch erweicht,
Daß oft ihr ganz Geheimniß plözlich weicht.

Und wenn ein böser Wurm nicht innen steckt,
So bringt die Lösung Blüthen an den Tag
Und Früchte, wie Natur sie nur vermag,
Wenn ihre Kraft die hohe Sonne weckt.
Das mag denn eine Blüthenknospe seyn?
O ja! doch ist ihr Baum der Mensch allein.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 82.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 6. April 1835.

Ambubajarum collegia, pharmacopolae,
Mendici, mimae, balatrones.
Horat.

Zeitbilder aus Paris.

Die Pariser Boulevards.

Es läßt sich nicht leugnen, daß ein origineller, bestimmt ausgeprägter Volkscharakter, wie aus allen größern Städten, so auch aus der französischen Hauptstadt sich nach und nach verliert und die Scenen und Geschichten aus dem Leben des niedern Volks an verschiedenen Orten mehr oder minder unter denselben Bildern wieder zum Vorschein kommen. Aber wir haben denn doch in Paris noch oft Gelegenheit, Dinge zu bemerken, welche dem Pariser so eigenthümlich, dem Fremden so auffallend sind, als man sich's sonst irgendwo nur vorstellen kann. Außer dem allgemeinen, unvergänglichen Interesse, das sich an Paris knüpft, findet der Beobachter fremder Länder und Städte hier noch so manche charakteristische Züge im Volksleben, welche ihn, wenn auch nicht in eine ganz neue, unbekannte Welt, doch in ein wunderbares, eigenes Reich der Sitten führen. Eine reichhaltige Ausbeute gewähren namentlich die Pariser Boulevards dem Sittenmaler. Hier sind die Hauptspaziergänge, hier herrscht das regste Leben, hier sind die meisten Theater und andere Sehenswürdigkeiten in Masse, hier trifft man die kostbarsten Laden, die reichsten Bazars, die schönsten und theuersten Café's. In den angrenzenden Stadttheilen wohnen die meisten Fremden, welche Rang und Reichthum besitzen oder nur auf einige Monate nach Paris kommen; auf den Trottoirs der Boulevards schlendern die meisten jener glücklichen Müssiggänger, welche Alles sehen und doch nichts sehen, deren Geist und Herz leer, aber deren Börse stets voll ist. Darum haben auch hier viele jener tausend und aber tausend Betriebsamen der verschiedensten Gattung und Lebensart ihre Hauptniederlage aufgeschlagen, und gleichwie der Tuileriengarten der Spielplatz für die Kinder und der Lieblingsspaziergang der eleganten Welt ist, so sind die Boulevards der Marktplatz für die kleinen Industriellen, welche unter mannichfaltiger Gestalt allda ihr Talent und Gewerbe üben und ihre Angeln nach fetten Fischen auswerfen. Die modernsten darunter sind die sogenannten Allumeurs, in wörtlicher Uebersetzung „Anbrenner," jene ambulanten Waarenverkäufer nämlich, welche goldene Uhrketten, Ringe, Hemdknöpfe und dergleichen mehr, Alles von echtem, gediegenem Gold, um einen Spottpreis feilbieten. Nie sieht man sie allein, ohne Kunden, sondern ein ganz fein gekleideter Herr oder eine Dame stehen immer dabei und sind im lebhaften Handel begriffen. Wird ein Kauflustiger dadurch herbeigelockt, so ist der Handel alsbald abgeschlossen; der Preis der Waare wird vor den Augen des Hinzutretenden ausbezahlt und der Käufer freut sich über den erstaunlich

billigen Einkauf. Kommt man aber nach einer Stunde wieder, so sieht man immer noch denselben Käufer und Verkäufer, welche dasselbe Manöver unablässig wiederholen, und am Ende geht doch Einer in ihre Netze, der noch die Erfahrung machen muß, daß nicht Alles Gold ist, was glänzt. Obwohl diese Art der Industrie innig verwandt, ja in den Augen eines ehrlichen Mannes ein und dasselbe mit Spitzbüberei ist, so erlaubt doch das Gesetz den öffentlichen Betrieb dieses Gewerbes, und die ausübenden Mitglieder desselben werden nur dann der Kategorie ihrer Zwillingsbrüder beigesellt, wenn sie sich nebenher bei ihren Anbrennereien einfallen lassen, dem Käufer sein Taschentuch oder seine Uhrkette auf unbestimmte Zeit heimlich abzuleihen. So oft ein glücklicher Fang gemacht ist, verschwinden diese Allumeurs von dem Orte, wo sie so lange gestanden, und kommen dann wieder in einem andern Stadttheile zum Vorschein.

Geht man auf den Boulevards spazieren, so hat man keinen Augenblick Ruhe; auf jedem haben sich mehrere Bettler Plätze gemiethet und sprechen die Vorübergehenden an; hat man seinen Stock vergessen, wird Einem alle zwanzig Schritte einer angeboten; hat man bestaubte oder schmutzige Stiefeln, schreien Einem ein Dutzend Stiefelputzer nach: Monsieur, faites cirer vos bottes! Alle Augenblicke kommt ein Verkäufer von Früchten, von Kuchen, von Plaisirs und anderm kleinen Backwerk, und die Kleinhändler mit Pantoffeln, mit Schlafmützen und weiß der Himmel mit was, schreien alle um die Wette durcheinander und führen mit den unaufhörlich vorüberrollenden Kabriolets, Omnibus und Tilburis ein tausendstimmiges, betäubendes Konzert auf. Am interessantesten ist eine Wanderung über die Boulevards an Sonntagen bei schönem Wetter. Dann wälzt und drängt sich Alles auf den Nebenwegen für die Fußgänger; die benachbarten Stadttheile machen dann hieher eine Volksanleihe, und die ganze Bourgeoisie der Stadtviertel St. Denys und St. Martin geht hier in ihrem Sonntagsputz spazieren. Die großen, breiten Wege sind an solchen Tagen lebhafter und bunter als gewöhnlich und tragen das sonntägliche Gepräge der Lust und Behaglichkeit. Das läßt sich auch leicht begreifen: die Pariser Handwerker und Arbeiter haben nicht alle Tage in der Woche ihr Vergnügen; sie müssen zu Hause eine Familie ernähren, ein Budget unterhalten, welches vom Hunger diktirt wird. Darum arbeiten sie die ganze Woche hindurch, und wenn sie dann am siebten Tage einige Stunden sich gemächlich ergehen und einige Franken verzehren, welche sie entweder vor die Barriere oder in's Theater tragen, so ist dies sehr natürlich. Auf dem Boulevard zwischen der Porte St. Denys und St. Martin, sowie auf dem Boulevard du Temple ist dann in der Regel das dichteste Gewimmel; auf dem leztern haben die Possenreißer und Spaßmacher ihre Buden aufgeschlagen und sorgen nach Kräften für die Belustigung des niedern Volks. Diese Künstler machen hier einen wahrhaft höllischen Lärm. Die Schläge von wenigstens einem halben Dutzend türkischer Trommeln vermählen sich mit dem durchdringenden Geschmetter der Trompeten und Hörner; die Trommelwirbel, die schrillenden Töne der Klarinette, das Geschrei der Pickelhäringe und Papagaien, der heisere Ruf der Marktschreier, welche mit ihren Späßen das Gelächter der entzückten Masse erregen — das Alles klingt in einer betäubenden, polternden Disharmonie zusammen und bildet ein Gewirr und Getümmel am heiligen Sonntag, welches den vernünftigsten Engländer zur Verzweiflung bringen würde. Man bedenke aber, hier ist der Konzertsaal des Volks, hier ist sein Mozart, sein Beethoven, sein Boieldieu, sein Auber; das, was uns die Seele erhebt und begeistert, die überirdische Sprache der Töne, welche die Lieblinge der Götter den Himmlischen abgelauscht, würde unverständlich an den großen Ohren der wogenden Volksmasse vorüberschwirren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde.

(Fortsetzung.)

Nun höre man Wunder, was an einem schönen Nachmittage im Verlaufe desselben vorgefallen. Des Kaisers Majestät saßen unter der Krone auf ihrem Stuhle, um von den Regierungsgeschäften auszuruhen; und wie sie nun so bald müßig aus den Fenstern ihrer Residenz herausgesehen, da kam aus dem Urwalde eine gar wundersame Jungfrau herangeschritten. Eine Decke von Gefieder ausländischer Vögel, in allen Farben brennend, war um ihre Lenden hergeschlagen; ihr Haupt wurde von einer Krone, aus gleicher Farbenpracht gewirkt, umfangen, Karmoisinschlangen waren in die schwarzen Haarflechten eingeflochten; mit aller Frische der Jugendschöne und allem Reize der Unschuld und höherer Geistigkeit, aber sonst mit wenig Anderem angethan, war sie nur, gleich den armen Seelen im Fegfeuer, in ihre Flammen eingehüllt. Sie nahte wie beflügelt der Burg, und wurde auf ihr Begehr zum hohen Inhaber derselben eingeführt. Des Kaisers Hoheit waren gnädiger Laune an diesem Tage, was die Ehre des unverhofften Besuchs ihr verschafft, war die herablassende Anrede, mit der die Eintretende empfangen wurde; die aber stand, die Hände gegen ihn ausgestreckt, und wie die Sinne sie verlassen wollten, hatte er sie aufgefaßt und sie sich gegenüber auf den Sopha gesezt. — „Sie haben wohl in der Zeitung gelesen, daß wir einen großen

Verlust vor wenig Tagen erlitten haben durch den Tod der Herzogin Amalie?“ war die beruhigende Anrede, mit der er die Schweigende aufzurichten sich bemühte. „Ich lese keine Zeitung,“ ist die Erwiderung, „nichts interessirt mich hier, denn nur Sie allein, und da bin ich viel zu ungeduldig, um in der Zeitung zu blättern.“ — „Sie sind ein freundliches Kind.“ Lange Pause. Das Waldmädchen sieht sich geängstet, sie kann nicht so wohl erzogen auf weichen Pfühlen sitzen und ein geneigt Gehör erbitten, rasch springt sie daher auf, fällt dem Landesvater ohne Umstände um den Hals und entschläft, ermüdet von der Aufregung und den Nachtwachen der Reise, an seiner Brust. Man denke sich die Verlegenheit; sechzig Jahre waren am väterlichen Haupte vorübergegangen, aber sie hatten noch nicht Mittenwinter darauf zurückgelassen; die Etikette war zwar grob verlezt, sollte er aber den Hofmarschall dessen noch obenein zum Zeugen machen? Der seltene Paradiesvogel hatte sich dem olympischen Zeus vertraulich in die Arme gelegt; mochte der Adler noch so grimmig sehen, ablehnen ließ sich die Zudringlichkeit nicht; mit Unglimpf sie abzuweisen, wäre aber barbarisch gewesen. Also ließ der Göttervater sich das Abenteuer gefallen und trug huldvoll den fremden Vogel wenige Minuten, bis er erwachte, worauf er dann wieder zu Wald geflogen und weiter in die Welt auf und davon.

Doch nein! weit wohl, aber nicht allzuweit. Der Geist führt das wandernde Kind an der Hand einsame Straßen, sezt es nieder an Wassers Rand und ruht da mit ihm aus; dann geleitet er es auf hohe Berge, und so allmählich in die Runde herum, bis wieder nahe zum alten Fleck. Durch der Mutter Herz führt der kürzeste Weg zum Sohn, dort zu den Füßen der Frau Räthin Goethe auf der Schawelle werden also die ersten Laute intonirt; an ihr wird das Maaß genommen, viel Muthwill wird getrieben, kostbare Gefäße, die einmal in der kurfürstlich kölnischen Silberkammer gewesen, werden meisterlich beschrieben, von der Frau Rath aber klüglich in's himmlische Reich gewiesen; tragische Vorfälle der Zeit werden mit gleicher Meisterschaft besprochen und beschrieben, mitunter Landschaften mit nicht minder großer Kunst. Zwischendurch wird dann mit lustigem Humor einige Liebesnoth geklagt und mit einigen kühlen Umschlägen mit Behülflichkeit temperirt. Da schreibt sie einmal: „liebe, liebe Tochter! nenn mich für alle Tage, für alle Zukunft mit dem einen Namen, der mein Glück umfaßt; mein Sohn sey Dein Freund, Dein Bruder, der Dich gewiß liebt u. s. w.“ Das wird Schlüssel nun und Creditiv: „nun wend' ich mich wie die Sonnenblume nach meinem Gott, und kann ihm mit dem von seinen Strahlen glühenden Angesicht beweisen, daß er mich durchdringt.“ Damit ist der Briefwechsel zwischen der Kazickentochter und dem Oberhaupt der Christenheit und dem Schirmvogt der Kirche eingeleitet. Die Antwort ist, wie Adam sie zur Verführerin gesprochen: „Solcher Früchte, reif und süß, würde man gern an jedem Tag genießen, den man zu den schönsten zu zählen berechtigt seyn dürfte;“ freilich noch, wie man sieht, Rocaille-Umredung des noch kürzern, aber plebejischen: „schmeckt noch mehr!“ wird indessen gut aufgenommen; ein Spaß mit Gall und Tieck zieht wie eine Maskerade quer hindurch; eine kleine fünftägige Liebschaft macht Aufsehen, die überraschende Wendung mehrt die Vertraulichkeit; das Du findet sich von selbst hinzu; die Wege sind nun angeordnet, Steifleinen ist ausgezogen, und ein behagliches Gewand wird angelegt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, April.

Der Hofgarten.

Unser Hofgarten mit seinen Linden- und Kastanienbäumen, seinen Fontainen, den im glänzenden Farbenschmuck prangenden Arcaden, mit der Tambosischen Konditorei, dem litterarischen und Kunstvereine, den eleganten Modeladen, der Bildergalerie u. s. w. ist ein nach Quadratfußen abgemessenes Stückchen Natur, eingefaßt von Kunst, Literatur, Konfekt und Mode; so ein bequemes, recht artig eingerichtetes Spiel- und Erholungsplätzchen für die lieben Residenzkinder. An Sonn- und Feiertagen wird hier in den Mittagsstunden, etwa von eilf bis ein Uhr, römischer Korso zu Fuß gehalten. Was unsere Stadt nur Ausgezeichnetes und Schönes besitzt, treffen wir dann hier; kein Münchner oder Münchnerin, kein hier sich aufhaltender Fremder, der auf Welt und Ton Anspruch macht, pflegt diese Promenade zu versäumen. In den freundlichern Jahreszeiten wogt die bunte Menge unter den schattigen Alleen auf und ab, im Winter unter den gegen Unwetter schützenden Arkaden. Man begegnet, grüßt, lächelt sich an, weicht sich aus, erzählt und mustert sich gegenseitig, spinnt kleine Augenromane an, macht einander stille Vorwürfe und läßt auch der Chronique scandaleuse ihr altes, unbestreitbares Recht: „digito monstrare et dicere hic (sive haec) est!“ — Sonst ist der Hofgarten mit seinen Arkaden zugleich auch die litterarisch-artistische Börse von München. Zu jeder Stunde des Tages finden wir hier spekulirende Papierhändler, bei uns auch Dichter und Schriftsteller genannt. Nicht die Annullirung der Guebhardschen Anleihe hat die Stirne jenes rasch und in sich gekehrt einherschreitenden Mannes, der die Hände verschlungen auf dem Rücken hält, so finster umwölkt; ganz andere Sorgen drücken ihn, für die Novelle will sich nicht der rechte Schluß, für das Trauerspiel nicht die rechte Lösung, und am Ende für beide nicht der rechte Verleger finden. Dort, wo die Arkaden in den Hof der Infanteriekaserne sich münden, wandelt still, mit hängendem Kopfe, ein Mystiker auf und ab, und beschwört unter der lärmenden Janitscharenmusik der auf die Wache ziehenden Kompagnie den Geist Jakob Böhmes mit dunkeln, krausen Formeln. Wir begegnen hier auch Philosophen aller Art, die ihre rationellen oder supernaturalistischen Stocks an den Mann bringen

möchten. Politikern und Aesthetikern, die im literarischen Verein das tägliche Journalbrod zu sich genommen, und sich jetzt eine diätetische Motion machen, um die Artikel des Journal des Debats oder der Berliner politischen Zeitung gehörig zu verdauen. Wir Deutschen müssen nun einmal auch beim Spazierengehen oder sonstigen Erholungen beschäftigt und thätig seyn, philosophiren, meditiren, kalkuliren u. s. w., so wie unsere Frauen auch gern gesellige Unterhaltungen mit dem Strickstrumpf besuchen. Zu dem glühenden sicilianischen Himmel, wie er uns hier aus Rottmanns Bildern entgegenleuchtet, unter welchem neben den goldenen Früchten des Südens auch glühende Leidenschaften und das dolce far niente reifen, will sich freilich das deutsche geschäftige Pflastertreten nicht als ächte Staffage oder Umgebung eignen.

„Fremde Wurzel dieser Boden,
Fremder Wipfel jener Luft!"

Doch das ist nun einmal das Schicksal der Dichtung oder der Kunst, die aus der warmen, liebevollen Brust ihres Schöpfers hinausgestoßen wird in die weite, fremde Welt. Der Philolog stopft sich eine frische Pfeife, um den Zorn des Achill und die Kämpfe der Iliade mit gehöriger Muße und kritischer Besonnenheit zu analysiren; Marquis Posa unterbricht in ästhetischen Gesellschaften seine weltbürgerliche, edle Begeisterung, um sich mit Butterbrod und Thee zu stärken. Eine Raphaelische Madonna muß alle Tortur einer öffentlichen Versteigerung aushalten, und eine sentimentale Schwärmerin fällt vor einem derben Teniers in Ohnmacht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Dresden, März.

(Beschluß.)

Frühlingsblicke. Vorlesungen. Eine Hellseherin.

Seit einigen Tagen scheinen bereits alle Segnungen des bevorstehenden Lenzes im Anzuge zu seyn. Aus des Stromes blauem Spiegel lacht der unbewölkte Zenith, und die Erde hat ihr grünes Sommerkleid angethan. Nur die Blumenstickerei fehlt noch und das Grün der Bäume, welches indessen auch schon aus den Sträuchern der Spaziergänge um die Stadt neugierig hervorschielt. Wenn keine Winterstücken im Hintergrunde lauern, so kann der hausbackene Mann, der, irre ich nicht, von Berlin aus, ein „Victoria" für eine neugewonnene Welt ohne Winter ausposaunte, auf die Wahrheit seines Triumphgesanges das ganze Sommerhalbjahr hindurch pochen, sollte ihm auch der diesem folgende Winter vielleicht nur desto muthwilligere Spöttereien zuziehen. Haben wir aber auch wirklich nun schon zum zweiten Male so gut wie gar keinen Winter gehabt, so sind doch die Wintervergnügungen diesmal eher vermehrt, als vermindert worden. Besonders auch boten sich nicht nur über Erde und Himmel überhaupt in dem geräumigen Zwingersaale höchst interessante Vorlesungen vom Professor Dr. Choulant, Hofrath Reichenbach und Oberinspektor Lohrmann dar, sondern es wurden auch im neuen Lokal des immer mehr anwachsenden Kunstvereins belehrende Vorträge über Kunst gehalten, die nur wegen Beschränktheit des Raumes sich nicht auf andere Hörer, als die Mitglieder des Vereins erstrecken konnten.

Die von der achtungswerthen Gesellschaft der Flora veranstaltete Pflanzenausstellung mit Blumen und Früchten in dem ehemaligen Doublettensaale auf der Brühl'schen Terrasse bot diesmal zwar eine geringere Zahl von Gegenständen, als in der Regel, aber zum Theil recht auserlesene Stücke. Mehrere Abende war das Lokal mit bunten Lampen ungemein reich beleuchtet. Daß diese Maßregel beitragen konnte, die Blumen so recht in ihren eigenthümlichen Farben erscheinen zu lassen, wird schwerlich Jemand behaupten; allein offenbar bezweckte man damit auch weiter nichts, als dem Ganzen einen besondern, überaus anziehenden Reiz zu geben, und wirklich verdient die höchst gelungene Ausführung der glücklichen Idee die dankbarste Anerkennung. Man glaubte sich in ein glanzvolles Feenreich versetzt; besonders verführerisch nahmen sich die an den Bäumen im Ueberflusse hangenden goldenen Früchte Hesperiens aus.

Wenn auch der Glaube an die Wunderkraft der Frömmlerin Schumann in dem benachbarten Sommsdorf ohne Zweifel eine starke Abnahme erlitten hat, so stirbt doch auch in Sachsen das Geschlecht der wunderthätigen Heiligen nicht aus. Ganz neuerlich erst ist wieder eine solche Person im Dorfe Strecken bei Leisnig aus der Obscurität ihrer Verhältnisse aufgetaucht. Ihre Wunder gewinnen auch schon darum eine weit annehmlichere Außenseite, weil die Hempel in Strecken so eben dem Frühlinge erst zum dreiundzwanzigsten Male entgegengeht, während die Schumann bereits das fünfzigste Lebensjahr überschritten hat. Auch sind überhaupt die Wunder dieser jungen Person weit bedeutender, als die, welche ihrer alten Amtsschwester in Sommsdorf nachgerühmt werden. Die Hempel ist nämlich eine eigentliche sogenannte Hellseherin. Und sie ist es keineswegs in Folge eingetretener Anwendung des thierischen Magnetismus, vielmehr kann man den bei ihr zu Zeiten sich im Wachen einstellenden besondern Schlaf als einen von selbst aus ihrer Natur hervorgegangenen Krankheitszustand betrachten. Diesen Zustand verkündigte sie gewöhnlich jedesmal voraus, und da ihre Weissagung einzutreffen pflegte, und sie während desselben Kranken allerlei Art Heilmittel anordnete, so ward das bald in der Umgegend bekannt, und es fanden sich so viele Hülfesuchende bei ihr ein, daß die Zahl mitunter bisweilen bis auf 300 angestiegen seyn soll. Ob im Ernste, wie behauptet wird, von den Ihrigen bereits fruchtlos Mittel angewendet worden, sie von der sie gewöhnlich ungemein angreifenden Krankheit zu befreien, scheint noch nicht vollständig erörtert. Manche bezweifeln es darum, weil die Spenden der bei der Wunderdoktorin Gesundheit Suchenden allerdings den Umständen ihres Vaters, eines armen Schneidergesellen, sehr zu statten kommen würden. Allein die Sache mußte die Aufmerksamkeit der Behörden um so mehr erregen, da gerade in dortiger Gegend eine Sekte von Religionsschwärmern vor nicht gar langer Zeit existirte, die neuerlich wieder Anhänger finden soll. Leicht möglich, daß diese die Heilkünstlerin zum Mittelpunkte ihrer Irrthümer wählten, besonders da die junge Schlafrednerin während der Dauer dieser Krankheit in Konversation mit wohl sechzehn Engeln stehen soll. Man traf daher Veranstaltung zu ihrer Aufnahme in die musterhafte Heil- und Versorgungsanstalt zu Colditz, woselbst, unter der trefflichen Leitung des Dr. Hainer, so manchem in Geistes- und Gemüthskrankheit Verfallenen der verlorne innere Friede für immer zurückgegeben wurde. Wie man vernimmt, so haben nach den von dem Dr. Hainer bisher angestellten genauen Beobachtungen der Schlafrednerin während des Krankheitszustandes, ihre zum Theil, wie bei allen dergleichen Personen, ganz unerklärbaren Aussprüche, wo sie die Zukunft verrathen, sich keineswegs allezeit bewährt. Ein wahrhaftes Sehertalent soll sie übrigens in dem gewöhnlich vollkommen richtigen Vorausverkündigen der Zeit ihres sogenannten Hellsehens beweisen, auch an Verstellung von Seiten der Kranken nicht zu denken seyn.

Beilage: Literaturblatt Nr. 33.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 83.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 7. April 1835.

Muß in ihrem Zauberkreise
Leben nun auf ihre Weise!

Goethe.

Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde.

(Fortsetzung.)

Zwar kommen noch einigemal kleine Rückfälle; dann schreibt er durch die Hand seines Erzkanzlers etwa: „Sie haben liebe, kleine Freundin, die sehr grandiose Manier, uns Ihre Gaben recht in Masse zu spenden. — Sie sehen also, meine Beste —“ u. s. w. Eigenhändige Nachschrift will zwar die fremde Vorschrift entschuldigen, aber die Ahndung folgt auf dem Fuße: „Goethe, erlaub, daß ich so frei bin, Dir einen Verweis zu geben für diesen Brief; fasse alles kurz ab, was Du verlangst, und schreib's mit eigener Hand; ich weiß nicht, warum Du einen Sekretär anstellst, um das Ueberflüssige zu melden; ich kann's nicht vertragen, es beleidigt mich, macht mich krank. Im Anfang glaubte ich, der Brief sey gar nicht an mich; nun trage ich doch gern solch einen Brief auf dem Herzen, so lange bis der neue kommt — wie kann ich aber mit einer solchen fremden Sekretärshand verfahren? Nein, diesmal habe ich Dich in meinem Zorn verdammt, daß Du gleich mit dem Sekretär in die alte Schublade eingeklemmt wurdest, und der Mutter habe ich gar nicht gesagt, daß Du geschrieben hättest, ich hätte mich geschämt, wenn ich ihr diesen Perrückenstyl hätte vortragen müssen. Adieu, schreibe mir das Einzige, was Du mir zu sagen hast, und nicht mehr.“ Es folgt eine schmollende Pause von sechs Wochen; dann ein Brief mit etwas Refraichissemens, und auf ihn in der Erwiderung: „Wenn Deine schöne Mäßigung plötzlich zum Teufel ging und Du bliebst ohne Kunst- und ohne feines Tacktgefühl, so ganz wie Dich Gott geschaffen hat, in Deinem Herzen, ich würde mich nicht vor Dir fürchten, wie jezt, wenn ein so kühler Brief ankommt, wo ich mich besinnen muß, was ich denn gethan habe.“ Darauf wird er wieder artig, kleine Recidive kehren wohl versuchsweise zurück, werden aber gleichfalls abgewiesen; so hat sie endlich aufgeräumt und es ist klares Wasser zwischen beiden.

Nun aber hebt sich ein wundersames Spiel. Goldbeschuht, die Castagnetten zwischen den Fingern schüttelnd, beginnt sie den Zaubertanz, auf und nieder, von der Rechten zur Linken, dann wieder behende sich um ihn im Kreise drehend; überall, wo ihr Fuß hingetreten, bleiben die Lichtspuren von ihm zurück, und wie sie die hingleitend in strahlende Lichtfäden ausgezogen und dort die gesponnenen in rechter Ordnung auseinandergelegt, dann querüberschießend mit andern Fäden sie durchwebt und die Maschen in künstlichen Knoten zusammenknüpft, hat sie in kürzester Frist mit leuchtendem Netze ihn umwoben, und er muß sich ihr gefangen geben. Um den

Hochgeehrten hat sie dann einen Garten angepflanzt; was der Orient, was der Occident von Blumenschätzen hervorgetrieben, es muß Alles um den gefeierten Geliebten sich vereinigen; alle Blüthen müssen ihm als ihrer Sonne sich entgegenwenden, und wenn sie allnächtlich ihre Kelche mit Thau und Wohlgeruch erfüllt, sie am Morgen über sein Haupt ausgießen. Wo ihr Stab die Erde berührt, sind Springwasser aus ihr hervorgequollen; hoch und schlank wie Palmen steigen ihre Strahlen zur Höhe auf und entfalten gleich ihnen die Blätterschirme; künstlich hat sie die zu einem Laubdach über ihm verwoben, und wie die grünen Bäume in ihrem Farbenschmucke stehen, so erblühen die ihm in bunten Farbenbogen, die die Sonne in sie malt, und beregnen ihn mit ihren glühenden Tropfen, wie die andern mit ihren fallenden Blumenblättern. Weiße Hirsche, Rehe mit Goldgehörn hat sie im Garten losgelassen, bunte Vögel hat sie durch weiche Nester in die Zweige hineingelockt, schwirrende Kolibris müssen am Morgen jede schlafende Blume wecken, daß sie sich aufthut und sich in ihre schönste Farbe kleidet. Ihre Geister hat sie ausgesendet, und die sind wie Bienenschwärme ausgeflogen und haben den Honig der ganzen Pflanzenwelt ihm zugetragen; zu den Füßen seines Sitzes haben sie Einer nach dem Andern ihre Beute ausgegossen, daß ein Quell der Süße und Lieblichkeit, von da ausgehend, durch den ganzen Garten sich ergießt, während der Weinstock, den sie ihm zur andern Seite hingepflanzt, aus überreifer Beere im sonnengeborenen Weine fließt. Die Lüfte hat sie dann herbeibeschworen, die müssen die goldnen Fäden des Lichtnetzes, mit dem sie ihn umwoben, schwingend anregen, daß sie in Ton erklingen, und die Töne den Elfenreigen vor ihm tanzen, bis er sagt: es ist genug! Alle ihre Träume müssen durch die elfenbeinerne Pforte zu ihm herüberschweben und Botschaft von der Herrin ihm zutragen; große Gesichte führt sie vor ihm herauf, nun vom mächtigen heimatlichen Strome, dessen reizende Landschaften, wie im Krystall gespiegelt, Alle an ihm vorübergehen, nun wieder von der Isar und der Donau. Dann wendet sie ihr beschwörend Wort den Lebenden entgegen: keiner vermag dem Banne zu widerstreben; sie müssen alle miteinander auf ihren Ruf erscheinen, und wie sie leben und sind, sich seinem forschenden Blicke zeigen und seiner Frage Antwort geben. Darauf führt sie ihn im Geiste auf die hohe Tonne des Kofels, auf die Abhänge des Berges-Jschel und in die Klüfte des Brenners, wo der Inn in Blut geröthet geht und die Flammen brennender Dörfer durch die Waldnacht leuchten; eine kriegerische Bellona entfaltet sie vor ihm die Banner der Freiheit und Unabhängigkeit, und wie die Tyroler das Klagelied anstimmen: „der Kommandant der Heldenschaar, auf hoher Alp gefangen gar, findet viele Thränen in unsern Herzen," und wie der Gefangene den Tod gefunden, da senkt sie die Banner nieder auf sein Grab und spricht zürnend das große, hohe Wort, den Leidtragenden zugewendet: „Und der Kaiser, konnte der nicht sagen, gieb mir meinen Tyrolerhelden, so geb ich dir meine Tochter? so hätte die Geschichte groß genannt, was jezt sie klein nennen muß!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Zeitbilder aus Paris.

(Fortsetzung.)

Hier auf dem Boulevard du Temple steht die Bude einer Seiltänzerfamilie, bestehend aus Vater und Mutter (ich wage die Vermuthung) und fünf oder sechs kleinen, kümmerlichen, verrenkten Würmchen, welche der Gaukler sich über den Kopf wirft, auf den Zähnen hält, in einen Kreis wie Gerten zusammenbiegt oder wie Federvieh zusammenbindet. Weiterhin eine Menagerie, bestehend in lebenden Schlangen, Krokodillen und Madame Lefort, jeune personne âgée de 18 ans, née native de Bruxelles, qui a une barbe longue de six pouces et qui a fait les délices des plus illustres personnages. Cette merveille unique joint aux grâces aimables de son sexe l'extérieur guerrier le mieux caractérisé. Das steht an der Thür geschrieben, und als ich Madame Lefort besuchte, fand ich eine kleine, fröhliche Person mit einem schalkhaften Auge, einer unangenehmen Fistelstimme und einem bräunlichen Teint. Wäre es nur ein leichter Flaum gewesen, der ihr Oberlippe und Kinn umflattert, so möchte ihre Physiognomie ein ganz erträgliches Ensemble dargeboten haben, aber mit dem sechs Zoll langen Bart eines Satyrs war Madame Lefort eine schlechtgewählte Repräsentantin der weiblichen Anmuth. Doch was man Wunderbares in der Bude oder vielmehr vor der Bude der Madame Lefort sah, das waren nicht die Schlangen, nicht die Krokodille, noch der Bart de six pouces, sondern die vollkommene Verwirklichung und Inkarnation jenes phantastischen, elfenhaft-luftigen und lustigen Wesens, welches, den Pflastersteinen der Barrikaden entstiegen, mit Rübezahls Münze die Zeitgenossen bezahlt; jenes Wesens, welches ich wenigstens seither nur gemalt oder beschrieben gesehen hatte, und das seit dem Barrikadenkönigthume so unendlich oft in die Volkspoesie verwebt worden ist. Ich meine Mairne. Diesmal, auf dem Boulevard du Temple, hatte er Fleisch und Bein; ich sah Mairux, den buckligen, mißgestalteten,

krummbeinigen, zwerghähnlichen; ich hörte Maieur, den scherzhaften, schnittigen, obscönen Possenreißer. Ich sah ihn, wie er die Augen verdrehte, sein ungeheures Kinn aus hoher Kravatte hervorstreckte, seinen Mund bis an die Ohren verlängerte und seine übermäßig langen Arme ausbreitete, welche vorne in einer ungeheuern Tatze endeten. Eine jubelnde Menge drängte sich stets herbei, so oft Maieur erschien, durch die Lorgnette das Publikum beäugelte, sich sein Kinn streichelte, Küsse und Blumensträuße unter die Zuschauer warf und dem schönen Geschlechte seine Huldigungen darbrachte. Augenblicklich und entschieden war der Hanswurst aus dem Felde geschlagen; Maieur entwand ihm das Scepter und ward König des Augenblicks.

Gleich in der Nähe von Maieur stand eine bretterne Behausung, mit zwei Bündeln dreifarbiger Fahnen geziert, aus deren Mitte ein goldenes N hervorstrahlte. Da gab es ein Heldengedicht zu sehen, eine Iliade aus dem neunzehnten Jahrhundert; es war Napoleon in seiner Glorie, Napoleon mit seinen Marschällen und neben ihnen der Generalstab seiner Könige, Napoleon, umgeben von den Halbgöttern und Riesen seiner alten Garde von Marengo. Vous y verrez l'empereur, la mort de l'empereur, l'apothéose de l'empereur; ce spectacle est le même que l'on voit au cirque olympique. So wurde das Schauspiel ausgerufen. Es glich aber dem bei Franconi ungefähr so, wie die Laterne der Sonne, oder wie ein Deputirter des jetzigen Centrums dem großen Mirabeau. Aber ich habe in diesem kleinen Theater eine Menge gefunden, die im Innersten ergriffen und bewegt dastand vor einer Kugel von Pappendeckel, welche die Weltkugel, vor einem Vogel von Pappendeckel, welcher den kaiserlichen Adler, und vor einem kleinen Manne von Pappendeckel, welcher den großen Kaiser vorstellte. Napoleon ist der noch allgemein Beliebte, des Kaisers Name ist der Stolz des Volks. Ich habe nur die Apotheose des Kaisers gesehen; als ich hereintrat, kam gerade der Vogel aus der Weltkugel heraus, der kleine Mann im grauen Oberrocke folgte nach und hinter ihm her kam eine große Schaar gekrönter Häupter. Die Scene wurde beleuchtet und der Vorhang fiel unter dem einstimmigen Geschrei: Vive l'empereur! vive l'empereur! Neben diesem Bretterhaus war ein heiliges Schauspiel zu sehen, wenigstens schloß ich es aus den Anschlagzetteln, auf denen geschrieben stand: Le spectacle des soirées amusantes donnera aujourd'hui Geneviève de Brabant, la création du monde ou la naissance d'Adam et d'Ève, et Joseph vendu par ses frères. Anstatt des Hanswursts stand eine große rothe Puppe über der Thüre und läutete mit einer Glocke, so oft die Vorstellung anging. Vor der nächsten Bude hing eine große Leinwand, worauf eine weibliche Gestalt abgebildet war, welche ihren rechten Arm über den Kopf eines Tambourmajors hinwegstreckt. Das Bild trug die Ueberschrift: La sans-pareille, und die Unterschrift: L'orpheline polonaise, qui est âgée de seize ans et qui a déjà une taille de six pieds quatre pouces. Ich erlaubte mir das unschuldige Vergnügen, diese Riesin zu besehen, und nach unparteiischer Schätzung fand ich, daß sie kleiner als sechs Fuß und älter als sechzehn Jahre war.

Dergleichen Scenen tragen den eigenthümlichen Stempel des französischen Volksgeistes desto mehr, als diese Art des Volksvergnügens seit mehreren Jahrhunderten wenig Fortschritte mit der übrigen Civilisation gemacht zu haben scheint. Hanswürste, Marionetten, Riesen, wilde Thiere, Seiltänzer, die Frau, welche rohes Kaninchenfleisch ißt, und der Wilde, welcher Kieselsteine verschlingt, sind noch im 19ten Jahrhundert die Hauptbestandtheile der Volkslust, wie sie es im 16ten Jahrhundert waren. Das souveräne Volk unter Ludwig Philipp I. hat in dieser Hinsicht denselben Geschmack, wie der Unterthanen-Pöbel zur Zeit Franz I. Jene hölzernen Buden sind noch immer das eigentliche Volkstheater; in ihnen achtet und verehrt das Volk seine Opern, seine Académies royales. Jene erhabenen Rührungen, jene Großgedanken, die das Herz erweitern und die Pulsschläge beschleunigen, schöpft das Volk hier vor einem Puppentheater, aus der Leidensgeschichte der unschuldigen Genovefa von Brabant. Die großen Männer, die wir auf der Bühne sich bewegen sehen, bewundert das Volk hier in Wachs, und die Großthaten der Geschichte, welche wir in beredten, glänzenden Darstellungen lesen, schaut das Volk in grotesken Gestalten auf geölter Leinwand, und die Erzählung der Heldenthaten in wunderlichem Rothwelsch thut seiner Seele gütlich.

Korrespondenz-Nachrichten.

München, April.

(Fortsetzung.)

Rottmanns italienische Landschaften.

Auch unser deutscher Winter kümmert sich wenig um Farben und Poesie. Der eisige Nord haucht hämisch die paradiesisch lachenden Fluren von Ischia und Palermo an, und zwischen den hohen Bogenpfeilern der Arkaden peitscht der stürmische Nordwest Schneegestöber und Hagel auf die Citronen- und Orangenwälder, welche das herrliche Florenz mit seinen Villen und Landhäusern duftend bekränzen. Und doch haben für den sinnigen Beschauer die italienischen Fresken gerade in der gegenwärtigen, winterlichen Jahrszeit einen eigenthümlichen poetischen Reiz, etwa wie ein liebliches Wintermährchen, am warmen Ofen erzählt.

Im den schützenden Mantel gehüllt, können wir hier in unserer Phantasie über die Alpen steigen, um Hesperiens blühendste Fluren zu durchwandern, ohne daß wir zu diesem Behufe Seume's derben Knotenstock bedürfen, oder genöthigt wären, uns mit betrügerischen Vetturini's herumzuzanken und das Illustrissimo und Eccellenza der geschmeidigen welschen Gastwirthe mit theuren Scudi's zu honoriren. Ich löse jezt mein neulich gegebenes Versprechen, etwas über Rottmanns italienische Landschaften zu sagen.

Die Folge der Landschaften ist ganz geographisch gehalten, und aus diesem Grunde mußte auch der Leuchtthurm von Genua, welcher früher den Cyklus begann, einer Ansicht des Schlosses von Trient, als des ersten Ortes, wo dem Deutschen italische Luft entgegenweht, weichen. Aus dem Etschthale folgt noch ein zweites Bild, die Veroneser Klause, für die deutsche und besonders für die bayerische Geschichte berühmt geworden durch den glorreichen Kampf in den Engpässen von Chiusa, wo im Jahre 1155 Kaiser Friedrich Barbarossa, auf der Rückkehr von seinem Römerzuge nach Deutschland von den Veronesern in die Enge getrieben und in eine verzweifelte Lage versezt, durch den Heldenmuth Otto's von Wittelsbach, welcher das Reichspanier trug, mit dem Heere befreit wurde; eine That, welche schon ein historisches Freskobild der Arkaden verherrlicht. Von hier aus führt uns der Weg über das blühende Piacenza, zu dessen Füßen der Arno seine stillen Fluthen wälzt, und über Perugia in die römische Campagna zu der Villa di Papa Giulio (Julius III.), von Vignola erbaut, in deren Nähe die Mineralquelle acqua acetosa sich befindet, nach Rom, von welchem uns der Künstler als Bild gefallener Größe und Majestät die gigantischen Trümmer des Kolosseums in einer mondbeleuchteten Nacht zeigt, und die Ruinen Roms, von dem an den erhabensten, großartigsten Ueberresten der alten Weltgebieterin so unendlich reichen Palatin aus gesehen. An das weite, öde Grab einer herrlichen, gewaltigen Vergangenheit führt uns noch ein besonderes Bild mit der Unterschrift Campagna di Roma; jene ungeheure Oede, in welcher der Glanz der römischen Republik, wie der Cäsaren modert, und über welche die Natur, wie die Geschichte den ewigen Bannfluch ausgesprochen zu haben scheint. Dreiundzwanzig blühende Städte versanken in dem pontinischen Sumpfe, der einst ein lachender Garten war, und der jezt durch seine Ausdünstungen die Luft verpestet und die in Rom so gefürchtete Aria cattiva erzeugt. Bis zu dem fernen Sabinergebirge sehen wir die öde, baumlose Fläche sich hinziehen, und der Künstler hat jene unnennbare Melancholie, die über dieses weite Grab weht, mit welcher die Natur selbst ihr eigenes Zerstörungswerk betrauert, mit wahrhaft schwärmerischen, ergreifenden Zügen wiedergegeben. Von Rom aus machen wir Ausflüge nach Monte cavo, in grauer Vorzeit als Alba longa die Mutter Roms, das seinem herrlichen, von Horaz gefeierten Albanerwein keinen geringen Ruf verdankte, und das noch jezt nicht bloß wegen seines klassischen Bodens, sondern auch wegen seiner Naturschönheiten einer der reizendsten Punkte ist; nach dem spiegelhellen Lago di Nemi, mit seinen im schönsten Grün prangenden Ufern, dem vielgefeierten Tivoli, dem alten Tibur, geschmückt mit allen Gaben einer liebevollen Natur, wo Mäcen einst seine Villa hatte, und wo noch über großartige Trümmer der Anio in schönen Kaskatellen schäumt, und endlich nach Monte serane, ein Berggipfel der Appenninen, im Innern des Sabinergebirgs.

(Die Fortsetzung folgt.)

Schillers Denkmal.

Die Bemühungen des Vereins für das Denkmal Schillers werden durch die Liebe und Verehrung, die sich allgemein, wo Deutsch gesprochen, oder auch nur verstanden wird, für den auch als Mensch ausgezeichneten Dichter in den vielfältigen und zum Theil reichen Beiträgen und Sammlungen, die für das Denkmal eingehen und oft von wahrhaft rührenden und erhebenden Aeußerungen begleitet sind, reichlich belohnt. Wie aus der Augsburger Allgemeinen Zeitung (außerord. Beilagen Nr. 44, 71 u. 72 u. 108) in einzelner Aufzählung zu ersehen ist, ging vom September bis ult. December 1834 die Summe von fl. 2091. 34 kr. baar ein, worunter fl. 249 von der im September zu Stuttgart stattgefundenen Naturforscher-Versammlung, und fl. 1408 aus St. Petersburg, unter Theilnahme der ältesten Kinder des erhabenen Kaiserhauses, namentlich des Thronfolgers Großfürsten Alexander k. H. Im Januar die Summe von fl. 1161. 55 kr. Im Februar fl. 786. 31 kr. Der März erwies sich besonders reich, einmal durch die allergnädigst für das Denkmal bestimmte Einnahme bei der Darstellung des „Fiesko“ auf dem k. Hoftheater zu Stuttgart bei sehr gefülltem Hause von fl. 612. 9 kr., und durch den von Sr. Majestät dem Könige hinzugefügten besondern Beitrag von fl. 1000, und dann auch durch eine zweite Sammlung von 2500 Rbl. Bco. Ass. (1200 fl.) aus St. Petersburg, zu der auch die erhabene Kaiserin von Rußland, Alexandra Feodorowna, in welcher auch Deutschland mit Stolz eine seiner edelsten Frauen verehrt, die Summe von 1000 Rbl. beizutragen geruht hat, so wie auch neuerlich von Ihrer kaiserl. Hoheit der Frau Großfürstin Helena Pawlowna, gebornen Prinzessin von Würtemberg, ein Beitrag von 500 Rbl. Bco. Ass. (fl. 236 30 kr.) für das Denkmal eingegangen ist. Aber auch die übrigen Beiträge sind bedeutend. Unter den Städten hat sich in dieser Hinsicht besonders Bremen und dann Stettin ausgezeichnet. Die Aufforderungen für die Frauensammlungen sowohl, als für Beiträge zum Schillers-Album, das so glänzend eröffnet ist, sind, mit verlängertem Termin des Abschlusses bis zum 31sten Juli d. J., durch die öffentlichen Blätter wiederholt worden, und es ist nun auch eine Aufforderung an die noch darin rückständigen Bühnen Deutschlands zu einer Vorstellung von einem der Meisterwerke des Dichters zum Besten des Denkmals ergangen, und es läßt sich wohl nicht die Bereitwilligkeit derselben bezweifeln, an der National-Huldigung eines Dichters, der besonders für sie so ausgezeichnet gewirkt hat, thätigen Antheil zu nehmen. So befestigt sich die Hoffnung immer mehr, daß der Zeitpunkt der Ausführung eines des Dichters würdigen Denkmals nicht fern seyn werde.

Beilage: Kunstblatt Nr. 35.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 84.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 8. April 1835.

Orient und Occident
Sind nicht mehr zu trennen.
Goethe.

Europa und der Orient.

Zu den wichtigsten Momenten im geistigen Leben des neunzehnten Jahrhunderts gehört ohne Zweifel die Eroberung der brahmanischen Sprache und Literatur. Es ist damit in die Masse unserer Kenntnisse ein ganz neues Element gekommen, ein Ferment, das wohl so kräftig wirken wird, wie im fünfzehnten Jahrhundert die griechische Sprache, als die erhabene Poesie Homers mit Göttern und Penaten aus der alten Heimath auszog und zu Florenz, im neuen Athen, ein Asyl suchte und fand. Als damals das gelehrte Griechenland nach Italien einwanderte, nahm die lateinische Literatur die fremde Nebenbuhlerin freundlich auf und ertheilte ihr das Bürgerrecht. Dasselbe wird jezt das Griechische der Sanskritliteratur gegenüber thun, welche berufen ist, zwischen dem Geiste Asiens und dem Europas das Gleichgewicht herzustellen.

Das alternde Rom verjüngte sich in den lezten Zeiten der Republik durch griechische Kunst und Wissenschaft; in's mittelalterliche Europa kam mit Einemmal frische Lebenskraft, als die klassische Literatur sich mit der orientalischen verschmolz und im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert auf den hohen Schulen griechisch und hebräisch zumal getrieben wurde. Gleicherweise wird, da sich jezt der Kreis menschlicher Kenntnisse so bedeutend erweitert findet, ein frischer Geist die Wissenschaft unserer Zeit durchdringen. Allerdings fällt das Licht, das uns dort aufgeht, nicht gleich stark in Aller Augen: der wissenschaftlichen Bestrebungen unserer Zeit sind zu viele und zu mannichfache, als daß die Menge die Folgen der Einführung einer uralten Literatur schätzen und übersehen könnte; sie sind aber unausbleiblich, und im Ganzen und Großen läßt sich ihr wichtiger Einfluß auf die ganze Philosophie der Geschichte schon jezt ahnen.

So oft der Geist Europas in seiner Entwicklung dahin gelangte, daß er in Selbstgenügsamkeit sich gegen außen abschließen wollte, da zerbrach, ehe man es sich versah, durch eine Offenbarung aus dem Orient ein Glied der Kette, die den Geist des Occidents gefangen halten wollte, und alsbald sah der Geist beim geheimnißvollen Schein des neuen Lichtes wiederum eine lange, weite Laufbahn vor sich. So schlossen Alexanders Eroberungen Griechenland die Welt auf und die der Römer bahnten dem Christenthum die Pfade; so gaben die Kreuzzüge der Kultur des Abendlands neuen Schwung, daß es den Rost der Barbarei abstreifte und in die Herzen der mächtig aufgeregten Völker die Begeisterung einzog. Marco Polo versuchte zu Lande, was später Vasco de Gama zur See unternahm: jener dachte dabei nur daran, Venedig mit Chinas Schätzen zu bereichern, dieser hatte nichts im Auge, als Lissabon mit dem Glanz von Malabar zu umgeben; beide aber bahnten unbewußt den gewaltigsten

immer auf's Neue die Ziffern durchgerechnet, ob etwa ein Verstoß sich entdecken lasse: Alles hatte unnütz sich bewiesen, die Zahlen wollten nicht zusammentreffen. Um der Sache auf den Grund zu kommen, hat er dem Kinde das Räthsel aufgegeben:

Zwei Worte sind es, kurz, bequem zu sagen,
Die wir so oft mit holder Freude nennen,
Doch keineswegs die Wesen deutlich kennen,
Wovon sie eigentlich den Stempel tragen.
Es thut gar wohl, an schön beschlossenen Tagen
Eins am andern kecklich zu verbrennen,
Und kann man sie vereint zusammen nennen,
So drückt man aus ein seliges Behagen.
Nun aber such' ich ihnen zu gefallen,
Und bitte, mit sich selbst mich zu beglücken;
Ich hoffe still, doch hoff' ich's zu erlangen:
Als Namen der Geliebten sie zu lallen,
In einem Bild sie beide zu erblicken,
In einem Wesen beide zu umfangen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, April.

(Fortsetzung.)

Rottmanns italienische Landschaften.

Im dreizehnten Bilde finden wir uns auf der Straße nach Neapel in Terracina, berühmt wegen seiner herrlichen Lage wie der weiten Aussicht in's unbegrenzte Meer, berüchtigt wegen seiner in Musik und nicht in Musik gesezten Briganten. Auch an den Lago averno werden wir geführt, früher der Eingang zum Orkus, wo die „kimmerische Finsterniß“ herrschte. Cicero hatte hier seine Villa academica und schrieb hier seine quaestiones academicas. Ueberall ist hier der Boden von Vulkanen durchwühlt, und giftige Schwefeldünste steigen aus unzähligen kleinen Kratern auf. Bald stehen wir an dem herrlichen Golf von Bajä, der sich uns in Mondenbeleuchtung zeigt; jene üppige Badestadt Bajä, das Spaa der Alten, wo die reichen, wollüstigen Römer ihre prächtigsten Palläste, Villen und Gärten aufführen ließen und der verschwenderischste Luxus sich mehr als orientalische Pracht zu schaffen wußte, das von Horaz und Properz besungene Bajä hat jezt nur noch Schutthaufen und Ruinen alter Herrlichkeit aufzuweisen; nur die Natur lächelt hier noch eben so lieblich und heiter, wie ehedem. Jezt schiffen wir uns nach der Insel Ischia ein, und landen bald in der kleinen Bucht von Casamicia, der gewöhnliche Aufenthalt des Königs von Bayern, wenn er die dortigen Bäder besucht. — Der sicilische Cyklus beginnt mit der Hauptstadt Palermo (siebzehntes Bild), dessen Lage eben so schön, als seine Architektur — man braucht sich bloß an den monströsen Geschmack des Prinzen Palagonia zu erinnern — außerordentlich schlecht ist. Darauf führt uns der Künstler vor die ungeheuern, riesenhaften Tempelruinen von Selinunt, die der poetische Reisende Kephalides in ihrer erschütternden Wirkung auf das Gemüth des Fremden mit dem Koloseum in Rom vergleicht. Rottmann hat den ergreifenden Moment, in welchem diese großartigen Reste sich uns darstellen, noch durch ein furchtbar wüthendes Ungewitter und durch den vom Bliz erschlagenen Wanderer, neben dessen Leiche der heulende Hund sizt, zum Tragischen gesteigert. Girgenti, das frühere Agrigent, einst nach Syrakus die größte Stadt in Sicilien, deren Einwohner wegen Wohllebens, Pracht, Eleganz und Gastfreiheit berühmt waren, so daß Empedokles von ihnen sagte, sie äßen und tränken, als wenn sie morgen sterben sollten, und bauten, als ob sie ewig zu leben gedächten. Traurige Trümmer sind die Spuren früherer Herrlichkeit, und hier, so wie im nächsten Bilde, der Tempel der Juno Lucina, glühet über dem Moder des alten Glanzes noch dieselbe Sonne, wölbt sich derselbe tiefblaue Himmel, wie vormals. — Wer jezt Muth hat, kann den Aetna bis an den Rand seines Kraters besteigen, um sich an den Qualen des „hunderthäuptigen Typhons“ zu weiden, während der ängstliche Führer seine Stoßgebete zur heiligen Agathe schickt. Doch hat uns der Künstler die Wahl gelassen. Wir sehen den Aetna im Hintergrunde der mehrere Stunden weit sich hinstreckenden Ebene, die in einer bewunderungswürdig schönen Perspektive gehalten ist. Leicht dampft der Krater, und die glänzenden Lava- und Schneefelder mahnen uns an die Gefahren und Beschwerden des Ersteigens. Ob wir beim Theater von Taormina mehr als Antiquare die uns noch in der Zerstreuung erhaltenen Herrlichkeiten des merkwürdigsten Theaters, oder die himmlisch schöne Landschaft, den blauen, majestätischen Meeresspiegel, der uns durch die Bogenreste und Thore entgegenleuchtet, die grünen, üppigen Wälder und Triften, die sich rechts in schönen Linien hinziehen, bewundern sollen, darüber hat uns der Künstler selbst durch den Zauber seiner Farben, wie seiner Poesie in Zweifel gelassen. Unbedenklich dürfen wir dieses Gemälde für das schönste unter Rottmanns Fresken erklären. Unsern Homer und Theokrit sollten wir jezt im Kopfe oder wenigstens in der Tasche haben; der lebendige Wellenschlag des Meeres wälzt unser Fahrzeug an dem Kyklopenfelsen vorbei, wir hören Polyphem seine Seufzer der spröden, lieblichen Galathea nachstöhnen, nur hüten wir uns, daß das Ungethüm uns nicht solch einen mächtigen Basaltfelsen nachschleudert, wie einst dem Odysseus. Syrakus, die einst so üppige und mächtige Stadt, deren Mensae Syracusanae durch die ganze Welt berühmt waren, sehen wir jezt von dem erhabenen Standpunkte eines alten Theaters aus, den der Künstler wählte, um sich ein genuß- und bedeutungsreiches Rundgemälde zu verschaffen, auf der kleinen Ortygia verkümmert zwischen zwei Häfen liegen, in denen früher eine Seeschlacht geliefert wurde, und die gegenwärtig gänzlich verschüttet sind. Noch immer glüht der Aether im flammenden Abendroth, und noch immer sprudelt die Dichterquelle der Arethusa. Das blühende Messina, an der wogenden Meerenge, mit seinen Pallästen, Klöstern, Kirchen u. s. w., umgeben von einem paradiesischen Garten, wo die goldene Frucht des Südens ewig blüht und wächst, söhnt uns auch mit der Gegenwart aus. — Wir können uns jezt, um in unser Vaterland zurückzukehren, jener Karavane anschließen, welche über den hügeligen Vordergrund theils zu Pferde, theils in von Maulthieren getragenen Portechaisen dahinzieht; doch müssen wir vorher wohl bescheiden um Erlaubniß fragen, denn es ist der Zug König Ludwigs (damaligen Kronprinzen), der mit seinem Gefolge sich auf die Rückreise begibt, und dem wir selbst, allen Uebrigen vorangesprengt, auf einem Schimmel reiten sehen. Hinüber über die Meerenge geht's jezt, nach dem freundlichen Reggio, der Hauptstadt der Provinz Calabria ulteriore, wo man das Zauberspiel der Fata Morgana zu beobachten pflegt. Wir können von hier aus noch einen Scheideblick auf Siciliens Küste, auf Messina und den emporsteigenden Aetna werfen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 36.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.



№ 85.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 9. April 1835.

Unwiderruflich dorrt die Blüthe,
Unwiderruflich wächst das Kind;
Abgründe liegen im Gemüthe,
Die tiefer als die Hölle sind.

Platen.

Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde.

(Fortsetzung.)

Das Kind rieth und rieth wieder hin und her; waren's die beiden Naturen? die beiden Frauen? es war nicht auszurathen, bis später am Tage, als die Todesbotschaft angelangt, wo es dann wieder zu spät gewesen. Das Nichtgelingen hatte den Dichter noch sorglicher denn zuvor gemacht. Wir wissen schon, mit der anbefohlnen Abstinenz war's nicht gelungen, über dem verdrießlichen Zuwarten waren ihm Zeit und Weile lang geworden, und er hatte sich verplempert. Draußen galt bei ihm die Zweifelderwirthschaft, im Hause führten die zwei Frauen ein doppelt Regiment, die Eine über, die Andere unter der Erde, und es ging, wie überall, wo's zweiherrisch ist, bunt genug schon durcheinander. Sollte er nun gar die Dritte einführen, welcher Gott und welcher Heros hätte dem Bequemen dann den Hausfrieden auch nur eine Stunde zu wahren vermocht! Also wurde der Herr bedenklich und immer bedenklicher, und steckte zulezt auch das Kind, das doch sonst eine gute Natur hatte, mit seiner Bedenklichkeit an.

Da kam ein Jüngling über die Berge dahergeschritten, blühend in schöner Jugendfülle, er auch wohlgethan und edel in der Seele, in Gestalt und Haltung frisch und wacker und fröhlich in all seinem Thun. Der geistigen Gaben viele waren auf sein Haupt gelegt; aus gutem Metall ergossen und erbauen war das Bild, und mit Anmuth umflossen sein ganzes Wesen. Auch ihm war die Gabe des Gesanges in den Mund gegeben, und Scherze umblühten ihn, wohin er den Schritt gelenkt. Mochte er nun, einem Schwane gleich, mit schön gebogenem Halse langsam über den Wasserspiegel gleiten, von Gesangeswellen umspielt und eine leuchtende Furche hinter sich ziehend, oder auch wie der Delphin sich auf diesen Wogen wiegend schaukeln; mochte er als Edelfalke leuchtenden Auges durch die Lüfte schießen und der Beute seines Witzes harren; mochte er mit den Flammen der Begeisterung spielen und sich ergötzen, wie sie ihm gleich jungen Löwen die Hände mit den Feuerzungen leckten: überall war er gleich zierlich, anmuthig und adelig, und dabei, wie mild, so verläßig in fester Treue. Die Erscheinung ging nicht unbemerkt vorüber, auch das Kind begann im Horoskop zu ziffern und zu berechnen, und seltsam! hier wollte Alles zusammentreffen und ineinanderklingen, Morgenlicht und schlummererwachte Blume, Abendlicht und in Schlaftrunkenheit sich schließende. Was sich reimte, einte sich auch bald zusammen, so hatten, wie es scheint, die Götter es gemeint; Poesia, die Erstherübergekommene, war für den älteren Dichter die

Rechte, dem jüngeren gehörte die Zweitgekommene an, und jener mußte abstehen. Und darin vor Allem hat er seine verständige Klugheit und das schöne Ebenmaß seiner Natur bewährt, daß er, als nun die Wahlverwandtschaften am Gesichtskreis aufgegangen, zur rechten Zeit abgebrochen und nicht etwa den Silberfaden bis zu den Schlacken aufgesponnen. Im Himmel freit man nicht und läßt sich nicht freien; die Genialen könnten es eben also halten, thun sie aber gleich den andern Menschenkindern, dann müssen sie sich auch den Gesetzen fügen, in denen diese das im Durchschnitt Beste, Schicklichste, Mindestnachtheilige ausgefunden und festgestellt.

So ist es um Ursprung und Grund dieses Buches bestellt, dem, wie kaum zu zweifeln, eine sehr in Zwiespalt getheilte Aufnahme werden wird. Schwerlich wird es schimpflichem Loben, wie rohem Zertreten und schmutzigem Betasten entgehen; wer mit nackter Seele also heraustritt in die Welt, in einer in der Schlammgrube langsam dahin rinnenden Zeit, wie die gegenwärtige, muß sich gefaßt machen auf's Märtyrthum für die Indiskretion, die er begangen. Es wird die dieser Liebesmystik noch abgehende Mortifikation nachträglich ergänzen, und so genommen, sich ertragen lassen. Aber gegen diese Mystik selbst, als Gattung betrachtet, werden auch die Censten im Lande, obgleich Petrarca sie hoch zu Ehren gebracht, nicht geringes Bedenken zu Tage legen, weil sie zugleich zu tief und zu hoch sich stellend, kaum dem Vorwurfe der Unnatur sich entziehen mag. Zu tief wird ihr Standpunkt solcher Urtheilsweise erscheinen müssen, weil sie, zwar in löblichem Streben überall auf die Einheit dringend, doch nicht bis zur rechten und innersten vorgedrungen, sondern auf halbem Wege umkehrend, bloß mit einem Scheinbilde derselben sich begnügt. Und weil nun der Schein, so urtheilt diese strengere Ansicht weiter, nimmer einstehen kann für das Wahre und Rechte, so müsse die Einbildungskraft aufgeboten werden, um das Fehlende zuzulegen, und die, in ihrer Willigkeit gar leicht erbeten, drängt und treibt und begeistert immer tiefer in die Illusion, daß der Staub der Erde über sich hinausgewiebelt, als das Unvergängliche begrüßt wird, und in falscher Strahlenbrechung das flüchtige Meteor als Standstern des Himmels erscheint. Daraus müsse dann jener auf den Höhen opfernde Götzendienst sich entwickeln, der, indem er auf ein, wenn auch noch so reich begabtes Haupt alle die Namen und Ehren lege, die nur von Einem mit Wahrheit ausgesagt werden können, an diesem Raub ausübe, sich selber aber mit einem geschnitzten Bilde in seinen besten Gefühlen täusche und hintergehe, und überdem auf der andern Seite ähnliche noch schlimmere Täuschung hervorrufe. Daran knüpfe sich dann auch mit beinahe unabwendbarer Nothwendigkeit jene hohle, leere, dem Christenthum durchaus feindliche Naturbegeisterung, die, statt die Natur zum Spiegel der Religion zu machen und sie dadurch, von höherer Weihe berührt, über sich selber zu erheben, umgekehrt die Religion zum Spiegel der Natur degradirt, diese dadurch in heidnischer Weise vergöttert, jene aber profanirt und materialisirt, und sich nun befugt hält, mit dem wegwerfendsten Dünkel über die Entwürdigte hinzufahren, wie wir davon die merkwürdigsten Proben uns haben gefallen lassen müssen. Da tauchen dann Lehren auf, gleich zweideutiger Art, wie die Stimmung, aus der sie hervorgegangen, z. B.: „Die Philosophie ist Symbol der Leidenschaft zwischen Gott und dem Menschen, die Liebe aber ist Metamorphose der Gottheit: Gott ist Mensch geworden im Geliebten. Dieselbe Liebe ist aber auch Stimme des Gewissens, was ihr nicht zusagt, ist Sünde, die nur durch ein Abwenden aus der Umarmung der idealischen Liebe geboren wird. Sie ist aber auch der Genius in dir: liebst du, dann nimmt er sinnliche Gestalt an, du liebst ihn dann in dem Geliebten, wie du mit ihm bist, wenn du allein weilst in der Einsamkeit. Selbstbeherrschung ist daher, wenn deinem Genius die Macht über deinen Geist gegeben ist, die der Liebende dem Geliebten einräumt; denn das ist die rechte Selbstbeherrschung, die sich durch ihn beherrschen läßt. Sey darum mit deinem Genius, so bist du auf dem geraden Wege zum Himmel; denn nur was eine Kluft bildet zwischen dir und ihm, ist Sünde; nichts aber ist Sünde, was nicht mit ihm entzweit, weil er die göttliche Freiheit ist in uns, und so kann denn auch nur er die verletzte Unschuld wieder herstellen. Er ist das innere Auge, und wenn wir wissen, daß alle äußern Augen dies eine innere Auge sind, so thun wir Alles ihm zu lieb; denn unser Trieb, schön zu handeln, ist der Trieb, diesem Auge wohlgefällig zu erscheinen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Europa und der Orient.

(Beschluß.)

Bereits ist bekanntlich eine Menge meist sehr reichhaltiger und wichtiger Werke über indische Literatur erschienen, aber noch ist unendlich viel zu thun. Besonders sind noch die Vedas auszubeuten, die für den Indier das sind, was dem Christen die Bibel ist. In dieser Sammlung, die sich aus dem höchsten Alterthum herschreibt, haben die Bramanen den ganzen Schatz ihrer physischen und metaphysischen Kenntnisse, ihrer theologischen und moralischen Lehren niedergelegt, und in diesen unschätzbaren Büchern spiegelt sich die ganze Urzeit, die

patriarchalische Welt des merkwürdigsten Volks. Was man bis jezt von den Vedas wußte, beschränkt sich so ziemlich auf das, was der berühmte Colebrooke in seiner gelehrten Abhandlung gab, auf die Fragmente, welche der Braminer Ram-Mohun-Roy in's Englische übersezt, und das Stück des Rigveda, das Rosen zu London herausgegeben hat. Desto wichtiger erscheint das neue Pariser Unternehmen, wovon der Prospektus vor uns liegt.

Einer der wichtigsten Theile der Vedas sind die Oupanichats, Sammlungen physischer und metaphysischer Betrachtungen, welche eigentlich die Grundlage der bramanischen Theologie und Philosophie bilden. Diese Bücher nun werden gegenwärtig zu Paris nach den auf der Londoner und Pariser Bibliothek befindlichen Handschriften von Poley herausgegeben. Bereits ist damit der Anfang gemacht; dem Text werden die Glossen der indischen Commentatoren, die zum Verständniß unentbehrlich sind, und eine Uebersezung beigegeben. Zu gleicher Zeit soll aber das wißbegierige Publikum auch mit dem System der Vedanta, das heißt der orthodoxen, auf die Vedas gegründeten Philosophie bekannt gemacht werden, und zwar durch Herausgabe der Shariraka-Soutras, oder Vedanta-Soutras, mit dem Kommentar des berühmten Sancara-Atcharya, der das merkwürdige System am vollständigsten entwickelt hat. Dieses Werk gibt den eigentlichen Schlüssel zum Tempel indischer Weisheit. Sancara entwickelt im kräftigsten Styl, mit dem höchsten Scharfsinn Lehren, denen die europäische Einbildungskraft in ihrem transcendentalen Fluge oft kaum folgen kann, die aber auffallend an die Spekulationen der ältesten griechischen Philosophie erinnern. Dieser Schriftsteller ist gewissermaßen der indische Aristoteles, sofern er für den eigentlichen Repräsentanten der indischen Weisheit gelten kann. Er lebte zu einer Zeit, wo der Bramanismus bereits seit Jahrhunderten im Sinken begriffen war; eine Menge neuer Sekten waren aufgestanden, an deren Spitze die Buddhisten als die furchtbarsten Feinde der alten Lehre erscheinen, und Sancaras Bestreben im angekündigten Werke ging nun dahin, den Vedas ihre alte Autorität wieder zu erobern und die alte Einheit im Glauben herzustellen. Wirklich bewundernswürdig ist die Gewandtheit seines Geistes und die Schärfe seiner Dialektik, Eigenschaften, in denen er den Griechen um nichts nachsteht; seine Schwächen und Irrthümer aber sind bloß die allgemeinen des ganzen Kulturzustandes, dessen beredtestes Organ er ist. Sancara lebte im achten Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Sein Werk ist zugleich die erste Probe indischer Prosa.

Indem wir die deutschen Liebhaber der indischen Literatur auf das neue Unternehmen aufmerksam machen,* theilen wir zum Schluß einige Säze aus einem berühmten Oupanichat, Kathaka genannt, in Uebersezzung mit.

„Wisse, der Geist ist der Herr des Wagens, und der Wagen ist der Leib. Wisse, der Verstand steht auf dem Wagen und lenkt ihn, aber das Herz hält die Zügel. — Die Sinne stellen die Rosse vor, und der Wagen rollt über die Sinnengegenstände wie über einen gebahnten Pfad. Aber die Weisen erblicken in diesem Bunde von Geist, Sinnen und Herz ein einzig Wesen und nennen es das Wesen, das genieße. — Der Mensch, der die Erkenntniß nicht hat und dessen Herz immer fern geblieben dem höchsten Geist, der wird fortgerissen von den unlenksamen Sinnen, wie von wilden Rossen. — Der Mensch aber, der die Erkenntniß hat, und dessen Herz den ewigen Bund geschlossen mit dem höchsten Wesen, der gebietet den Sinnen, und die Sinne gehorchen ihm, wie gut gezähmte Rosse. — Der Mensch, der nichts weiß und dessen Herz ewig zerstreut ist, ist unrein; er gelangt nicht zum höchsten Wohnsitz, er kehrt zurück zur vergänglichen Welt. — Nur wer die Erkenntniß hat, nur wessen Herz gesammelt ist für und für, nur der ist rein; er gelangt zum höchsten Wohnsitz und kehrt nicht wieder zur Erde. — Ja, derjenige, dessen Wagen die Weisheit lenkt, der sein Herz gebändigt, der landet am andern Strande der Welt und geht ein in Vichnous obersten Wohnsitz. — Die Sinnengegenstände sind über den Sinnen, über den Sinnen ist das Herz, über dem Herz der Verstand, über dem Verstand die große Seele. — Ueber der großen Seele ist das Unsichtbare, über dem Unsichtbaren ist der höchste Geist; über dem höchsten Geist ist nichts, er ist das Ziel, der lezte Punkt der Reihe. — Dieser Geist ist verborgen in allen Wesen und nirgends sichtbar; aber wessen Auge durchdringt bis zum feinsten Stoff, der gewahrt ihn wohl mit der Schärfe des Verstandes, der sich streng auf Einen Punkt richtet. — Wachet auf, erhebet euch, kommt heran zu den großen Lehrern und höret. Die Weisen sprechen: schwierig ist der Pfad, der zur Erkenntniß der Wahrheit führt, man wandelt darauf, wie auf der Schärfe eines Schermessers."

* Beide Werke werden hundert Bogen lithographirten Text in 4. umfassen; monatlich erscheint eine Lieferung von fünf Bogen, nebst Uebersezung.

1

Korrespondenz-Nachrichten.

Turin, März.

Ein seltenes Jubelfest. Stiftungen. Akademie.

In unserer Administration, die täglich an Klarheit, Ordnung und Rechtlichkeit gewinnt, trug sich vor Kurzem

ein seltener und rührender Fall zu. Der Baron Alexander, Präsident des Obertribunals in Chambery, war hundert Jahre im Dienst, und zwar noch im aktiven, denn er wohnte noch regelmäßig den Sizungen seines Gerichtshofs bei, theilte rüstig seine Arbeiten und konnte den um ein halbes oder zwei Drittheil Jahrhundert jüngern Richtern zum Muster dienen. Nie war er einen Augenblick krank gewesen. Zwei seiner Söhne, gleichfalls Tribunalspräsidenten und Provinz-Intendanten, auch hochgeachtete, aber schon bejahrte Männer, waren zur Feier dieses Tages gegenwärtig, der mit kirchlicher Feierlichkeit begonnen wurde, an der die Präsidenten und Oberrichter aus vielen Theilen des Königreichs, mit der ganzen, sehr zahlreichen Familie des Jubelgreises, bestehend aus Ur-Urenkeln, Urenkeln, Enkeln und Enkelinnen, Theil nahmen; hierauf wurde eine Gerichtssizung unter seinem Präsidium gehalten, an der er, wie gewöhnlich, thätigen Theil nahm. Später wurde ihm in einem großen Saale des Tribunals ein Bankett gegeben, wo ihm der Gouverneur von Savoyen im Namen des Königs zu seinem Feiertag Glück wünschte und ihm das Großkreuz des St. Lazarusordens überreichte. Sehr angenehm wurde der Jubelgreis überrascht, als ein Musikchor in einem Nebenzimmer das bekannte Lied: où peut on être mieux qu'au sein de sa famille, zu spielen begann. Er sang selbst mit lauter Stimme mit, und erst Abends zehn Uhr ging man auseinander. Er bestand darauf, nach alter Weise zu Fuß nach Haus zu gehen. Sieben Monate darauf präsidirte er wie gewöhnlich, und sprach eben, da kam der Tod und rührte ihn sanft an; denn er sank zwar sogleich todt von seinem Lehnstuhl, die gewöhnliche Freundlichkeit war aber noch immer auf seinen Lippen, ja auch im Sarge hatte er sie noch. Er war hundert-und-zwanzig Jahre alt.

Es ist kein Wunder, wenn sich die bildenden Künste und die Musik jezt bei uns mehr heben, als früher; denn nicht allein der Hof und die Regierung thun alles Mögliche dafür, sondern auch Privatpersonen. Die Gräfin Tornielli di Vergano stiftete in ihrer Vaterstadt Novara eine Schule für Künste und Handwerke in zwei Abtheilungen nach den Geschlechtern, mit den nöthigen Sammlungen, Einrichtungen und einer Kunstbibliothek. Viermal-hundert-tausend Lire wurden dazu als Fonds hergegeben. Ein Herr Gimelli in Genua hat zwei nicht minder verdienstliche Stiftungen gemacht, zuerst ein Hospital für arme, gebrechliche Leute, und dann eine Erziehungsanstalt für arme Mädchen. Die Akademie der Wissenschaften bekümmert sich jezt mehr um das nordische Ausland, wiewohl keines ihrer ordentlichen Mitglieder Deutsch genug versteht, um ein wissenschaftliches Buch in dieser Sprache lesen zu können. In der lezten Zeit wurden Berzelius in Stockholm, A. Humboldt in Berlin, Gauß in Göttingen, Mai in Rom und Savigny in Berlin zu Mitgliedern der Turiner Akademie ernannt.

(Die Fortsezung folgt.)

München, April.

(Beschluß.)

Rottmanns italienische Landschaften.

Der Künstler führt uns jezt in einem kleinen, von den muthwillig gaukelnden Wellen geschleuderten Schiffe an der unheimlichen, gefährlichen Scylla vorbei. Ganz nahe ist unser Fahrzeug dem unheildrohenden Felsen, und wir könnten leicht einen gewissen Tod in der klassischen Brandung finden. Doch unsere Schiffer wissen die anstößigen und schwierigen Stellen im Homer oft besser zu überwinden, als unsere Philologen, sie steuern uns sicher vorbei, und wir brauchen die heulende Charybdis nicht zu fürchten. Cephalu, der sicilianischen Intendantur Palermo gehörig, ist unser leztes Reiseziel. Noch einmal führt uns der Künstler als theure Reiseerinnerungen blauen Himmel, antike Trümmer, Meer und Felsen und südliche Früchte vor. Ein paar dunkle sicilianische Bursche, in einem Kostüm, welches, wie das des ersten Menschenpaares im Paradiese, auf die glühende Sonne hindeutet, brechen sich die köstlichsten indischen Feigen von dem wildwachsenden Baume im Vordergrunde. In einer bescheidenen Ecke des Gemäldes bemerken wir auch die kurze Inschrift: Karl Rottmann, angefangen im Jahre 1830, vollendet im Jahre 1836. — Die meisterhafte Auffassung und Ausführung all dieser Bilder zu detailliren, wäre überflüssig. Der Künstler hat die Natur in ihren poetischsten Stimmungen belauscht, und was er sah, was er fühlte, das konnte er uns mit Zügen und Farben getreu wiedergeben. Rottmann hat mit dem Auge gemalt. In Fernungen und Mittelgründen nähert sich unser Künstler dem Meister Claude Lorrain, in seinen Vorgründen hat er ihn, man darf sagen, übertroffen. Auch bei ihm findet man, wie beim Claude, jenen schwimmenden, ätherischen Duft, welcher in der Natur die verschiedenen Tages- wie Jahreszeiten bezeichnet, durch alle Abstufungen bis auf die weiteste Ferne geführt, ohne daß die Lokalfarben die mindeste Störung dadurch erlitten. Rottmann hat mit ergreifender Wahrheit die frische Morgenluft mit ihren leichten Nebeln, wie den drückenden, glühenden Scirocco gemalt. Die Staffagen, womit der sinnige Künstler sehr sparsam war, um die poetische Ruhe der Landschaft nicht zu stören, sind überall höchst malerisch und sinnreich angeordnet, wie ausgeführt. Hier ist er größer, als Claude, der keine Staffage zeichnen konnte, und der von sich selbst sagte: „Die Landschaft lasse ich mir bezahlen, Figuren und Vieh gebe ich oben ein.“ Claude Lorrain, der längere Zeit in und um München lebte, könnte gewiß keinen würdigern Nachfolger, als unsern Rottmann finden. Ueber jeder der landschaftlichen Fresken befindet sich ein Distichon von unserm allverehrten König, von denen ich zum Schlusse einige anführen will.

Acqua acetosa.

Flieh aus den Mauern von Rom, um Rom, das alte, zu fühlen,
Flieh in die Einsamkeit her, wo es sich lebet dem Geist.

Ruinen Roms.

Stumm nun stehet ihr da für die Menge, jedoch den Geweihten
Redet ihr laut, so daß Alles darüber verstummt.

Campagna di Roma.

Oede immer dem Blick, am bedeutendsten aber dem Geiste
Wird du, stilles Gefild, denn die Vergangenheit lebt.

Lago averno.

Wo der Unterwelt düstern Eingang das Alterthum sehet,
Wandeln in lichter Natur jezo die Menschen vorbei.

Selinunt.

Schaudernd wich Poseidon für immer, für immer Demeter,
Kypris nur blieb hier. Ewig die Erde bestehe.

Das Theater von Taormina.

Wo einst mächtig ergriffen die Tausend und Tausende saßen,
Fliehet die eilende Zeit einsam beständig vorbei.

№ 86.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 10. April 1835.

— Ein Räthsel ist des Menschen Herz:
Oft kommt der Wunsch, unendlich fortzuwandern,
Unwiderstehlich herrlich in uns auf.

Hölderlin.

Abschied von Frankreich.

Von Lamartine.

Uebersezt von G. Schwab. *

Wenn eines raschen Segels Falten ich
Hingebe, was von Ruh' und Glück mir ward,
Wenn ich des tück'schen Elementes Flug
Zween Theile meines Lebens, Weib und Kind,
Vertraue, wenn so reicher Zukunft Lust
So vieler Herzen Schlag dem Wogenspiel,
Dem Sand, den Wolken überlassen will,
Ohn' andres Pfand für eine Wiederkunft,
Als einen Mast, vom Mittagswind gebeugt:
So ist's nicht, weil des Goldes Durst ein Herz,
Das bess're Schätze sich gesammelt, quält,
Nicht, weil an mir die heiße Sucht nach Ruhm,
Den noch vergänglicheren, zehrend frißt,
Noch weil in uns'rer bösen Zeit das Glück
Wie Dante's Kost, das Salz des Elends, beut,
Weil wankelmüthiger Parteien Zorn
Die väterliche Schwelle mir zerbrach.

Nein, weinend lass' in eines Thales Grund
Ich schattenvolle Bäume, Feld und Haus,
Noch warm von der Erinnerungen Schaar,
Von manchem Blick am Horizont begrüßt.
Dort winken Ruheplätzchen mir im Holz,
Wo das Parteigeräusch nicht widerhallt,
Wo statt des bürgerlichen Sturms mein Ohr
Nur Freund' und Benedeiungen vernimmt.

Dort zittert, weil ihn unser Bild umgibt,
Ein greiser Vater, wenn der dumpfe Laut
Des Windes durch die alten Zinnen fährt,
Erhebt sich, betet zu dem Herrn des Sturms,
Den Wind zu messen nach der Segel Kraft;
Und fromme Bauern, Diener ohne Herrn,
Die suchen auf dem Rasen uns're Spur,
Und Hunde, die sich sonnen vor der Thür,
Bei meinem Namen murren liebevoll.

Mir wurden Schwestern, an der gleichen Brust
Genährte, Zweige, die am selben Ast
Sanft wiegen sollte gleicher Wind, wie mich;
Und Freunde, deren Herzensblut ist mein's,
Sie lesen mir im Auge, wie im Geist;
Und unbekannte Herzen hab' ich auch,
In denen mir die Muse lauscht, ein Ohr

* Aus Lamartine's Reise in den Orient, die demnächst zu Paris im Original, und gleichzeitig in einer deutschen Uebersetzung, Stuttgart bei Metzler, erscheinen wird.

Geheimnißvoller Freunde hat mein Vers,
Hat einen unsichtbaren Widerhall
Auf meinem Pfade hier und dort zerstreut,
Der mir zurückschickt meiner Laute Klang.

Doch Triebe hat der Geist, selbst die Natur
Erforscht sie nicht, gleich jener Vögel Trieb,
Der über breiter Wasser Tiefen sie
Zu fremder Nahrung führt, in Einem Flug.
Was suchen sie im östlichen Revier?
Gibt's Moos und Stroh nicht unter unsrem Dach?
Nicht Garben, gelb von unsrem Sonnenstrahl,
Aus denen Korn für ihre Jungen fällt?
Mir auch, wie ihnen, ward mein täglich Brod,
Wie sie, hab' ich den Berg, des Flusses Schaum,
Und meiner Wünsche Durst ist größer nicht:
Doch wandr' ich, gleich wie sie, und kehre heim,
Mich treibt's, wie sie, dem Morgenrothe zu.
Noch hab' ich nicht mit Aug' und Hand berührt
Der Menschheit ersten Sitz, die Erde Hams,
Aus welcher Gott das Menschenherz geformt;
Noch hab' ich auf dem Sandmeer nicht geschifft,
Mich schläfernd nicht auf dem Kameel gewiegt,
Am dreidepalmten Hebronsborne nicht
Den nie gestillten Durst besänftiget,
Noch nicht auf meinem Mantel unter'm Zelt
Geruht im Staub, drauf Hiob sich gewälzt,
Noch nicht beim Wellenschlag des Segeltuchs
Die Träume Jakobs in der Nacht geträumt.

Ja, von den sieben Blättern dieser Welt
Blieb Eines noch zu lesen übrig mir:
Ich weiß nicht, wie dir Sterne flimmern dort,
Die Brust dort athmet, schwer vom Nichts gedrückt,
Das Herz dort schlägt, wenn es den Göttern naht.
Ich weiß nicht, wie, an einer Säule Fuß,
Zum Ohr des Sängers, welcher unter ihr
Von alten Tagen tiefbeschattet steht,
Der Grashalm redet, und die Erde summt,
Und im Vorübergehn die Welle murrt.

Noch hört ich nicht im alten Cederwald
Der Völker Lärm und seinen Widerhall;
Noch sah ich nicht herab vom Libanon,
Wie unter Gottes Finger sich der Flug
Prophet'scher Adler senkt auf Tyr's Pallast.
Mein Haupt hat auf der Erde nicht geruht,
Wo von Palmyra nur der Laut noch lebt,
Mein Fuß hat, tönend durch die Einsamkeit,
Noch nicht erschüttert Memnon's leeres Reich.

Aus seiner Tiefen Abgrund hört' ich noch
Des Jordans Schluchzen nicht, der tiefer weint,
In noch erhabeneren Klagen rauscht,
Als sie der Seher * ihm einst zugestöhnt.
Noch hab' ich meiner Seele nicht gelauscht
Im Hall der Grotte, wo das Flammenlied
Dem Königsbarden in der Nächte Schooß
Die Harfe glühend aus den Fingern rang.

Und noch nicht ging ich auf der Gottesspur,
Wo unter'm Oelbaum unser Herr geweint;
Hab' auf den Wurzeln dort noch nicht gesucht
Die Thränen, die kein Engel trocknen kann;
Hab' hohe Nächte dort noch nicht gewacht,
Im Garten, wo, in blut'gem Todesschweiß,
Von unsern Sünden und von unsrem Leid
Den Widerhall vernahm ein einzig Herz.

Die Stirne senkt' ich noch nicht in den Staub,
Dem, scheidend, seinen Fuß Er eingedrückt,
Den Stein hat noch mein Kuß nicht ausgehöhlt,
Wo seine Mutter Ihn begraben, Ihn
Gehüllt in ihrer Thränen Spezerei.
Noch nicht zerknirscht schlug ich an meine Brust,
Wo Er die Zukunft durch den Tod errang,
Die offnen Arm' entgegenhielt der Welt,
Und, sie zu segnen, neigete sein Haupt.

Seht! darum reis' ich, darum wag' ich jezt
Den Rest von Tagen, nichts hienieden werth!
Gleich ist's, an welchem Strand ein Winterwind
In dürrem, schattenlosem Baume spielt.
Der Thor! so ruft die Menge — thöricht selbst!
Nicht Jeder findet überall sein Brod;
Des Wandersängers Brod ist der Gedank',
Ihn machen seines Gottes Werke satt.

Leb wohl denn, Vater, Schwestern, lebet wohl!
Leb wohl, im Nußbaumschatten, weißes Haus!
Lebt wohl, ihr müß'gen Renner dort im Gras!
Und ach, mein treuer Hund, allein beim Herd!
Es ängstet euer Bild mich, folgt mir nach,
Ein warnungsernster Schatten meines Glücks!
Ach! sey die Stunde, die uns wieder eint,
Nicht auch so zweifelhaft, nicht auch so ernst!

Und Erde du, mehr Spiel von Wind und Fluth,
Als dieses Brett, drauf mein Geschick sich wiegt,
Die du der Welt Schicksal im Schooße trägst,
Leb wohl! dein Ufer schwindet meinem Blick!
Zerreiße bald ein Lichtstrahl das Gewölk,
In das sich Tempel, Thron, Volk, Freiheit hüllt,
Entflamme reiner auf dem heil'gen Strand
Dir deinen Leuchtthurm von Unsterblichkeit!

* Jeremias.

Und du, Marseille, das, an Frankreichs Thor
Gelagert, gastlich deinen Hafen wölbst,
Der, Hoffnung strahlend, über diesem Meer
Der Schiffe Flügeln zeigt sein Adlernest,
Wo meine Hand manch liebe Hand noch drückt,
Mein Fuß noch zögernd, voll von Liebe, weilt:
Empfang im Vaterland den lezten Wunsch,
Den ersten, wenn ich wiederkehre, nimm!

Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde.

(Fortsezung.)

Diese und ähnliche Lehren, wie sie das geistreiche Buch in Menge aufstellt, wenn in Beziehung auf die rechte Einheit und Mitte, die rechte Liebe und den wahren Genius genommen, unschuldig und wahr, werden jenem Ernste, wenn auf die falschen Reflexe zurückbezogen, nothwendig sehr verfänglich erscheinen müssen, und die Möglichkeit eines solchen zweifachen Bezugs ist eben durch die zweiherrische Stellung des ganzen Verhältnisses gegeben. Mit Lehren ähnlicher Art hat schon das alte klassische Griechenland einen Versuch in's Große hin gemacht; der Ausgang dieses Experimentes hätte für alle Zeit von Wiederholung desselben abschrecken sollen, wenn überhaupt die Erfahrung früherer Geschlechter den folgenden etwas gälte. Neben dieser Unbestimmtheit des Verhältnisses wird denn auch die Unsicherheit desselben jener ernstern Gesinnung ein großer Anstoß seyn, und es möchte ihr verwegen erscheinen, am äußersten Rande menschlicher Beziehungen auf der schmalen, scharfen Kante, diesseits und jenseits welcher die nachtbedeckten Abgründe der menschlichen Natur in unabsehbare Tiefen niedergehen, den Tanz, den jene mährischen Frauen vor Kaiser Friedrich dem Zweiten aufgeführt, zu tanzen, und Gott mit solcher Kühnheit zu versuchen.

In solcher und ähnlicher Weise möchten manche ernsthafte Stimmen sich über das Buch vernehmen lassen; ihr Urtheil, wenn auch nicht poetisch, wird doch bei Gleichgestimmten vielfachen Eingang finden, und mir selbst würde es schlecht anstehen, wollte ich im Wesentlichen mich nicht zu ihm bekennen. Inzwischen über geschehene, ganz abgeschlossene Dinge zu rechten, ist ein wenig fruchtendes Bemühen, und da das Abenteuer ohne sichtlichen Nachtheil abgelaufen, dürfen wir es schon von der heitern Seite fassen, und uns an der geistreichen Lebendigkeit erfreuen, mit der es bestanden worden. Es ist einmal nicht anders, wenn eine Zeit, nachdem sie lange auf getretenem Wege fortgewandert und fortgestolpert, und unter ihrem Gehen, Reiten und Fahren die Straße sich abgenuzt und zum Theil grundlos geworden, auf den Gedanken kommt, sie sey beschwazt, angeführt und überlistet worden, als sie geglaubt, die gerade Linie sey der kürzeste Weg zwischen zwei Punkten; dann kann ihr nicht gewehrt werden, wenn sie eine krumme sucht, die näher zum Ziele führt. Da werden denn tausend Pfade rechts und links getreten, alle Sümpfe durchwatet, alle Klippen erstiegen und alle Steine beschritten; sie wird es sich aber zulezt doch wohl gefallen lassen, nach großer Mühsal wieder in die alte Straße einzulenken, wie die Philologen gethan, die, nachdem sie von Moskau bis Lissabon viele tausend Manuscripte des neuen Testaments verglichen, zulezt gefunden, daß es beim alten Texte sein Bewenden habe. Es kommt also, die natürliche Befugniß einmal eingeräumt, auf die Gesinnung an und den Geist, indem die Reise in partibus infidelium unternommen worden, und diese müssen wir an dieser kühnen Landfahrerin in alle Weise rühmend anerkennen. Manche Konvenienzen sind in der Ausführung ihres Buches verlezt, einige Persönlichkeiten ohne Noth versehrt, aber keine höhere Schicklichkeit irgend angetastet. In einer Zeit, wo cynische Frechheit die Literatur zum Blocksberge gemacht, und der Bock am hellen Tage auf offenem Markte hält, und die Säue, in die die subalternen Teufel hineingefahren, ihn grunzend und laut schreiend umtanzen, hat sie bei aller Sorglosigkeit, Kühnheit und Ungebundenheit auf's Sorgsamste jede gute Zucht zu bewahren gewußt, so daß die tanzenden Galane von ihrem eigenen Unrathe hineinlegen müssen in ihr Buch, wollen sie in ihm ein Lager sich bereiten. Nichts kriecht in ihm Staub fressend und im Schlamme sich mästend; Alles strebt im Fluge nach oben, in vollen Athemzügen die Lüfte trinkend. Alles, was sonst im Naturtriebe der Tiefe zueilt, wird zur Höhe hinaufgewendet, und dabei zeigt sich doch keine Spur sentimentaler Abgestandenheit; Fleisch und Blut, so viel nöthig ist, aber Beides in schöner Linie zurückgehalten, und darum Alles frisch und rund, und sprühend und lebendig, und in Mitte dieser Lebendigkeit eine Natur wirksam, die sich gibt, wie sie ist, weil sie nichts Arges zu verbergen und zu bemänteln hat; dabei Scherz und Ernst, Witz und Verstand, Scharfsinn und Einbildungskraft im anmuthigsten Wechsel spielend, und überhaupt der Gaben so viele ausgelegt, daß es langer Zeit bedürfte, jeder ihr Recht zu thun und sie nach der Gebühr zu preisen. Als das Kind einst wasserschöpfend zum Brunnen gegangen, hat die Fee an seinem Rand gesessen, und da es gutmüthig die Dürstende aus seinem Krug getränkt, hat sie ihm zum Dank die Gabe verliehen, daß, wenn es den Mund öffne, eine Rose oder ein Edelstein niederfalle, und es hat von dieser Gabe hier sattsamen Gebrauch gemacht.

So weit wäre nun Alles gut, die Pfade wären geebnet und die Wege bequem gerichtet; aber damit ist's noch keineswegs abgethan; denn es nahen bedenkliche Zeiten, die Jahre, von denen Bengel und so viele Andere geredet, und die Sterne stellen sich, als wollten sie sich zu Unglück weissagenden Aspekten anschicken. Kaiserliche Majestät in Weimar sind nämlich, wie bekannt, seither verstorben; ihr Hofgesinde haben sie nun geschickt aufgeblasen, in Taffet gekleidet, eine Lorbeerkrone ihr auf's Haupt gesezt, sie auf die Parade hingelegt, einen gläsernen Sarg über sie hergestürzt, und bis zum Hündchen Pfuff hinunter haben nun allesammt zum Einschlafen sich angeschickt, um nach hundert Jahren wieder mit ihr zu erwachen, gleich jenen, die mit Dornröschen eingenickt, um dann mit der wiedergekehrten von Ewigkeit zu Ewigkeit zu herrschen.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Turin, März.

(Fortsetzung.)

Studien über Landesgeschichte. Volksunterricht.

Der König interessirt sich besonders für die Bearbeitung der bisher so versäumten Landesgeschichte, und hat dazu eine eigene Kommission ernannt, die aus sechs-und-zwanzig Mitgliedern besteht, von denen sechzehn hier in Turin wohnen, die andern in Genua, Sardinien und Savoyen. Präsident ist der Graf Balbo, ein sehr wissenschaftlich gebildeter Mann. Einer der Sekretäre ist Cibrario, dem wir in neuester Zeit einige treffliche historische Schriften verdanken. Wir haben in diesen Blättern schon früher von seiner Geschichte der Stadt Quiers und seinen immer noch fortgesezten Abhandlungen über die Finanzen der savoyischen Monarchie gesprochen. Von größerm Umfang sind seine neuen Untersuchungen über die Geschichte und alte Konstitution dieser Monarchie. Tiefes Quellenstudium und geistreiches Urtheil zeichnen dieses Werk aus, das mich besonders durch die ganz neuen Nachrichten über die Volksgeschichte und patrizischen Vereine in den freien piemontesischen Städten des Mittelalters angesprochen hat. Diese Gesellschaften waren in jener Zeit sehr wichtig und einflußreich; ihre Rivalität begünstigte lange die Freiheit, ward ihr aber am Ende sehr schädlich. Die sonderbaren und barbarischen Statuten dieser Gesellschaften sind ein ächtes Stück aus dem Mittelalter. Der König beauftragte Cibrario und Promis, den Aufseher des hiesigen Münzkabinets, mit einer wissenschaftlichen Reise, um in den Archiven des Landes, Frankreichs und der Schweiz Nachsuchungen anzustellen zur Aufhellung dunkler Stellen unserer Landesgeschichte. Ihrer Instruktion zufolge arbeiteten sie in den Archiven und andern Sammlungen zu Ivrea, Aosta, Sion, St. Maurice, Lausanne, Friburg, Bern, Basel, Straßburg, Paris, Besançon, Bourg, Lyon, Chambery, St. Jean-de-Maurienne, Grenoble, Aix und Marseille. Warum dabei das benachbarte Genf ausgeschlossen wurde, dessen Archive aus dem Mittelalter so viel Interessantes und Wichtiges über Savoyen enthalten, begreifen wir nicht recht. Aus diesen Forschungen ist das wichtige Werk: Documenti, Sigilli e Monete appartenenti alla Storia della Monarchia di Savoia, hervorgegangen. Es wurden hundert neue Dokumente aufgefunden, desgleichen vierzig wirkliche Münzen, die richtige Zeichnung von zwanzig andern und von mehreren Siegeln. Von den hundert Urkunden waren zwei-und-neunzig bisher ganz unbekannt, acht aber stehen schon bei Guichenon, jedoch sehr unrichtig, und sind nun hier genau abgedruckt. Die Münzen fehlten sämmtlich in der hiesigen Münzsammlung und sind größtentheils unbekannt. Das Werk beginnt mit Untersuchungen über den wahren Ursprung der savoyischen Dynastie. Lange hat man sie bekanntlich seit Humbert mit den weißen Händen aus einem sächsischen Fürstenhause abstammen lassen, und noch nicht lange las der Graf Vignet in unserer Akademie der Wissenschaften eine Abhandlung über diese Meinung vor und zeigte ihre Wahrscheinlichkeit, wenn man nur einige Angaben der Chroniken über Zeit und Personen als irrig betrachten und als solche beseitigen wolle. Wer mag aber dies so leicht? Cibrario ist ganz anderer Meinung, und folgt darin Chorier in seiner Geschichte des Dauphiné, Salvaing in dem Werk über den Gebrauch der Lehne, und dem alten Rochat in Lausanne, dessen handschriftliche Geschichte der Schweiz in der Berner Bibliothek verwahrt wird. Aus der Zusammenstellung von einer Menge Umständen und Daten ist es fast unbestreitbar, daß jener Humbert nicht fremden Ursprungs sey, sondern von Manasse, wahrscheinlich einem Grafen von Savoyen, abstamme, eine Familie, die sich in die dunkelsten Zeiten des Mittelalters verliert.

Es ist nicht lange her, so machten die französischen Journale unserer Regierung heftige Vorwürfe über die Abschaffung der in der französischen Zeit eingeführten Lancasterschulen, indem sie behaupteten, diese Schulen des gegenseitigen Unterrichts seyen das Vortrefflichste, was es für den Volksunterricht gebe; wir aber wurden Obscuranten, Pfaffendiener und dergleichen genannt. Jenes Lob der Lancasterschulen hat sich nun verloren, und jenes Unterrichtssystem heißt jezt in Frankreich selbst ein vieil édifice et un corps délabré, seit ihnen, die so gern wechseln und sich über alles Neue entzücken, ein neuer Erziehungsstern aufgegangen. Dieser ist das enseignement universel von Jacotot. Nun beginnen die Vorwürfe von Neuem, und die französischen Zeitungen finden es obscur, daß wir die neue Schulmethode nicht annehmen. Eines der ihn preisenden Blätter sagt von Jacotot: „La ville de Dijon a vu naître M. Jacotot, qui après avoir été successivement élève de l'école polytechnique, avocat, professeur d'humanités, capitaine d'artillerie, secrétaire intime du ministre de la guerre, substitut du directeur de l'école polytechnique, professeur d'idéologie, professeur de langues, de mathématiques transcendantes, professeur de l'école de droit, membre de la chambre des représentans, s'est retiré en Belgique, où il a obtenu du Roi des Pays-Bas une place de lecteur à l'université de Louvain.“ Wir sind so beschränkt und meinen, ein Mann, der so Vielerlei gewesen ist und so Vielerlei getrieben hat, könne unmöglich lange, reiflich und ruhig über einen so wichtigen Gegenstand nachgedacht haben, wie der Volksunterricht ist.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 37.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 87.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 11. April 1835.

De mes égaremens mon coeur n'est point complice,
Sans être vertueux, je déteste le vice.

J. J. Rousseau.

Rousseau's Denkmal zu Genf.

Vor einigen Jahren gab das Morgenblatt nach wenig zugänglichen Quellen eine Reihe historischer Darstellungen aus Jean-Jacques Rousseau's Leben. Der merkwürdige Mann war da in seinem Hauskostüm dargestellt, entkleidet aller Draperie, die schiefe, gefällige oder liebedienende Biographie oder Landsmannschaft seit sechzig Jahren um ihn gehängt hatte. Wir sahen ihn als Knaben, wie er stielt und ein schuldloses Mädchen deßhalb verdächtigen und bestrafen läßt; wir sahen ihn, wie er seine Religion ändert, um später die angenommene abermals abzulegen; wir sahen ihn als Verfasser seiner Confessions Schimpf über eine Frau verbreiten, die ihm viele Wohlthaten erwiesen und unendliche Geduld mit ihm gehabt hatte; wir sahen ihn dagegen lobredend unter dem Pantoffel seiner Therese, eines elenden, verächtlichen Kebsweibs, für das er aber doch von Andern Achtung und Rücksichten forderte; wir sahen ihn seine Kinder nacheinander aufgeben und in's Findelhaus schicken; wir sahen ihn bei so viel sittlichem Unwerth doch eitel, stolz, launisch und wetterwendisch gegen Viele, die es gut mit ihm meinten, und am Ende, nach einem Leben voll Zweideutigkeit, voll Wechsel, Unstätigkeit und Widersprüchen, erblickten wir ihn, wie er unter dem Druck einer unerträglichen, aber ganz selbstverschuldeten Lage, im Schamgefühl über sein unwürdiges Verhältniß mit Theresen als Selbstmörder endet. Aber wir sahen auch mitten durch alle diese Nachtschatten schöne Strahlen seines Genius leuchten, wir sahen in Jean-Jacques ein Gemüth voll Begeisterung für das Schöne, Gute, Wahre und Rechte, nur viel zu schwach und veränderlich, um es festzuhalten und selbst zu üben. Wir sahen ihn nicht bloß als französischen Prosaisten erster Größe, sondern auch als Pförtner einer neuen, großen Zeit im Fach der Menschenerziehung, der bürgerlichen Gesellschaft und des Staatslebens, zwar nicht ohne große Irrthümer, Widersprüche und Uebertreibungen, deßgleichen oft nur wiederholend, was Andere schon vor ihm gesagt, aber doch reich an schönen und geistreichen Ideen, die überdies das Verdienst hatten, trefflich ausgesprochen zu seyn.

Bei diesen verschiedenartigen und widersprechenden Elementen in Rousseau's Schriften war es gewiß nicht recht, aber doch nach damaliger Art begreiflich, daß Jean-Jacques bei der vielvermögenden Einwirkung Voltaire's und der mächtigen Tronchin's, seiner Feinde, von der Genfer Regierung wegen seines Emile und seines Contrat social verdammt und jene Schriften 1763 für téméraires, scandaleux, impies und tendans à détruire la religion chrétienne et tous les gouvernemens erklärt wurden. Daß sie die Regierung von

Henkershand vor dem Stadthaus verbrennen ließ, wird die Nachwelt kaum glauben.

Die Gegenwirkung gegen dieses ungerechte Extrem konnte früh oder spät nicht ausbleiben. Sie kam in der Revolutionszeit. Am 28sten Juni 1793 war das bekannte Fest, wo dies Unrecht wieder gut gemacht werden sollte, und wo Jean-Jacques Büste auf der sogenannten belle promenade oder der Bastion Bourgeois aufgestellt wurde. Sie war kolossal aus schönem Jurakalkstein und ruhte, um sie vor Würfen und Stößen der Uebelwollenden oder der lieben Jugend zu schützen, auf einer zwanzig Fuß hohen Säule, die überdies auf drei hohen Stufen stand. Diese Säule aus Quadern, ungefähr 3′ 6″ dick, war so geschmacklos als unbehülflich. Die Büste hatte der hiesige Bildhauer Jacquier angefertigt. Ihre Errichtung war ein Volksfest voll Lust und Freude; die Kinder waren dazu aus der ganzen Umgegend eingeladen, und für sie, wie für die Großen, standen viele lange Tafeln unter den schönen Kastanienalleen. Ein hübscher junger Mensch, als Minerva gekleidet, mit Helm, Schild und Lanze, stand auf einem goldenen Wagen und ward von antik gekleideten Jünglingen gezogen. Darum her gingen die schönsten Mädchen der Stadt in weißer gleicher Kleidung. Sämmtliche Jugend tanzte nach einander Runden um die Säule und sang dazu die für das Fest gedichteten Lieder. Hierauf warfen die Kinder ihre Blumen und Kränze auf die Stufen der Säule, wodurch diese ganz bedeckt wurden. Es war das schönste Genferfest, dessen sich noch viele Einwohner erinnern.

Kaum war ein Jahr verflossen, so trugen die nun herrschend gewordenen Grundsätze auch in Genf ihre blutigen Früchte, und zwar auf derselben Stelle, denn an dem unglücklichen 25sten Juli 1794 wurden hier die sieben Opfer erschossen, die das Genfer Revolutionstribunal zum Tod verurtheilt hatte, der treffliche Syndik Cayla, der talentvolle junge Advokat Rachemant, Prévost-Cabanis, Décombes, Munier, Viaien und Chenaud. Sie fielen im Angesicht Jean-Jacques, der gewiß in seinem Leben nie edles Bürgerblut durch politischen Mord vergießen lassen wollte. Von nun an ward der schöne Spaziergang vermieden und stand bald ganz verwaist, denn wer hätte sich auf der Stätte froh ergehen mögen, wo die schlangenhaarigen Eumeniden ihre Blutfackeln geschüttelt hatten?

In der französischen Zeit ward die Büste durch viele Steinwürfe verstümmelt. Uebelwollende brachten auch einmal des Nachts Schwärmer und andere Feuerwerke darauf und darum an und wollten sie in die Luft sprengen. Dadurch litt sie noch mehr und wurde ganz schwarz. Nase und Eichenkranz hatte sie schon lange nicht mehr. Einige Jahre später, in der tiefen Ruhe der glücklichen Restauration, ward diese Bastion zu dem neuen botanischen Garten geschlagen, und als dessen Gewächshaus fertig war, wurden davor die Marmorbüsten der Genfer aufgestellt, die sich früher oder später in den Naturwissenschaften ausgezeichnet hatten. Da nun Rousseau auch einiges Naturgeschichtliche geschrieben hatte, so benutzte man diesen Umstand und stellte seine Marmorbüste, von James Pradier gearbeitet, zwischen denen von Bonnet und Saussure auf und nahm ihr dadurch die Bedeutung, in der sie 1793 gleichsam als politisches Symbol der Zeit aufgerichtet worden war.

Begreiflich war der Wunsch vieler Genfer, ihrem ausgezeichneten und berühmten Landsmanne noch ein anderes, größeres Denkmal zu errichten, und daß ihnen eine Büste des Botanikers Jean-Jacques nicht genügend und erschöpfend schien. Zuerst wurde also beim Staatsrath der Antrag gestellt, der Staat solle Rousseau ein Denkmal setzen. Dies lehnte aber jene Regierungsbehörde mit der treffenden Bemerkung ab: „das Monumentiren sey nie in Genf hergebracht gewesen, denn die ausgezeichnetsten und um das Vaterland verdientesten Männer haben bisher keine Denkmale bekommen; das dankbare Andenken der Bürger sey in unserer nur auf Einfaches hingewiesenen Republik das einzige passende Monument.“ Es war allerdings komisch, auf ein Rousseau von der Regierung zu errichtendes Denkmal anzutragen, da Jean-Jacques sich keinerlei Verdienst um den Staat erworben hatte, und Männer wie Adhemar Fabri, Bonnivard, Levrier, Berthelier, Calvin und Andere kein Monument bei uns haben, wiewohl ihnen Genf zum Theil seine politische Existenz verdankt, sie auch in sittlicher Beziehung weit über Rousseau stehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde.

(Beschluß.)

Bis dahin ist wieder harte, furchtbare, kaiserlose Zeit hienieden, und es muß für die Bestellung eines Reichsvikariats Sorge getragen werden. Da sollte sich denn das Kind, das unterdessen zu seinen Jahren gekommen, dabei, wie das Buch besagt, hinlängliche Geistesgaben besitzt, das Regiment gut zu handhaben versteht, überdem auch für zahlreiche, gute, legitime und tüchtige Nachkommenschaft Vorsehung gethan, von selber den Wahlherren als Regentin des Zwischenreiches bieten. Sie scheint auch ihre Ansprüche zu kennen und hat Tutti Frutti zu ihrem Minister bestellt, um derselben wahrzunehmen, und der hat die Sache gründlich angefangen und ist in die andere Welt hinübergangen, wo sie die Beine auf der Tische legen, und wird ihr

von dort aus eine schöne Heerde von Sonnenrindern zur Huldigung vartreiben. Aber wie's in unseren unruhigen Zeiten zu gehen pflegt, ruhiger Besitzstand scheint auch ihr nicht vergönnt, denn es hat sich ein Prätendent gefunden: die Generalstaaten haben den Tieck genommen und ihn feierlich zum Stattbalter ausgerufen, eine Maßregel, die die Diplomatik und den Staatsbewind in die höchste Beunruhigung versezt und mancherlei Ausgleichungsentwürfe und Heirathsprojekte hervorgerufen. Aber eine dritte Partei wird, wie zu befürchten steht, alle diese Plane zu nichte machen, diejenige nämlich, die gar nichts mehr von einem Kaiser hören will, weil das Kaiserthum, ein ganz modern christlicher Gedanke, mit dem Christenthume obsolet geworden. Diese Partei, die keineswegs zu verachten ist, hat sich geneppte Wämser angeschafft, um hieb- und schußfrei zu seyn; sie trägt eiserne Schienen im Hute, um das darunter verborgene Talent zu schirmen, legt bei jeder schicklichen Gelegenheit den größten Muth an Tag, ist der Meinung, Jeder aus ihrer Mitte sey schon ein ganzer und voller Kaiser, sie Alle zusammen aber seyen ein kaiserliches Volk, das sich selber gubernire und darum keines Erzkaisers bedürfe, — und in allen diesen ihren Ueberzeugungen lassen sie sich Alle insgesammt ganz und gar nichts einreden. Der literarischen Judenschaft hat diese Art Kaiserlichkeit gar wohl gefallen, sie hat sich daher unter das kaiserliche Volk einschreiben lassen und will nun nicht zurückbleiben unter den Opponenten. Von ihnen ist der Vorschlag ausgegangen, wenn es ja der alten Gewohnheit wegen eines Führers bedürfe, den Ahasverus, aber, wie sich von selbst verstehe, mit konstitutionellen Hemmschuhen dafür zu bestellen; denn der schicke sich am besten für den beständigen Fortschritt und die ununterbrochene Bewegung, weil er das perpetuum mobile, ja die personifizirte Bewegung selber sey. Die Sache hat großen Beifall gefunden, man sinnt jezt nur auf das Hemmwerk, und wie es an den Siebenmeilenstiefeln anzubringen, um in der Retardation eine jedate, von Jedem zu leistende Musterbewegung hervorzurufen und dann den Rennwagen loszulassen. Ich meinerseits glaube, es wird damit gelingen; weder Tieck noch das Kind, noch beide miteinander werden mit ihren Ansprüchen aufkommen, und wir werden den alten Schuster von Jerusalem zum kaiserlichen Vorreiter erhalten. Dann mag sich, was laufen kann, auf die Beine machen; es geht, ohne Rücksicht auf den Straßenzug, immer in gerader Linie; Rasttage werden nicht gestattet, die Marodeurs aber im Wasser ersäuft. Da wird es nun freilich um das Monument bedenklich stehen, das hier Goethe von Kindeshand erhalten soll. Zwar hat er's um sie, und sie um ihn gar wohl verdient, auch ist der Entwurf dazu vortrefflich; aber die Deutschen sind bekanntlich famöse Monumentenmacher, sie bilden sie am liebsten und wohlfeilsten aus Steinen, die sie auf den Verehrten werfen; wollten sie aber diesem wirklich etwas Liebes und Süßes anthun, dann wäre immer noch Jean Pauls alter Vorschlag mit den Lebkuchen zu beherzigen. Kommt es aber doch wirklich zu einem Denkmal Goethe's, dann muß vor Allem seine Dogge, die immer vor ihm hersprang, ihm apportirte, was er verlangte, Allen freundlich war, die ihm wohl wollten, die Uebelwoller aber mit großem Eifer anbellte, eine Stelle finden, der Zelter nämlich.

Geschrieben im Jänner 1835.

Korrespondenz-Nachrichten.

Karlsruhe, März.

Fastnacht und Ballleben.

Vor mir liegt der Kalender, ich lese: Sonntag Herrens Fastnacht, Dienstag Narren-Fastnacht; so eben springen sogar Kinder mit Masken am hellen Tage über die Straße, an den Straßenecken steht angeschlagen: Morgens um zehn Uhr Theater — es ist kein Zweifel mehr, wir sind im Fasching! Aber wenn ich mich dann wieder umschaue; der Bürger geht seinem Gewerbe nach, der Kanzleiherr mit dem gewöhnlichen Alltagsgesicht auf die Kanzlei, der Schulbube hat seine Büchertasche auf dem Rücken, und die Physiognomie der ganzen Stadt sieht so ernst, so erwerbsam, so solid aus, und ich selbst, sitze ich nicht zu Hause, und es kostet mich gar keine Ueberwindung, meine Langeweile nicht zu maskiren? Da merke ich erst, die Narrheit läßt sich nicht durch den Kalender einimpfen; wir sind wohl im Fasching, aber der Fasching ist nicht in uns. Zwar Maskenbälle haben wir genug, in und außer der Stadt, in hohen und niedern Kreisen der Gesellschaft, geschlossene und öffentliche, in allen Tageblättern erscheinen Ankündigungen, Aufforderungen und Einladungen dazu, und sie sind alle gesucht und sehr besucht. Man hat ein Mittel ersonnen, das dulce und utile trefflich zu verbinden, zugleich wohlthätig und vergnügt zu seyn, zugleich Almosen auszutheilen und zu tanzen, und dabei noch die Polizei auf seiner Seite zu haben: man gibt die Maskenbälle zum Vortheil der Armen; das schlägt denn auch nicht zum Nachtheil der Wirthe aus. Da sind alle Ingredienzien eines Maskenballs, Masken und offene Gesichter, Musik und Tanz, Punsch und Rippenstöße, und es fehlt nichts, als — Leben, und je gebildeter, desto todter, je anständiger, desto langweiliger. Auf den Bällen, welche die gute Gesellschaft nicht besucht, sieht man doch das Bestreben, lustig seyn zu wollen, und es gelingt auch wirklich manchmal ohne bacchische Inspiration; da ist es den Leuten doch noch mit dem Spasse Ernst, wenn es auch oft ein trauriger Spaß ist. Da nimmt schon eine Woche lang vorher der Maskenball alle Gedanken in Besitz; der Ladenjunge mißt seine Erwartung mit der Elle aus, die Nähterin stichelt schon lange auf dies seltene Vergnügen, der Schuster bleibt mit Mühe bei seinem Leisten, der Köchin würzt diese Idee alle Arbeit, und wenn dann endlich der Abend herannaht, der so sehr verschieden ist von allen andern des Jahres, da ist es natürlich, daß er auch auf eine absonderliche Weise

begangen wird in diesem einförmigen Leben, damit man am häuslichen Herde und am Ladentische auch noch lange von der Erinnerung zehren könne. Aber wo so wenig Elemente von Volksthümlichkeit sind, wo das Volk seine Sitten und Feste nicht von seinen Großvätern und Urvätern überkommt, sondern wo sie nur Kopien sind, welche die Bedienung der Herrschaft absieht und auf ihre Weise ausführt, in Holzschnittmanier mit desto grellern Farben, da geht freilich dem Sittenschilderer in eben dem Maße der Stoff aus, als er dem Sittenprediger wächst. Diese allgemeine Verflachung und Abrundung, diese Nivellirung der Stände, diese freiwillige Entäußerung alles Besondern und Eigenthümlichen in Sitten und Trachten bringt uns um alles Pittoreske, und wenn der Freund der fortschreitenden Bildung und Vervollkommnung auch den Untergang der Janitscharen, die Errichtung der Eisenbahnen und die Verwischung der einzelnen Nationalitäten rühmend billigt, so kann der Maler wenigstens sie nur bedauern. — Wir müssen uns also schon nach den obern Ständen umsehen, nach der sogenannten feinen Welt, wenn uns die grobe zu wenig eigenthümliche Charakteristik darbietet. Wir finden hier Gesellschaften und Bälle in Fülle, und manche junge Dame wünscht vielleicht in ihrem Embarras de richesse jedem Tag zwei Abende, um all den Einladungen folgen zu können, und gäbe gerne jedesmal den Morgen darum, bis auch bei uns durch déjeuners dansans dem Ueberflusse abgeholfen wird. Und weil es Sitte ist, den Karneval mit Masken zu begehen, so werden denn auch Maskenbälle gehalten. Da kommen lauter vermummte Gestalten, als Domino's, Fledermäuse, Venezianer, das Gesicht sorgfältig versteckt, und summen durcheinander, dazwischen wird eine reiche ausländische oder phantastische Tracht zur Schau getragen; aber ein schönes Gesicht, ein schöner Körper benützen die Gelegenheit, in der vortheilhaftesten Umhüllung, versteht sich, ohne Maske, sich zu zeigen. Unter diesem Gemenge geht und steht der bequemere, größere Theil der Gesellschaft, vornämlich die Herren, umher, langweiligen Gesichts, die Masse musternd, mit dem Bestreben, sich ohne eigene große Beihülfe unterhalten zu lassen. Aber wenn die Schaulust an den Garderoben und schönen Augen befriedigt ist, so sind das vergebliche Anstrengungen. Die Verkleideten scheinen alle sich die berühmteste aller Masken zum Vorbilde genommen zu haben, die eiserne, und in denselben Bedingungen das Interesse zu suchen, in Unkenntlichkeit und — Schweigen; nur vergessen sie, daß die dritte, die Gefangenschaft, die unerläßlichste dabei ist, und die beiden ersten allein höchstens Langeweile erregen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Turin, März.

(Beschluß.)

Die Frères ignorantins.

Bei uns ist die Volkserziehung nach wie vor den frères ignorantins aufgetragen, und es scheint, das Volk befindet sich in jeder Hinsicht wohl dabei. Die Leser des Morgenblatts werden wohl in einem großen Theil Deutschlands die Achseln darüber zucken, wie ich, ehe mir diese Leute, ihre Lehrart und Erziehungsweise näher bekannt waren. Es ist schon einige Zeit her, daß ein Mann lebte und lehrte, der immer sehr hoch gestellt worden ist. Seine Grundsätze über Menschenerziehung gehen alle darauf hinaus, daß aller Unterricht wenig bedeute und nur geringen Werth habe, wenn nicht dabei die jungen Leute sittlich gebildet und gereinigt, wenn ihr Sinn nicht bescheiden und sittsam gemacht, wenn er nicht vor Allem nach oben, nach dem Heiligen und Erhabenen gerichtet werde. Dieser Mann war Pythagoras. Seine Unterlehrer, deren er sich für den großen Haufen seiner Schüler bediente, mußten ihnen in jenen Grundsätzen beispielgebend vorangehen, sie mußten Muster seyn von Ruhe, Besonnenheit und Maß. Vor einem Jahrhundert ungefähr stiftete La Salle für den Volksunterricht die frères des écoles chrétiennes nach ganz gleichen Grundsätzen. Er empfahl ihnen große Bescheidenheit im Aeußern, mit Würde und Ernst in Gang, Haltung und Sprache. Neben dem Volksunterricht nach der bisherigen gleichzeitigen Methode, die nur Einen Lehrer kennt, empfahl er ihnen mit Aufmerksamkeit und Eifer die sittliche und religiöse Ausbildung der Kinder. In ihren Schulen kommen keine Körperstrafen vor, und nach den bisherigen Erfahrungen sind sie auch unnöthig. Sehr wahr sagte der Ehrenmann in seiner den Lehrern gegebenen Instruktion: „Un extérieur qui impose à la pétulance est bien plus propre à contenir les enfans que les châtimens. Toutes ces corrections ne font pas l'éloge du maître; il faut au contraire que par sa gravité, sa patience, sa charité, son silence, sa fidélité aux moindres règles, et par une sorte d'impassibilité, il captive l'estime et l'affection des enfans.“ Goldene Worte, die man über alle Schulstuben schreiben sollte. La Salle fährt fort: „Pour que les frères ne dégénèrassent pas de l'esprit de simplicité qui est comme l'âme de l'institut, et qu'ils ne se dégoutassent pas des pénibles fonctions auxquelles cependant ils peuvent renoncer, je leur interdis l'étude des sciences qu'ils ne sont pas chargés d'enseigner. Je n'ai pas même voulu qu'aucun d'eux apprît le latin ni la théologie; et quoique je fusse prêtre moi-même, je leur ai fait promettre de ne pas choisir, après moi, un supérieur qui fût prêtre, ou qui eût reçu les ordres sacrés.“ Diese vom Obern gebotene Unwissenheit hat Veranlassung zu dem Namen frères ignorantins gegeben. Streng halten sie sich an alle Vorschriften ihres Stifters, und in den von ihnen geführten Schulen herrscht eine musterhafte Ordnung, Aufmerksamkeit, Stille und Sittlichkeit. Die Kinder lernen darin weniger schnell einiges Wissen, als in den Lancasterschulen, die auf die Erregung der Kinderleidenschaften berechnet sind, und diese nicht unterdrücken und abschleifen, sondern entwickeln. Allerdings gibt es auch nichts Roheres, Unbändigeres und oft Unsittlicheres, als die Knaben aus den französischen Schulen des gegenseitigen Unterrichts.

Auflösung des Räthsels in Nr. 81:
Das Herz.

Charade.

1.

Ich brauf' einher in Donnerwettern,
Mag, was ich treffe, gern zerschmettern.

2.

Durch wohl verschlossne Thüren dring' ich,
Das Glück mit vollen Segeln bring' ich.

1. 2.

Ich könnte denn der Sturmwind seyn?
Doch mein Geräusch ist viel zu klein;
Man schlug mich auseinander,
Und dennoch blieb ich ganz,
Und manches Aug' erfreuet
Mein allerliebster Glanz.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 11.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 88.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 13. April 1835.

> Dukaten hüpfen wie geprägt,
> O wie mir das den Busen regt! —
> Man bietet's euch, benuzt's nur gleich,
> Und bückt euch nur und werdet reich!
>
> Goethe.

Aquarelle.

Das Glück in Baden.

Unser schönes Vaterland, das keine Hauptstadt hat wie Paris, hat doch seine allerliebsten, glänzenden Montmorency's; ich meine seine Bäder, ungekannt in andern Ländern; Orte, wo die Ländlichkeit in ihrer ganzen Naivität uns entgegentritt, neben dem Glanz der großen Welt; ein zauberisches Gemisch, eine Scenerie zu einem Shakespear'schen Lustspiele. Hätten wir jezt noch Theaterdichter, sie würden längst diese Poesie unsres modernen Lebensdramas gehörig erkannt und gewürdigt haben.

Ich pflegte alljährlich mich mit dieser Poesie wie mit einem Schmucke zu umgeben. War der Winter in irgend einer kleinen Residenz glücklich durchlangweilt, war der frostige deutsche Lenz mit seinen Katarrhen und Rheumatismen glücklich überdauert, dann kam die Zeit des Genusses, die Poesie des Lebens, die Saison. Im vorigen Jahre eilte ich nach Baden, diesem träumerischen Feenplätzchen, dem göttlichen Parke auf Bergen, wie ihr ihn in Altengland vergebens suchen werdet. Doch wer kennt Baden nicht? Wer weiß nicht, welche edle Luft man dort einzieht? Man kauft dort Gesundheit wie Waare ein. Es verlohnt sich wohl der Mühe, nach Baden zu reisen. — Hat man nun dort Alles gesehen, die stillen Plätze, die alten Bäume, die frischen Wasser, wo sich so himmlisch träumen läßt; hat man sich in das Gewühl gestürzt und die schönsten Weiber bewundert, die sich das Wort gegeben haben, aus allen Ländern hieher zu kommen, um einen Wettpreis der Schönheit zu gewinnen, so geht man gewöhnlich in den Spielsaal, wo die heisern Croupiers ihren Ausruf ertönen lassen und das Klappern des Geldes und das Scharren der Krücken ihn begleiten; wo aller Glanz verschwindet vor dem Gelde, dem die närrischen Menschen dieser Zeit, die doch so klug seyn wollen, ihre Anbetung zollen, wo die Schönheit von ihrem Throne steigt und die Leidenschaft herrscht. Aber es ist auch schön, ihre Herrschaft zu bewundern. Während der Bankier die Spindel dreht und die Elfenbeinkugel tanzen läßt, fällt der Blick der Spieler durch die Fenster in den Ballsaal. Man sieht die hübschen Damen springen wie Rehe, die ein Bienchen verfolgt; man lächelt bitter über die Thorheit der Welt, und sezt eine Handvoll Dukaten auf die Null.

Ich fand hier ehrliche Schwarzwälder Bauern in ihrer rothen Weste, mit den dicken, groben Schuhen, woran die fette Erde ihres Gartens noch klebte, den sie am Morgen bebaut hatten; im Arme ruhte der lange Stock, und die eine Hand hielt den breiten Hut, während die andere den blanken Kronenthaler auf das grüne Tuch warf. Mit welchem Ausdrucke sie der Kugel folgten!

Endlich blieben sie stumm stehen und sahen nur noch mit großen, stieren Blicken nach dem Golde in Haufen, nach den fremden, schönen Frauen, nach dieser ganzen entzückten Badewelt, die sie umgab. So standen sie, bis es ganz finster geworden war. Was sie verloren hatten, war so viel für sie, und der unempfindliche Bankier hatte es so gleichgültig eingestrichen, wie die Banknote des Lords, dem sie nichts gewesen war. Dann erinnert Einer den Andern, daß es Zeit sey, heimzugehen. Sie verlassen den erleuchteten Saal, und ehe sie die Heimath erreichen, umfängt sie die finstere Nacht. Sie steigen in ihren Wald hinauf, geblendet von dem, was sie sahen, und tappen — mit leeren Händen — nach ihrer traulichen, wohlbekannten Hütte und treten wie Fremdlinge zu den Ihrigen ein. Das treue Weib harrt ihrer am warmen Herde mit der kräftigen Nahrung, das Kind streckt ihnen die Aermchen aus der Wiege entgegen. Sie sehen und fühlen es nicht.

Nach den Bauern hatte ich zu spielen angefangen, und zwar mit demselben Glücke. Wie die Stunde verflossen war, besaß ich nichts mehr, als ein ungeheures Kopfweh und einen großen Thaler, um andern Tages mein Diner zu bezahlen. Ich verließ den Saal.

Der Abend war schön; alle Büsche öde, eine drückende Hitze lagerte ringsumher, der Horizont stand im Feuer, es zog eine südliche Glut durch die ganze Natur. Jedes Weib mußte an diesem Abende wünschen, daß sie geliebt werde. Mich umfing der Zauber des Augenblicks. O daß sie daherkäme, durch jene schattigen Kastanien! daß diese duftigen Linden sie mir nur verbärgen! irgend eine flamändische Schönheit, wie Teniers sie schuf, irgend ein sehnsüchtiger Engel aus Norddeutschland, mit der reinen, hohen Gestalt und dem kalten, aber schwärmerischen Himmelsauge! Wenn sie daherkäme, mich erstaunt hier erblickte, und dann, ohne zu zürnen, wie ein schüchtern Reh mir zu entfliehen gedächte, aber fest gebannt bliebe an der Stelle, den ganzen Lenz auf den Wangen, den überschwänglichen Himmel im Herzen, wie dann dem stummen Manne gegenüber ihre Verlegenheit wüchse, wie sie eine Blume zwischen ihren zarten Fingern quälte — ach! ich wollte ja nur auf meine beiden Knie vor ihr niederfallen und nichts sprechen, als die Bitte: sie solle sich von mir mit unsterblicher Liebe lieben lassen! —

Diese Stimmung, woran ich nichts hinzudichte, rief jener Abend in Baden in mir hervor. Ein Geräusch weckte mich auf; „sie ist es!" rufe ich aus. Es war ein hübsches Kind mit seiner Bonne. Das arme Kleine hatte Thränen in seinen langen Wimpern. Ich kann nie ein weinendes Kind sehen, ohne daß es mir das Herz zerschneidet; in diesem Augenblick fühlte ich doppelte Qualen. „Was hat dem Cherub seine Freude geraubt?" frage ich die Bonne. „Was er auch gethan haben mag, es sey ihm verziehen; was er auch begehren mag, ich bewillige es ihm." Mein kleiner Engel schlug die schönsten blauen Augen zu mir auf und lächelte mich an; der ganze Himmel lag darin. „Es hat kein Geld mehr den Armen zu geben," sagte die Bonne, „es hat Alles schon verschenkt, und darum weint es." Schnell fahre ich in die Tasche und gebe dem lieblichen Engel meinen lezten Thaler, unbesorgt, ob ich morgen zu essen haben würde, oder nicht. Das Kind sprang glücklich fort; ich ging träumend nach meiner Wohnung. Mein Kredit war wirklich erschöpft und ich war zu stolz, um eine Erweiterung desselben bei meinem Wirthe anzuhalten. Ein paar Hungertage waren die unausbleibliche Folge; dann trafen Wechsel ein und ich beschämte meinen Wirth durch die Bezahlung meiner hochangelaufenen Zeche.

Ich wollte am andern Tage Baden verlassen; den Abend besuche ich noch den Ball zum Abschiede. Eine liebenswürdige Engländerin ist meine Nachbarin, ein Gespräch knüpft sich an; es ist die Mutter des kleinen Engels, dem ich zu seinen Wohlthaten behülflich gewesen war. Die Mutter war selbst noch ein schönes Kind, so lieblich und feinblickend, wie sie nur die Insel erzieht. Der Mund einer solchen Brittin duftet eine Anmuth ohne gleichen. Ich schweige in ihrer Nähe, wir sprechen von Italien, das sie kennt; sie kehrte so eben daraus heim in ihr kaltes Nebelland und brachte einen schönen Sonnenstrahl in ihrem Herzen von dort mit. So tauschten wir, ohne es selbst zu wissen, Empfindungen, Gefühle, Herzen aus. Sie nahm meines mit nach England, ohne es zu ahnen. Wir tanzten, sie schwebte an meiner Seite mit sylphenartiger Leichtigkeit, aber wie ich ihr den Arm reiche, um nach beendigtem Tanze sie nach ihrem Sitze zu führen, spricht sie lächelnd: „Sie reisen morgen, und das kostet viel Geld. Da muß man sein Glück versuchen. Kommen Sie zum Spiel." Ich weiß nicht, welche Laune sie ergreift, und folge ihr. Wir treten zum Roulette. „Setzen Sie da!" spricht sie immer lächelnd, und zeigt mit Finger und Auge, wo ich setzen soll. Ich lasse mich von der lieblichsten Engländerin leiten, und in einer halben Stunde liegt ein ganzer Schatz vor mir. Ich weiß wahrhaftig nicht, wie ich gewonnen, ob roth oder schwarz, die zehn oder die zwanzig Favorit waren.

Wir nahmen Abschied für immer. Sie reiste morgen nach England, ich nach Hause. Wie im Taumel schlafe ich ein, und beim Erwachen halte ich Alles für einen Traum. Aber ein Blick auf meinen Tisch zeigt mir den Haufen Gold, und mir fällt jezt alles Erlebte doppelt lebhaft ein: wie ich dem Kinde den Thaler geschenkt, wie ich im Elend war, und weder zu essen noch zu trinken hatte, endlich mein Glück von gestern. „Es ist ein Lohn des ewig gerechten Himmels!" rufe

ich laut. „O dreimal heilige Fortuna, was du mir gespendet, soll zu dir zurückkehren!“ Ich kleide mich an, stecke meinen ganzen Gewinn ein und gehe aus. Ein schönes Mädchen, das für einen alten, blinden Invaliden, ihren Vater, bettelt, begegnet mir zuerst; ich schenke dem lieben Kinde Alles und laufe davon, wie es fast ohnmächtig vor Schreck dabei wird. Eine Viertelstunde später, und Baden und mein Glück lagen hinter mir. Wohl kenne ich so manches Glück, das länger gewährt hat, aber sicher keines, das ich mit dem meinigen vertauscht hätte und das in meinen Augen größer erschienen wäre.

Rousseau's Denkmal zu Genf.

(Fortsetzung.)

Nun bildete sich ein Privatverein, ein Komité, und forderte zu Beiträgen zu einem würdigen Denkmal auf. Jener in Paris lebende bekannte Bildhauer, James Pradier aus Genf, erbot sich, eine Statue seines Landsmannes unentgeldlich anzufertigen und nur Entschädigung für seine Auslagen zu begehren. Dieser günstige Umstand mußte benuzt werden, und wiewohl noch lange nicht genug Beiträge eingegangen waren, so entschied man sich doch, eine kolossale Statue Rousseau's in weißem Marmor bei Pradier zu bestellen. Später wurde beschlossen, daß sie nicht aus Marmor, sondern, der Vertheurung ungeachtet, aus Bronze gemacht werden solle. Hiebei berücksichtigte man klüglich unser Klima, die Nähe des Wassers, Umstände, die dem statuarischen Marmor nicht günstig seyn dürften, mehr aber noch die leidige Zerstörungssucht unserer roben Jugend in den niedern Ständen, die mit einem Steinwurf Jean-Jacques Gesicht leicht hätte verstümmeln können, wie es mit der kolossalen Büste geschehen war. Voriges Jahr figurirte die glücklich gegossene Statue bereits in der Pariser Kunstausstellung, erhielt da verdientes Lob, und am 21sten Oktober übertrug sie das Comité dem hiesigen Municipalrath als Geschenk der Rousseau's-Gesellschaft an die Stadt. Sie ward angenommen, denn der Municipalrath war auf seine Anfrage vom Staatsrath dazu autorisirt worden. Die städtische Behörde betrachtete sie jedoch nur als ein Monument qui ne peut que contribuer à l'ornement de notre ville et fixer l'attention des étrangers comme des nationaux, ohne alle weitere Beziehung, übernahm aber die Kosten des marmornen Piedestals und der Aufstellung. Merkwürdig ist auch in der Antwort des Municipalraths die Stelle, wo diese Behörde die günstige Aufstellung der Statue verspricht: pour que dans la promenade publique où elle doit être placée, cette statue produise le meilleur effet et remplisse ainsi les vues des souscripteurs. Viele Subscribenten hatten aber bei ihrer Unterzeichnung ganz andere Ideen und Absichten, und sie dachten weit weniger an die Errichtung eines zierenden Monuments, als an eine Ovation für Jean-Jacques und seine Grundsätze.

Im Februar kam die Statue hier an. Sie ist allerdings ein tüchtiges Werk als eine ganz der Antike nachgebildete akademische Komposition, sie hat Würde und edle Einfalt, aber sie ist wenig sagend als Darstellung eines berühmten Mannes aus dem siècle de Louis XV.

Da sizt in strenger Nachahmung mehrerer antiken Rednerstatuen ein Mann auf einem antiken Sessel, den linken nackten Fuß auf einen antiken Schemel gestüzt, Arme und Hals nackt, und von den Hüften an über Knie und Beine einen weiten Mantel in vielen reichen und großen Faltenmotiven geworfen. Auf dem linken Knie hält er ein großes aufgeschlagenes Buch mit der Hand, in der rechten hält er einen Griffel, den Kopf vorgebeugt in nachdenkender Stellung. Diese Stellung, in der das Nachsinnen gut ausgedrückt ist, hat allerdings Anmuth. Unter dem Sessel sind noch eine Menge dicker Folianten angehäuft, die man eben so gut für Schubladen oder Kasten ansehen kann. Die Folianten deuten auf lange, gelehrte Studien; dergleichen hat jedoch Rousseau, so viel ich weiß, nie gemacht. Die Aehnlichkeit findet man bei längerem Anschauen; sie ist aber durch die kurz abgeschnittenen Haare, die Jean-Jacques nie trug, sehr vermindert. Sänke diese Statue in den See und würde wie die Herkulanischen Bronzen nach zweitausend Jahren wieder gefunden und herausgezogen, so will ich den loben, der ohne besondere Nachweisung und ohne die erklärenden Inschriften erräth, welcher Zeit sie angehört. Man wird glauben, die Statue sey ein Werk aus der römischen Kaiserzeit und stelle einen Rhetor vor, der über die gute Abrundung einer Phrase nachdenkt. Von Rousseau, seiner Zeit und seiner Individualität ist hier durchaus nichts Charakteristisches und Bezeichnendes. In diesem Nichtssagen suche ich zum Theil die Ursache, warum die Aufstellung dieses allerdings schönen Erzbildes, bei aller Anerkennung seines Verdienstes als Kunstwerk, hier beim ersten Anblick so kalt aufgenommen worden ist. Mehrmals hörte ich sagen: „das soll doch unser Jean-Jacques nicht seyn!“ Ich weiß, daß es sehr mißlich gewesen wäre, Rousseau in seinem eigenthümlichen Kostüm darzustellen, wie er auf guten und treuen Bildnissen erscheint, die sich hie und da von ihm finden, mit der kurzen, runden Perücke, mit Rock, Weste, Hosen, Strümpfen, Schuhen und Schnallen. Die statuarische Kunst der Akademie hätte sich dabei zu einem großen Opfer entschließen und ihre Kunstideen und Forderungen auf die Seite setzen müssen. Dann aber

wäre dies Standbild Porträt gewesen, ein liebes, erfreuliches, vertrautes Bild, ein verständliches Geschenk, gleichsam eine Heimführung des lange Ersehnten in seine Heimath. Wäre mir die Statue aufgetragen gewesen, so hätte ich einen Mittelweg eingeschlagen. Auch ich hätte nach antikem Vorbild die sitzende, nachdenkende Stellung gewählt, aber dabei Rousseau's bekanntes Kostüm genau beibehalten; um jedoch die fatalen Hosen, Weste und Rockflügel zu verstecken, hätte ich darum her einen Mantel, in ungesuchten, nicht akademischen Falten geworfen, einen Mantel, wie man ihn zu jeder Zeit trägt; der antike Sessel wäre bei mir eine Feder, die nackten Beine und Füße Schuhe und Strümpfe, die Athletenarme modeste Ermel geworden, und auf den Kopf hätte ich seine kleine Perrücke gesezt. So wäre meine Statue zwar nicht schulgerecht, dafür aber wahr geworden, und Alle, die sie gesehen, hätten ihren lieben Landsmann darin erkannt und begrüßt. Es wäre unnütz gewesen, zu den Genfer Kunstfreunden in diesem Sinne zu sprechen; denn während die Franzosen selbst in ihrer Kunstansicht unendlich fortgeschritten sind und sich von allen Vorurtheilen losgesagt haben — zum Beweis hinsichtlich der Skulptur dient Napoleons neue Statue auf der Vendomesäule in seinem eigenthümlichen Kostüm und Habitus — ist hier noch so ziemlich Alles beim Alten geblieben. L'académie avant tout.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Karlsruhe, März.

(Fortsetzung.)

Fastnacht. Kerker und Krone von Zedlitz.

Masken, die sich, wie der Schauspieler, ganz der Gesellschaft hingeben, und zur Belustigung Aller eine Idee, eine Rolle, einen Charakter durchführen, fehlen ohnedies; denn darin sind wir etwas englisch oder ängstlich, daß wir nicht selbst belustigen, sondern von Andern belustigt seyn wollen, ein Grundsaz, der freilich in seiner allgemeinen Durchführung seinen Zweck gänzlich verfehlt. So mangelt überall Bewegung, Annäherung, Gegenstoß, Leben, und erst, nachdem die große Masse sich verlaufen und Raum zum Tanzen geworden ist, fängt mit den gelösten Füßen auch die Zunge sich zu lösen an. — Es scheint fast, daß, wo der Fasching keine strenge Bedeutung, keine religiöse Begründung hat, wo er fast nur ein willkührlich angenommener Zeitabschnitt ist, daß er da auch nicht gedeiht; wo ihm kein Aschermittwoch und keine Fasten folgen, büßt er seine belebende Wirkung ein. Die katholischen Länder sind die Tummelpläze des Karnevals, wo das Leben sich in allen Stimmen widerspiegelt und nicht vor dem Verstande respektvoll zurücktritt: Italien, Oesterreich, Bayern, die Pfalz, Frankreich. Wenn auch bei lezterm der religiöse Kultus sich so weit verwischt hat, daß er jezt nicht mehr der Grund der Faschingsheiterkeit seyn kann, so sind doch die Folgen in das Blut des Volkes übergegangen, und Gewohnheit ist zur andern Natur geworden. — Unsere Bühne, die sich immer genug mit Possen abgibt, macht um diese Zeit, wie üblich, noch besondere Anstrengungen, der Ausgelassenheit und Narrheit unter die Arme zu greifen, und was das ganze Jahr hindurch vertheilt und im Stillen wirkt und schafft, das konzentrirt sich für den Haupttag dieser bunten Zeit; so ging der böse Geist Lumpacius durch unser Haus, und das liederliche Kleeblatt entfaltete sich vor dem Publikum. Froh, auch einmal eine Oase in unserer dramatischen Wüste gefunden zu haben, berichte ich über die neue Erscheinung von „Kerker und Krone,“ von Zedlitz, auf unserer Bühne, um so eher, da das Schauspiel meines Wissens außer in der Burg zu Wien, von wo es ausging, noch auf keinem andern Theater zur Darstellung gekommen, die es doch so sehr verdient. Seit Goethe's Tod ist Tasso vielfältig zu dramatischer Bearbeitung gewählt worden; es ist dem Dichter so angelegen, sich in sich selbst zu versenken und in einem Andern die Regungen und Kämpfe der eigenen Brust zu schildern. Es erschien ein Tasso von Hoffmann, einer von Brummer, Raupach schrieb Tasso's Tod und Zedlitz Kerker und Krone. Ich kenne leider nur das lezte. Stuttgart sah kürzlich Raupachs Trauerspiel, eine Vergleichung wäre nicht uninteressant, ich deute darum Hauptgang und Richtung des einen an. Tasso saß sieben Jahre lang im Irrenhause von St. Anna zu Ferrara gefangen. Er, der begeisterte Dichter mit dem hochfliegenden Sinne, der Schwärmer mit der blühenden Phantasie, der stolze Fürstengünstling, der beglückte Liebende, der bewunderte Sänger des befreiten Jerusalems, er war in die Vergessenheit gestoßen durch den Undank der Höfe, als toll verschrien von dem allzu vernünftigen, lebenskalten Menschen, herabgestürzt mit seinen hochstrebenden Planen, vom Kummer am Geiste, vom Geist am Körper zernagt, von der Mittelmäßigkeit der Freiheit beraubt und gehöhnt, er, den sie nicht fähig waren, zu verstehen, und nicht würdig, zu bedienen, und wie der klaren Einsicht in dies Alles saß er im Irrenhause! krank und schwach geworden am Körper, und in diesem zerbrochenen Gefäße, bedeckt vom Schutte des Undanks, der Mißgunst und des Neides, immer noch der alte Feuergeist, der nur heftiger aufbraust, weil Unglück und Bosheit ihn ersticken wollen. So ist die erwärmende Dichterbegeisterung verwandelt in eine kranke Reizbarkeit, die sich in bittern Ergüssen über Welt und Menschen entladet, in eine aufflackernde Strohflamme, die nicht erwärmt und nur sich selbst verzehrt; wir sehen den großen Geist verhezt durch die Hunde der Alltäglichkeit, zersplittert durch den erbitterten kleinen Krieg, den er stündlich gegen ein quälendes Leben und neckende Verhältnisse zu führen hat. So finden wir ihn am Ende des siebenten Jahres, verloren für die Welt, sich selbst zur Last. Doch in Augenblicken, wenn die glänzende Kreatur sich gegen ihn spreizt, oder wenn das Werk seiner Dichtung ihm vor die Seele tritt, da erhebt er selbstbewußt und stolz sein Haupt, und die Schauer der Unsterblichkeit umweben seine Schläfe. Endlich erreicht ihn die Nachricht seiner Befreiung, wenn auch zugleich Verbannung, und er jubelt in ungemessenem Entzücken: „Leben ist nichts, Sterben ist nichts, Freiheit ist Alles!“ Mit dem Bewußtseyn von Leonorens unverwischter Liebe, deren Geständniß er sich noch unter dem bunten Gewirre der Masken, sammt einer rohen Drohung des Herzogs geholt, zieht er nun ruhiger zu seiner Schwester nach Sorrent. Die Welt war ihm keine Folterkammer mehr, aber auch nicht viel mehr als ein Kirchhof, wo die Blumen erst auf den Gräbern blühen, und immer noch eine Welt des Undanks.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 38.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 89.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 14. April 1835.

> Entziehst du dich, o Gott! so holden Lämmern,
> Und schleuderst in den Rachen sie dem Wolf?
> Wann schliefst du sonst bei solchen Thaten schon?
>
> Shakespeare.
> Richard III.

Zwei Gedichte von Madame Desbordes-Valmore.

Der Rufer an der Rhone.

Das Erntemädchen war gekrönt; von frischen Kränzen
Zog festlich sich vom Dorf zur Stadt ein Blumenband.
Die Kinder trugen heut' ihr buntestes Gewand,
Im Aug' der Greise sah man Erntefreude glänzen.
  Auf einmal rudigte die Luft,
Dem Irrlicht ähnlich, das, wie es entsteht, verglüht.
  Ein langer Schrei fuhr kalt, wie Eis, durch jede Brust,
  Verstummt war jedes Lied.
„Zurück, zurück, das Kind, das sich verlief im Schwarme!
Die Mutter weint! — das Kind! — o, daß sich Gott
erbarme!“

Zu dumpfem Brüten ward ihr lautes, wildes Klagen;
Für ihren bittern Schmerz hat sie nicht Worte mehr.
Hört! daß ihr es erkennt: es sage euch nicht, wie sehr
Es zu bejammern ist; nur: Mutter! kann es sagen.
  Noch Keiner, der: hier ist es! rief?
Hat es am Ufer denn kein Einz'ger spielen sehn?
  O Gott, die Rhone ist so tief! —
  Ein schwaches Kind! — kaum konnt' es gehn! —
Zurück, zurück, das Kind, das sich verlief im Schwarme!
Die Mutter weint! — das Kind! — o, daß sich Gott
erbarme!

Sein Aug' ist schwarz und sanft, es hat erst wenig Zähne,
Gelb, wie das reife Korn, ist meines Kindes Haar;
Furchtsam und schwankend geht's, und mit Kornblumen war
Sein Kleid besezt; gewiß steht eine helle Thräne
  In seinem Aug'; — ihr kennt es, wär'
Es nackt — oft nahm ja schon die Armuth schwachen Kleinen
  Ihr Kleid! — ein Engel, ohne Wehe,
  Würd' es in seiner Blöße weinen!
Zurück, zurück, das Kind, das sich verlief im Schwarme,
Die Mutter weint! — das Kind! — o, daß sich Gott
erbarme!“

Der alte Rufer schweigt; ein: hier! nur aus dem Volke
Will er, lang wartet er; — umsonst! — die Mütter sind
Wortlos, und jede drückt fest an die Brust ihr Kind;
Der Schrecken legt sich trüb auf's Fest, wie eine Wolke.
  Man sagt, daß mit verstohlnem Gang,
In Lumpen eingehüllt, barfuß ein Bettler dorten
  Schlich; unter seinem Mantel klang
  Ein leises Wimmern zu den Worten:
„Zurück, zurück, das Kind, das sich verlief im Schwarme!
Die Mutter weint! — das Kind! — o, daß sich Gott
erbarme!“

Die Nachtwache des Negers.

Die Sonn' der Nacht erhellt der Küste nackte Höhen;
O Herr, wie lange noch verziehen wir im Sand?
Sanft will ich tragen dich; o, reich' mir deine Hand!
Erwache, guter Herr! laß uns zu Menschen gehen!
Herr! seit drei Tagen schon sind deine Augen zu:
Schläfst immer du?

Sieh', der Platanenwald fiel nieder vor den Schritten
Des Sturms; das Schiff verschwand zertrümmert in der Fluth.
Von deiner bleichen Stirn wusch ich das rothe Blut;
O komm! gern öffnen uns die Schwarzen ihre Hütten.
Herr! seit drei Tagen schon sind deine Augen zu:
Schläfst immer du?

Was du wohl träumen magst? dein Sklav' erriethe es gerne.
O, lang währt dieser Traum! weicht er, wenn es am Strand
Hell wird? drückst du erwacht des treuen Dieners Hand?
Ja, wecken will ich dich, sobald nur fliehn die Sterne.
Herr! seit drei Tagen schon sind deine Augen zu:
Schläfst immer du?

Doch schon bescheint das Licht des Morgens das Gefieder
Der Möwe; lautlos trägt die See das Fischerboot.
Komm! — dein Gesicht ist kalt! — bleich! — sonst war es doch roth!
O sprächst du! meinen Muth gäb' mir das Sprechen wieder!
Herr! seit drei Tagen schon sind deine Augen zu:
Schläfst immer du?

Ferdinand Freiligrath.

Rousseau's Denkmal zu Genf.

(Fortsetzung.)

Der Genfer Municipalrath hat passend und klug die ganze Anordnung zur Aufstellung der neuen Statue dem Rousseaukomité überlassen. Diesem nach sollte sie ein Nationalfest, ein Fest der Versöhnung, der Rückkehr und des Wiedersehens seyn, wiewohl dergleichen bereits am 28sten Juni 1793 gefeiert worden war. Manche hätten wohl gern gesehen, daß dies neue zweite Fest mit jenem ersten einige Aehnlichkeit gehabt hätte, daß ihm wenigstens die Politik nicht ganz fremd gewesen wäre; es wurde auch von Einigen darauf hingedeutet. Dies war jedoch jezt nicht mehr thunlich. Fast alle Genfer ehren Jean-Jacques als ausgezeichneten Schriftsteller, aber nur wenige von radikaler Färbung mögen sich zu seinen politischen Grundsätzen bekennen. Diese verständige Stimmung gab dem jetzigen Fest seine eigenthümliche, wiewohl etwas bleiche Farbe, und unterschied es wesentlich vom 28sten Juni 1793.

Ehe wir zur Beschreibung des Festes schreiten, müssen wir ein Wort von der Stelle sagen, wo es gefeiert wurde.

Viele Reisende kennen schon durch eigene Anschauung die großen Verschönerungen, die Genf seit fünf bis sechs Jahren auch an seiner See- und Stromseite erhalten hat. Die Rhone strömt jezt aus dem See zwischen zwei prächtigen Kai's und unter einer langen, eleganten Eisenbrücke weg. Der südliche vollendete Kai ist lang und an mehreren Stellen siebzig Fuß breit, mit herrlichen Häusern besezt, der nördliche hingegen ist kürzer und schmäler und seine Häuser sind noch nicht ausgebaut. An ihm liegt das große Hôtel des Bergues. Beide Kai's verbindet die Eisenbrücke, und östlich, nahe bei ihr, liegt die kleine île des Barques, wo ehemals eine Art von Blockhaus stand, und welche nun durch Pflanzungen und Anlagen zu einem lieblichen Spaziergange mitten in der Rhone verwandelt worden ist. Diese Insel steht durch eine kleine, geschmackvolle Drahtbrücke mit der großen Brücke in Verbindung. In der Mitte dieser Inselanlagen wurde nun Rousseau's Statue aufgestellt, und von hier aus hat man eine überaus reizende Aussicht auf den See, den Strom, den Hafen, die Kai's, deßgleichen auf die alte untere und die obere Stadt mit ihren Thürmen. Dies war also die Festinsel. In ihrer Mitte, zwischen Gesträuchen und Parkanlagen, war einstweilen ein hölzernes Piedestal errichtet, da an dem marmornen noch gearbeitet wird. Auf dieses hatte man in einer der vorigen Nächte die Statue gehoben und mit einem grünen Schleier verhüllt.

Es war in jeder Beziehung ein schöner Tag. Nur an den entlaubten Bäumen und dem noch tief herabgehenden Schnee des Jura und der Savoyer Berge konnte man sehen, daß der Frühling noch nicht begonnen hatte. Die ganze Insel war einem schwimmenden Zauberеiland zu vergleichen; rund umher standen grüne, tannenumwundene Säulen, die durch volle Blumen- und Laubgehänge mit einander verbunden waren; noch reicher war das Piedestal der Statue mit Festons geschmückt, und vier Säulen, große Blumenkörbe tragend, umstanden es. Schon um Mittag war es schwer, durch das Menschengewühl auf der großen Brücke und auf den Kai's vorzudringen. Aus den Fenstern und Balkonen vieler anliegenden Häuser wurden Teppiche und Blumenguirlanden gehängt, hier und da standen auf den Gesimsen bekränzte Büsten Jean-Jacques. Der Strom, auf dem den Winter über die Schiffe und Barken still vor Anker gelegen, fing an sich zu regen; eine bunte Flagge nach der andern ward aufgezogen, und es war, als wenn die vielfarbigen Wimpel wie Blumen aus dem Wasser sproßten. Noch mehrere und schönere zeigten sich schon an den Fenstern, vom untern Stock an bis auf die kleinen Dachlucken; ja sogar auf den ziemlich flachen Dächern standen schmucke

Köchinnen und Stubenmädchen, von ihren Liebhabern gehalten und gegen Unfall geschützt. Unsere zwei Dampfboote, dicht an der Festinsel ankernd, wimpelten ebenfalls und hatten sich für ihre Aktionäre und deren Angehörige in Amphitheater mit bequemen Sitzen verwandelt. Andere Barken, die gestern noch Steine und Gyps geführt hatten, trugen jetzt andere Ladung, denn es wimmelte darauf von lustigen Leuten, die für ein Geringes dem Jean-Jacques näher kommen wollten, Genfer Argonauten, die dem ehernen Vließ zusteuerten. Dazwischen krachten die Kanonen, welche die Regierung auf der Insel hatte aufführen lassen und die von Staatsartilleristen bedient wurden.

Gegen zwei Uhr kam die Militärmusik mit den Offizieren, Unteroffizieren und Sergeanten aller Nationalgardenabtheilungen in und außer der Stadt, deßgleichen die Bureaux der Société des arts etc., einer der Syndiken, jedoch in Privatkleidung, das Rousseau'sComité und J. Pradier, der eigentliche Festgeber. Alle stellten sich in Gruppen um die verhüllte Statue her, und als zwei Uhr auf allen Glocken der Stadt ausgeschlagen hatte, fiel die grüne Hülle, und Jean-Jacques saß da, mitten unter zehntausend seiner auf ihn schauenden Landsleute, das Gesicht nach seinem heimathlichen Haus gewendet. Ich denke mir, daß sein geläuterter Geist gegenwärtig war, und daß er sich, frei von der ihm früher anklebenden Eitelkeit, innig über die Heimkehr zu den Seinigen freute, unter denen dem Knaben so wohl war, unter denen nun sein ernstes Bild wohnen soll, unberührt von Parteigezänk und des Pöbels Lob oder Tadel. Worüber sich aber sein Geist nicht gefreut haben, was ihm sehr befremdend geschienen haben wird, das war die Stille und Lautlosigkeit seiner Landsleute, als das Erzbild sichtbar ward. Ich war nach den bisherigen unzweideutigen Zeichen der Theilnahme und der günstigen Stimmung auf eine ungeheure, stürmische Acclamation von allen Seiten, vom Wasser und vom Land her, von den Fenstern, von Brücken und Straßen gefaßt, und ich hatte den Mund schon halb geöffnet, um daran Theil zu nehmen, aber es herrschte tiefe Stille. Woher diese sonderbare, unerwartete Erscheinung? Ich weiß es nicht, glaube aber, daß diese Stille großentheils von einer Art von Verblüffung kam, Jean-Jacques so zu sehen, nicht als den Mann seiner Stadt und Zeit, sondern um zweitausend Jahre zurück, als Griechen oder Römer. Wahrscheinlich wäre auch der grüßende Zuruf der fernen Menge nicht ausgeblieben, wenn im Augenblick der Enthüllung von der Insel aus ein freudiger Ruf der dort um die Statue Versammelten erschollen wäre; aber da war gerade das Staunen bei Aufdeckung der Statue am größten, sie wußten nicht gleich, was sie sahen, und blieben still.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, März.

Goethe und Bettina v. A., geb. B.

Vor vielen Jahren erzählte man sich viel von einem jungen Mädchen, das so witzig und naiv war, wie es in Berlin nicht Sitte ist, witzig und naiv zu seyn. Tausenderlei Geschichten wußte man von Bettinen, wie sie berühmte und unberühmte Männer angeredet und abgeführt, den zurechtgewiesen und von jenem eine Zurechtweisung sich erbeten. Der Berliner Witz hatte die Aussprüche des geistvollen Kindes in seiner Art übertragen, und es war daraus eine neue Berliner Guelo geworden. Die Zeit ist unerbittlich, und die Mode wechselnd. Aus dem Kinde wurde eine Jungfrau, aus dieser eine Gattin, Mutter, und aus der Matrone ist durch einen unglücklichen, frühen Todesfall eine Wittwe geworden. Lange Zeit hatte man nicht von ihr gesprochen, und die Mode, andern Idolen fröhnend, ließ sie unbeachtet. Die Geschichte ihrer Seltsamkeiten wurde wenigstens kein populäres Volksbuch; sie lief nur so unter der Hand mit, und blieb in und für gewisse Kreise. Nur bei Gelegenheit von Goethe's Tode verlautete, daß diese selbe naive Bettina, welche bis dahin dem großen Publikum eben nur durch jene Originalität bekannt geworden, ein Denkmal für den Dichter selbst erfunden und selbst modellirt habe. Also hatte das originelle Kind außer dem, was die Berliner „Schnurren“ nennen, auch Begeisterung für den großen Dichter und dazu Bildhauertalent. Auch diese Notiz ging indessen im Strome der Bewegungen unter. Bettina hatte sich politisch für keine Partei erklärt, und da sie weder zum jungen, noch zum alten Deutschland gehörte, was hatte sie für Anspruch, bekannt zu seyn? Das Faktum ihres Bekanntseyns erstreckte sich in letzter Zeit daher nicht weiter, als auf die Kreise und Personen, wo sie es sich darum angelegen seyn ließ und es durch die eindringende Kraft ihrer Persönlichkeit in's Werk setzte. Da erscheint plötzlich — oder vielmehr es erscheint noch nicht, sondern es ist nur die Rede davon — ein Buch, betitelt: Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde; und ehe das dreibändige Buch hier bei Dümmler ausgegeben, ehe es noch durch die Zeitungen annoncirt ist, geht eine Lärmtrommel durch das Lesepublikum, fast so stark als dazumal, wo der Schatten des Verstorbenen seine ersten Briefe herausgab, und noch mit einem Nachhall des Lärmens seligen Andenkens, den die schöne Henriette verursachte. Man mußte es kennen, wenigstens darüber zu sprechen wissen, und darüber urtheilen, wenn man es auch noch nicht gelesen hatte; denn es war wieder Sache der Mode geworden, die „Gesellschaft“ bestand darauf. Bettina, die Verfasserin, ist mit ihrem Buche selbst wieder in die Mode gekommen, und ist es noch in diesem Augenblick, wo ich den Brief anfange; ob sie es noch seyn wird, wenn ich ihn ende, weiß ich nicht. Das Buch selbst wird vermuthlich eben so schnell als dieses mein Schreiben zu Ihnen, und bis es gedruckt ist, auch zu den Lesern des Morgenblattes gedrungen seyn; also habe ich nicht nöthig, über seinen Inhalt zu sprechen. Er verspricht, trotz der Widmung an den Fürsten Pückler-Muskau, anfänglich nicht viel von der Kost, welche der Hautgout der Gesellschaft ist; denn die Personen, über die es anzüglich redet, sind längst todt, und die intrikaten Verhältnisse, die erzählt werden, sind längst mit dem Schleier der Vergangenheit bedeckt. Auch konnte man fragen: was interessirt noch ein

Nachtrag über Goethe's Persönlichkeit, die denn doch nun durch alle Briefwechselsammlungen so weit enthüllt ist, als der Meister es für gut fand, als er noch lebte, daß sie nach seinem Tode enthüllt werde; aber gewisse Dinge bleiben immer lebendig und verlieren ihren Lüster nicht, so lange Lüsternheit zu den Modeartikeln gehört. Und wann sollte das aufhören! Nicht Goethe wird enthüllt, sondern das Kind, das ihm seine Liebe erklärt, und in der Hüllast angenommenen und in der Entfaltung derselben schwelgt. Da ist ein unendlicher Zauber in der Art, wie Bettina sich ihm anträgt, wie sie auf seinen Schoos rutscht, seinen Besuch um Mitternacht im Stephanien, oder Treppen hoch, empfängt, wie sie eifersüchtig ist auf jede kleine Gunst, jeden freundlichen Blick, der Andern geschenkt wird, in der Erzählung von allen Küssen, die sie empfangen, von ihm, Herder, dem blinden Herzoge von Aremberg. Und daß die Gattin, Wittwe, Matrone, Mutter das Alles so ungenirt selbst erzählt, und sich mit ihrer unvergleichlichen Liebe etwas weiß, das kam noch nicht vor, das ist an sich etwas, was das Buch werth macht, auf allen Toiletten zu liegen. Aber auch außerdem entfalten sich so viel auffallende Züge, Bemerkungen, Porträts, daß es mit Seite um Seite mehr Recht gewinnt, in der Memoirenbibliothek der Zeit zu stehen, und viele andere Bücher daraus zu verdrängen, welche nicht allein berühmte Persönlichkeiten zum Ziele haben. Das Urtheil hat sich noch nicht festgestellt. Wie käme das auch bei einer Erscheinung, die noch eben auf dem Wellenschaum schwimmt! Einige verdammen das unweibliche Unternehmen als etwas Unsittliches, Naturverletzendes. Andere sehen in der Herausgeberin eine begabte Priesterin der Naturwahrheit, und eine so hoch begeisterte, wie es noch keine deutsche Frau gewesen. Darin mischt sich denn von beiden Seiten viel Persönliches. Die Verdammenden wollen überhaupt den Frauen kein Recht zugestehen, so zu fühlen, sich vermöge ihres Empfindungsvermögens für etwas Apartes zu halten, und mit diesen excentrischen Gefühlen sich breit zu machen. Wenn sie aber ihre Gefühle einmal aufgeschrieben, so sollen sie sie nicht drucken lassen und herausgeben. Wenn nun aber eine solche Natur einmal da ist, die ihre Eminenz fühlt und sich mit Vehemenz aussprechen muß? Gemachtes ist da nichts, das müssen auch die Tadler einräumen. Ueberhaupt werden diese auch der Verfasserin weniger schaden, zumal einige pietistische Rücksichten bei ihnen mitsprechen, als ihre unbedingten Lobredner, wie von hier aus zwei in der hiesigen literarischen Zeitung und in den Brockhausischen Blättern für literarische Unterhaltung aufgetreten sind. Das ist Weihrauch, der schwarz macht. Hat der Schriftsteller auch die Verpflichtung, gegen Damen galant zu seyn, so meine ich, daß eine so ritterliche Dame in ihrer Art, wie Bettina, keine Ansprüche auf diese kleinlichen Rücksichten macht. Ob die Wahrheit in der Mitte liegt, weiß ich nicht, ich glaube vielmehr, sie haben beide recht, nur läßt sich ihr Recht nicht vereinigen. Außerdem aber ist wahr, daß Bettina in den Briefen ein ungewöhnliches Talent der Darstellung, und eine Phantasie verräth, um die nicht allein unsere Dichterinnen, sondern auch unsere Dichter sie beneiden können. Der Ertrag der drei Bände ist zu Goethe's Denkmal bestimmt, nämlich zu dem von Bettinen entworfenen. Dies ist auch voller Talent — besonders Goethe's Kopf ist herrlich — aber so wie ihre lyrischen Ergüsse erst eines Goethe bedurften, um in Gedichte übersetzt zu werden, bedürfte dieses Denkmal eines Canova oder Rauch, der es technisch in seine Kunst übersetzte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Karlsruhe, März.

(Fortsetzung.)

Kerker und Krone von Zedlitz.

Die Höfe, deren Fürsten Tasso sonst feiernd eingeladen, ließen ihn jezt kalt vorüberziehen. Sudler hatten sich seines Gedichtes bemächtigt, er selbst dünkte sich verschollen; aber Hirten, Landleute, Schiffer und Räuber hatten das großartige Gedicht in ihre schlichten Herzen und offenen Gemüther aufgenommen, und die Liebe zu ihm war Verehrung zum Dichter geworden. Sie brauchten nur den Namen Tasso's, seine Ankunft, seine Gegenwart zu erfahren, und der Räuber senkte sein Schwert, und der Hirte brachte Blumen und Kränze für den Sänger Armidas und Gottfrieds von Bouillon. Nun beginnt es erst in Tasso zu tagen, die bösen Geister entfliehen aus seinem Hirne, und die Sonne der Befriedigung, die Lösung der Bedeutung seiner Tage und Mühen, verbreitet ihre Strahlen über sein Wesen. — So lebt er ein stilles Leben im Hause seiner Schwester in Sorrent, sorgsam beschäftigt, der Nachwelt sein Gedicht in würdiger Form zu übergeben; aber die Flamme kann nie ruhen, sie kann nur brennen oder verlöschen. Der Geist hatte zu viel und zu heftig an sein Gehäuse getobt, als daß dieses nicht morsch sollte geworden seyn; der Körper sank dem Grabe zu, der viel umhergeworfene, müde geplagte und schwer gedrückte Geist, der die Himmel geplündert und die Hölle in sich getragen, der das Leben ausgekostet in seinen Genüssen und Versagungen, der nichts mehr zu hoffen und kaum noch etwas zu fürchten hatte, sehnte sich nach Auflösung. Noch eine Stufe hatte er zu erklimmen: die Welt hatte ihm ein Zeichen, eine äußerliche Anerkennung zu geben von der Schätzung seines Werthes; was in Aller Gemüthern lebte, mußte ihm sichtbar heraustreten, die Unsterblichkeit mußte ihm einen Abgesandten schicken. Auch das geschah. Pabst Clemens VIII. lud ihn nach Rom ein, um ihn auf dem Kapitol, im Angesichte von Italien, von ganz Europa, mit dem Lorbeer zu krönen. Er folgte dem Rufe, nicht mehr in dichterisch-jugendlichem Ehrgeize, sondern müde vom Leben, um, was ihn sonst in trunkener Seligkeit über die Welt erhoben hätte, jezt als Halbverklärter ruhig lächelnd hinzunehmen. Die Huldigungen des Volks, die Reue der Fürsten und die ausharrende Erwiderung seiner erhabenen Liebe gaben den höchsten Augenblicken des Lebens zugleich seine höchste Entfaltung. Da erstarrte das Herz, das so viele Kränkungen in seinen Schlägen nicht gehemmt hatten, gebrochen durch die ungewohnte Liebe, und der Kranz krönte eine kalte Stirne. So hat die Welt doch ihrem Drange genug gethan, wenn auch der Tod keine Krone mehr bedarf.

Dies ist der Gang des Schauspiels in seiner psychologischen und poetischen Entwicklung, in beiden so wahr, als schön. Als dramatische Ausschmückung und als Mittel, den Hauptcharakter noch klarer an's Licht zu stellen, ist ihm ein Mädchen, fast noch ein Kind, beigegeben, Angioletta, die Nichte seines Kerkermeisters, die, an des Dichters Seite, im Lichte seines Geistes und in den Stürmen seiner Leidenschaften herangewachsen, sein hütender, sein sänftigender Engel wurde. Unbewußt war ihr Wesen mit seinem Geiste verwachsen, die Wurzeln seines Daseyns hafteten in ihrem Herzen, sie liebte ihn, kindlich, fromm, aber ganz erfüllt, nicht irdisch selbstsüchtig, sondern auf den Knien. Sie folgt ihm aus seinem Kerker, sie geleitet ihn in seine Heimath, sie lehnt irdisch bräutliche Verbindungen ab, sie weint an seiner gekrönten Leiche, um sich dann selbst hinzulegen und zu sterben.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 30.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 90.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 15. April 1835.

Was für Uebel auch Vernunft oder Deklamation einer zu ausgedehnten Herrschaft zur Last legen mögen, so war doch Roms Macht von einigen für das Menschengeschlecht wohlthätigen Folgen begleitet, und dieselbe freie Gemeinschaft, die die Laster verbreitete, verbreitete auch die Nützlichkeiten des geselligen Lebens. Fast unmöglich ließe sich Alles aus dem Thier- und Pflanzenreich aufzählen, was aus Asien und Egypten nach und nach Europa zugebracht wurde.

Gibbon.

Mancherlei über die Pflanzen- und Thierwelt im alten und neuen Germanien.

Erster Artikel.

Wenn ein deutscher Gutsbesitzer in seinem Hofe, seinen Gärten und Obstbaumpflanzungen, auf seinen Aeckern und Fluren herumwandelt, findet er, wenn er sonst nur nachdenklich ist und genauere Kenntniß von der Natur und Geschichte dessen hat, was er besitzt und baut, immer Stoff genug zu anziehenden Betrachtungen über die Pflanzen- und Thierwelt, die ihn umgibt. — Stellen wir uns ihn vor, wie er an einem schönen Sommermorgen in seiner Akacienlaube ruht und eine Havannacigarre zu seinem Kaffee raucht, während vielleicht seine Gattin oder Tochter im nahen Gartenhause ihren Thee oder Chokolade schlürft und dem Geschmetter des citronengelben Sängers horcht, der im nahen Käfigt auf- und niederhüpft. Lassen wir ihn dann zwischen den Blumenbeeten seines Gartens herumwandeln, auf welchen Lilien und Rasen, Ranunkeln, Irisblumen und andere Zierpflanzen Auge und Geruch ergötzen; dann im Gemüßgarten seinen Blumenkohl, seine Schalatten, Gurken, Zuckererbsen, Bohnen und andere Küchengewächse betrachten, und sodann in den Baumpflanzungen verweilen bei den Wallnußbäumen mit den duftigen Blättern, den Mandelbäumchen, den Kirschen-, Aprikosen- und Pfirsichbäumen, die theils schon mit lieblicher Frucht prangen, theils für die Zukunft reichliche Frucht versprechen. Hierauf wandle er in seinem Hof umher, dessen Portal von Kastanien umschattet ist, und sehe dem Haushahn zu, der „mit Sporn und Busch einhergeht, recht als ein Rittersmann," wie der treffliche Friedrich von Spee von ihm singt; oder er betrachte den stolzen Pfau, der sein prächtiges Rad an der Sonne schlägt, oder den Puterhahn, der sich lächerlich spreizt und kollert, oder das kurzgeflügelte Perlhuhn, das sich mühsam, aber heftig schreiend von dem Boden wegbewegt. Gehen wir dann mit dem Manne hinaus auf seine Aecker und Wiesen, die mit herrlichem Klee bepflanzt sind; betrachten wir mit ihm seine zwar einförmigen, aber doch einträglichen Hopfenanlagen, nicht weit davon seine Weizen- oder Dinkelfelder, weiterhin seine Tabakspflanzungen oder die Aecker, mit Hirse oder Hanf bepflanzt; und auch die Kartoffelfelder mögen seinen und unsern Blick auf eine Weile festhalten und beschäftigen. Bedenken wir dann mit unserm Freunde, wie alle diese Pflanzen, Bäume und Thiere uns jetzt so wohlbekannt, so heimisch sind, und es uns vorkommt, als ob sie von ewig her auf diesem Boden, der vielleicht früher Wald oder Sumpf gewesen war, erzeugt und gewachsen wären, wir auf dem engen Raum dieser Besitzungen die Kinder

der entferntesten Länder, der verschiedensten Zonen, der alten und der neuen Welt versammelt sind, und welche Reisen, Kriegszüge, Schifffahrten und Jahrhunderte dazu gehörten, um sie alle nach und nach in diesem engen Raum zu vereinigen. Denn von den meisten dieser Pflanzen und Thiere wußten die alten Deutschen wenig oder nichts; ja, einige mußten selbst, als Kinder der neuen Welt, noch den weltbeherrschenden Römern unbekannt und verborgen seyn. Zuvörderst aber bemerke ich, daß ich hier Deutschland nicht in dem engeren Sinne nehme, wie die Alten, sondern in dem weitern der neuern Geographie, daß ich also Vindelicien mit seinem Bodensee, seinen römischen Städten: Augsburg, Regensburg und Passau, ferner Rhätien und Norikum, die bekanntlich einen großen Theil von Oestreich, Tyrol, Steiermark, Kärnthen und von Bayern in sich faßten, sowie auch einen Theil des belgischen Galliens, gerade die schönsten und merkwürdigsten Landstriche am Ober- und Unterrhein, mithin auch das uns früher angehörige, und — mit Erlaubniß der welschen Nachbarn sey's gesagt — wenn wir auf Sprache, Sitte und Gesinnung der bessern Bewohner sehen, noch immer deutsche Elsaß dazu rechnen.

Betrachten wir zuerst die Pflanzenwelt des alten Germaniens. Hier ist im Laufe vieler Jahrhunderte natürlich eine große Veränderung vor sich gegangen, wenn auch nicht von der Art, wie sie bei Egypten angenommen wird, wo im Nil-Delta die einheimische, ursprüngliche Flora durch eine übergepflanzte, auswärtige Pflanzenkultur gänzlich soll verdrängt worden seyn, was man unter andern auch daraus abnehmen will, daß gewisse Pflanzen, z. B. das in Ostindien gefundene prächtige Nelumbium, die egyptische Bohne genannt, als Verzierung in den alten egyptischen Tempeln mit abgebildet vorkommt, aber im Lande selbst nicht mehr gefunden wird. Uebrigens muß das Wort einheimisch im doppelten Sinne genommen werden. Einheimisch sind erstlich Pflanzen und Thiere, die in einem Lande von jeher erzeugt worden und gewachsen sind; einheimisch heißen aber auch solche, von welchen man bestimmt weiß oder mit Recht schließen kann, daß sie erst von Außen nach und nach eingeführt wurden, die sich aber bald an Klima und Boden gewöhnt haben und naturalisirt sind. Ein Beispiel: es gibt eine Guernseylilie, die aber ursprünglich im fernen Japan zu Hause ist. Ein Schiff, mit vielen Zwiebeln derselben beladen, scheiterte auf der Rückkehr an jener Insel, wo denn die Zwiebeln an das sandige Ufer geworfen wurden, aber bald, da auch künstliche Pflege hinzukam, sich verbreitet haben und einheimisch geworden sind. So sind es schon die Kartoffeln bei uns, die der gemeine Sprachgebrauch sogar in deutsche und englische oder welsche abtheilt.

In Bezug auf den Anbau gewöhnlicher Obstarten im alten Germanien, dies in der Begrenzung genommen, wie es die Römer nehmen, sind manche Historiker zu sehr Zweifler. Sie wollen ihm unsern Apfel- und Birnbaum absprechen, gestützt auf die Aeußerung des Tacitus, daß Germanien zur Fruchtbaumzucht untauglich sey; allein derselbe Tacitus erwähnt ja, daß wildes Obst zur Speise seiner Bewohner gehöre. Nun aber weiß man, daß da, wo solches gedeiht und reif wird, auch mehrere der veredelten Sorten gezogen werden können, ja sogar manche der edelsten, z. B. der Borsdorfer, fast mehr im kälteren als wärmeren Klima gedeiht. Sollte denn selbst dieses Germanien ein kälteres Klima gehabt haben, als das heutige Norwegen, wo doch noch Aepfel und selbst Birnen gezogen werden? Versteht Tacitus unter den agrestia poma nicht vielmehr solche Aepfel und Birnen u. s. w., die im Freien, ohne viele Kultur fortkommen, im Gegensatz der feineren Obstarten, die im wärmern Italien gezogen wurden? — In Bezug auf das römische West- und Süddeutschland verdient Berücksichtigung, daß im Salischen Gesetz der Apfel- und Birnbaum eine arbor domestica genannt, daß ferner in dem Bajuvarischen Gesetz Fällung und Beschädigung fremder Obstbäume verpönt wird, was voraussezt, daß schon lange vor Karl dem Großen die Obstbaumzucht in Deutschland getrieben wurde. — Und doch mochte zu Karls Zeiten, wo z. B. bald Franken noch mit Waldungen bedeckt war, das deutsche Klima nicht viel milder seyn, als es früher gewesen. — Man macht sich überhaupt von dem rauhen Klima, der kalten Luft, den Sümpfen und Wäldern des alten Germaniens immer noch eine zu grelle Vorstellung, wozu denn freilich die Schilderungen mancher Römer und Griechen Veranlassung gaben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Rousseau's Denkmal zu Genf.

(Fortsetzung.)

Als die Hülle von der Statue weggezogen war, geschah etwas nicht weniger Unpassendes und Liebloses. Ein simpler, alltäglich gekleideter Arbeiter legte hinten eine Leiter an sie an, stieg hinauf und sezte ihr einen goldnen Kranz auf; eine lächerliche, an eine Exekution erinnernde Prozedur. Jean-Jacques schien auch unwillig über diese geschmacklose Ovation, und ehe man es sich versah, blies er den Kranz vom Haupt seines Bildes.

Nun trat Fazy-Pasteur, der thätige Präsident des Komité's, vor und sprach folgende Rede:

„Seit langer Zeit bedauerten die Genfer, daß ihr berühmter Landsmann, Jean-Jacques Rousseau, in

unserer Vaterstadt kein Zeichen öffentlicher Huldigung besitze. Das Denkmal, das wir jezt einweihen wollen, soll diesem Bedauern ein Ende machen. Unter den größten Bewunderern Rousseau's sind jedoch — gestehen wir es — mehrere, die meinen, ein Monument irgend einer Art sey unnütz, das allein würdige seyen seine Schriften. Auch wir glauben dies mit ihnen. Indessen müssen wir uns über Eins nicht täuschen: wie waren es uns selbst schuldig, seinem Andenken diese Huldigung darzubringen. Es lag uns daran, nach den von ganz Europa gekannten Ereignissen zu zeigen, daß der Tag der Gerechtigkeit nunmehr gekommen sey, und daß wir bemüht sind, peinliche Erinnerungen zu verwischen, indem wir einem großen, verkannten Staatsbürger die einzige Ehrenrettung darbringen, die in unsern Kräften steht. Die Ehre, die er seinem Vaterland gemacht hat, ist eine Wohlthat für alle Genfer geworden. Die Zueignung seines Discours sur l'origine de l'inégalité des conditions ist der schönste Lobspruch, dessen sich je eine Republik hat rühmen können, und was auch unsere künftige Bestimmung sey, Genf ist in seinen Schriften unsterblich gemacht. Wenn Rousseau's politische und philosophische Meinungen ganz verschieden beurtheilt worden sind, worüber wir hier nicht in eine Controverse eingehen können, so ist doch in der Welt nur Eine Stimme über den sittlichen Reiz seiner Schriften und über die hinreißende Beredsamkeit, der bis dahin nichts an die Seite zu setzen war; so streng, strafend und verachtend, wenn er die Sitten eines ausgearteten Jahrhunderts malt, zu deren Umgestaltung und Aenderung er so mächtig gewirkt hat; so zärtlich und überredend, wenn er die Menschen zu den einfachen Naturgenüssen, zur Unschuld und zur Tugend zurückführen will. In dem Augenblick, wo der philosophische Unglaube ansteckend geworden war, hielt ihn Emile auf; die großen Religionswahrheiten kamen wieder zu Ehren. Wenn Rousseau auch dem Christenthum nur theilweise huldigte, so war doch diese Huldigung erhaben, und nichts kommt ihr gleich. Ein Denkmal für ihn ist auch eine Huldigung für das Geschlecht, von dem er mit so viel Würde und Reiz gesprochen hat; wie viel verdanken nicht die Frauen dem, der das häusliche Glück und den Reiz, welchen sie ihm geben, mit so lebhaften Farben geschildert hat! wie viel verdanken die Frauen dem Wohlthäter der Kindheit! . . Rousseau und gesunde, glückliche Kinder, ist eine glückliche Ideenverbindung, die sich nicht trennen läßt und ihm für immer das Herz der Mütter sichert . . . So sprachen wir 1828 zu unsern Mitbürgern, als wir den Gedanken dieses Monuments faßten, so sprechen wir auch heute, wo es glücklich vollendet vor uns steht. Damals sagten wir auch: dies Monument muß nicht bloß von einigen Kunstliebhabern errichtet werden, es muß vielmehr den Stempel als Genferisches Familiengut tragen, und jeder Genfer muß da seinen Antheil wieder finden und zu seinen Kindern sagen können: Auch ich habe dazu beigetragen! Denn wenn die Freigebigkeit des Reichen Rousseau geschmeichelt hätte, so würde ihn dagegen die kleine Gabe des Armen innig gerührt haben. Er machte sich einen besondern Ruhm daraus, lezterer Klasse anzugehören, und sie war stets der Gegenstand seiner besondern Achtung und Neigung... Was wir vor Jahren hofften, ist nun in Erfüllung gegangen; die Zahl der Subscribenten war bedeutend; ihnen ist der Genfer Municipalrath beigetreten, ja alle Klassen, alte und neue, haben mehr oder weniger dazu beigetragen... So steht sie denn hier, diese Statue Jean-Jacques, deren Errichtung die Genfer so sehnlich wünschten! Sie könnte an keiner günstigern Stelle stehen, als auf dieser Insel, die künftig Rousseau's-Insel heißen wird... Von heute an ist diese Statue ein Eigenthum Genfs und steht unter dem Schutz seiner Kinder. Wenn Genf so glücklich war, Rousseau hervorzubringen, so sollte es auch einen Bildhauer haben, der fähig war, dessen Züge darzustellen. James Pradier, dieser andere Sohn des Vaterlandes, dessen Ruf täglich steigt, war dieser Aufgabe würdig, nach der er sich lange gesehnt hatte. So haben denn Genie und Patriotismus im Verein dies schöne Werk hervorgebracht."

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, März.

(Fortsetzung.)

Berliner Nächte. Retrospective Censur.

Bettina ist eine Frankfurterin; ihre ansehnliche Familie gehört, wie ihre eigene Gefühlsweise und Darstellungsart, dem deutschen Süden an; aber sie ist nach Berlin übergebürgert und durch Heirath und Bildung eine Norddeutsche geworden. Der südliche Typus hat unbedenklich nordische Formen angenommen, wie sie denn, wäre sie keine Berlinerin geworden, das Buch gewiß nicht herausgegeben hätte. So müssen wir es denn auch als eine Berliner Merkwürdigkeit betrachten. Und daran schließt sich, dem Geist und Inhalt nach unendlich verschieden, aber doch unläugbar unter derselben Rubrik, ein Buch an, welches den Titel führt: Nächte aus Berlins Geschichte. Der Verfasser, der königliche Schauspieler Louis Schneider, hat sich die kuriose Aufgabe gestellt, die Geschichte einer Stadt, die gar nichts Düsteres, weder in ihrer Erscheinung, noch in ihrer Entstehung an sich hat, in ein prillirtes Nachtgewand zu kleiden. Alle pikanten, romanhaften Vorfälle, die in dem zu hellen, breitstraßigen Berlin passirten, läßt er in dunkeln Nächten sich ereignen. Da muß Albrecht der Bär Nachts sich in den Spreewäldern verirren, einen Bär erlegen und bei einem wendisch heidnischen Opferdienste das problematische Gelübde ablegen, an der Stelle eine christliche Stadt anzulegen. Um die Nachtzeit usurpiren Berlins Bürger ein Recht der hochnothpeinlichen Halsordnung, und richten einen

Magdeburgischen Abgesandten, der einer artigen Berlinerin einige anzügliche Wize zugeflüstert, auf dem Neumarkt hin. Nachts natürlich muß ein gräßlicher Räuber, der Stellmeise aus Salzwedel, vor Berlins Thoren, im Begriff, einen Juden zu schinden, gefangen und gerichtet werden, und Nachts verüben die Quitzows und Rochows himmelschreiende Frevel gegen die gute Stadt, welche nicht wie die Göttinger ihre Raubritter umher hängte und deren Burgen zerstörte, sondern ihnen lieber die Lust, sie zu plündern, mit schwerem Gelde abkaufte. Die Geschichte läuft herunter bis auf die neuesten Zeiten, und umfaßt neben den Schauerbildern auch manche recht derb lustige, z. B. wie die Kurfürstin Dorothee, Gemahlin des großen Friedrich Wilhelm, in ihrer Vorstadt, der jezigen Dorotheenstadt, im Morast mit ihrer ungefügen Kutsche stecken bleibt, beregnet, vom Wize ihres Vetters Moriz von Nassau unterhalten und gepeinigt, und zum Schluß aller Kalamitäten noch von einer Heerde Säue, die damals in Unzahl frei in Berlin umherliefen, belagert. Der Kurfürst erläßt dafür ein Edikt, daß sich keine Sau mehr öffentlich sehen lasse, sondern alle in den Häusern verschlossen bleiben sollen. Prinz Moriz läßt sich deßhalb am andern Tage nur als Prinz von Nas— melden, „weil er erbetenermaßen seine Sau zu Hause gelassen.“ Die Geschichte, wie, noch in Friedrichs des Großen lezten Lebensjahren, der eine Gensdarmenthurm, kaum gebaut, einstürzte, hält die Mitte zwischen dem Ernsthaften und dem Scherzhaften; indem mehrere kaum erst verstorbene Personalitäten darin mitsprechen, z. B. Reichard, der Dekorateur Verona, Chodowiecky u. A., hat dies Bild den pikantesten Anstrich. Die sonst arme Geschichte der Mark und Berlins böte übrigens noch vielen Stoff, der sich in die Nacht verlegen ließe. Für die fehlenden Bilder aus der ältern Geschichte hat der Verfasser mehrere Nachtbilder aus dem Leben der Gegenwart zugegeben, Blicke in Keller- und Bodenseenen, die, mit Berliner Wizen gespickt, ihres Zweckes so wenig als jene verfehlen werden, Effekt zu machen.

Der zweite Theil der Friedrich Försterschen Geschichte von Friedrich Wilhelm I., aus neu aufgefundenen Urkunden, hat bekanntlich Erörterungen veranlaßt, nach welchen auch die Geschichte schon in Gott ruhender Notabilitäten nicht mehr unbedingt, wie seither, der Wissenschaft des Historikers freigegeben seyn soll. Hier werden allerdings Principien in Zweifel gesezt, und es werden Grundsäze angefochten, die bis jezt als sanktionirt galten, daß nämlich, wenn zwar die Zeitgeschichte einer billigen Beaufsichtigung derer unterworfen war, welche sie mitmachen, doch die alte, welche, ausgelebt, nur in ihren Resultaten vor uns liegt, jeder Betrachtungsart preisgegeben war; allein, darf man fragen, ist das alte Todtengericht der Egypter noch an der Zeit? Die Geißel der Kritik verfährt jezt so unbarmherzig gegen Lebende, ist es da nicht gerade billig, daß man die Todten vor derselben schüzt? — Sonst ist wenig Polemisches hier vorgefallen. In dem viel besprochenen Injurienprozeß zwischen dem Ritter Spontini und Herrn Rellstab haben beide Theile gesiegt und beide sind verurtheilt. In Folge eines neuen Gesezes, das die Humanität selbst diktirt, ist es dem Beleidigten erlaubt, bis zur Vollstreckung des Urtheils auf den von ihm ausgehenden Strafantrag zu verzichten und dem Verurtheilten die Strafe zu erlassen. Herr Rellstab hat von dieser Befugniß Gebrauch gemacht und dem Ritter Spontini die diesem zuerkannte Strafe geschenkt. Dieser dagegen hält die Herrn Rellstab diktirte für, den Verhältnissen nach, zu gering, und hat mit einem Aggravationsgesuche appellirt.

(Die Fortsezung folgt.)

Karlsruhe, März.

(Beschluß.)

Kelter und Krone von Zedlitz.

Ich muß noch einen Blick auf die dramatische Entwicklung des Kunstwerks werfen. Das ganze Interesse ruht auf Tasso; es ist sein Kampf mit dem Schicksal, dessen mächtigster Verbündeter sein eigener Charakter ist, der Kampf der Dichtkunst mit dem Leben, der Kampf der Ideale mit der Wirklichkeit. Der Sieg entscheidet für die Poesie, das Leben bleibt auf dem Plaze; darum nennt der Dichter das Stück auch mit Recht ein Schauspiel und kein Trauerspiel. Die Ereignisse, welche Goethe's Dichtung erfüllen, sind vorangegangen: wir sehen Tasso's Qualen im Irrenhause, sehen seine Liebe, vernehmen seine Befreiung. Bis hieher steigendes Interesse; in Tasso's Seele Jubel, in der des Zuschauers eine Befriedigung, ein Schluß: der Dichter ist geliebt und frei, was braucht ein Dichter mehr? Er kann sich des Beifalls der Zeitgenossen entschlagen, und im Gefühle seines Werthes an die Nachwelt appelliren. In dem Zuschauer aber bliebe eine mehr als wehmüthige, eine herbe Empfindung zurück, wenn solch ein Dichtergeist kein höheres Glück brächte, als von der Welt verkannt zu werden und sie wieder zu verkennen, wenn der Reflex dieses Elendes mit versengenden Strahlen wieder in sein Inneres zurückfallen sollte, wenn die Bedeutung der höchsten Höhe der Poesie nichts wäre, als eine unaufgelöste Dissonanz. Zur Befriedigung des Zuschauers ist die innerliche Versöhnung Tasso's mit sich selbst noch wichtiger, als die äußere mit seinen Verhältnissen, und nur diese haben wir bisher gesehen. Diese Lösung und zugleich die Rechtfertigung seiner Zeitgenossen oder des Menschengeschlechtes überhaupt ist die Aufgabe der übrigen Akte. Er sieht von Schritt zu Schritt sich anerkannt in seinem Vaterlande, geliebt von Schwester und Verwandten, in ruhigem Besize der Freiheit und seines Gedichtes. Hiemit kehrt auch in seinem Herzen Ruhe ein, der Krater seiner Leidenschaften ist ausgebrannt. So geht in stiller Zurückgezogenheit die psychologische Wandlung seines Charakters vor, der gereizte, aufbrausende Schwärmer, der mißtrauische Menschenfeind wird der zufriedene, treue, warme Dichter und Freund. Solch eine Veränderung macht sich nun freilich nicht durch einen plözlichen Theaterstreich, sie wird vorbereitet durch einzelne Ereignisse, und entsteht nur und zeigt sich nur in der gleichzeitigen Ruhe der Umgebungen. Ruhe ist der Gegensaz von Handlung, und so büßt das Stück im dritten und vierten Akte an dramatischer Handlung ein, was es an psychologischer Entwicklung gewinnt. Immer ein Vorwurf, der bei der Darstellung noch gerechtfertigter erscheint, wo die schönsten Reden weniger wirken, als fortschreitende Thätigkeit. Der lezte Akt dagegen tritt wieder thätig auf. Er hat den Sänger des heiligen Grabes auf der Stätte einer großen Vergangenheit, unter dem Jubel einer bewundernden Mitwelt, durch die Lorbeerkrone der Unsterblichkeit einer richtenden Zukunft übergeben. Sein Vaterland hat die Schuld gebüßt vor der Nachwelt, und seinem Tasso, wenn auch nicht das Leben, doch den Tod versüßt. Wenn alte, heilige Bücher vom Tode dieses Sängers und Propheten hätten erzählen können, sie würden melden, er sey wie Elias lebendig gen Himmel gefahren. — Ich habe diese Auseinandersezung einer Anpreisung vorgezogen, weil wir einen guten Dichter eigentlich nie loben können, sondern nur begreifen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 39.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 91.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 16. April 1835.



Der Weise spricht
Hier noch im Bilde, aber nur dem Geist.

Herder.
Griechische Anthologie.

Rousseau's Denkmal zu Genf.

(Beschluß.)

Es gehört nicht hierher, zu erörtern, was schief an dieser Rede ist. Es war eine Gelegenheitsrede, bei denen Wahrheit, Ziel und Maaß selten eingehalten werden.

Glücklich war der Gedanke, nach dieser Rede die Lieblingsarien Rousseau's von der Militärmusik spielen zu lassen, nur fanden wir diese tänzelnde und tändelnde Musik neben einer ernsten und würdigen Bronzestatue nicht recht einklingend, auch sind wir seit lange an eine andere Musik gewöhnt.

Nach diesem Inselaktus gab das Komité in dem nahen, auch wegen seiner trefflichen Küche berühmten Hôtel des Bergues dem Bildhauer Pradier ein glänzendes Gastmahl, wo viele Jean-Jacques in Candis, getreue Miniaturen der Statue, auf Pasteten und Torten paradierten. Unser guter Gelegenheitsdichter Petit-Senn lieferte die Chanson's. Der schönste, wenigstens der malerischste Theil des Festes kam jedoch erst am Abend mit der Dunkelheit. Die bunten Laub- und Blumengehänge, die sich am Tag von Baum zu Baum, von Säule zu Säule schlangen, waren nun bunte Lampenguirlanden geworden, deren tausend Lichter sich auf den dunkeln Wellen schaukelten wie große Johanniswürmer, wie Feuerlilien, farbige Funken und zitternde, nie ruhende Strahlen. Zwischen ihnen fuhren kecke Raketen auf und nieder, aber schöne Leuchtkugeln, deren Sternhaufen Alles in Nähe und Ferne erhellten und manchmal selbst dem dunkeln, ernsten, erzenen Jean-Jacques ein freundliches Aufblicken abzulocken schienen. Manchmal stand die ganze Insel in phosphorisch grünbläulichem Mondlicht, manchmal war sie mit rothem Schein erhellt, und dazwischen blizten die Tag und Nacht nicht ruhenden Kanonen auf, denen andere am gegenüberliegenden Kai antworteten. Auch erleuchtete Luftballons stiegen auf; die schönen Häuser der beiden Uferstraßen waren größtentheils schön erleuchtet und gaben mit der licht- und feuersprühenden Insel einen zauberischen Anblick. Unter allen Häusern zeichnete sich besonders die lange Façade der Société littéraire aus, die der Insel gerade gegenüber liegt. Hier war auch ein großes Transparentgemälde aufgestellt, Rousseau's Büste, wie die Zeit den Schleier davon nimmt und dabei den Neid — der große Aehnlichkeit mit Voltaire hatte — unter die Füße tritt; der Genfer Adler mit seinem Schlüssel kommt auch herbeigeflogen und sezt der Büste einen Kranz auf.

Unweit vom Cay des Bergues beginnt die Straße, ehemals Chevelu, nun aber schon seit lange Jean-Jacques geheißen. Hier stand noch vor wenigen Jahren das Haus, wo Rousseau's Vater wohnte und er selbst seine Jugend

zugebracht hat. Jetzt sagt die Inschrift über der Thüre: ici est né Jean-Jacques Rousseau, denn bekanntlich kam seine kurz darauf sterbende Mutter mit ihm unerwartet bei einer Freundin in der Grand-rue nieder, und in dieser Beziehung war also Rousseau wirklich du haut. Das kleine, schwarze baufällige Haus in Chevelu verschwand vor einigen Jahren und machte einem großen steinernen Platz, und es ist nichts mehr davon da. Jedoch wird den Fremden noch eine Stube mit altem Hausrath als die Rousseau'sche gezeigt. Diese Straße war fast ganz erleuchtet, besonders der obere Theil, wo jenes Haus steht. Jean-Jacques Büste war hier mit einer langen Inschrift zu sehen, nicht geschmackvoll, aber gut gemeint. Im Theater wurde Abends Rousseau's Oper, le devin du village, und ein Gelegenheitsstück: une journée aux Charmettes, gegeben. Beide sind in den folgenden Wochen noch oft wiederholt worden, weil darin unsere beste Schauspielerin, Madame Buzeville, den jungen Jean-Jacques mit viel Laune und Geschmack darstellt.

So endigte dieses Fest, das schöne Momente hatte, bei dem jedoch Viele Eins überflüssig und gewissermaßen störend gefunden haben. Warum doch, sagte man, das ewige Erinnern an die Versöhnung mit Rousseau, an das Gutmachen alten Unrechts, an das, was Genf in dieser Beziehung Rousseau und sich selbst schuldig sey, an die Macht der Zeit u. s. w.? Alles dies war ja schon hinlänglich an dem großen Sühnfest des 28sten Juni 1793 bei öffentlicher und feierlicher Errichtung seines Denkmals da gewesen; warum es hier so oft und mit so viel Emphase wiederholen? Seit jenem großen republikanischen Rousseaufeste hat ihm ja Niemand mehr Unrecht gethan, und über sein wahres Verdienst — freilich geringer und bedingter, als seine Bewunderer meinen — ist schon lange in Genf kein Zweifel mehr.

Am folgenden Tag wurde die Insel dem Publikum geöffnet, und seit dieser Zeit ist sie der Lieblingsspaziergang von Alt und Jung geworden, dessen Annehmlichkeit noch zunehmen wird, wenn die hier gemachten Pflanzungen und Anlagen mehr heranwachsen und Schatten geben.

Ich erinnere mich aus meiner frühen Jugend, daß auf dem Marktbrunnen meiner lieben Vaterstadt Eisenach eine Statue des Stadtpatrons, des heiligen Georg mit dem Lindwurm, aufgerichtet wurde. Gleich darauf hieß sie bei uns Jungen „der Mann auf dem Marktbrunnen." Ein großer Theil meiner ersten Erinnerungen knüpft sich an ihn: so wird es jetzt auch hier werden. Die Kinder spielen schon um ihren warmen Freund und Sprecher wie um einen alten Bekannten. Es ist erfreulich, daß sie aus ihrem zarten Alter eine so freundliche Erinnerung mit in ihre reife Zeit hinübernehmen. Von nun an wird sich Rousseau und seine Insel an gar viele Ereignisse des Genferischen Lebens knüpfen, hier werden die Kinder spielen, die Schiffe mit vollen und matten Segeln ziehen, kommen und gehen, deßgleichen die Dampfboote rauchen und schäumen sehen, die Kinder werden durch das Gitter kleine Steine in das Wasser werfen und den Fischen auf dem Grund zurufen. Hier werden sie später manchen verstohlenen Blick, manches Wort der Liebe wechseln; hier werden sich auch die Eltern dessen manchmal gern erinnern, oder sich wenigstens freuen über die reizende Natur und die schöne Stadtgegend, sie werden sich erinnern, daß sie auch einst unter Ihm spielten, der alle Kinder so lieb hatte, nur die seinigen nicht.

Mancherlei über die Pflanzen- und Thierwelt im alten und neuen Germanien.

(Fortsetzung.)

Auch der Unterschied, welchen wir im heutigen Deutschland selbst wahrnehmen, das an Polen und die Ostsee, und an Frankreich, an Ungarn und die Nordsee grenzt, das selbst in einem Umfang weniger Meilen, wenn auch nicht in der Art, wie der Kanton Wallis, wo z. B. bei Sitten lappländische Kälte und Erstarrung an Siciliens Wärme und Vegetation grenzt, die verschiedenartigsten Klimate vereinigt, wie unter andern schon die Betrachtung des Schwarzwaldes, des Thüringer Landes und des Fichtelgebirges darthut — dieser Unterschied, sage ich, wird bei der Würdigung des alten Germaniens zu wenig in's Auge gefaßt. Wahr ist's, daß die Ausrottung der großen Wälder, die Austrocknung von Sümpfen, die Verbesserung des Bodens, überhaupt die größere Kultur Deutschland im Allgemeinen weit milder, fruchtbarer und wohnlicher gemacht hat, und daß hier im Laufe von Jahrhunderten geschah, was in Nordamerika in kürzerem Zeitraum und mehr im Großen und auf Einmal vollendet ward. Denn hier haben wir das merkwürdige Schauspiel, daß da, wo noch vor einigen Jahrzehnden ungeheure Waldungen dem Strahl der Sonne so unzugänglich waren, wie seit Anbeginn der Welt, nun freundliche, sonnige Gefilde lachen und glänzende Städte sich erheben, daß da, wo noch vor wenigen Jahren wilde und schädliche Thiere ihre schaurige, kaum vom Jäger besuchte Behausungen hatten, nun unter der Aegide der Freiheit und des Gesetzes, bei freudigem Erwerb nach innen und außen hin das höhere Menschenleben sich frisch und munter entfaltet, daß da, wo sonst die Rohrdommel aus den Sümpfen schrie oder die häßliche Unke heulte, nun in reichen, geselligen Prachtsälen liebliches Saitenspiel und der Gesang holder Frauen ertönt. — Wenn wir aber auch im Allgemeinen eine Umwandlung des alten Deutschlands in Hinsicht auf physisches Klima und

Kultur annehmen müssen, so können wir doch keck behaupten, daß nicht nur manche Gegenden am Rhein, der Mosel, dem Main, dem Neckar und der Donau — wofür ja Zeugnisse der Alten selbst sprechen — sondern sogar an der Lippe, Weser und Elbe, in den ältesten Zeiten in klimatischer Beschaffenheit und Natur des Bodens nicht sehr von den heutigen verschieden waren.

Ein Beispiel soll dies erläutern. Der römische Dichter Ausonius ist bekanntlich in der Mitte des vierten Jahrhunderts selbst in Deutschland, und zwar an der Mosel, und zur Zeit, als der ihm gewogene Kaiser Valentinian die Allemannen bei Lupodunum schlug, auch am Neckar gewesen, wobei er eine junge Allemannin oder Schwarzwälderin — denn sie war an den Quellen der Donau geboren — Namens Bissula, zur Gefangenen machte, auf welches blauäugige, blondlockige und rosenwangige Schwabenmädchen er mehrere Lobepigramme dichtete. Dieser Ausonius nun entwirft in seinem merkwürdigen Gedichte, die Mosel, eine ganz artige Schilderung von den Gegenden im Trierschen, von den blühenden Städten, von den stattlichen Burgen, dem fröhlichen Leben in jener Gegend. Schon in der Nähe von Neumagen lachte ihm die Sonne mit klarerem Lichte; die Gipfel der Landhäuser an dem abhängigen Ufer, die von Wein begrünten Hügel in der Nähe der anmuthig wogenden Mosel — Alles mahnte ihn an das Vaterland, an die Kultur seines heitern Bordeaux.

Freilich war die Gegend um Trier schon frühzeitig angebaut und verschönert, da diese Stadt der Trevirer eine der ältesten Städte nicht bloß Deutschlands ist, schon vor Cäsar bedeutend war, und eben wegen ihrer anmuthigen Lage und der Fruchtbarkeit der Gegend von Augustus zur Hauptstadt des ersten Belgiens, und von spätern Kaisern zu ihrem Sitz erwählt wurde. — Auffallend ist daher, was Anton (Geschichte der Landwirthschaft Thl. I., S. 35) in Bezug auf die Gegend von Trier äußert. Er spricht nämlich von der Bestellung der Wintersaat im alten Germanien, und daß der Boden zu kalt gewesen, um sie zu wagen. Man habe zwar in den Gegenden, welche die Römer in Besitz hatten, Versuche damit gemacht; allein der ältere Plinius (H. N. 18, 49) erzähle, wie sie zu seiner Zeit im Trierischen ganz erfror. Dies verdient eine Berichtigung. Plinius sagt ausdrücklich, daß in dem Weichbilde von Trier die Saaten in einem sehr kalten (praegelida) Winter beschädigt (captae) worden seyen; da habe man denn im Monat März die Aecker von Neuem besäet und behackt, worauf eine sehr ergiebige Ernte erfolgt sey. Es ist dies also nur ein einziger, außerordentlicher Fall, woran ein sehr strenger Winter Schuld war, und wohl auch die Art und Weise selbst, wie die Aecker behandelt worden sind.

Wenn auf der einen Seite manche Gegenden Deutschlands, besonders an der Donau, der Mosel, dem Rhein und Neckar, schon in frühern Zeiten sich des nämlichen Klima's, derselben Fruchtbarkeit zu erfreuen hatten, wie noch jezt, so sind dagegen wieder andere Striche vorhanden, wo noch heute dieselbe abwechselnde, rauhe Witterung, dieselben Nebel und fast die nämlichen Sümpfe oder Haide- und Marschgegenden zu finden sind, über welche sich die alten Römer beklagen; z. B. in Westphalen und einem Theil des angrenzenden Niedersachsens. Und dies sind gerade die Gegenden, die bekanntlich von den Römern mit zuerst betreten wurden, auf welche, so wie auf die weiterhin angrenzenden Berggegenden mit unendlichen Waldungen, die aber im Verlauf der Jahrhunderte großentheils gelichtet, ausgerodet und in Ackerland und Wiesen verwandelt worden sind, sich die Schilderungen der Römer besonders beziehen, wenn vom alten Germanien die Rede ist. Ueberhaupt aber müssen diese Schilderungen mit Vorsicht geprüft werden. Feindliche Berührung mit rauhen, kriegerischen Völkern beim ersten Eintritt in ihr Land oder an der Grenze läßt uns auch ihre Heimath rauher und feindlicher erscheinen, als sie wirklich ist, wogegen uns bei eingetretenem friedlichen Verkehr und ruhigerem, bequemerem Leben auch das rauhe Land nachgerade im milderen Lichte erscheinen wird. Mit Recht hat man auf jene Stelle des Florus hingewiesen, wo er sagt, daß zur Zeit, nachdem Drusus die von ihm besezten Landstriche Germaniens, besonders am Rhein, durch Kastelle befestigt und gesichert, und selbst den früher unbekannten und unbetretenen Hercynischen Wald geöffnet, so tiefer Friede in Deutschland geherrscht habe, daß die Menschen wie verändert, die Erde eine andere, der Himmel selbst milder und lieblicher erschienen sey. — Hiebei bemerke ich, daß eigentlich dieser glückliche Zustand in die Zeit fällt, als Sentius Saturninus, ein gewandter, thätiger, und nach Umständen so strenger, als freundlicher und lebensheiterer Mann, als römischer Statthalter in Germanien waltete.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, März.

Eröffnung der italienischen Oper.

Nur um acht Tage war Laporte weniger gut, als sein in meinem lezten Berichte mitgetheiltes Wort, nach welchem die ersehnte italienische Oper endlich ganz bestimmt am vierzehnten dieses Monats mit Tancred eröffnet werden sollte. Die Eröffnung fand am ein-und-zwanzigsten statt. In der innern Einrichtung des theuern Hauses, so wie hinsichtlich der auf volle Ohren zugeschnittenen Preise ist, mit einer einzigen Ausnahme, Alles beim Alten geblieben. Für eine halbe Guinee kauft man die Erlaubniß, sich im Parterre niederzusetzen, und für zehn Guineen kann man mit seiner

Familie und einigen Freunden in eine Loge geben. Die getroffene Abänderung besteht darin, daß ein Theil der Gallerie für Unbemitteltere in eine Art von Sperrsitzen verwandelt worden ist, zu fünf Schillingen das Stück, und daß Laporte den Preis der Gallerie „auf besonderes Anrathen und um auch den Aermsten den Zutritt zu öffnen," wie er selbst sagt, von fünf Schillingen auf drei ermäßigt hat. Daß die erste Vorstellung hinter der Ankündigung zurückblieb, war nicht Laporte's Schuld. Wer Lust hat, deßhalb zu grollen, mag mit dem rechten, vor dessen Augen Sänger und Sängerinnen, Tänzer und Tänzerinnen und Alles, was zur leichten Bretterwelt gehört, mit demselben Maße wie andere Menschenkinder gemessen werden, zum Troste für diese, wenn sie von den Großen der Erde sich vernachläßigt und jene mit Geld und Vorrechten überschüttet sehen. Dame Finckolde war plözlich und bedeutend krank geworden, und kein Zweifel, sie war es. Man hat in England nicht wie in manchem andern guten Lande die Verbindlichkeit, einem Theaterunternehmer die Krankheiten seiner Mitglieder auf's Wort zu glauben und sich hiedurch bisweilen recht boshaft — weil man von der Unwahrheit überzeugt ist — um den Betrag des Abonnements prellen zu lassen. Und weil die Unternehmer das wissen, so muthen sie auch dem Publikum eine so kindliche Leichtgläubigkeit gar nicht zu, sondern beweisen die Richtigkeit der eingetretenen Hindernungen durch ärztliche Atteslate, so vollständig ausgefertigt, wie die Bülletins gekrönter Häupter, und glaubwürdiger, als die Certifikate für unschädliche Stiefelwichse und haartreibende Pomade. Daß Dame Finckolde wirklich krank war, davon mußten die gedruckten Zeugnisse zweier geachteten Aerzte hinreichende Beweise seyn. Und so geschah es, daß Laporte, beim besten Willen, Tancred zum ersten Ohrenschmause aufzusetzen, sich außer Stand sah, den Schmaus vollständig zu geben. Demgemäß bestand das erste Gastmahl, statt aus einem ganzen Rührei von Kunst und Unsinn, aus einem feinen musikalischen Ragout, nämlich aus dem ersten Akte des Tancred, dem Ballete Nina und einer sogenannten musikalischen Unterhaltung. Zu Hebung des Ballets hat Frankreich in diesen Tagen Verstärkungen geschickt, und seitdem die zahlreichen Abonnements Laporte's Kasse gefüllt haben, dürfte er sich auch in Stand gesezt sehen, den hohen Forderungen zu genügen, welche, wie man versichert, eine Grisi, ein Rubini und andere theure Personen an ihn gestellt haben, ehe sie sich entschließen wollen, einen Fuß aus Paris zu sezen. Poesie kann bei Laporte nicht schaden, und gebrannte Kinder, besonders so schöne und verhätschelte Kinder, wie Sängerinnen meist sind, fürchten sich vor dem Feuer. Aber alle Taschen mit Banknoten gefüllt, ist Laporte vor wenigen Tagen nach Calais unter Dampf gegangen, und die Hoffnung, daß er mit den Kerberhälsen des Gesanges und des Tanzes nun schnell Handels einig werden und sie in Kurzem an Englands Küste landen wird, diese freundliche Hoffnung macht die erfahrene Täuschung vergessen.

(Die Fortsezung folgt.)

Berlin, März.

(Fortsezung.)

Dieffenbach über Dupuytren. Der alte Dessauer. Kunstreiter.

Ich mache Sie auf eine meisterhafte Darstellung des Dupuytrenschen Wirkens und Treibens, welche vor einiger Zeit in der hiesigen Vossischen Zeitung mit D. unterzeichnet stand, aufmerksam. Sie rührt von keinem Franzosen, sondern von einem gewiegten Berliner Arzte, dem berühmten Dieffenbach, her, und ist aus eigener langjähriger Beobachtung geschöpft. Für einen Laien in der Medizin ist sie wegen der blühenden und doch einfach lebendigen Zeichnung merkwürdig; so widerwärtig selbst in den englischen Seeromanen die Schmerdenscenen der Wundärzte auf Leser wirken, die nicht vom Handwerk sind, so geschickt weiß Dieffenbach hier jeden Leser für seinen Helden zu interessiren, indem er ihn die Runde im Hotel-Dieu mit dem Könige der Wundärzte machen läßt. Das ist indessen nur die minder ausgezeichnete Seite des Aufsazes; aber indem der Verfasser seinen Lehrer und Meister in den Himmel erhebt, schildert er ihn zwischen den Zeilen als ein Ungeheuer des Eigennuzes, der Gefühllosigkeit, und von einer Gesinnungs- und Glaubenslosigkeit, daß man schaudert. Das ist ein diplomatisches Kunststück, weßhalb ich diesen Aufsaz in einer Korrespondenz aus Berlin erwähnen zu müssen glaubte.

Zu den Stadtgesprächen gehört das tragische Ende eines unglücklichen Kammerdieners im Palais eines menschenfreundlichen Prinzen. Er hat aus Unvorsichtigkeit eine kostbare, aus Rußland geschenkte Vase zerbrochen, und in Verzweiflung, weil der Haushofmeister angeordnet, daß jeder Domestik, was er zerbricht, bezahlen soll, stürzt er sich gleich nach der That in das Bassin. Es geschieht vor den Augen der jungen Prinzessin, die am Fenster steht. Augenblickliche Hülfe auf ihr Geschrei entreißt den noch Lebenden dem Wasser, aber die Winterkälte hat ihn bereits durchdrungen und er stirbt am Schlagfluß. — Eine andere Geschichte ist launiger. Mannichfach ausgeschmückt, könnte sie den Stoff zu einer Lokalposse geben, wenn Berlin dazu der Ort wäre. Bekanntlich steht auf dem Wilhelmsplaz mit den andern Helden des siebenjährigen Krieges die Statue des Feldherrn Leopold von Dessau, von Schadows Meißel. Die Volkssprache kennt keine andere Bezeichnung dafür, als „der alte Dessauer." Nun ereignet es sich, daß ein alter Jude auf offener Straße vom Schwindel befallen wird. Man bringt ihn in ein Haus auf dem Wilhelmsplaze, einige nennen das Palais des Prinzen Karl, und der bald Besinnungslose stöhnt auf die Fragen, wer er sey, wohin man senden solle, eine Antwort heraus, die sehr verschieden angegeben wird, hinsichtlich der Person, wohin man schnell die Botschaft bringen solle: der alte Dessauer sey umgefallen. Indessen wandert die Kunde aus dem Munde wissender in die unwissender Boten, und von Polizei- zu Militärbehörden, endlich zu den charakterisirten Steinmezen und Bildhauern: „der alte Dessauer ist auf dem Wilhelmsplaze umgefallen." Welche Kunst- oder Staatsbehörde sich endlich des umgestürzten Werkes angenommen, muß es gewesen, die mit Mannschaft, Stricken und Hebebäumen angekommen, weiß ich nicht; aber als sie ankommen, steht der alte Dessauer fest wie immer auf seinem Piedestal, und es bedarf keiner Hebel und Schlingen, sondern einiger Hoffmannstropfen und einer Miethkutsche, um den alten jüdischen Handelsmann Dessauer aus seiner Ohnmacht zu sich und nach Hause zu bringen.

Die Kunst ging in lezter Zeit nicht leer aus. Zur Abwechslung sind es diesmal nicht Tänzerinnen oder Sänger, sondern Kunstreiter, welche das noch des Schwärmens fähige Publikum für der gleichen fesseln. Es ist die Loisset'sche Truppe, und eine Demoiselle Keneve elektrisirt durch ihre Grazie auf den Pferden, so wie durch ihre Schönheit alte und junge Herzen. Es ist Fashion, sie zu sehen, von ihr zu sprechen. Selbst Damen der haute volée bequemen sich dazu. Vielleicht geschieht es aus Oppositionsgeist gegen das Ballet. Es ist aber auch in der That bei diesen Kunstreitern mehr Grazie, Schönheit und Naive, als in dem ganzen Ballet von Neapel bis London, und von Petersburg bis Bordeaux.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 31.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 92.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 17. April 1835.

Mephistopheles. — Mein Mädchen da weissagt verborgnen Sinn!

Goethe.

Der deutsche Dichter in Paris.

Das Folgende ist ein Auszug aus einem Aufsatze von Ph. Chasles in einer der lezten Nummern der Revue de Paris. Wir glauben damit den Lesern, welchen das genannte Journal nicht zukommt, ihr politisches und poetisches Glaubensbekenntniß mag seyn welches es will, etwas Angenehmes zu erweisen.

* * *

Es war an einem Jahrestage der Julirevolution; die Sonne hatte keine Festtagslaune, ein dichter Schlagregen prasselte in derben Güssen gegen die Fenster, die Regenschirme segelten wider den Wind und die Pferde, ungeduldig ob den Tropfen, die wie Pfeile auf sie schoßen, rissen ungestümer an den Strängen. Die schmucken Festkleider der guten Pariser waren erbärmlich zugerichtet, und die Schildwache vor den Tuilerien flüchtete sich voll Courage in ihr Schilderhaus. Ich ging auf Pontroyal zu und sah unterwegs manches verdrießliche Gesicht, manche Beine, welche der plözliche Sturm aus dem Takt und aus der Richtung gebracht hatte. Da fiel mir dem Pavillon Marsan gegenüber ein kleiner blonder Mann auf, der, an die Brustwehr des Kai's gelehnt und seinen triefenden Hut mit einer Hand haltend, die Vorübergehenden musterte und dem Unwetter zusah. Die Wolke riß, auf sein wallendes Haar fiel ein Sonnenstrahl und beleuchtete eine höchst originelle Gesichtsbildung. Ich betrachtete den Mann aufmerksam: es war eine jener Figuren, wie sie weder der Weltmann hat, noch der Musterreiter, weder der Pflastertreter noch der Handwerker, weder der Gimpel noch der Kaufmann. Als die Sonne wieder vollkommen Meister geworden war, steckte er ruhig die Hände in die Taschen und fuhr in seinem Geschäfte fort, und das bestand darin, die Leute zu betrachten. Ich machte es ihm nach, schlenderte langsam vor ihm dahin, kehrte um, und ging beobachtend um den Beobachter her. Sein ganzes Wesen war mir höchlich aufgefallen, der Mann erschien mir wie ein Räthsel, dessen Lösung ich zu suchen hatte.

Die Leute, die Niemanden gleich sehen, haben besondern Reiz für mich; wohlgefällig und schwermüthig ruhte sein Blick auf den vorübergehenden Kindern, auf den jungen Weibern, die mit den Nachzüglern des Ungewitters kämpften und sich der wiederkehrenden Sonne freuten, auf den Schuhputzern, die sich wieder an ihren Stationen niederließen und ihr Gewerbe ausschrieen. Der Mann hatte in seinem ganzen Wesen etwas so Unbekämmertes und Schwermüthiges, sein Blick war so lang gehalten und doch so beweglich, seine Neugier so gar nicht französisch, so echt germanisch träumerisch, die Sentimentalität, die aus seinem Gesichte sprach, so

sonderbar mit Melancholie versezt, daß er mir nicht aus dem Kopfe kam, als ich ihn längst aus den Augen verloren. Waren nicht alle ungewöhnlichen Menschen Menschenbeobachter auf Markt und Straße? Was läßt sich in einem Salon lernen? Stickerei, Tischlerei, Trödlerei, Perrückenmacherei, die Kunst, Schnürbrüste oder Kleider zu verfertigen oder anzulegen, und andere Disciplinen dieser Art; Menschenkenntniß, die große Kunst, lernt sich nur auf der Straße. Und so dachte ich bei mir, als ich in die rue du Bac einbog: „Der Mensch muß zum alten närrischen Geschlechte der Talentvollen gehören. Es ist, als hätte er mir Wappen und Siegel vorgewiesen, und ich kenne seinen ganzen Stammbaum: er stammt, in gerader Linie oder nicht, von Cervantes und Rabelais, von Sterne und Cazotte. Es mag wohl ein berühmter Mann aus Dänemark seyn oder aus Norwegen, seinen blonden Haaren nach, die zwei Wellen bilden oder vielmehr zwei mächtige goldene Ohrgehänge, den großen, naiven blauen Augen nach — echte scandinavische Augensterne, unstät und schillernd, als wäre es ihnen zu langweilig, sich zu fixiren; vielleicht ist es auch nur so ein Genie, das in der Schale verkümmert, ein wohlhabender Mann von Düsseldorf oder Mainz, der zu Poels ein kleines Erbe einthut und nichts davon weiß, daß der Keim zum großen Mann in ihm schlummert.“ Ich wurde das Gesicht nicht los: echt deutsch mittelalterlich, dachte ich, Adler und Papagai, blond und voll glühender Leidenschaft, schwermüthig und voll sprühenden Lebens, Mephistopheles bon-enfant; ein bizarrer Kopf, der sich, von Meisterhand gehauen, auf einem Grabstein im gothischen Münster trefflich ausgenommen haben müßte.

Wie schmeichelt es unserer Eitelkeit, wenn wir uns sagen zu dürfen glauben, wir haben recht gerathen! Ich sah ihn seitdem wieder, meinen deutschen Beobachter, ich sah ihn glänzend als Stern erster Größe, bewundert, gehaßt, eifrig gesucht und nachgeahmt: es war Heinrich Heine, der Stifter einer neuen Schule in Deutschland, der Verfasser jener ironisch-sentimentalen Reisebilder und so vieler farbenheller Skizzen, Heine, den Deutschland als Haupt einer Revolution anerkennt, und der jezt in ein gedoppeltes Vaterland sich theilt, das, welches ihn geboren, und das, dem er sich freiwillig zugewandt. — Als ich ihn zum zweitenmale sah, wie herrlich, wie strahlend erschien er mir da, wie siegend mitten unter den Pariser Schöngeistern! Aber er war noch ganz wie damals: auch jezt fiel das lange, blonde Haar an Wangen nieder, blühend wie Engelswangen auf einem spanischen Heiligenbilde, auch jezt blickte hinter der strahlenden Fülle eine gewisse Kränklichkeit hervor. Wenn diese blauen germanischen Augen mit dem Munde lachten, dem ein Epigramm entfiel, so drängte sich einem die Wehmuth in so köstlicher Laune schmerzlich auf, man sah, diese üppige Blüthe war siech, und dieser Scherz war ein melancholischer Scherz.

Der Voltairesche Geist hatte erst den ganzen europäischen Süden durchzogen, sich sodann in Byrons Don Juan verkörpert und sich endlich auf Heinrich Heine niedergelassen. Nicht als ob unser Heine Nachahmer wäre, keineswegs; man hat behaupten wollen, Jean Paul Richter sey sein Vorbild, ich kann das nicht glauben. Richter hat viel mehr Hoffnungen als Heine; hat doch jener den Beginn der französischen Revolution, dieser ihr Ende erlebt. Auf der Wange eines Kindes glänzt eine Thräne im Sonnenstrahl: sie funkelt in allen Farben des Prisma, sie ist lustig anzusehen und schimmernd, wie der Diamant; sie schillert wie Morgenroth, Smaragd, Purpur, Scharlach, aber sie bleibt eine Thräne, der Schmerz hat sie erzeugt. So ist's mit Heines Styl, mit Heines Gedanken: ihr Glanz ist ein wehmüthiger Glanz.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mancherlei über die Pflanzen- und Thierwelt im alten und neuen Germanien.

(Fortsetzung.)

Wir kehren zur Pflanzenwelt des alten Germaniens zurück und wollen nun einige Pflanzen und Bäume besonders und genauer betrachten.

Den Kirschbaum fand Plinius der ältere schon an den Ufern des Rheins, einen Baum, der, wie er sagt, vor dem Siege des Lucullus über den Mithridates selbst nicht in Italien zu finden war, allein durch ihn aus dem Pontus eingeführt, sich so schnell verbreitet habe, daß er sogar nach 120 Jahren über den Ocean in Britannien eingewandert sey. — Manche wollen die sogenannte kleine Vogelkirsche, von welcher alle süßen Kirschen abstammen sollen und woraus das beliebte Kirschwasser bereitet wird, als eine ursprünglich germanische Frucht anerkennen. — Kein Wunder, daß der auch im Kleinen so große Frankenkönig, Karl, in dem bekannten Kapitulare de villis regiis, d. h. in der, in Kapiteln eingetheilten Instruktion für die Aufseher seiner Landgüter, wobei der Inhalt die Geschichtsforscher mit dem barbarischen Latein versöhnen muß, den Anbau der Kirschbäume gebot. — In Schlesien waren wenigstens gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts Kirschbaumgärten zu finden, weil dies im Leben der heil. Hedwig ausdrücklich erwähnt wird. — Beiläufig bemerke ich noch, daß in den Moseeischen Glossen (aus der ersten Hälfte des neunten Jahrhunderts) Chrisiboum vorkommt. So wird noch jezt in der allemannischen Sprache der Kirschbaum

genannt, wie sich mancher Leser aus Hebels allemannischen Gedichten erinnern wird.

In jenem Kapitulare, bei dessen Lesung man übrigens immer bedenken muß, daß hier von Pflanzungen die Rede ist, die auf den königlichen Gütern im heutigen Frankreich und den mildern Gegenden des Rheins, namentlich in Ingelheim und Aachen, betrieben werden sollten; ferner in dem damit verwandten Breviarium, oder dem Bericht der kaiserlichen Beamten über das, was sie bei Besichtigung jener Höfe und Güter als Bestand vorgefunden haben, werden außer den Kirschen und den Birn- und Apfelbäumen verschiedener Art und verschiedenen Namens, z. B. Geroldinger, Krewedellen, auch noch Mispeln, Sorben, Zwetschgen-, Quitten- und Kastanienbäume erwähnt. Leztere sind wohl die nux castanea oder heracleotica der Alten, die castanea vesca der Botaniker, da ja bekanntlich die sogenannten Roßkastanien (aesculus hippocastanum) erst in der Mitte des zehnten Jahrhunderts aus der Türkei nach Deutschland gebracht worden sind. Ferner werden nucarii und avellanarii, ja selbst Maulbeer-, Mandel- und Feigenbäume angeführt. Unter den nucarii versteht man mit Recht die Wallnußbäume, wo der deutsche Name schon an die fremde Heimath, an die Walhen oder Welschen erinnert. Die alten Deutschen mochten Anfangs wenig oder nichts von dieser Königsnuß oder Jupitersdichel (juglans) wissen. Ist doch, wie Plinius berichtet, der Baum nach Italien selbst erst aus Persien eingewandert, weßhalb auch eine der bessern Sorten persicon hieß. Daß er übrigens in die wärmern Gegenden des Rheins, des Neckars und der Donau bald von den Römern oder romanisirten Deutschen verpflanzt seyn mochte, zweifle ich nicht, wiewohl die historisch gewisse Spur von seinem Daseyn in den Rheinlanden, und zwar in der Römerstadt Speier, erst gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts sich vorfindet. Auch dürften Wallnußbäume schon frühe an den beiden Seiten der Bergstraße gepflanzt worden seyn, etwa von den Bewohnern der Abtei Lorsch, die man mit Recht für eine der merkwürdigsten in Deutschland hält, schon deßwegen, weil ihr die gesegnete Bergstraße, ein Theil des Odenwalds und das schöne Neckarthal den besten Theil ihrer spätern Kultur zu verdanken haben. — Schon mehrere Jahrhunderte früher waren diese Landstriche sehr gut angebaut gewesen; sie hatten mit zu den merkwürdigen Zehntländern Germaniens gehört, die durch die Römer, welche sich hier, im Südwesten zwischen der Donau, dem Rhein und dem Main, gegen die freien Deutschen befestigten, und durch eingewanderte, mit Deutschen vermischte gallische Kolonen sich einst großer Kultur und schon ansehnlicher Städte zu erfreuen hatten, aber späterhin durch die stürmische Fluth der Völkerwanderung in die frühere Unkultur großentheils zurückgeworfen wurden.

Die Maulbeerbäume wurden wohl nicht um der Seidenzucht willen auf den Gütern Karls des Großen angepflanzt, sondern wegen der Beeren, aus welchen man schon frühe eine Art Wein bereitet hat, die in mittelhochdeutschen Schriften, z. B. im Nibelungenlied, Moraß genannt wird. Aprikosenbäume, die erst nach Italien aus Armenien — daher armenischer Baum genannt — gekommen sind, so wie Pfirsichbäume, die schon in ihrem germanisirten Namen an die ferne Heimath Persien erinnern, wurden wohl erst spät in Deutschland angepflanzt. Die edlern Arten von Pflaumen, und namentlich wohl auch die Zwetschgen, die jezt auch in Norddeutschland so häufig gebaut werden, hatten die alten Deutschen nicht, gewiß aber die wild wachsende prunus sylvestris oder den Schlehdorn, der ja, wie Plinius bemerkt, fast aller Orten wächst. Die sorbarii im Kapitulare sind wohl die sorbi domesticae, die, z. B. in Italien, große und eßbare Früchte tragen. Der sorbus aucuparia aber, unser Vogelbeer- oder Speierlingsbaum, dessen Scharlachbeeren den Nordländer noch im Spätherbst erfreuen, ist gewiß im alten Germanien wild gewachsen, da er ja bis hoch in den skandinavischen Norden hinauf und in Rußland wild zu finden ist, wo er sogar bisweilen den Citronensaft beim Punsch ersetzen muß.

(Die Fortsetzung folgt.)

Als Kaiser Franz II. starb. 1835.

Gott rief dich, Franz! Schon birgt das enge Haus
Den lezten deutschen Kaiser, der als Bild
Und Siegel bess'rer Zeiten, stark und mild,
Feststand in der Empörung irrem Graus.

Mit blut'gem Frevel, gift'gem Wortgebrand
Im harten Kampf, zogst du, so oft es gilt,
Des guten Rechts, der alten Sitte Schild,
Ein vielgeprüfter treuer Eckart aus.

Da kommt der Tod. Und mit prophet'schem Wort,
Mit Weisheitslehren und der Liebe Flehn
Wirst du der Zukunft selbst ein sichrer Hort;

Wirst sterbend noch den Völkern, Fürsten Lehrer,
Und, weil mit tück'scher Scham die Feinde sehn
Der Tugend Macht, auch noch des Reiches Mehrer.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, März.

(Fortsetzung.)

Die Finanzen der Königin und das Publikum. Juwelendiebstahl.

Obgleich die Schauspieler und Schauspielerinnen der beiden großen Theater, Coventgarden und Drurylane, sich täglich als Ihrer Majestäten Diener und Dienerinnen auf

den Zetteln ankündigen, so gibt es doch gewiß kaum eine einzige Herrschaft in ganz England, die ihre Dienstleute schlechter bezahlt und weniger beachtet, als königliche Majestät ihre unermüdlich gehorsamen Diener und Dienerinnen von Coventgarden und Drurylane. Die Majestäten bezahlen nur, wenn sie das Theater besuchen, und seit ihrer Rückkehr nach London hat die Königin erst ein einziges Mal Drurylane, aber Coventgarden noch gar nicht, und der König weder dieses, noch jenes mit Dero Gegenwart beehrt. Hieraus läßt sich ungefähr die Bezahlung abnehmen. Nachdem die Königin in Drurylane gewesen war, lief ein Gerücht durch die Stadt, daß der gewöhnlich bezahlte Preis dreimal hinter der Gewöhnlichkeit zurückgeblieben sey. Dies fand in einigen Blättern durch die Anzeige, daß die Königin, als Beweis ihrer hohen Zufriedenheit mit den Leistungen der Bühne, sämmtlichen dabei Betheiligten ein Geschenk von hundert Pfund gemacht habe, mittelbaren Widerspruch. Doch wenige Tage nachher erklärten die Betheiligten ihre völlige Unkenntniß von einem solchen Geschenke, und es ergab sich, daß die mitgetheilte Nachricht eine Erdichtung war, vielleicht darauf berechnet, die Unwahrheit in Wahrheit zu verwandeln. Ganz abgesehen von den unaufhörlichen Ansprüchen, welche an alle königlichen Börsen gemacht werden, und von der Vorsicht in's Besondere, welche die Königin wegen der ihren Ausgaben öffentlich bewiesenen Aufmerksamkeit sich auferlegt zu haben scheint, dürfte die vielseitige Behauptung, daß sie ihr bedeutendes Einkommen weder ganz, noch überhaupt so verwende, wie die zahlende Nation es erwarten könne, fast kaum auf einem andern Grunde, als dem leerer Verunglimpfung und parteiischer Abneigung beruhen. Letztere namentlich ergreift jede Gelegenheit, ihre Handlungen zu verdächtigen, und was weiß ist, schwarz zu färben. Am Abend ihres ersten drawing room wurde der alten Herzogin von Gordon der Juwelenschmuck gestohlen, in welchem die alte Dame am Morgen geglänzt, und den sie bei ihrer Nachhausekunft eigenhändig unter Schloß und Riegel gelegt hatte. Eine Belohnung von sechshundert Pfund wurde auf die Entdeckung gesetzt, und die Herzogin gab ihren Verlust auf achttausend Pfund an. Am nächsten Tage sendete ihr die Königin als Balsam für die Schmerzenswunde einen Schmuck, den sie selbst getragen, und die öffentlichen Blätter säumten nicht mit der Ankündigung, daß der Schmuck fünfhundert Pfund werth sey, und die Königin mit dieser Summe fünf arme Familien hätte beglücken können, die sich an ihre Barmherzigkeit gewendet und nichts erhalten haben. Die Mißbilligung der freien, einer Kritik gewiß nicht unterworfenen Gabe vermehrte sich bei der Aussage des Juweliers, daß der gestohlene Schmuck bei ihm für dreitausend Pfund gekauft worden und seines Wissens mehr nicht werth gewesen sey, und noch höher stieg das Geschrei des Tadels, als unverbürgte Nachrichten behaupteten, der betreffende Schmuck sey eigentlich gar nicht gestohlen, sondern vom Herzoge von Gordon, der bisweilen in finanziellen Verlegenheiten unglaublich zerstreut seyn soll, aus Versehen für sein Eigenthum angesehen worden. Wie viel oder wie wenig an dieser Beschuldigung wahr ist, hat zur Zeit nicht verlautet. Nur so viel ist gewiß, daß der Schmuck sich zur Zeit nicht wiedergefunden, und die Chronique scandaleuse von London seit dem Eintritte der Season viel zu viel zu thun hat, um mit einer solchen Bagatelle sich lange beschäftigen zu können. Es ist daher ein seltener Vorzug, den die junge und schöne Gemahlin eines weder jungen, noch schönen Grafen genießt, daß ein drolliger Vorfall in ihrem Haushalte seit acht Tagen die Zungen der fashionablen cliquen, ich will nicht sagen ausschließend, aber doch vorzugsweise bewegt. Da ich die Ehre habe, der schönen Gräfin sehr nahe zu wohnen, so kann ich den Vorfall verbürgen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Berlin, März.

(Fortsetzung.)

Antiquarische Vorlesungen. Kunstverein.

Dieselbe Mode versammelt ein zahlreiches und elegantes Auditorium in den Sälen des Museums, um den Vorträgen des Professors Gerhard über die Schätze unserer Antikensammlung zuzuhören. Das Mißliche ist, daß der gelehrte Docent als loyaler Unterthan an diesen Schätzen nicht zweifeln darf, und wenn er einerseits als Staatsbeamter seine erklärenden Worte auf der Goldwaage legen muß, er andererseits als feiner Mann gegen die Damen zu noch größerer Auswahl genöthigt ist. Dennoch wendet er sich als geschickter Steuerer zwischen Scylla und Charybdis, und befriedigt seine Zuhörer, die ihm treu bleiben, was nicht immer bei Vorlesungen, weder vor einem gemischten, noch einem reinen Publikum, der Fall ist.

Eben hat die große diesjährige Verloosung des Berliner Kunstvereins stattgefunden. Es sind bedeutende Gewinne an Privaten gefallen. Kunstwerke, welche für künftige Zeiten, das läßt sich wohl mit Sicherheit sagen, leben werden. Und diese Schätze zerstreuen sich nun in alle Winkel des preußischen Staates, ohne Aussicht, je wieder gesammelt und der Kontrole und dem Genuß der Kunstfreunde anders erhalten zu werden, als durch mehr oder minder unvollkommene Lithographien, welche doch auch nur von den bedeutendsten Bildern genommen werden. Dies regt auf's Neue zu dem schon so oft ausgesprochenen Wunsche an, ein Nationalmuseum, wie die Pariser ihr Luxemburg haben, für die Werke neuerer Künstler gegründet zu sehen. Die Sache hat große Schwierigkeiten, wenn sie nicht von Staats wegen unternommen wird; dieser aber hat das Seine durch Errichtung des Museums für die alten Schulen gethan, und überläßt ganz konsequenter Weise dem Publikum selbst, für die lebende Kunst zu sorgen. Nun will sich die Hoffnung regen, es sey ein Aktienverein im Werke, ein solches Nationalmuseum zu gründen; ich aber will es noch nicht glauben, weil die Hoffnung zu schön wäre. Gewiß ist, daß die letzte Versammlung des Kunstvereins, und die barsche Art, wie die Vorsteher desselben den Vorschlag abgelehnt, den Berliner Verein in lebendiger Wechselwirkung mit den andern deutschen Vereinen, wie es von diesen gewünscht wird, zu erhalten, viele Theilnehmer zurückgeschreckt hat. Sie behaupten, der Verein, wie er sich durch die letzten Beschlüsse ausgesprochen, sey zu einem bloßen Lotterieinstitut herabgesunken, während er in seiner Idee und seinen Mitteln die Aufgabe habe, zur Förderung der Kunst durch ganz Deutschland zu wirken. Freilich bleibt Berlin der Mittelpunkt des preußischen Staates und ein Hauptpunkt für das gemeinschaftliche Vaterland, und kann im Austausch mit Königsberg, Breslau, Stettin und Halberstadt schwerlich gewinnen; allein wenn man bedenkt, wie einige gute Gemälde, ausgestellt in Städten, wo man bis da gar keine sah, vortheilhaft und erweckend gewirkt haben, so dürfte denn doch diese intellektuelle Rücksicht über jene materielle den Ausschlag geben. — Seine Majestät der König hat das vielbesprochene große Bild des Professors Hensel: Christus vor Pilatus, für 6000 Thaler angekauft und es zum Altarstück für die hiesige Garnisonskirche bestimmt.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 40.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 93.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 18. April 1835.

> Im Laufe der Zeit sind Wälder ausgerottet und Sümpfe ausgetrocknet; aber das Land hatte dieselben Flüsse und dieselben Berge, es erfreute sich derselben Lage und der ewigen Sonne, die ihm noch jezt ihre belebenden Strahlen sendet; es war damals wie jezt fruchtbar und fähig zu jedem Ertrag und zu jedem Anbau. Die alten Schriftsteller verrathen oft genug, im Widerspruch mit sich selbst, die bessere Natur des Landes.
>
> Luden.

Mancherlei über die Pflanzen- und Thierwelt im alten und neuen Germanien.

(Fortsezung.)

Bekanntlich ist der Hanf — althochdeutsch hanaf, angelsächsisch haenep, schwedisch hampa, dänisch hennep, lauter Wörter, die aus dem griechischen und lateinischen cannabis corrumpirt sind — so wie auch die Hirse (persisch erzen), diese festliche Speise des deutschen Landmanns an Kirmes- und Hochzeittagen, ursprünglich im fernen Asien zu Hause. Ersterer ist wohl früher in Deutschland eingeführt worden als leztere, welche wenigstens später in schriftlichen Urkunden vorkommt, aber gewiß nicht früher, wie Anton vermuthet, sondern wohl um Jahrhunderte später als der Flachs. Dieser, mit Recht ein Gegenstand vorzüglicher Sorgfalt und Liebe bei deutschen Frauen jedes Standes, welchen Reinlichkeit und einfacher Schmuck am Herzen liegt, wurde schon vor Alters in Deutschland gebaut. Die altdeutschen Frauen kannten keine schöneren Gewande, als die aus Lein verfertigten, wie dies Plinius von „den überrheinischen Feinden des römischen Volks“ ausdrücklich berichtet, womit man die Stelle in der Germania des Tacitus vergleichen kann: daß die Frauen sich häufig in leinene Gewande kleiden, welche sie mit purpurnen Streifen auszuschmücken pflegen. Plinius erwähnt ferner, daß die Deutschen in unterirdischen Höhlen oder Kellern ihren Flachs bearbeitet haben, wie jezt noch unter andern in Schwaben geschieht. Die keineswegs leichte Kultur und Bearbeitung einer so wichtigen Pflanze, so wie die daraus verfertigten feinen Gewande sezen schon einen ziemlichen Grad landwirthschaftlicher Kultur bei den alten Germanen voraus. Feine Leinwand wird auch unter den Geschenken erwähnt, womit die Deutschen fremde Fürsten und Völker beehrten, schon lange vor Karl dem Großen, der bekanntlich, vom Chalifen Harun al Raschid mit kostbaren Gaben beschenkt, ihm außer trefflichen Jagdhunden auch feine Leinwand zum Gegengeschenk übersandte.

Sehr alt mag auch der Name Flachs — englisch flax, niederländisch vlas — seyn, wofür auch, wie wohl bekannt, das aus dem Lateinischen gebildete Lein gebräuchlich ist, welches bereits bei Ulfila vorkommt. Das angelsächsische Flex (Matthias 12, 20) bedeutet einen Docht aus Lein. Bei Otfrid und Willeram bedeutet vahs so viel als Haar, auch altnordisch und isländisch fax die Mähne. Das englische Fox und unser Fuchs (früher Fuhs), das behaarte Thier, könnte damit verwandt seyn. Mit Einschiebung des l wurde aus vahs, vlahs, flachs, das auch noch nach den Zeiten Otfrids und Willerams oft für Haar gebraucht wurde. Die

Uebertragung des Begriffs von Haar auf Lein ist leicht erklärlich; dasselbe gilt bei dem althochdeutschen Hare, das gleichfalls hie und da Lein oder Flachs bedeutet.

Wir kommen auf die Cerealien, die nützlichsten von allen Gräsern, die, so schwach sie erscheinen, sich doch beinahe an jedes Klima und an jeden Boden gewöhnen können. Voransteht, in Bezug auf das alte Germanien, der Hafer und die Gerste. — Jener, den die Griechen nur als Unkraut kannten, was etwa unser Flughafer ist, und dessen Name nicht vom lateinischen avena herkommt, sondern mit diesem eine gemeinschaftliche Wurzel haben mag, wurde schon vor Ankunft der Römer in Deutschland gebaut, und diente, wie Plinius berichtet, als Brei oder Muß zur vorzüglichen Nahrung seiner Bewohner. Und die Gerste wurde bekanntlich schon in den ältesten Zeiten zu jenem weinartigen Getränk verbraucht, das wir Bier nennen, und das nicht nur die benachbarten Gallier, von denen der Name cerevisia herrühren soll, sondern auch noch andere Völker, die des Weines entbehrten und die doch auch ein berauschendes Getränk haben wollten, in mehr oder minder verwandter Form mit den Germanen gemein hatten. So hatten die Egypter ihren Zythus, welchen Herodot und Aeschylus (in den Schutzflehenden) einen Wein oder geistigen Trank aus Gerste nennen, und welchen man, wie Columella (über den Landbau, 10tes Buch) versichert, mit Rettichwurzeln und eingeweichten Lupinen schmackhafter und reizender zu machen suchte. — Die Hispanier hatten eine Art Weizenbier, celia genannt, dem sie, nach Plinius, schon Haltbarkeit und Dauer zu verschaffen wußten, und mit welchem Getränke sogar, nach der Erzählung des Florus, die auf das Aeußerste gebrachten Numantiner, bevor sie den Todeskampf mit den Römern begannen, sich berauscht haben sollen. — Die Dalmatier oder Illyrier hatten ihr sabaia, eine Art Gerstenbier, von welchem sogar, nach dem Berichte des Ammianus Marcellinus, der es ein armseliges Getränk nennt, der Kaiser Valens den Spottnamen Sabaiarius erhielt, weil er es besonders gerne trank: ungleich dem Kaiser Julian, dem der Gerstentrank in Gallien oder Deutschland gar nicht gemundet haben muß, wenn nämlich das bekannte Epigramm in der griechischen Anthologie von ihm herrühret, in welchem das Bier als ein unbacchisches, übelriechendes, garstiges Getränk geschildert wird. Von den Scythen singt Virgil in seinem Gedicht vom Landbau, daß sie während der langen nordischen Winternächte in unterirdischen Höhlen bei der Flamme des Herdes, worauf ganze Eichenblöcke und Ulmenstämme geworfen wurden, sich mit den Bechern voll künstlichen, aus gegorenem Malz und Spierlingssäure gebrauten Weins zu laben pflegten. — Beiläufig erwähne ich, daß der Name Bier, wofür die Scandinavier ihr aul oder Oel gebrauchten — wie noch jezt ale im Englischen — nicht von Bitter, wie Hüllmann meint, denn das alte deutsche Bier mag ziemlich süß geschmeckt haben, selbst angenommen, daß es mit gewissen Kräutern versezt wurde, sondern vom angelsächsischen und althochdeutschen bere, d. h. vorzugsweise Gerste, herzuleiten ist. — Im Evangelium, Lucä 1. 15. steht im Angelsächsischen beor für das Griechische sireka, starkes Getränke.

Die Meinung Antons, daß die Gerste später eingeführt worden seyn möchte, da sie einen mildern Himmel erfordere, widerlegt sowohl das Zeugniß des Tacitus, welcher sagt, daß das erwähnte Bier aus Gerste oder Weizen — denn so muß frumentum übersezt werden — gebraut worden sey, als auch die tägliche Erfahrung, daß die Gerste gerade kein milderes Klima erfordert, als der Weizen oder der Spelt. Wenigstens gedeiht in manchen Strichen meiner Heimath, des Fichtelgebirges, außer dem Hafer und Roggen, die Gerste noch recht gut, wenn schon der Weizen nicht mehr fortkommen will.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der deutsche Dichter in Paris.

(Fortsetzung.)

Von Heine's Auftreten datirt sich in Deutschland der Rückzug des früher alleinherrschenden Idealismus; sein launischer Genius hat höchst auffallend dem Nationalgeiste eine ganz andere Richtung gegeben, denn Ironie, Rationalismus, Skepticismus scheinen fortan in Deutschland herrschend werden zu wollen. Wie lange solche Herrschaft dauern wird, das weiß ich freilich nicht, denn die geistigen Phasen sind dort drüben höchst veränderlich. Deutschland ist aber einmal des Spiritualismus, der ätherischen Begriffe, der mystischen Dogmen herzlich satt; die Seele hat lange genug die Herrschaft gehabt, jezt will auch einmal der Körper an die Reihe, der Genius des Plastischen, des Materiellen, Gestalten und Bilder, Farben und Töne, und Heine, ein Talent, das tiefer geht, als sonst das Talent, ist der Hohepriester des neuen Kultus geworden. Seit er die Zügel ergriffen, ist das Lachen an der Tagesordnung in Deutschland. Während wir Franzosen die gebräunten Stirnen in Falten ziehen, während wir trübselig die Mundwinkel hängen lassen, während wir dem Ernste nachgeben und unser Schauspiel nicht satt wird, Blut zu vergießen und die bloßgelegte Faser unter dem Secirmesser zucken zu lassen, lachen die glücklichen Deutschen, ja sie lachen! Was jezt dort Romane schreibt, geht nur auf das Wirkliche, das Wahrscheinliche, auf lebendige Charakteristik aus. Raupach

schreibt einen Schwank über die Homöopathie, und der populärste Schriftsteller, dem alle jungen Adepten nachtreten, ist unser Heinrich Heine, der würdige Sprößling der obengenannten Meister, nicht so affektirt wie Sterne, nicht so plump wie Rabelais; er ist wunderbar neu, höchst interessant, und wird 1850 noch wirksamer seyn als 1830, wenn sich einmal Deutschland französischer und Frankreich deutscher gefärbt hat.

Das Individuellste, was er geschrieben, ist just das Beste. Ich weiß keine Menschenseele, deren Regungen ich mit lebendigerer Theilnahme folgte; seine Geschichte möchte ich wissen, Tag für Tag, und alle seine Eindrücke verzeichnet lesen. So trefflich er von Allem spricht, sein Tagebuch hätte größeres Interesse für mich als seine Ideen über Philosophie und Aesthetik. Ewig treibt es ihn, seines Gefühls zu spotten und sich ob seinem Spotte zu schelten; stets ist sein Gedanke antithetisch, wenn auch nicht gerade sein Ausdruck. Theorien, Hypothesen, langweiligen Wortschwall, all dies hat der lustige Heine aus seinem Reiche verbannt. Was uns allen dunkel durch die Seele ging, all dies hat Heine mit uns empfunden, und darum ist er mir so werth. Ich träume mit ihm, ich bin Revolutionär, bin Katholik mit ihm; in der Kirche betrachte ich die kleine weiße Hand, die aus dem Beichtstuhl blickt; was ihn interessirt, interessirt auch mich, sogar die kleine Straßensängerin und ihre welke Rose. Ich brauche ihm nicht in das Auge zu sehen: wenn er lacht, so weiß ich auch schon, daß ihm das Weinen nahe steht. Er ist ein Kind wie wir — ein altes Kind. Wir bauen an einer neuen Menschenwelt, und im Bauen sind wir nahe daran, ihr wieder zu fluchen, und so geht es ihm auch. Nur wenn Heine über Christus spottet, mag ich ihn nicht leiden. Wenn dieser protestantische Geist sich an unsern alten heiligen Ueberlieferungen vergreift, wenn er dem heiligen Ciborium und dem Viatikum auf der Gasse nachläuft und sein Spott mit der Schelle, die den Priester begleitet, in die Wette gellt, dann kann ich ihn nicht entschuldigen. Er sollte nicht vergessen, daß Christus, der Menschgott, oder Gottmensch, sogar ganz irdisch betrachtet, der Vater der ganzen neuern Philosophie ist. Ohne die Lehren des Göttlichen hätte Heine nimmermehr seinen Tambour Legrand geschrieben. Nie sollten philosophische Dichtergemüther von Christus lassen, nie ihren Vater verleugnen. Was jezt in Frankreich schlechter Ton ist, bald wird es in Deutschland schlechter Geschmack heißen. Der heitere, liebevolle Blick, mit dem Heine alle Völker betrachtet, dieser Brudersinn ist rein christlich. Wie kommt es, daß sein Auge so friedlich hinstreift über Europa? daß ihm Alle, in deren Brust ein Herz klopft, von Prag bis zur Meerenge von Gibraltar, wo nicht Brüder sind, doch Stammgenossen? Warum liebt er das Volk und ergözt sich an seinem Treiben? warum übersieht er so gerne seine Gebrechen, selbst wenn sein geliebtes Volk sich ein wenig rauh anläßt, oder ein wenig albern? Wenn er das Volk als Masse entschuldigt, wenn er es preist, wenn er ihm Heil und Segen wünscht und seine Siege begeistert begrüßt, warum geht er darin so weit, daß es der wahre Philosoph mit der praktischen Vernunft nicht ganz vereinbar finden dürfte? Warum? weil er Christ ist ganz und gar. Sagt er es doch selbst: das große Kruzifix der Franziskaner mit den blutigen Armen und den wehmüthigen Augen hat ihn angeblickt, da er in der Schule war; bei diesem Schmerze des Gottmenschen überfiel ihn der Gedanke an den Schmerz in der Menschenbrust, und der poetische Heide war der beste Christ im Herzen.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, März.

(Beschluß.)

Raupachs Posthumus. Theater. Rauner.

Auf dem Theater ist Raupach mit einem Posthumus der Hohenstaufen aufgetreten: kein historischer Posthumus, denn es ist der kräftige Stammvater des Geschlechts, Friedrich Rothbart, sondern einer seiner Geburtswehen, welche diesem Dichter bekanntlich wenig Schmerzen verursachen. So zeugt auch dieser erste und lezte Raupachsche Staufen von Kraft und Gesundheit seines Vaters. Es ist nur der erste Theil einer Trilogie, und behandelt den Kampf des Königs mit der Republik Mailand. Loyale Gemüther glauben bemerken zu müssen, daß die freiheitglühende Partie der Städter mit besonderer Liebe gehalten sey, wohl sehr mit Unrecht. Nachtmützen oder sentimentale Deklamatoren waren die italienischen Republikaner nicht; sollten sie vorkommen, so mußten sie mit der wilden Gluth gemalt seyn, die ihr geschichtliches Erscheinen bezeichnet. Auch sind es nur die Aristokraten unter ihnen, welche handeln und wüthen, die Menge wird mit fast zu barocken Zügen in ihrem Wankelmuthe repräsentirt. Das ganze Stück ist so loyal, wie alle Raupachsche historische, eine Verklärung der Majestät in ihrer schönen Bedeutung. Aesthetisch läßt sich dagegen viel einwenden. Die haben recht, welche ihm die Eigenschaft eines dramatischen Stückes absprechen und es nur als historische Scenen wollen gelten lassen. Es sind indeß so schöne Scenen darin, wie nur in einem seiner theatralischen Bilder aus der Hohenstaufenreihe. — Man hat auch Calderons standhaften Prinzen wieder einstudirt. Das ist ein Stück, ein Guß, ein Hauch, und doch ein Drama voll der mannichfaltigsten Entwickelungen; aber es wirkt nicht, weil kein Publikum dafür da ist. Der junge Devrient gab die Hauptrolle, ein Erbstück des seligen Wolff, in einer neuen Auffassung meisterhaft. — Von einigen kleinen Theaterfehden verlangen Sie doch nichts zu hören. Die Heinefetter gastirt — diesmal auf der Hofbühne — und Einige halten sie für ausgezeichnet, Andere weisen ihr die Verirrungen ihrer Kunst nach, die bei ihren Mitteln um so strafbarer seyen. Gegen das Talent der Crelingerschen Tochter, der Dlle. Stich,

erheben sich nunmehr Oppositionsstimmen, was nach den großen Erwartungen und dem überschwenglichen Lobe nicht anders zu erwarten war. — In der Königsstadt läutet der taube Glöckner von Notredame (Quasimodo) Alt und Jung zusammen. Madame Birch-Pfeiffer hat es verstanden, ein Effektstück der ersten Art aus Victor Hugo's Romane zu fertigen. Ich schreibe Ihnen nichts Näheres davon, denn die Glocke von Notredame wird bald auf allen Theatern, welche auf neue Bildung Anspruch machen, läuten, und jeder Leser mag sich durch Aug und Ohr von ihrer ungeheuern Wirkung selbst überzeugen.

Herr von Raumer, der Historiker, ist eben nach England gereist, um auch in den dortigen Archiven nach Quellen zur neuern Geschichte zu suchen. Da er mit Empfehlungen der ausgezeichnetsten Art an alle Eminenzen und Parteihäupter des vereinigten Reichs versehen ist, darf man, wenn er seine Erfahrungen bekannt machen wird, auf interessante Mittheilungen hoffen. Bekanntlich wollte es der Zufall, daß Raumer während der Julirevolution in Paris war, derselbe Zufall führte ihn im vergangenen Jahre über die Alpen im selben Augenblicke, wo die fürchterliche Naturrevolution Deutschland und Italien zu trennen drohte; furchtsame Gemüther wünschen nun, daß ihm in England kein ähnlicher glücklicher Zufall beschieden werde. — Eine große Anzahl von Pensionirungen unter den ausgezeichnetsten Militärs aus dem Befreiungskriege ist im Augenblick, wo ich den Brief schließe, der Gegenstand des allgemeinen Gespräches.

London, März.

(Fortsetzung.)

Juwelendiebstähle.

Die junge Gräfin vermißte eines Morgens einen Theil ihrer Juwelen, und hatte nichts Eiligeres zu thun, als sich den Besuch einiger Polizeidiener zu erbitten. Gleichzeitig ließ sie das Haus sperren, und that hiemit Alles, was die klügste Vorsicht erheischte; denn da die ganze Dienerschaft zu Hause war und der Raub erst am Morgen oder in der Nacht begangen seyn konnte, so lag es auf der Hand, daß, wenn der Dieb in den Reihen der Dienerschaft war, er wenig Hoffnung hatte, den scharfen Polizeiaugen zu entgehen. „Ich gebe Ihnen volle Macht und Gewalt,“ sagte die junge Gräfin dem eintretenden Beamten, „alle und jede Räume meines Hauses zu durchsuchen, alle Schlösser sich öffnen zu lassen und die Dienerschaft zu visitiren, mit alleiniger Ausnahme meiner Kammerfrau,“ setzte sie nachdrücklich hinzu. — „Darf ich in meiner überhabenden Pflicht mir die Frage erlauben, aus welchem Grunde Sie die Kammerfrau von einer Maßregel ausnehmen, die, um entscheidend zu seyn, keine Ausnahme zuläßt?“ fragte der artige Polizeioffizier. — „Sie ist seit acht Monaten in meinem Dienste,“ versetzte die Gräfin, „hat mir die überzeugendsten Beweise ihrer Treue gegeben und würde, wie ich sie kenne, durch ein solches Zeichen von Mißtrauen sich zu sehr verletzt fühlen, als daß ich ihr die Ausnahme nicht schuldig seyn sollte.“ — Der Polizeimann verbeugte sich und trat zum Behuf der Aufsuchung ab. Allein bald darauf erschien er wieder vor der Gräfin und sagte: „Kein Zweifel, der Dieb befindet sich unter der Dienerschaft. Es ist auch nicht Ihre Kammerfrau, welche den Raub verübt, sondern ein vor neun Monaten entsprungener Sträfling, welcher, als Kammerfrau verkleidet, Ihnen in dieser Eigenschaft bisher gedient hat.“ — Nähere Untersuchung bewies die Richtigkeit der polizeilichen Entdeckung, und die Frage, welche nun die fashionablen Zungen in schärfstem Zuge erhält, besteht in der Ausmittelung, ob ein Mann, ohne durch sein Ungeschick sein Geschlecht zu verrathen, im Stande sey, einer eleganten Dame acht Monate lang Toiletten-Dienste zu leisten? Sonderbar genug erklären alle Männer es für möglich und alle Frauen für unmöglich. Dies hat mehrfache Wetten zur Folge gehabt, und da diese Wetten sich nur dadurch entscheiden können, daß ein Mann auf einige Monate die Rolle einer Zofe übernimmt, um entweder entdeckt zu werden, oder unerkannt zu bleiben, so ist bei der vornehmen Welt die Annahme einer neuen Zofe jezt ein Gegenstand von der höchsten Wichtigkeit, und die desfalls erforderten Proben sollen bereits zu manchem Spaße Veranlassung gegeben haben. Was übrigens das allgemeine Frauen-Urtheil von der jungen Gräfin sagt, folgt aus der Prämisse des allgemeinen weiblichen Unglaubens an die Möglichkeit eines solchen, acht Monate lang unentdeckt zu behauptenden Inkognito. Seitdem ist zwar die Geschichte, was das angebliche Geschlecht des Diebs betrifft, für grundlos erklärt worden, aber der Widerspruch findet beim Publikum keinen Glauben.

Ohne die besondern Umstände, welche die erwähnten zwei Juwelendiebstähle begleiteten, würden dieselben bei der Masse von Diebstählen dieser Art, mit denen London seit zwei oder drei Monaten heimgesucht ist, nicht das geringste Aufsehen erregt haben. Es ist aber in der That eine merkwürdige Erscheinung, von welch auönehmender Vorliebe für diesen splendiden Handelsartikel die Gaunerwelt sich in den lezten Wochen besessen gezeigt hat. Jede Frau muß sich Glück wünschen, deren Juwelenreichthum in ihrem Toilettentische ruhig besteht, und ich bin der Wohlthat, keine Diamanten zu besitzen, wie erst jezt vollkommen bewußt worden, wo ich fast Tag für Tag von solchen Entwendungen lese, und in meiner nächsten Nachbarschaft sechs oder acht dergleichen illegale Besizveränderungen stattgefunden haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 87:

Rauschgold.

Räthsel.

(Vergl. Morgenbl. 1831. Nr. 97.)

Alle vier Elemente,
Innigliche gesellt,
Spielen das lebende
Spiel vor bunter Welt.

Während Luft sich hebet,
Läuft das Wasser fort,
Und die Erde klebet
Braun am Steine dort.

Sein geheimes Feuer
Goß der Erdgeist zu;
Alles ist geheuer,
Probe, schmecke du!

Denn die Klugen haben
Immer Salz bei sich,
Dessen tiefen Gaben
Mancher Teufel wich.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 13.

№ 94.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 20. April 1835.

Original, fahr' hin in deiner Pracht!

Goethe.

Der deutsche Dichter in Paris.

(Beschluß.)

Jeder hat seine absonderlichen Neigungen, die er nicht gerne gestehen mag; ich habe eine, die ein sympathetisches Band zwischen mir und unserem deutschen Dichter knüpft, und die ich preisgebe. Ich gehe nie lieber aus, als an Tagen, wo sonst Jedermann herzlich gerne zu Hause bleibt. Da ist es, als ob im Himmel einmal ganz besonders schlecht regiert würde: ein Sonnenstrahl durchdringt munter eine finstere Wolke, Regen, Sonnenschein, Sturm, nach einander; der Horizont umzieht sich völlig, aber dort zerreißt die Decke und ein azurblaues Fleckchen guckt hervor. Das launenhafteste Weib kann es nicht ärger treiben: der Himmel lacht und weint, hüllt sich in goldnen Schein und läßt die Windsbraut tanzen. Wer mag sich solch launischer, eigenwilliger Natur anvertrauen? Man macht den Regenschirm zu, schließt die Laden, bringt die Pferde unter Obdach, bleibt beim Feuer sitzen. Wer auf der Straße seyn muß, oder nie etwas handelt, ordnungsliebenden, mit Gicht und Fluß behafteten, behaglichen Leuten sind dergleichen Tage höchlich zuwider, und nur Narren, Poeten, Briefboten und Kleinverkäufer setzen den Fuß auf die Straße. Diese Tage sind mir gerade die liebsten, und darum lese ich auch Heine so gerne. Er gefällt mir, wie die Tage, wo die gute Alte ihren Waarenkorb vor den plötzlichen Windstößen sichert und dabei ruft, der Teufel prügle sein Weib; es ist nicht schön Wetter, nicht garstig, nicht kalt, nicht warm, nicht hell, nicht finster; Unwetter bei blauem Himmel, Frühlingslüfte im Winter, der kalte Nord bei Sonnengluth. Mein lieber Deutscher, solch Wetter war am Tage, da du zur Welt kamst. Mir ist, als sähe ich dein väterlich Haus: die Scheiben klirren, vom pfeifenden Winde gerüttelt, unstät fahren die Lichter am schwarzen Getäfel auf und ab, dürre Aeste schwanken hin und her und schlagen wider das Fenster, schwarze Wolkenmassen laufen keuchend über die Landschaft, und jezt bezieht sie sich finster, jezt lacht sie im Sonnenlicht. Ich wette, ein abgegriffener Band von Voltaire lag auf dem Bette der Wöchnerin und ihr ärztlicher Beistand war ein Franzose aus Lamettries Schule, der nicht zwei Worte deutsch verstand.

So entstand jenes räthselhafte Wesen, jenes wunderliche Gehirn, das die Franzosen so deutsch, die Deutschen so französisch anspricht, mit seiner Wehmuth, die einem ein Lächeln ablockt, und seiner Lustigkeit, die einem wehe thut, mit all den schneidenden Kontrasten, wo das Genie in ihm auf den Witz ausgeht, wo der Dichter den Gottesleugner spielt, der Menschenfreund Christum hassen und der Idealist die Materie vergöttern

möchte. So tauchte er auf, der sonderbarste Schriftsteller unserer Zeit, am Flecke, wo sich alle Richtungen kreuzen, Deutschland und Frankreich, Kritik und Produktion, der Glaube und das Nichts, Poesie und Materie, Revolution und Vergangenheit. Man frage nicht, warum ich ewig in Bildern spreche: eine Kritik Heines kann nur in Bildern geschrieben seyn, vom Farbenhellen läßt sich nur wieder durch Farben sprechen. Ich las seine Reisebilder deutsch im herrlichen Forste von Ecouen; ich saß mitten im Park, wo sich die Alleen kreuzen, und all die mächtigen Bäume, die der sterbende Herbst mit gelben, rothen, braunen, bläulichen Tinten gefärbt, sahen mich an, als verständen sie meine Gedanken und Heines; von Zeit zu Zeit, zum Zeichen des Einverständnisses, sandten sie mir ein buntfarbiges Blatt herüber: wie sie daher kamen, rauschte es so lustig und so wehmüthig, säuselte es leise, wie ein Lied. Sie gehörten nicht dem Sommer an, nicht dem Herbst, dem Frühling noch weniger; es waren Blätter, reif geworden im langen Lebensjahr, Blätter, unter denen Vögel gesungen und geliebt, unter denen Liebespaare geflüstert; sie spielten in allen Farben, wie Heines Styl, sie waren schimmernd und todtmüde, wie Heines Gedanke; lange wirbelten sie in der Luft, es war, als spielten sie mit dem Winde, bevor sie sich auf die Blätter des deutsch-französischen Buchs niederließen, das so lustig ist und so wehmüthig, das ihnen so ganz gleicht.

Bleibe in deinem farbigen Wolkenhimmel, guter Heine, prügle immerhin deine Frau; fahre fort, der launische Maler einer launischen Zeit zu seyn, das zweideutige Symbol einer Zeit, wo alles Ernste seine frivole Seite hat, und die Frivolität sich in Ernst und Tiefe kleidet. Was du aber thust, baue kein System, versuche keine Revolution; laß nicht deinen Hippogryphen im Schlamm der Parteien waten, laß ihn seine Schwingen ausbreiten und seinen Schuppenpanzer hell leuchten. Einem originellen Geiste, wie du, steht es nicht an, den kleinen Philosophen, die von Voltaires Brosamen gelebt, die Schleppe zu tragen; solches Treiben mag in Deutschland etwas Neues seyn, in Frankreich ist es altgebacken. Ich weiß keinen Kopf, der weniger zur Dienstbarkeit gemacht wäre als du, und der Bedientenrock, was es immer für einer sey, wird dir schlecht sitzen. Nein! folge der Laune, deiner närrischen Königin, folge ihr blindlings, sie ist deine hohe Gebieterin: sie führt dich in Tiefen, wohin die Aesthetik im Doktorhut, wohin politischer Ehrgeiz und empörte Volksleidenschaft dich nimmermehr führen. Du wolltest der Sklave eines fremden Gedanken seyn? du wolltest verleugnen, was ein Holbach verleugnet hat? Bleibe, der du in deinen Reisebildern bist, die keine tableaux de voyage sind, sondern das merkwürdige Porträt Heinrich Heines; bleibe der Geist, der nirgends zu fassen ist, Kind und Philosoph, reif an Jahren und reich an Thränen, zierlich leicht und finster ernst: das ist dein Beruf; laß dir die launenhaften Glorien und die farbig strahlenden Strichregen des Apriltags gefallen, und glaube mir, du hast in der großen Geisterlotterie nicht das schlimmste Loos gezogen.

Mancherlei über die Pflanzen- und Thierwelt im alten und neuen Germanien.

(Fortsetzung.)

Hier ist der schicklichste Ort, des Hopfens zu erwähnen, den die alten Deutschen zu ihrem Bier noch nicht gebraucht haben, wofür sie vielleicht andere Pflanzenstoffe angewendet haben mochten. Doch ist er schon zur Zeit der Karolinger bekannt gewesen, wie aus gleichzeitigen Urkunden erhellt. So werden in einem Schenkungsbriefe des Königs Pipin humolaria erwähnt, worunter ohne Zweifel Hopfengärten verstanden werden müssen. Denn das barbarisch lateinische humulus ist ja erst aus dem alten humlo gebildet worden, dessen Wurzel mir dunkel ist, das aber noch heutigen Tags im Französischen als houblon, schwedisch als humble, dänisch als humle und isländisch als humall für Hopfen vorkommt. Auch hatte der Abt von Corbey, Adelard, in einer Urkunde vom Jahr 822 die Müller seines Stifts von dem Anbau des Hopfens befreit. — Wozu aber, fragen wir, Hopfenanlagen, wenn die Pflanze nicht zum Brauen verwendet wurde? — Wirklich kommt auch in der betreffenden Urkunde das Wort humlo neben braco vor, welches, vermuthlich celtische Wort nicht als Getreideart, wie bei Plinius, sondern als Malz genommen werden muß, und wovon das französische brasser, brasserie abstammt. — Bei solchen und ähnlichen Zeugnissen ist es auffallend, daß Karl der Große im Kapitulare zwar des Biers, aber nicht des Hopfens erwähnt. In den Jahrhunderten nach ihm wird dieser oft genannt. Im zwölften Jahrhundert spricht die heil. Hildegardis von Bickelheim († 1179), die Zeitgenossin und Freundin des heil. Bernhard, von der Wirkung des Hopfens im Getränke. Er vermehre, sagt sie, die Melancholie und versetze den Geist in trübe Stimmung und trockne durch seine erhitzende Kraft die Eingeweide aus. Aber er verhindere auch durch seinen Bitterstoff die Fäulniß im Getränke in der Art, daß es sich weit länger halten könne.

Wenn aber auch der Hopfen, welches Wort ganz deutsch ist und der Gestalt seiner Blüthendolden entspricht — altdeutsch Hoppe, was schon in einem Wörterbuche

aus dem zehnten Jahrhundert vorkommen soll, und noch jezt im Englischen hopp und in unserm Huppe übrig ist, woran auch das französische houblon erinnert — von den alten Deutschen noch nicht gebraucht wurde, so scheint doch so viel gewiß, daß er dort schon lange einheimisch war, indem neuere Beobachtungen lehren, daß er namentlich in Deutschland wild wachse. Wir brauchen daher nicht mit Linné anzunehmen, daß er nebst Melde, Spinat, Dragun und andern Küchenkräutern zur Zeit der Völkerwanderung aus dem hintern Rußland, namentlich aus der Ukraine, wo er noch wild wachse, durch die Gothen zu uns gebracht worden sey.

Man erlaube mir eine Digression vom Hopfen und Bier auf den **Wein**. Die alten Deutschen bauten keinen Wein, kannten ihn aber und tauschten ihn von den benachbarten Galliern und den Römern ein. Im römischen Süddeutschland wurde früher schon der **rhätische** Wein (der Tyroler) dem Falerner gleich geachtet und von Kaiser August am liebsten getrunken. — Noch ehe Kaiser Probus seine zum Aufruhr geneigten Krieger an den Ufern der Donau (namentlich in Pannonien) und des Rheins Weinreben pflanzen ließ, mag er dort schon durch Deutsche und Römer gebaut worden seyn. So viel ist gewiß, daß die Verordnungen und das Beispiel Karl des Großen den Weinbau sehr befördert, und daß besonders auch die Geistlichen, wie um andere Zweige der Landwirthschaft, so auch um die Verbreitung und Veredlung des Weins sich großes Verdienst erworben haben. Freilich wird dieses oft überschäzt. Da nämlich die besten und reichsten Klöster und Abteien Deutschlands gewöhnlich auch in den schönsten, mildesten und wohlgebautesten Gegenden liegen, so hat man ohne Einschränkung von diesen auf den Fleiß und die Betriebsamkeit jener selbst zurückgeschlossen. Allein bei aller Anerkennung des hohen Verdienstes, das sie sich, besonders die Benediktiner, um Kultur des Bodens und der Völker im Allgemeinen erworben, muß ich doch bemerken, daß häufig bei Stiftungen von Klöstern schon auf mehr angebaute und mildere Gegenden Rücksicht genommen wurde.

Der Weinbau war übrigens im Mittelalter weit mehr durch Deutschland verbreitet, als jezt der Fall ist, und zwar auch in solchen Gegenden, wo das edle Gewächs jezt gar nicht mehr zu gedeihen scheint, oder nur ärmlich fortkommt. So haben die Geistlichen, die den Apostel der Pommern, Bischof **Otto** von Bamberg, aus Franken dahin begleiteten, an den Ufern der Ostsee und der Oder zugleich auch fränkische Reben gepflanzt; doch gedieh das Christenthum besser als der Wein. Noch in der Mitte des Mittelalters und gegen Ende desselben finden wir Weinbau in den Brandenburgischen Marken, im Hannöverschen, Braunschweigschen u. s. w. Der Dichter **Sabinus**, Freund und Schwager Melanchthons, singt in seinem italienischen Reisegedicht, wo er von seiner Vaterstadt **Brandenburg** spricht: „daß an den Wogen der Havel ein Berg stehe, der, bis zum Gipfel hinauf mit Reben bepflanzt, auf dem sandigen Boden einen süßen Wein erzeuge, deßgleichen an den Wogen des schäumenden Rheins der Weinstock auf dem fetten Gefilde der **Wangionen** hervorbringe.“ Eine Behauptung, die freilich einem Weintrinker, der die Lage Brandenburgs und die Gegend, wo die **Liebfrauenmilch** gewonnen wird, zusammenstellt, etwas seltsam vorkommen mag.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Ende März.

Mitfasten.

Gestern war Mitfasten, ein rühriger Tag in Paris, gleichsam eine Reminiscenz an den Fasching, ein Abschied vom Karneval. Daher kündigte auch ein Duzend Theater einen Ball, und zwar den lezten in diesem Jahre an. Die Polizei hatte dieses Jahr, wie im vorigen, die öffentlichen Bälle während der Fasten verboten. Obschon die jezige Polizei nicht andächtig ist, so will sie doch auch mit dem Klerus, welcher viele Mühe hat, die Leute vom Tanzen abzuhalten, nicht zerfallen, und hat sich daher dem alten Gebrauche gefügt, welchem zufolge während der Fasten nicht öffentlich getanzt wird. An Privatbällen und glänzenden Soirée's war aber während der Fasten so wenig Mangel, als zuvor; diese wurden ohne Unterbrechung fortgesezt, wiewohl sie jezt auch abnehmen. Aber die Belustigungen der Mitfasten lassen sich die Pariser nicht nehmen; an diesem Tage müssen unfehlbar die Thorheiten des Faschings wiederholt und ein Karneval im Kleinen dargestellt werden. Daran ließ man es denn auch gestern nicht fehlen. Wagen voll Masken fahren durch die Gassen und über die Boulevards, und die gestrigen Bälle haben erst diesen Morgen ein Ende genommen. Die große Oper hatte auf diese Nacht die Ziehung der von ihr ausgestellten Loose verschoben, wodurch sie also sicher war, alle diejenigen, welche auf den vorigen Bällen ein Loos bekommen hatten, diesmal wieder zu sehen, und in der That waren die Loose dazu geeignet, die Ballwelt zu reizen. Es waren da einige ganz neu verfertigte Gemälde von beliebten Künstlern (ob die Gemälde gut waren, konnte auf dem Balle nicht wohl erkannt werden), ein ächter Kaschemirschawl, ein Pleyelscher Flügel, ein Theeservice im neuesten Geschmacke, und dergleichen brauchbare Dinge, die wohl werth waren, daß man ihrethalben zweimal ein Opernbillet zu zehn Franken (eine Kleinigkeit für so manche Pariser!) nahm, das erste Mal, um ein Recht auf ein Loos zu bekommen, und das zweite Mal, um zu erfahren, ob man etwas gewinne oder nicht. Außer dieser Ziehung der Tombola — eine von dem erfinderischen Dr. Veron neu aufgebrachte Benennung einer alten Sache — versprach die große Oper noch ein Orchester von 65 Musikanten und eine Tanzscene von zwei Operntänzern. Es war ein ziemlich einfaches Programm; allein die Oper ist jezt des Zuspruchs sicher und braucht sich nicht mehr so anzustrengen, wie früher. Ein lezter Ball wird natürlich von allen Tanzlustigen besucht, eben weil es der lezte ist; es bedarf also keiner besondern

Mittel, wie zu Anfang des Faschings, um die Leute auf die Beine zu bringen. Auch die andern Theater haben eben nichts Besonderes erfunden, sondern nur das Wort Ball mit großen Buchstaben auf ihre Anschlagzettel drucken lassen. Die Wäscher und Wäscherinnen, für welche, so wie für die Wasserträger, der Tag der Mitfasten nach altem Herkommen ein besonders festlicher Tag ist, vielleicht weil um diese Jahrszeit das Wasser wieder anfängt erträglich zu werden, hatten einen feierlichen Aufzug veranstaltet; sie zogen auf einem Dutzend großer Wagen einher, alle schön verkleidet und sogar elegant geschmückt, wie man es von Wäscherinnen kaum erwarten sollte, und die Männer zu Pferde, auch in seltsamen Verkleidungen, aber alle doch reinlich und zierlich. So ging es zur Barrière de Sèvres, nach einer großen Schenke, wo ein Gastmahl und ein Ball den Tag beschließen sollten. Unter den Begleiterinnen der Königin auf dem größten Wagen sah man recht hübsche Gesichter; die Wäscherklasse ist eben nicht die häßlichste in Paris. Ein solcher vom Volke veranstalteter Aufzug hat immer viel Anziehendes; er beweist, daß es zufrieden und wohlhabend ist. Aus dem, was es auf den glänzenden Aufzug verwendet hat, läßt sich schließen, daß es viel gewinnt, und in der That muß sich die Wäscherkaste in Paris nicht übel stehen; Jedermann bedarf ihrer, von der reichsten Familie bis zu der wenig begüterten, und bis jetzt ist noch keine Maschine in Aufnahme gekommen, wodurch die Handarbeit hätte verdrängt werden können. Allerdings hat man bereits mehrere Versuche mit chemischen Prozessen zum Reinigen und Bleichen der Leinwand gemacht; auch mechanische Vorkehrungen sind erfunden worden; keiner dieser Versuche ist aber geglückt, wenigstens haben die Unternehmer bei keinem derselben ihre Rechnung gefunden. Vor einigen Jahren hatte man auf der Seine ein langes Schiff mit einem schönen Gebäude zu mechanischem Waschen (vermittelst des Dampfes, wenn ich nicht irre) angelegt. Das Unternehmen war sehr kostspielig; allein ehe noch der Apparat in Gang gesetzt wurde, war die unternehmende Gesellschaft im Verfall und konnte nicht mehr fort. Vermuthlich hat dies Andere abgeschreckt; denn seitdem ist keine Rede mehr von mechanischen und chemischen Wäschereien und Bleichen. Die Wäscher haben volle Ursache, in der jetzigen Zeit fröhlich zu seyn, am Tage der Mitfasten sich eine Königin zu wählen, einen feierlichen Aufzug zu halten und tüchtig zu schmausen. Einige Tage zuvor hatten die Zimmerleute ihr Josephsfest ebenfalls mit einem Aufzuge gefeiert, aber nicht so prunkend; auch waren keine Frauen dabei, wogegen bei dem Wäscherfeste die Frauen die Hauptpersonen sind und die Männer nur so nebenher reiten, wie sie denn auch bei der täglichen Arbeit nur Nebenpersonen und Handlanger der Frauen sind. Daher haben sie auch eine Königin und keinen König, und thun mit Recht sehr galant am Tage des feierlichen Aufzuges; denn ihren Frauen gebührt allein Preis und Ehre. Dg.

London, März.

(Fortsetzung.)

Juwelendiebstähle.

Den Reihen dieser lucrativen Geschäfte eröffnete die Verkümmerung spanischen Eigenthums, das aus einer recht hübschen Diamantensammlung bestand und in dem feuerfesten Speicher des Herrn Hall auf Custom-house quay verwahrt wurde. Nach dem Tode Ferdinands von Spanien hatte eine angesehene spanische Gräfin, aus Besorgniß vor dem drohenden, leider! ausgebrochenen und noch fortdauernden Bürger- oder vielmehr Thronkriege, einen Diamantenschmuck im Werthe von zwölftausend Pfund Sterling nach England geschickt, um ihn hier vor den langen Fingern beider Parteien zu sichern. Die Gräfin sollte die Vereitlung ihrer Vorsicht nicht erleben; sie war zu ihren Vätern und Müttern versammelt worden, ehe es einem englischen Hausbrecher einfiel oder gelang, in die Rechte der spanischen Parteikämpfer einzutreten. Das Eigenthum der Gräfin ging zufolge Testaments in vier gleichen Theilen auf ihre vier Töchter über. Zwei derselben erhoben ihre Portionen, und diese waren — da nun einmal Alles in der Welt nach dem Erfolge beurtheilt wird — unstreitig die Klügern. Die zwei andern ließen ihr Theil von je dreitausend Pfund in Halls Verwahrung. Wo hätte es sicherer seyn können? muß Jeder sagen, der auf der einen Seite die innere Einrichtung des Hall'schen Speichers kennt und auf der andern die Verwegenheit und die Werkzeuge der Londoner Hausbrecher nicht kennt. Der Diamantenschatz lag in einer eisernen Kiste, die erstens auf dem Boden angeschraubt, zweitens mit Riegeln überspannt, drittens für ein Dutzend der handfestesten Londoner Träger — und was haben diese für Hände und Schultern! — zum Forttragen zu schwer, und viertens mit einem Schlosse versperrt war, welches der Uneingeweihte selbst mit dem Schlüssel nimmermehr eröffnete. Und siehe da, an einem schönen Montagsmorgen war die Kiste erbrochen und der Diamantenschatz fort! Die von den Dieben hinterlassenen Spuren bewiesen deutlich, daß sie das Geschäft con amore betrieben hatten. Wahrscheinlich waren sie bereits in der Nacht vom Sonnabend zum Sonntag in den Speicher gelangt. Es fanden sich zwei ziemlich niedergebrannte Wachskerzen, und auf welche Art die Diebe diese angezündet hatten, konnte nicht zweifelhaft seyn, da sie es nicht der Mühe werth gehalten, ein zu solchem Zwecke mitgebrachtes Phosphorusfläschchen nebst Schwefelhölzern wieder mitzunehmen. Das lag ganz friedlich in der Ecke, und unweit davon hatten die Spitzbuben getafelt. Beim Einpacken der Viktualien waren die Augen vermuthlich größer gewesen als die Magen; denn obgleich nichts ihre Tischfreuden gestört, so hatten sie doch die sandwiches nicht aufgezehrt. (Sandwich heißt ein Butterbrod, das mit kalter Küche gefüttert ist und in England meist zur Abendmahlzeit genommen wird.) Der eingeführte Proviant konnte aber doch nicht unbeträchtlich gewesen seyn, nach dem Formate des Papiers zu urtheilen, welches den sandwiches zum Umschlage gedient und den zurückgelassenen respective noch diente. Zwei Flaschen des feinsten Sillery waren zum Hinabspülen des Butterbrods genügend befunden worden. Hatten die Spitzbuben auch diese mitgebracht? Mit nichten. Die guten Leute waren mit der Lokalität und deren Inhalt zu vertraut, um Wasser in die Themse, oder, wie das englische Sprüchwort sagt, Kohlen nach Newcastle zu tragen. In Halls Speicher ist kein Mangel an Wein; also hatten die kundigen Herren aus einem Champagnerkorb zugelangt. Daß sie aber Champagner sich zum Tischgetränke gewählt und, wo Hunderte von Flaschen zu ihren Diensten standen, sich mit zwei Stück begnügt haben, beweist ihre gute Erziehung und ihre Mäßigkeit. Gemeine Seelen hätten nach den Amsterdamer Liqueurflaschen gegriffen, und Trunkenbolde wären mit zwei Flaschen Champagner nicht zufrieden gewesen. Ein anderer Beweis für die Standesmäßigkeit der lüsternen Herren ergibt sich aus den feinen Havannahcigarren, die sie mitgebracht, zum Theil verraucht und zum Theil zurückgelassen haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 41.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 95.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 21. April 1835.

Weh deinem freigebornen Volke!

Da stehn sie, eine wetterschwang're Wolke.

Schiller.

Nidwalden.

Ein Heldengedicht von S. Tobler.

Vorbericht.

Der ewig denkwürdige Kampf, den im Jahr 1798 ein winziges Hirtenvölkchen von nicht 8000 Seelen gegen die Weltbesieger wagte; ein Kampf, dessen Motive der berechnende Verstand nie begreifen wird, weil dieselben, seiner Sphäre entrückt, nur da gerechte Würdigung finden, wo das ewige Recht gegen die Uebermacht gewogen wird: dieser Todeskampf für das Vaterland, welchen auch dessen Weiber und Kinder theilten, ist der Gegenstand des Heldengedichts, aus welchem wir hier eine Probe mittheilen.

Der erste Gesang schildert das Heer der in Luzern einrückenden Franzosen; der zweite der Nidwaldner Landsgemeinde, wo sie den Kampf gegen die Uebermacht beschließen; der dritte Nidwaldens Rüstung, Werbung um Hülfe und den Zuzug von einigen Hundert Schwyzern; der vierte, den wir in natürlichen Abschnitten mittheilen, den abgeschlagenen Angriff, welchen General Schaumburg von Luzern und Winkel her über den Vierwaldstättersee auf Stansstad unternimmt. — Die folgenden Gesänge begleiten das Heldenvolk bis zu seinem Untergange.

A. A. L. Follen.

1.

Welch trübe Glut entflammt den Morgenhimmel?
Ist's unglücksel'ger Städt' und Dörfer Brand?
Weissagt es Mord und wildes Schlachtgetümmel?
O! blieben sie dir fern, du friedlich Land.
Könnt' ich dich schützen mit demantnem Schilde,
In dichte Nebel bergen dein Gefilde,
Zerbrechen deiner Feinde lechzend Schwert,
Das gegen deine fromme Ruh' sich kehrt!

2.

Die Trommel hör' ich, die Trompet' erschallen,
Da finstre Nacht die Erde noch bedeckt;
Schon rührt sich in Luzerns bewegten Hallen
Der Franken Heer, vom kurzen Schlaf erweckt.
Vom Waffendrang erdröhnen schon die Brücken,
Von Kriegern wimmelt's auf der Wälle Rücken;
Sie sammeln sich bei hellem Fackelbrand,
Und Schaar auf Schaar erfüllt den lauten Strand.

3.

Schon harren ihrer, schwebend in den Wellen,
Unzähl'ge Flöß' und Nachen, groß und klein;
Man hört der Führer fremde Stimmen gellen
Und zu den Fahnen ordnen sich die Reih'n.
Des Feldherrn Ruf belebt die trägern Glieder;
Schon sind sie Alle zum Gestad hernieder,
Mit Volk und Waffen füllt sich jeder Kahn,
Wildjauchzendes Geschrei dringt himmelan.

4.

Kanonen fahren über schwanke Brücken
Dumpfrasselnd zu der Flöße niedrem Bord;
Verderbenträchtig, erzbelastet, rücken
Kriegswagen nach, lang hingereiht am Port.
Die Barken sinken bis zum Bordesrande,
Zu bersten drohn die Planken und die Bande
Der schwachen Kähne vor der Krieger Last,
Die knapp und kaum ihr enger Bauch umfaßt.

5.

Der Schützen zügellose Schwärme springen,
Als gält' es Tanz, in leichter Barken Schooß;
Der Schwerbewehrten starke Schaaren dringen
In stolzem Zug auf manches breite Floß.
Dort füllt der Troß, verruchten Brand zu nähren,
Mit Schwefel, Kien und schwarzem Pech die Fähren.
Schon blinkt aus jedem Fahrzeug droh'nder Stahl:
Zur Abfahrt mahnt das donnernde Signal.

6.

Bereite dich, Nidwalden! rasch zum Kampfe;
Hörst du den Heersturm, der herüber brüllt?
Schau, wie sich dort in grauem Pulverdampfe
Der Morgenröthe froher Gruß verhüllt!
Sie stoßen ab, sie suchen deine Fluren,
Die Würger, deren blutbefleckte Spuren
Des bleichen Elends bittre Thräne netzt;
Dich suchen sie, von Raubbegier gehezt!

7.

Sie nah'n in Eil' und siegsgewiß, die Franken!
Dumpf rauscht der See vom drängenden Gewühl
Der Schiffenden; du siehst bereits der blanken
Gewehre Glanz und ihrer Fahnen Spiel.
In Blut getränkte Roßemähnen wehen
Von ihren lichten Helmen, anzusehen
Wie über Dörfern schwebt die Feuergluth,
Wenn durch die Dächer rast der Flamme Wuth.

8.

Wohl fleh'n um deine Rettung tausend Lippen
Und tausend Augen weinen für dein Heil;
Es steigt auf seiner Grenzgebirge Klippen
Viel dir befreundet Volk in banger Eil.
Dort klimmt ein Schwarm auf des Pilatus Wänden,
Dir unverwandte Blicke zuzusenden,
Ein andrer stellt sich auf des Rigis Höh'n,
Dem großen Kampf, nicht fühllos, zuzuseh'n.

9.

Doch wer hat sich der Franken Dienst verdungen?
Wer löste seiner Kähne Band dem Feind?
Ach! von der Fremden Uebermacht gezwungen,
Steht am verhaßten Ruder auch der Freund;
Sie raubten Bark' und Schiff mit frechem Hohne,
Die Schiffer sträubten sich umsonst der Frohne,
Mitleid und Grimm empört ihr wehrlos Herz,
In eitlem Fluch ergießt es seinen Schmerz:

10.

„Brich, Ruder! Segel, reiße! Kahn, zerspalte!
Verschlinge Freund und Feind, entweihte Fluth!
Stürzt her, ihr Alpenstürm'! entfesselt walte,
Du wilder Föhn! die fremde Räuberbrut
Erfahre deine Macht, du Fürst der Stürme!
Heran mit deinem ganzen Schreck, und thürme
Die Wasser alpenan! am Strandgestein
Zerschmettre der Ertrunknen schnöd Gebein!“

11.

So zürnen sie; vergebens. — Jene Nauen,
In denen sonst der Rinder schmucke Schaar,
Auf Welschlands Markt zu zieh'n, von heim'schen Auen
Nach Uri's Küsten hingefahren war;
Auch die gewalt'gen Stämme alter Eichen,
Zu Kähnen ausgehöhlt mit Beilesstreichen,
Woraus den schilfumkränzten Strand entlang,
Der Fischer sorgenfreies Lied erklang;

12.

Die Nachen dann, worin, geschmückt mit Kränzen,
Bei Lustgesang und leichtbeschwingtem Scherz,
Der Töchter schöne Schaar zu frohen Tänzen
In nahe Dörfer fuhr: — von starrem Erz
Erglüh'n sie jezt, von drohnden Waffenblitzen,
Die rauhen Krieger reih'n sich auf den Sitzen;
Es tönt aus ihnen welscher Zungen Klang
Bei Wehrgeklirr, und wilder Schlachtgesang.

13.

Die Wälder müssen selbst als Fähren dienen,
Die Haine, von der Vorzeit fromm geschont,
Die vor der Wuth verheerender Lawinen
Das Volk beschützten, das im Thale wohnt:
(Verachtet flehte der Bedrohten Jammern.)
Sie sind gefällt; gejocht mit ehrnen Klammern,
Reih'n sich die Stämme nun den Stämmen an,
Als Floß befahrend diese Wellenbahn.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mancherlei über die Pflanzen- und Thierwelt im alten und neuen Germanien.

(Fortsetzung.)

Bei solchen Thatsachen und Zeugnissen könnte man indeß fragen: da gewöhnlich der glückliche Anbau des Weinstocks als Zeichen eines mildern Klima's betrachtet wird, müßte man nicht annehmen, daß damals jene obengenannten Gegenden Deutschlands milder gewesen seyen, als jetzt, trotz der Waldungen und Sümpfe, die dort gewiß noch zu finden waren, da ja aus dem nämlichen Reisegedicht des Sabinus erhellt, daß damals selbst die Strecke von Bamberg bis Nürnberg, jetzt gerade ein sehr angebauter, schöner Landstrich, mit Waldungen bedeckt gewesen? Oder, könnte man weiter fragen, sind vielleicht die deutschen Magen im Mittelalter und noch späterhin weit derber gewesen, um ein Getränk zu ertragen, das wohl noch herber seyn mochte, als der berühmte Dreimännerwein von Jena oder Forchheim? Nach dieser Ab- und Ausschweifung, die der Wein veranlaßt hat, die aber leichter zu entschuldigen ist, als manche andere, zu welcher er verleitet, kehren wir zu den Getreidearten zurück.

An den Ufern der Donau und des Rheins mögen die Deutschen, von den Römern ermuntert, schon frühe Weizen gebaut haben, wobei ich zweierlei bemerke: daß das deutsche Wort (bei Ulfila hwaitei, angelsächsisch hwaete, gothisch hweits) weiß bedeutet, wegen der weißen Farbe dieser Frucht, wodurch sich besonders, wie aus Plinius zu ersehen, der italienische ausgezeichnet, dessen schon Sophokles in seiner Tragödie Triptolemos deßhalb rühmend erwähnt habe; zweitens, daß das deutsche Wort Getreide nicht von triticum herkommt, wie Manche, der ältern Sprache unkundig, annehmen, sondern daß es nach der Analogie von Gejeide aus Gejägede, d. h. Jagd, wie z. B. im Nibelungenlied vorkommt, aus Geträgede, d. h. Erträgniß des Ackers, gebildet ist. In dem oben erwähnten Breviarium, kurzen Lagerbuch oder Inventarium kommt schon spelta vor, d. i. die beste Art des Dinkels, der zweispaltige, doppelkörnige, woraus auf frühern Anbau dieser Getreideart zu schließen ist.

Ob jene Getreideart secale, die, wie Plinius bemerkt, von den Taurinern in den Alpenländern asia genannt wurde, und deren Frucht er als eine schlechte, kaum genießbare schildert, die übrigens auf jedem Boden fortkomme, unser so nützliche Roggen oder Rocken sey, wie der Philolog Gesner behaupten will, wage ich nicht zu entscheiden. Schon früher hat dies Frisch vermuthet, der das Wort von rauh oder roh herleitet, und dann hätte es mit Rock, Roch (in älterer Sprache so viel als rauhe oder Pelzbekleidung) eine und dieselbe Wurzel. Nach einer ziemlich gangbaren Meinung sollen ihn die verwüstenden Hunnen, als eine in Südsibirien einheimische Pflanze, nach Deutschland gebracht haben. Daß übrigens die alten Deutschen mehr Ackerbau trieben, oder vielmehr durch ihre Leibeigenen treiben ließen, als man gemeiniglich annimmt, beweist unter andern auch die Nachricht, daß die Usipeter und Tenchterer ausgewandert sind, weil die Sueven sie am Bau der Aecker hindern wollten. Dies berichtet Jul. Cäsar, dessen treuloses und grausames Benehmen gegen jene unglücklichen Völkerschaften ihm zur ewigen Unehre gereichen wird.

An die Aecker reihen sich in natürlicher Ideenverbindung die Wiesen; und hier genüge jener kurze, aber bedeutungsvolle Ausruf des Plinius: was ist preiswürdiger, als die futterreichen Wiesen Germaniens? — ein Vorzug, der sich bei dem gewässerreichen, von befruchtenden Nebeln umflossenen Boden unsers Vaterlandes — der strengste Gegensatz gegen das heiß-trockene und sonnenhelle Persien — schon voraussetzen ließ.

Noch Einiges über Gemüse und Gartengewächse im alten Deutschland. Die sogenannte Sau- oder Puffbohne (vicia faba), die in den Gegenden am kaspischen See einheimisch seyn soll, und deren unreife Kerne noch jetzt, besonders in Norddeutschland, als Gemüse genossen werden, war, nach Schubert und Andern, schon den alten Deutschen bekannt. Die Linse (lens), deren Name schon an die Römer erinnert, scheint von diesen erst nach Deutschland gebracht worden zu seyn. Auch die Erbse (pisum sativum) erinnert dem Namen nach an das lateinische ervum, und ward wohl erst spät eingeführt, namentlich unsere Zuckererbse, die man in den pisis mauriscis im bewußten Kapitulare finden will. Nach Plinius (19, 42) wuchs in den Feldern Oberdeutschlands eine Art Spargel, rauher als der gewöhnliche, aber doch milder als der wilde (corruca).

Tiberius habe von ihm nicht unwitzig gesagt: in Deutschland wachse eine Pflanze, die dem Spargel ganz ähnlich sey; worin aber der Scherz bestehe, ist schwer abzunehmen. Auch Rettige, die Plinius wegen einer bekannten Eigenschaft eine unedle Speise nennt, wuchsen im alten Deutschland häufig. Sie gediehen, versichert jener, in der dortigen Kälte so gut, daß sie die Größe eines Knäbleins erreichten. Bei diesem ausdrücklichen Zeugniß des naturkundigen Römers fällt es doppelt auf, wenn Luden zweifelnd äußert, daß er den von Plinius erwähnten raphanus auch nur mit Andern Rettig nenne. — Im Kapitulare kommen radices dafür vor, wie bereits bei Columella und Andern vorzugsweise der Rettig heißt, welches Wort ja nichts Anderes ist, als jenes germanisirte lateinische. In einer Glosse aus dem zwölften Jahrhundert steht Ratich, wie noch jezt in einigen Provinzen gesprochen wird. Radieschen ist, wie man leicht sieht, gleichfalls aus radix oder radicula gebildet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, März.

(Fortsetzung.)

Jack. Der englische Kriminalkodex.

Auf welche Art die Spitzbuben in den Speicher und wieder herausgekommen sind, ist zur Zeit ein Geheimniß. Ihr Verfahren im Innern macht aber ihrer Kraft und ihrer Geschicklichkeit alle Ehre. Zuerst haben sie eine eiserne Thüre aus Schloß und Angeln gehoben, dann aus einer andern, die ihren Anstrengungen siegreich widerstanden, die dicken Eisenfelder zwischen den übergelegten Riegeln glatt herausgeschnitten, und zulezt, nachdem sie hiedurch in den Raum gelangt waren, wo die Diamantenkiste stand, das Schloß derselben mittelst eines Instruments erbrochen, welches in der englischen Kunstsprache a jack heißt. Demselben Werkzeuge ist auch das Zertrümmern der übergespannten Riegel ein Leichtes gewesen. Ich muß größern Kennern der englischen und deutschen Kunstausdrücke die Verdeutschung des englischen jack überlassen; denn wie es mir zu Anfang meiner Bekanntschaft mit den lateinischen Klassikern bisweilen vorkam, als ob diese jeden Begriff, für welchen es ihnen an einem Worte gefehlt, ratio genannt hätten, so hat es mir bis auf die heutige Stunde geschienen, daß die Engländer jedes Ding, wofür sich nicht sogleich ein anderes Wort findet, a jack nennen. Wenigstens kann ich nicht begreifen, worin die Aehnlichkeit liegt zwischen einem Sägebocke und einem Bratenwender, einem Stiefelknechte und einer Winde, einem jungen Hechte und einem männlichen Thier, einer Kugel und einer Schiffsflagge, einem Panzerhemde und einem ledernen Schlauch, einer Schenkkanne und dem Diminutivum von John und drei- oder vierhundert andern Dingen, die gleichwohl, da sie alle jack heißen, einander ähnlich seyn sollten. Daß besagtes Instrument a jack getauft worden ist, läßt sich vielleicht daraus erklären, daß die Handwerksleute verschiedene ihrer Werkzeuge jacks nennen, und der Erfinder besagten Instruments mit der Erfindung eines besondern Ausdrucks sich nicht behelligen mochte. Bei allen Professionen gibt es Mysterien und unter allen Ständen Genies. Ein solches Kunstgenie unter den Hausbrechern ist der Erfinder des erwähnten jack, eines Werkzeugs, das in Form einer spitzigen Schraube für das engste wie für das weiteste Schlüsselloch paßt, und mittelst einer unglaublichen, durch einen besondern, höchst kunstreichen Mechanismus bewirkten Hebelkraft jedes Schloß und jeden Riegel in wenigen Minuten sprengt. Wie bedeutend indessen auch der Werth der gestohlenen Diamanten ist, Hall hat sich doch bei den Spitzbuben zu bedanken, daß sie, im Besitze des unwiderstehlichen jack, sich damit begnügt haben. Jeder Einwand, als ob es ihnen zu weitern Anmaßungen an Zeit gemangelt, wird durch die Thatsache des erfolgten Erbrechens zweier andern Kisten widerlegt, von denen die eine mit silbernen und goldenen Uhren, die andere mit silbernen Messern und Gabeln angefüllt war. Aber die feinen Herren haben mit solchen Kleinigkeiten sich nicht beschweren mögen, denn nicht eine einzige Uhr und nicht ein einziges Besteck haben sie entfremdet. Es war also allem Anscheine nach lediglich auf die spanischen Juwelen abgesehen, und der Diebstahl einer, den man im Englischen a put up one titulirt.

In dem mit Blut geschriebenen englischen Kriminalgesetzbuche steht auf Hauseinbruch die Strafe des Stranges. Sobald die Geschwornen das Schuldig über den Verbrecher ausgesprochen haben, fällt der Richter das Todesurtheil, und die mildernden Umstände müssen von hohem Belange seyn, wenn sie die höchste Staatsgewalt vermögen sollen, von ihrem schönsten Rechte, dem Rechte der Begnadigung, Gebrauch zu machen und die Strafe des Stranges in die Strafe lebenslänglicher Deportation zu verwandeln. Es preßt Thränen aus dem Auge des Menschenfreundes, wenn er liest, daß selbst verwahrloste Kindheit nicht in der Zahl gesetzlicher oder mindestens herkömmlicher Milderungsgründe steht, und daß dem so ist, daß die Achtung des Hauseigenthums die Schonung kaum erblühter Menschenleben überwiegt, beweisen die jährlichen Berichte über Verbrechen, Stand und Alter derer, welche mit ihrem Leben ihre Missethaten büßen. Vor Kurzem wurden drei, des Verbrechens der burglary — gewaltsamen Einbruchs — schuldig befundene Knaben hingerichtet, von denen der Aelteste eilf, der Jüngste acht Jahre alt war. Auf den hierauf der englischen Gesetzgebung gemachten Vorwurf barbarischer Grausamkeit wurde entgegnet, daß, wenn Kindesalter zum Entschuldigungsgrunde erhoben werden sollte, man bald nur von jugendlichen Einbrechern hören würde, indem ohnedies schon die Veteranen des Diebhandwerks zu dieser Sorte von Unternehmungen immer mehr und mehr Kinder abzurichten pflegten. Ist dies statt eines Einwandes nicht im Gegentheil der schlagendste Beweis von der Unzulänglichkeit der jetzigen Strenge, solche Verbrechen aus der bürgerlichen Gesellschaft zu verbannen? Ich bin daher überzeugt, daß kein Leser von dem Vorsatze eines Parlamentsmitgliedes, hierin eine Abänderung zu bewirken, anders als mit lebendiger Theilnahme hören wird.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 32.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 96.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 22. April 1835.

— Es erhebet der Reiche sich künstlicher Gärten,
Welche die Frucht ihm zinsen aus jeglichem Sonnenbezirke,
Fröhnend in Zwang; und dem Armen bereitete Gott in der Wildniß,
Ohne sein Thun, Fruchtgärten voll heilsamer Blumen und Kräuter.

J. H. Voß.

Mancherlei über die Pflanzen- und Thierwelt im alten und neuen Germanien.

(Fortsetzung.)

Einer andern Frucht erwähnt Plinius, des siser, worunter Viele die Zuckerrüte verstehen. Diese habe Kaiser Tiberius zu Ehren gebracht (nobilitirt), der sie sich jedes Jahr aus Deutschland nach Rom bringen ließ. In der Nähe des Kastells Gelduba am Rhein wachse sie von vorzüglicher Güte, woraus erhelle, daß sie besonders in kalten Gegenden gedeihe. Diese Pflanze möchte wohl sium sisarum L. seyn, welches Oken: Speisen-Samenmerk, ältere Deutsche die Gritzelmöre, wie aus Frischlins Nomenklatur zu ersehen, und die Italiener chirivia tudesca nennen. — Nun bemerkt aber Oken bei der Abart nindsin, die im Orient nach dem Thee die berühmteste Pflanze sey, aus Korea stamme und wie unser sisarum schmecke, noch Folgendes: „Diese Wurzel wird für das siser des Plinius (L. XIX. c. 5.) gehalten, welches die Römer, besonders Tiberius, von Gelduba am Unterrhein nach Rom haben kommen lassen. Wenn sie mithin ursprünglich aus China stammt, wie kam sie schon damals nach Deutschland? Könnte dieses nicht als ein Beweis benuzt werden, daß die Germanen aus dem östlichen Asien gekommen sind?“ — Allein daß die alten Germanen aus Asien, wenn auch nicht aus China, was sehr zu bezweifeln, doch aus den kaukasischen Ländern und aus der Nachbarschaft des Pontus gekommen seyn mögen, dafür hat man wohl haltbarere Gründe aufgestellt, als eine einfache Wurzel seyn kann, die wir nicht so weit suchen dürfen, die vielleicht schon in Deutschland einheimisch gewesen war, oder gar erst später dahin verpflanzt worden ist.

Auch jene Art von Möhren (daucus), welche die Griechen staphylinos, die Römer die wildwachsende pastinaca nennen, und die, nach Opicius, auch carota geheißen hat, wuchs in den Wäldern des alten Germaniens wild, wie noch heutigen Tags. Sie kam aus dem Freien, wohl erst später als unsere veredelte gelbe Rübe oder Karotte (daucus carota), in unsere Felder und Gärten. Bei der Gelegenheit bemerke ich, daß wir der Behauptung Ludens: „was jezt von selbst wächst, das wuchs auch in alten Zeiten,“ nicht ohne Einschränkung beipflichten können, indem ja die Erfahrung gelehrt hat, daß manche erst spät aus der Fremde eingeführte und einheimisch gewordene Pflanzen nach und nach zu wildwachsenden geworden sind. — Ob die alten Deutschen schon den Kopfkohl gebaut haben mögen, der gesäuert die Ambrosia des deutschen Volks und als Salat eine beliebte Zugabe zu seinem Martinigansbraten ist? Ich zweifle; wollen doch Manche annehmen, daß Plinius selbst

ihn nicht gekannt habe, wiewohl seine Beschreibung des von ihm erwähnten laciuturris, daß er „großhäuptig und vielblättrig sey und in die Runde wachse," ganz auf denselben paßt. Wie dem auch sey, so viel ist gewiß, daß bereits im Mittelalter von den Deutschen der Sauerkohl (Sauerkraut) genossen wurde, der lange von den Ausländern, namentlich den Engländern, verabscheut und verspottet, nun selbst von ihnen gesucht und belobt ist, und der bereits von den Tischen der Landleute seinen Weg zu den fürstlichen Tafeln gefunden hat.

Im oft erwähnten Kapitulare werden eine Menge Gartengewächse und Blumen erwähnt, unter andern fasiolani, wohl unsere Gartenbohne (phaseolus vulgaris); ravacauli, unsere Kohlrabi oder Rübenkohl, ferner ascaloniae cepae, unsere Schalotten, auch Eßlauch, Aschlauch, dasselbe, was das Plinianische ascalonia, von der Stadt Askalon in Palästina, wie der Römer bemerkt, so benannt. Der Blumenkohl ist erst gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts aus der Levante, namentlich aus der Insel Cypern, davon auch cyprischer Kohl geheißen, nach Italien und dann nach Deutschland gekommen. — Die Gurken wurden wohl schon vor Karl dem Großen gebaut; bereits kommt auch in Urkunden des 9ten Jahrhunderts churpiz, d. i. Kürbis vor. Nach Ritter (in seiner Erdkunde, 2. Thl. S. 678., erste Ausg.) soll das Wort Gurke tartarischer Abkunft seyn, da in der überhaupt an Cucurbitaceen so reichen Landschaft Kharesmien die Gurke so heiße, wovon auch dieser ganze Küstenstrich den Namen Ogurza führe. Vom Delta des Gihonflusses aus seyen, wie Ritter vermuthet, die Gurken nach Osteuropa und so auch nach Deutschland übergegangen.

Sehr spät sind die meisten Blumen und Zierpflanzen unserer Gärten in Deutschland gepflanzt worden. — Die Rosen, von denen die wilde Art, die Hag- oder Hambutte, schon früher dort einheimisch war, werden, so wie die Lilien und noch einige andere, weniger bedeutende Blumen im Kapitulare erwähnt. — Von den Nelken wachsen noch viele Arten bei uns wild, unsere Gartennelke selbst in der Schweiz. Der Aurikeln „bunte Geschlechter" sind bekanntlich veredelte Schlüsselblumen oder Primeln, die, nach Haller, von den Schweizer und Steiermärker Alpen in unsere Gärten gekommen seyn sollen. Der deutsche Name der Primeln kommt wohl nicht von Aufschließen, Eröffnung des Frühlings her, sondern von der Gestalt der Blume selbst. — Die in Kappadocien einheimischen Tulpen hat gegen Mitte des sechzehnten Jahrhunderts der berühmte Entdecker des Ankyranischen Marmors, der Niederländer Busbeck, aus der Türkei nach dem Occident gebracht, wo sie bald eine Lieblingsblume und in Holland sogar ein Gegenstand des Handels und der Spekulation geworden sind. Man trieb mit ihnen eine Art Wette oder Glücksspiel, wobei die Tulpe meistens nur den Namen hergab, und das eben so seltsam und verführerisch gewesen, als gegenwärtig das Lotto oder das Spiel mit Aktien und Staatspapieren ist. — Derselbe Busbeck brachte auch die, besonders in Kleinasien einheimische liebliche Syringe oder den spanischen Hollunder aus der Türkei nach Deutschland. Die prächtige Irisblume in unsern Gärten kam 1575 aus Konstantinopel nach Holland, von wo aus sie weiter verbreitet wurde. — Die mannichfaltigen Astern, der heitere Schmuck unserer Gärten im Spätherbst, sind in neuerer Zeit aus China zu uns gekommen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nidwalden.

(Fortsetzung.)

14.

Gleich einer Insel, wo Korsaren rüsten
Zu frommer Pflanzer blut'gem Ueberfall
Und frechem Raub an segenreichen Küsten;
Bald tragen sie von dort des Jammers Hall
In Friedenshütten, lachende Gelände;
Vergebens ringt die Unschuld nackte Hände,
Es schleppt die Faust, befleckt vom Männermord,
Frau'n, Kinder, Hab und Gut in Knechtschaft fort:

15.

So dräut die Flotte mit dem fremden Volke
Und weissagt dir, Nidwalden! dein Geschick.
Doch was verkündet dort die schwere Wolke
Im Thal von Kerns? Es starrt empor der Blick.
Sind's Hirtenfeuer, die so düster qualmen,
Mit grünem Holz genährt und feuchten Halmen?
Sind's Heerden, die, vom Berg zum Winterstall
Heimkehrend, aufgeregt des Staubes Schwall?

16.

Ach nein! es rollt und rauscht in jenen Wettern,
Es blizt aus jener Wolke Schoß daher,
Die Trommel wirbelt dort, Trompeten schmettern,
Gewehre sprühn, es naht ein zweites Heer.
Von allen Seiten siehst du Feinde wallen,
Die Marken Unterwaldens anzufallen.
So jagen rohe Fürsten das Gewild,
Umstellend rings das weite Jagdgefild.

17.

Zu Land, zu Wasser naht die wilde Rotte,
Nichts hemmt des Doppelsturmes grausen Flug.
Doch nein! was steht urplötzlich dort die Flotte?
Sieh, Schaumburg hemmt durch seinen Wink den Zug.

Und Nachen, Schiff und Floß, sich ordnend, streben
Im Halbmond den Gebieter zu umgeben;
Es schweigt das Heer, der Rudrer lauscht vom Bord,
Und so ergeht des Feldherrn lautes Wort:

18.

„Siegreiche Franken, deren Heldenfeuer
So mancher Throne Pomp in Staub gestreckt;
Ihr, der Gebundnen rächende Befreier,
Die ihr die Welt zum neuen Leben weckt:
Da drüben wagt der Wahnsinn wen'ger Thoren,
Die Frankreichs Großmuth jüngst zum Bund erkoren,
Erbotne Wohlthat trotzig zu verschmähn,
Ja, unsern Waffen selbst zu widerstehn.

19.

Schwang sich denn nicht zum Firmament die Kunde
Der Riesenschlachten, die ihr rings gewannt?
Ward Jenen ihres Oestreichs Todeswunde,
Nach dem sie hoffend schau'n, noch nicht bekannt?
Wie warft ihr sie zurück, die deutschen Schaaren,
Gingt über Leichenhügel der Barbaren,
Die zahllos, feinem Schneegestöber gleich,
Ergoß des kalten Nords unendlich Reich!

20.

Täuscht sie der Wahn, euch schrecken an den Pforten
Des Thals dort jener Wachen dünne Reih'n?
Wie! sollten euch die niedern Felsen dorten
Die Schranken Eurer Siegeszüge seyn?
Die ihr der Alpen kahle Höh'n erklommen,
Der falschen Meere pfadlos Reich durchschwommen,
Die noch kein Strom gehemmt, kein öder Wald,
Noch aller Festen trotzende Gewalt?

21.

Bethört der Ahnen Waffenruhm die Stolzen?
Längst arteten die feigen Enkel aus,
Die Schwerter sind in Sensen umgeschmolzen,
Nie stand dies Volk im schwülen Schlachtengraus;
Sie haben nie des Kriegs Bannier geschwungen,
Nie, als zum Scherz am Freudenfest, gerungen;
Gleich Knäbchen, die mit bunten Waffen droh'n,
Entflieh'n sie bang des Ernstes ehrnem Ton.

22.

Doch wie? verdunkelt euren Namen Schande,
Wenn Uebermacht dies kleine Volk erdrückt?
Nein, straft — so will's das Recht — die freche Bande!
Stets ward der Sieger noch mit Ruhm geschmückt,
Und nimmer führt' ich in so langen Kriegen,
Nein, nimmer führt' ich euch zu leichter'n Siegen;
So löscht man spielend noch die lezte Glut,
Wenn längst gebändigt ist des Brandes Wuth.

23.

Die Hütten sammt den Kirchen weiht den Flammen!
Kein weich Gefühl entmanne Faust und Herz!
In Schutt und Asche stürz' ihr Glück zusammen!
Vertilge diese Brut des Rächers Erz!
Ihr Name werd' auf ewig ausgereutet,
Von euch, ihr Sieger, all ihr Gut erbeutet!
Vollzieht des Schicksals schonungslos Gericht!
Erlaubt sey Alles, nur Erbarmen nicht!

24.

Seyd fertig denn! Gleich hört ihr Schüsse fallen,
Bald steigt dort rechts im Thal der Rauch empor.
Sie sind in Seit' und Rücken angefallen:
Mainoni stürmt durch jenes Thal hervor.
So mag der Feinde keiner uns entweichen,
Sie fallen von vereinter Beile Streichen,
Und ganz Helvetien wird vor uns knien,
Wenn hier der Rache wilde Flammen glühn."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

Die italienische Oper. Die deutschen Sänger.

Mit den Konzerten hat es noch guten Fortgang, und nach den vielen Ankündigungen zu schließen, ist die Liebe zu guter Musik jezt besonders stark in Paris. Auch die italienische Oper, die nun aufhört, wie in den vorigen Jahren, hat eine sehr glänzende Saison gehabt. Während der sechs Monate ihrer Dauer ist diese Oper stets sehr stark besucht worden, und man ist allgemein darüber einig, daß sie fast nie ein so befriedigendes Ensemble dargeboten hat, als dieses Jahr. Man glaubte früher, eine Primadonna, wie die Pasta, die Malibran, sey unumgänglich nothwendig zum guten Erfolge, und in der That hatte der Unternehmer stets dafür gesorgt, daß eine solche Primadonna ersten Ranges vorhanden sey. Diesmal aber hatte er nur die Grisi, die freilich ihr Bestes gethan hat, obschon man anfänglich glaubte, sie werde sich nicht vervollkommnen, und doch hat das Publikum diese Oper keinen Abend leer gelassen. An Sängern besaß sie aber auch das Beste, was in Europa zu finden ist. Wenn Tamburini, Rubini, Lablache zusammenspielen, so müßte man wahrlich übler Laune seyn, um noch Besseres zu verlangen. Die Auswahl der Stücke war ziemlich beschränkt. Außer einigen Darstellungen des Don Juan

und der Prova d'un opera seria ist von ältern Opern keine gegeben worden; dagegen lauter Rossini, und mitunter, ja fast eben so viel Bellini und Donizetti. Von Ersterm wurde ein eigens für die Pariser italienische Oper gesetztes Stück: i Puritani, gegeben; auch Donizetti hatte eines für dieselbe gesezt, und zwar Marino Falieri; es ist in der lezten Zeit mit Beifall aufgeführt worden. Es ist schade um die ältere italienische Opernmusik, daß das Publikum den Geschmack daran verloren hat. Anfangs meinten einige Kritiker, welche der Rossinischen Manier abhold waren, es sey ein Eigensinn, eine blinde Leidenschaft von Seiten des Publikums, es werde schon wieder zu dem ältern Opernstyl zurückkehren. Jezt, nach einer Erfahrung von zwölf bis fünfzehn Jahren, läßt sich so etwas nicht mehr behaupten; denn je mehr wir fortschreiten, desto abgeneigter zeigt sich der Geschmack der Dilettanti gegen ältere Opern, desto mehr würdigt man die Rossinischen, besonders diejenigen, die er in der Reife seiner Jahre gesezt hat, als er nicht mehr, von der Noth getrieben, für einen Impresario um eine Kleinigkeit und in der Eile eine Oper zu schreiben brauchte. Jezt wäre es gut, wenn der Unternehmer der italienischen Oper, ein Mann, der sein Unternehmen mit Klugheit zu leiten weiß, dem musikliebenden Publikum eine deutsche Operntruppe zu bieten hätte, wiewohl das Publikum, welches dieses Theater unterstüzt, aus reichen Familien besteht, die im Sommer großentheils auf's Land gehen; aber er würde jezt viele Mühe haben, eine deutsche Truppe zu bekommen. Die Unbesonnenheit, womit das sogenannte Théâtre nautique, das nunmehr sein Wasserbassin leeren kann, die deutschen Sänger nach Paris berufen und sie dann stecken lassen, wird die Meisten abschrecken, wenn ein ähnlicher Ruf an sie ergehen sollte, u[illegible] schwerlich werden sie sich künftig ohne vorläufige Bürgschaft nach Paris locken lassen. Die kürzlich begonnene Revue du Nord von Boulet und O. Spazier enthält einen Aufsaz über das vereitelte Unternehmen einer deutschen Oper und über die unglückliche Lage der nach Paris gezogenen deutschen Sänger. Jedenfalls war der Einfall, eine deutsche Oper einzurichten, besser als der, ein nautisches Schauspiel zu geben; leider fiel dem Unternehmer jenes erst dann bei, als lezteres verunglückt war und die Kapitalien der Aktiennehmer verschlungen hatte. Nun war kein Geld und kein Muth mehr da, um etwas Neues zu beginnen, und die armen Sänger von jenseits des Rheins mußten dafür büßen. Jezt soll derselbe Unternehmer darauf ausgehen, ein neues Schauspiel in dem leerstehenden Odeonsaale einzurichten. Zur Sicherstellung der dabei Betheiligten aber soll die Regierung von ihm eine Bürgschaft von 150,000 Franken verlangen; hat er noch Kredit genug, eine so starke Summe aufzubringen, je nun, so mag er es wagen; ich glaube aber schwerlich, daß der unglückliche Einfall mit dem Wasserbecken ihm großes Ansehen bei den Kapitalisten verschafft hat. Auch ist das Herannahen des Frühlings eben nicht der günstigste Zeitpunkt für ein Theaterunternehmen, wiewohl es in Paris keinen Frühling und keinen Sommer gibt für ein Theater, das sich einmal in der Gunst des Publikums festgesezt hat, und dieselbe durch beliebte Neuigkeiten geschickt zu unterhalten versteht. Aber eben dieses Erlangen der allgemeinen Gunst ist eine schwierige Aufgabe; denn das Publikum hat so Vieles gesehen, ist satt und nicht leicht mehr zu belustigen und zu befriedigen. Zwanzig Theaterkritiker sind stets bei der Hand, um ihm seine Täuschungen zu benehmen und ihm zu beweisen, daß es Unrecht habe, an einem neuen Vaudeville Freude zu finden, oder dieses oder jenes neue Drama nicht nach Verdienst zu würdigen.

(Die Fortsetzung folgt.)

London, März.

(Beschluß.)

Morgenkonzerte.

Es würde eine irrige Folgerung seyn, daß, weil die Londoner Season jezt im vollen Gange ist und ich in deren nächster Beziehung bisher bloß von der italienischen Oper, von Juwelendiebstählen und von unbedeutendem Skandale gesprochen habe, dies die Charakterzeichen der Londoner Season seyen. Allerdings ist nicht zu läugnen, daß, seit die fashionablen Squares bevölkert sind und die fashionablen Straßen selbst zur Nachtzeit unter Rosseshufen und Wagenrädern wimmern, nächst der italienischen Oper auch für Diebstahl und Skandal sich ein größerer Tummelplatz geöffnet hat. Doch sind das nicht die einzigen Folgen der Season. Angenehmere als die zwei leztgenannten bieten sich in einer Masse, in einer ununterbrochenen Reihe von Vergnügungen, aus denen es dem Berichterstatter wirklich schwer wird, gerade diejenigen treffend zu wählen, die das Prädikat der unterhaltendsten verdienen. Es gilt hier in der That nur auf gut Glück in die volle Urne zu greifen. Keinen Falls sind die Morgenkonzerte, welche von den Zöglingen der musikalischen Akademie gegeben werden und mit dem sechsten März ihren Anfang genommen haben, der Erwähnung unwerth. Niemand verbindet natürlich in London mit Morgenkonzerten den Begriff, welcher den guten Dresdnern und Wienern durch die Seele zuckt, wenn sie spätestens um sechs Uhr früh, jene nach dem großen Garten, diese in den Prater wallfahrten, dort Kaffee zu trinken, Kuchen zu essen und nebenbei Straußische Walzer zu hören. Während der sparsame Dresdener sich mit einem „Rösselgroschen“ den Eintritt in sein Eldorado erkauft, muß der Londoner für einen ähnlichen Eintritt eine halbe Guinee bezahlen, und so fährt er in elegantem Anzuge um zwei oder drei Uhr Nachmittags nach Hannover-Square, dort in einem gut geheizten Saale ein Morgenkonzert zu hören. In dem ersten dieser Art bestanden die zwei pièces d'orchestre aus einer Ouvertüre und einer Beethovenschen Symphonie. Da das Orchester kein eigentliches Korps ist, sondern nur für diese Konzerte aus dem musikalischen coetus gebildet wird, so mußte die Präcision der Ausführung und das fast tadellose Zusammenspiel im höchsten Grade überraschen, und konnte selbst dem kaum erklärlich seyn, der die zahllosen vorhergegangenen Proben kannte. Der Symphonie folgte das herrliche Mozartsche Terzett: taci ingiusto core. Aber eine Art Bosheit, oder wie man das nennen mag, was darauf abzweckt, den Ruf eines Künstlers zu schmälern, schien die Einrichtung veranlaßt zu haben, daß unmittelbar nach diesem entzückenden Terzett ein Fräulein Burnett mit einer Arie des Signor Costa hervortrat. Auf Mozart Costa! konnte das schmecken! Nun, es schmeckte wie Wein auf Rosinen, ohne daß damit gesagt ist, daß die Arie überhaupt und ohne solche Nähe besonders gemundet haben würde. Ungeachtet des nicht niedrigen Eintrittspreises war die zuhörende Versammlung zahlreich. Ich weiß nicht — doch ließe eine bejahende Vermuthung sich wohl rechtfertigen — ob unter den Zuhörern und Zuhörerinnen Viele waren, die mit den auftretenden Zöglingen der musikalischen Akademie in elterlicher oder verwandtschaftlicher Beziehung standen. Ist es jedoch der Fall gewesen, so muß ich bekennen, daß das elterliche und verwandtschaftliche Interesse sich keineswegs so beifallklatschend kund that, wie ich in Deutschland einige Male Gelegenheit gehabt habe, solches bei ähnlichen Veranlassungen wahrzunehmen. Aber die Kindererziehung in England ist auch eine andere, als in Deutschland. Eine bessere? — Vielleicht in diesem Punkt. W. S.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 97.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 24. April 1835.

Mächtig riß es mich fort, ich griff in die rauschenden Saiten,
Sang es laut, was sich sonst wortlos im Herzen vergrub.
Aber der Held verzeihe der armen Kunst seines Barden,
Die mit frevelndem Muth sich an das Höchste gewagt.
Th. Körner.

Nidwalden.

(Fortsetzung.)

25.

So Schaumburg, mit des Zorns geschwellter Stimme,
Die Nachhall hat. — Doch aus dem stummen Chor
Der eignen Leibtrabanten tritt, von Grimme
Und Schmerz entflammt, ein Krieger frei hervor;
Von Schmeichelei entfernt und Söldlingszagen,
Beginnt er so zu strafen, so zu klagen:
„Nidwalden also sucht mit Schwert und Brand
Dein zornig Heer? Was sündigte dies Land?

26.

Wann hat sein Volk dein Heimathland verheeret?
Beraubet wann? wann nur mit Wort verlezt?
Hat es nicht oft den Feind ihm abgewehret
Und für sein Heil das Leben eingesezt?
Fluch, Franken, euch! Doch dir sey Heil und Frieden,
Dir Siegesruhm, mein Vaterland! beschieden.
Vom Himmel, der der Unschuld Schrei erhört,
Sey eurer Bosheit frevler Rath zerstört!

27.

O Vaterhaus am Ufer dort, vom Strahle
Des Morgens angelacht, sey mir gegrüßt!
Seyd mir gesegnet, heimathliche Thale!
Wie wird mein Jugendfehl nun schwer gebüßt!
Nicht darf ich meine Brüder dort umfassen,
Nicht für mein Vaterland das Leben lassen;
So sinken? Schmach! — Ja, schmettre, tödtend Blei
Aus meiner Brüder Hand, dies Herz entzwei!

28.

Sollt' ich dies Schwert auf meine Brüder zücken?
Fluch Jedem, den der Fremden gleißend Gold
Und falscher Ehre Flitterschein berücken!
Fluch dem, der ihnen Sklavendienste zollt!
Nie, nimmer kämpf' ich, Herr, an jenem Borde,
Nie jagt mich dein Gebot zum Brudermorde;
Mag dein Gefolg — ich sterbe sonder Graun —
Mein widerspenstig Haupt vom Nacken hau'n!" —

29.

So sprechend hat er stracks das Schwert gezogen,
Und bricht mit seines Fußes Tritt den Stahl,
Versenkt sein Feuerrohr in Seees Wogen
Und bietet sich gefaßt der Strafe Qual.

Rings schweigt Erstaunen; mancher Blick wird trübe
Und lobt des Kriegers unverfälschte Liebe
Zum Vaterland; des Heimwehs Schmerz erwacht
In mancher rauhen Brust beim Nahn der Schlacht.

30.

Es knirscht in sich der Feldherr, doch er wandelt
In äußre Großmuth die verhaltne Wuth:
„Zu fassen, wie durch uns das Schicksal handelt,
Bist du zu schwach an Geist, dein Herz ist gut.
Drum lös' ich, Schweizer, deiner Dienstpflicht Bande,
Und steht nun bald mein siegend Heer am Strande
Und waltet dort des Siegers Rachegraus,
So schirme du vor Mord und Brand dein Haus.“

31.

Noch säumt die Schlacht. — Und wagst du's, ihn zu singen,
Verwegner Mund, den mörderischen Kampf?
Nie sah ich Heere streitend sich umschlingen,
Nie wogt' um mich ihr rothdurchzuckter Dampf.
In meiner Heimath segenvollen Auen
War Eintracht und bescheidnes Glück zu schauen,
Als rings umher der Zwietracht Flamme schwoll
Und Jahrelang ihr lauter Donner scholl.

32.

Wie Andre Lärmtrompet' und Waffenklirren
Bei Tag erschreckt, bei Nacht im Schlaf gestört:
So hab' ich nur der Taube zärtlich Girren,
Im Laub der Weste sanft Geräusch gehört;
Ich hört' im Buchenhain die Amsel singen,
In heitrer Luft der Lerche Lust erklingen,
So mild umflötete den Strand der Bach
Und harmlos sang der Hirt das Echo wach.

33.

Entlang der klaren Lorez Schilfgestaden
War nur der Fischer friedlich Volk zu sehn;
Auf meines Jugendlandes Blumenpfaden,
Im Schattenthal und auf besonnten Höhn
Erblickt' ich sanfte Lämmer nur und Rinder,
Des Pflügers Fleiß, und muntre Garbenbinder.
Des Friedens Bild war meiner Kindheit Spiel,
Die Armbrust selbst erwählt' ein leblos Ziel.

34.

Und dennoch lauscht' ich schon als Knab' voll Freude
Der Kriegeslieder donnervollem Sang,
Doch sprang ich hin, wenn je auf ferner Haide
Die Trommel rief, das Schützenhorn erklang;
Doch las ich, in Entzückungen verloren,
Wie unsre Väter muthig sich verschworen
Zum Freiheitskampf; der Väter strömend Blut
Erweckt' im Enkel Trutz und Schlachtenmuth.

35.

Den Jüngling lockte sehnliches Verlangen
In Kampf und Sturm. Im Traume stiller Nacht
Führt' ich so oft mit muthentbrannten Wangen
Das rasche Schwert. Wie donnerte die Schlacht!
Wie flog ich hin auf schaumbedecktem Pferde!
Der Heimath Banner haltend, hin zur Erde
Sank ich in schönem Tod. Die Thräne floß,
Wenn den Erwachten träge Ruh umschloß.

36.

Sah denn mein Auge nie der Männer Morden,
Schlug an mein Ohr noch nie das Schlachtgebraus,
Ist mir des Lehrers frommes Amt geworden,
Umwaltet Friede stets mein ländlich Haus:
Du, die so wahr das Ungeseh'ne malet,
Umnachtetes mit Sonnenglanz bestralet,
Gefangne hin zu freien Fernen hebt,
Und was der Tod verschlungen, neu belebt:

37.

O Phantasie! auf deinen Adlerflügeln
Entführe du mich in's Gewühl der Schlacht!
Du zeige mir in deinen klaren Spiegeln,
Was unsrer Heldenbrüder Muth vollbracht
Zu jener Zeit, als Schmetterling' ich haschte,
Waldkirschen noch und wilde Beeren naschte:
Wohl haben sie des Sängers Preis verdient,
Die unsre Schmach durch großen Tod versühnt!

38.

Was trifft mein Aug' und Ohr? Ein Blitz und Krachen;
Mainoni's Schaaren, die von Kerns hervor
Dort durch das Thor von Unterwalden brachen;
Schon hebt des Rauches Wolke sich empor.
Wie froh vernimmt die Flotte diese Zeichen!
Sie glüht, den Strand im Sturme zu erreichen.
Doch Schaumburg will, daß erst der Thurm am Port,
Der Pfähle Wall ihm stürzt, und gibt das Wort.

39.

Und der mit seiner Mörser Feuerschlünden
Die stärksten Festen oft in Staub gestreckt,
Dem junge Lorbeern stets die Stirn umwinden,
Der greise Ronsard, winkt, und plötzlich reckt
Der Kanonier die Lunte zur Entzündung
Der schweren Ladung. Der Geschütze Mündung
Speit all ihr Feuer, schleudert Ball auf Ball,
Und Fluth und Himmel birgt des Rauches Schwall.

Wie eine Insel in des Meeres Flächen,
Aus deren Herzen ein Vulkan entstand,
Der plötzlich mit der Lava Flammenbächen
Verwüstung rings verbreitet, Tod und Brand;
Rings rollen sich, durchzuckt von Feuersäulen,
Des Dampfes Wolken hin, die Lüfte heulen,
Weit fliegen Steine, mit Metall vermischt,
Daß die beworfne ferne Woge zischt:

41.

So hüllt der Franken Flotte sich zur Stelle
In Rauch und Gluth, und sä't Verderbens Saat.
Es spei'n zugleich vom Lopperberg die Wälle
Der Batterien ihr Feuer auf Stansstad;
Auch von der Villa dort am Wellensaume,
(Sie trägt den Namen vom Kastanienbaume)
Wo sonst gewaltet Paradieses Ruh',
Wirft man die mörderische Kugeln zu.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mancherlei über die Pflanzen- und Thierwelt im alten und neuen Germanien.

(Schluß des ersten Artikels.)

Bei den meisten deutschen Blumen und Pflanzen, die im Freien wachsen, mag die oben erwähnte Behauptung Ludens: daß, was jezt von selbst wächst, auch vor Alters gewachsen sey, mit Recht ihre Anwendung finden. Dies gilt auch bei den wildwachsenden heilsamen Kräutern und Moosen in Deutschland, deren Pflege die hülfreiche Natur selbst übernommen hat; sowohl vom isländischen Moos, dessen Name schon auf sein Gedeihen im kalten Klima hinweist, und von den, mit dem Weizen verwandten Quecken, diesem vom Landmanne verfluchten, vom Heilkünstler gesegneten Unkraut, als auch von Bergwohlverlei (Johannisblume), Schafgarbe, Quendel, Löwenzahn, der Angelikawurzel, die, nach Schubert, selbst in Grön- und Lappland wächst, und unzähligen andern; ferner von den Vaccinien, z. B. der Preisel- und Heidelbeere, dann dem Brom- und Himbeerstrauch, lauter Pflanzen und Früchte, die, wie der eben erwähnte Naturforscher sagt, vorzüglich in jenen kalten nordischen Gegenden häufig wachsen, wo es weder Obst noch Weintrauben gibt, damit die Menschen dort auch etwas der Art zu genießen haben. — Bei der Gelegenheit muß ich beiläufig erwähnen, daß die Himbeeren (althochdeutsch Hind-peri, angelsächsisch hindperian, davon englisch hind-berris) ihren Namen davon haben, weil die Hirsche (Hinde) sie gerne fressen sollen.

Der Föhre oder Kiefer, d. h. Kien-Föhre, der Fichte und der Tanne, dieser Königin unseres Nadelholzes — daher in älterer Sprache, z. B. im Nibelungenlied, Tann vorzugsweise für Wald steht — lauter Bäume, deren zunehmender Mangel im jetzigen Deutschland nur zu sehr gefühlt wird, brauche ich in Bezug auf das ältere kaum zu erwähnen. — Daß es dort schon viele Wachholdersträuche gegeben hat, ließe sich schon annehmen, wenn man auch nicht wüßte, daß die Nachricht des Plinius von den Drosseln, die als Wandervögel zur Winterszeit in Deutschland gesehen würden, wo sie ihr Futter suchten, das Daseyn des Wachholderstrauchs voraussezt. Wachholder bedeutet übrigens so viel als Queckholder, das noch im Niederländischen vorkommt, d. i. ein lebendiges, frisches Holz oder Strauch. Denn es bedeutet Quick, Wach oder Wech (gothisch quivs, schwedisch qwik, englisch quik — wer denkt nicht an die Frau Quikly, die Wirthin und Freundin Falstaffs?) so viel als lebendig, munter, das noch im Quecksilber (argentum vivum), im erquicken, d. i. neubeleben, im niedersächsischen quecken, sich vermehren, und in dem, mit unzerstörbarer Lebens- und Vermehrungskraft begabten Unkraut Quecken (schwedisch quickrot) noch übrig ist. Holder mag soviel als Holt (Holz) seyn. Nach Jakob Grimm wäre das Ganze Wacholtera, d. i. Wacholbaum, da tera Baum oder Gesträuch bedeute. Der Wachholder hieß sonst auch wegen seines ewigen Grüns Gron- oder Kron-wed, Kranwed, d. i. Grünholz. Das alte Wed lebt noch im englischen wood fort. Noch heutigen Tages sagt man in Altbayern Kranewitstaude und Kranewitvogel; aus lezterm ist das gewöhnliche Krammetsvogel geworden. Wir wollen noch der Eichen kurz erwähnen, welche, so wie den gallischen Druiden und auch den lettischen und slawischen Völkern, insbesondere den heidnischen Preußen, auch den Deutschen und den stammverwandten Skandinaviern so heilig gewesen sind, und welche noch jezt als Symbol deutscher Kraft und Sitte gelten. Von den großen Eichenwaldungen, die besonders das nördliche Deutschland deckten, spricht Plinius als Augenzeuge mit großer Bewunderung, ja er berichtet fast Fabelhaftes von ihnen. Zulezt werde noch der Birke erwähnt. Dieser Lieblingsbaum der Nordländer, der, wie der Haushund, dem Menschen bis in die kälteste Zone folgt, daher denn auch im Isländischen biörk für Baum überhaupt gilt, wuchs natürlich auch im alten Germanien häufig. Plinius sagt von ihr, daß sie noch mehr als die Sorbe (Vogelbeerbaum) sich eines kalten Bodens erfreue. Sie sey ein gallischer Baum von wunderbarer Weiße und Zartheit, aber furchtbar durch die Bündel der Liktoren. Den Nordländern war sie es nicht, und noch jezt ist sie, etwa manche Knaben ausgenommen, die das Birkenreis mit Recht fürchten, ein Baum der Freude und des Naturvergnügens; sie ist der Baum des Maimondes, daher in der Volkssprache die Maie genannt.

G. Zimmermann.

Korrespondenz-Nachrichten.

Düsseldorf, April.

Kunstbestrebungen.

Unsere schöne und heiter anziehende Rheinstadt will immer mehr ein Wohnsitz für die Künste werden, nur wird von hier aus nicht, wie aus andern Städten, so sehr in die Lobposaune gestoßen. Unsere Kunstakademie hat sich einen Namen erworben, besonders da sie den Glanz zur Berliner Kunstausstellung hergibt; alles Andere geht hier mehr im Stillen vor sich. Drei in der Literatur wohlbekannte Schriftsteller halten sich jezt hier auf: v. Uechtriz, der wieder an einigen Tragödien arbeitet, Grabbe, der nächstens ein dramatisches Mährchen, „Aschenbrödel," und ein Trauerspiel, „Hannibal," erscheinen läßt, und Immermann. Leztern nenne ich zulezt, weil sein Wirken, als ein umfassenderes, etwas genauer dargestellt werden muß. Er ist nämlich der Leiter der hiesigen, seit dem Oktober vorigen Jahres eröffneten Bühne, einer Anstalt, die zugleich die Neugestaltung und Erhebung des Drama und der Schauspielkunst bezweckt. Betrachtet man das Repertoire und die Art und Weise der Darstellungen, so sieht man alsbald den kundigen Dichter heraus. Unsere Bühne steht, was Auswahl der Stücke und Ensemblespiel betrifft, keiner andern in Deutschland nach. Haben wir in fünf Monaten Meisterwerke von Schiller, Goethe, Lessing, Shakespeare, Calderon auf überraschend feste Weise vor uns erscheinen sehen, so sind doch einige Leistungen ganz besonders hervorzuheben, ich meine Calderons Leben ein Traum, ganz, wie es der Dichter schrieb, nach der Uebersezung von Gries, Goethe's Stella, in drei Akten vom Intendanten eingerichtet, und Shakespeare's König Johann. Das Publikum hat diese Stücke in solcher Gestaltung mit großer Theilnahme aufgenommen, lezteres jedoch wie sich erwarten ließ, minder lebhaft. Daß hier die Poesie in ihren verschiedenen Entwicklungen in Volk und Zeit zum Vorschein gebracht werde, ist eine Aufgabe, die sich Immermann gestellt hat, und seinen Bestrebungen ist bis jezt, so weit möglich, Anerkennung geworden; denn auf einmal findet sich das verwöhnte Publikum nicht in so schmackhafte Kost. Es ist ihm gelungen, recht tüchtige, brave und für Belehrung offene Schauspieler zu gewinnen; darüber aber zu berichten, überlasse ich den Theaterchroniken und ähnlichen Blättern, so wie denn die jezt hier erscheinende Zeitschrift „Hermann" eine fortlaufende, zum Theil von Grabbe und Schnaase geschriebene Theaterkritik gibt. Wenn sich die hiesige Bühnenanstalt, dem Ruhme eines zweiten Mannheim nachstrebend, erhalten kann, so wird von hier aus für das Dramatische und Dramaturgische sehr Bedeutendes hervorgehen. Allerdings muß es auch der Zeit überlassen bleiben, daß sich deutsches Leben kräftiger gestalte, denn ohne dieses ist kein ächtes Drama für uns Deutsche denkbar.

Paris, April.

(Fortsezung.)

Dramatische Neuigkeiten.

Halevy's „Jüdin" ist jezt das Hauptstück der Oper; was die äußere Ausstattung betrifft, kommen ihr gewiß wenige Stücke der neuern Zeit gleich, und einmal verdient sie gewiß gesehen und gehört zu werden; aber die Leute, denen sie so sehr gerühmt worden ist, schütteln den Kopf und meinen, ein Robert le diable sey diese Oper doch nicht. Schwerlich wird sie die Hälfte der Vorstellungen erleben, welche lezterm zu Theil geworden. Die Musik beider Opern rührt von Israeliten her, allein Halevy ist doch nicht Meyerbeer. Bei Robert le diable hatten die Verfasser des Textes eine alte Volkssage zu behandeln, und solch ein Stoff verfehlt selten seine Wirkung; bei der „Jüdin" aber hat Scribe beinahe einen Roman auf die Bühne gebracht, den das Publikum erst studiren muß, ehe es zum Genusse gelangen kann, eine Arbeit, die dem Vergnügen zuwider ist. Alfred de Vigny's „Chatterton" hält sich auf der Bühne des Théâtre français, besser als Scribe's „Ehrgeiziger," und beinahe eben so gut, als dessen Bertrand et Raton. Auch hat de Vigny seinen Chatterton so eben als Novelle wieder herausgegeben. Das Publikum kann diesen zartsinnig entwickelten Stoff also auf zweierlei Art genießen. Den Fasching hindurch mußten am Théâtre français die nimmer veraltenden Molière'schen Lustspiele das Publikum erheitern. Bald wird Victor Hugo mit einem neuen Trauerspiele auftreten: „der Tyrann von Padua," welches wahrscheinlich das Widerspiel eines Molière'schen Lustspiels seyn wird. Bis jezt ist dieser ausgezeichnete Dichter mit seinen Stücken nicht sehr glücklich gewesen; nicht als ob man sich nicht leidenschaftlich über den ästhetischen Werth derselben gestritten hätte, und als ob sie nicht ziemlich oft dargestellt worden wären, mit Ausnahme Triboulets, welchen die Regierung nicht hat wollen darstellen lassen. Allein so oft der Parteigeist bei den Klassikern und Romantikern nachließ, verlor sich auch bei dem Publikum die Lust, die so viel besprochenen Stücke aufführen zu sehen, und sein Hernani, der Anfangs ein gewaltiges Gedränge im Théâtre français veranlaßte, wird von demselben schon lange nicht mehr gegeben. — Die komische Oper, die jezt nur noch ein kleines Theater ist, hat Scribe und Auber wieder in Bewegung gesezt, und die beiden Herren haben denn miteinander, wie zwanzig Mal zuvor, eine Operette zu Tage gefördert, le cheval de bronze, in drei Aufzügen, also eine große Operette, und ein Stück, das auf lange Dauer Anspruch macht. Ich habe bis jezt nicht viel Rühmens davon machen hören, ausgenommen in einigen Tagesblättern. Dem thätigen Auber wollen die Operetten nicht mehr gelingen. Spottvögel behaupten, dies Mißlingen schreibe sich von der Zeit her, da er in die Académie des beaux arts aufgenommen worden sey. Indessen ist er doch von allen Operettensezern unserer Zeit derjenige, dessen Stücke am meisten aufgeführt werden, ja er ist jezt beinahe der einzige in Frankreich, wofern ihm nicht Halevy diesen Rang streitig macht. Wenn eine zweite komische Oper in Paris errichtet worden wäre, wie es einige Male vorgeschlagen worden ist, so würden die Unternehmer jezt um neue Stücke für beide verlegen seyn. — Das abgebrannte Gaietétheater hat einige Benefizvorstellungen von den kleinern Bühnen erhalten, aber keine von den großen. Es ist noch keine Rede vom Wiederaufbauen dieses Theaters; indessen wird ein Theater, welches zu den ältern in Paris gehört und vom Volke stark besucht wurde, schwerlich eingehen. Die Schwierigkeit wird nur darin bestehen, wo man einen freien Plaz in dem Revier, wo das Gaietétheater stand, finden soll, ohne ihn allzutheuer zu bezahlen. Ist ein solcher Plaz einmal erstanden, so werden die Unternehmer gar leicht in wenigen Monaten ein Theater errichten. Man baut in Paris mit unglaublicher Schnelligkeit, besonders wenn die Unternehmer gut bezahlen. Dies sieht man eben jezt an dem Luxemburger Pallast, welcher bekanntlich bedeutend erweitert werden soll, damit die Pairskammer darin bequem Gericht über die vielen in dem berüchtigten Prozesse verwickelten Personen halten könne.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 33.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 98.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 24. April 1835.

Ich fragte den Kerkermeister, ob heute ein Fest im Gefängniß sey. „Ein Fest, wenn man so will," war seine Antwort; „die Züchtlinge werden heute in Fesseln geschmiedet. Wollen Sie's sehen? es wird Sie unterhalten.

Victor Hugo.
Der lezte Tag eines Verurtheilten.

Die wandernde Kette.

Am neunten und zehnten April dieses Jahres hatte Paris ein Schauspiel, das viele Tausende seiner Einwohner anzog, und sogar für die sogenannte feine Welt ein eigenes Interesse darbot. Ich spreche hier weder von der Benefizvorstellung der Demoiselle Taglioni, noch von den lärmenden Konzerten, welche von den Champs-élysées nach den Sälen des Hotel Lafitte verlegt wurden, wo sich die Menge einem betäubenden Genusse hingibt, ohne daran zu denken, daß hier einst ein edler Vaterlandsfreund lebte und sich mit dem Ausgezeichnetsten umgab, was im Staate wie im Reiche der Kunst und Wissenschaft glänzte; es ist hier nur von den Galeerensklaven die Rede, welche am zehnten aus dem Hofe des Bicètre nach dem Bagno von Toulon aufbrachen. Man nennt diese Gesellschaft schlechtweg die Kette, oder die wandernde Kette, weil alle ihre Mitglieder durch eine gemeinsame Kette verbunden sind, die sie zwingt, zu gehen, zu liegen, zu stehen, wie es die Mehrzahl will. Wer sich nicht fügen wollte, müßte nothwendig umgerissen oder nach Umständen selbst zerrissen werden.

Man expedirte an diesem Tage nur solche, die auf fünf bis zehn Jahre verurtheilt waren; die auf längere Zeit Verurtheilten werden nach Brest geschickt. Die Pariser drängten sich hinzu, wie zur Promenade von Longchamps, und das Ganze nahm den Charakter eines Frühlingsfestes an. Man sah zurückgeschlagene Equipagen und Damen in feiner Toilette, Herren zu Pferde im eleganten Morgenkostüm, welche am Schlage hielten und ihren Schönen wahrscheinlich psychologische oder physiognomische Bemerkungen mittheilten, wozu die Scene ihnen Anlaß gab; endlich ein buntes Getümmel zu Fuß, worunter Viele seyn mochten, die ihr künftiges Loos im Voraus kosteten, ohne dadurch sehr ergriffen zu werden. Der Frühling that dabei seine Schuldigkeit, er spendete seine heitersten Tage. Neugierige, welche diese Gelegenheit versäumten, müssen sich nun schon bis zum September gedulden, wo eine zweite Kette abgehen wird.

Erst gegen Mittag öffneten sich die schweren Eisenthüren, und die Unglücklichen traten in den Hof, um an die Kette geschmiedet zu werden. Dieser Moment machte einen ernsten Eindruck auf die versammelte Menge. Die Verurtheilten mit ihren bleichen, von der Kerkerluft verwitterten Zügen, sahen starr vor sich hin. Eine feste, oft trotzige Resignation war in allen zu lesen, Reue wurde nicht bemerkt. Die Schmiede waren rüstig zur Hand, um das trübe Werk so schnell als möglich zu fördern, während der Generalalmosenier der Gefängnisse, Abbé Montès, durch ihre Reihen schritt und ihnen mit Sanftmuth und Milde zusprach. Hierauf veranstaltete er eine Kollekte zu ihren Gunsten, die jedoch nicht sehr

ergiebig ausfiel, weil die Zuschauer im innern Hofe nicht sehr zahlreich waren.

An der Spitze des Zugs, neben einem jungen Diebe von frechem Aussehen, bemerkte man mit großer Theilnahme einen Mann in den Dreißigen, mit dem Jedermann sprechen wollte. Dieser Mann hieß Alphonse-Jean-Baptiste Catellier, und war vormals Offizier des fünften Linienregiments, verheirathet und Familienvater. Er war wegen Unterschriftverfälschung zum Minimum der Strafe verurtheilt und im vorigen Jahre schon mit der Kette nach Toulon abgeführt worden. Ein mündliches Zeugniß, das er vor dem Assisenhof der Seine abzulegen hatte, machte es nöthig, ihn wieder nach Paris zu schaffen, und hiedurch sah er sich zum zweitenmale zu der schmerzvollen Demüthigung ausersehen, an die Kette der Infamie geschmiedet zu werden. Seine sanften, ausdrucksvollen Gesichtszüge, worin sich die Reue malte, und seine strömenden Augen machten den tiefsten Eindruck auf die Zuschauer. In der dritten Reihe sah man zwei Brüder neben einander. Es waren Auvergnaten, berüchtigte Diebe, die ihren verbrecherischen Erwerb in ihr Vaterland zu schicken pflegten, um damit Grundbesitz zu kaufen. Sie rühmten sich laut, die untrüglichsten Mittel zu besitzen, um aus dem Bagno zu entkommen.

Ueber drei Stunden hatten die geübten Schmiede zu thun. Als sie fertig waren, ließ der Abbé Montès die Verurtheilten ein großes Viereck bilden; er trat in dessen Mitte und die Zuschauer drängten sich um den würdigen Geistlichen, um seinen Worten zu horchen. Unter denen, die ihm zunächst standen, bemerkte man den reichen Grafen Demidoff und einige Celebritäten der Secondärtheater. Tiefe Stille herrschte plötzlich im ganzen Raume; Alles entblößte das Haupt und horchte in ehrfurchtsvoller Haltung der Stegreifrede dieses Wohlthäters der Gefangenen, wie er mit Recht genannt wird. Hier folgt diese Rede, wie sie pünktlich nachgeschrieben wurde:

„Meine Kinder! Wenn wir Unglück erfahren, so soll man Mittel suchen, es zu verringern. Was könnt ihr aber in eurer Lage thun? Ihr habt keinen Trost mehr von euren Nebenmenschen zu erwarten, die nur wenig Antheil für die vom Glück Verlassenen zeigen, und die oft nur ihre Leiden vergrößern durch unzeitige Ermahnungen. Wohl den armen Unglücklichen, wenn nicht gar bittere Vorwürfe oder schnöder Spott dazu kommen! Eure Verwandten, eure Freunde, eure Bekannten — ach, ihr macht ihnen so herben Kummer, daß sie stark in der Tugend seyn müßten, wenn sie jezt noch in Verbindung mit euch bleiben wollten! Und was sollte euch diese Verbindung nützen? würden sie nicht ihren Kummer nur vermehren, ohne eure Leiden lindern zu können?“

(Der Beschluß folgt.)

Nidwalden.

(Fortsetzung.)

42.

Des See's empörte Woge flieht mit Beben,
Es zittert rings um ihn das Felsgestad;
Die Nebel, welche das Gebirg umweben,
Zerfliegen allerwärts auf irrem Pfad.
Die Donner, die unausgesezt erschallen,
Ruft Ein erschüttert Thal den Thälern allen,
Ein Wald den Wäldern allen zu, es ruft
Nachahmend Eine Kluft sie jeder Kluft.

43.

Kannst du, mein Geist, die Bahn der Kugeln finden?
Erreichst du ihren blitzesschnellen Flug?
Weißt du die Zahl der Bomben zu verkünden,
Die zum Gestad der Flamme Fittig trug?
Und welcher Griffel mag in wahren Bildern
Die Schrecken der Zerstörung alle schildern,
Die sie auf tausend Pfaden hergebracht?
Verhüllt sich nicht der Kampf in düstre Nacht?

44.

Dort theilt ein Ball die Luft in niederm Bogen
Bis er ermattet auf die Fluthen fällt:
Da wird er von den schräg getroffnen Wogen
Erzürnt zurück in hohe Luft geschnellt.
Wie grimme Tiger auf die Beute springen
In hohem Satz, wie sich auf leichten Schwingen
Der Reiher bald zum Wasserspiegel senkt,
Bald seinen Flug in hohe Lüfte lenkt:

45.

So siehst du jezt den Ball die Woge streifen,
Bald schwingt er wieder drohend sich empor,
Jezt fliegt er mit des Ostwinds hellem Pfeifen
Hoch über die Nidwaldner hin, zum Moor
Des feuchten Rieds, und seines Zornes Flamme
Erlischt in trüber Fluth und kaltem Schlamme,
Tief bohrt er sich im weichen Grund sein Grab:
Bild eitler Wuth, die keine Wunde gab.

46.

Dort werfen auf der Warte graue Mauern
Die Mörser und Haubitzen Bomben her;
Die Schützen suchend, die gedeckt dort lauern,
Naht, schwarz wie Rabenschwärm', ihr wildes Heer.
Wie Splitter fliegen, wenn die hohe Kiefer
Der Donner traf, so stiebt zermalmter Schiefer
Vom Dach des Thurms zum See, der ihn umsäumt,
Daß wie im Zorn die Woge zischt und schäumt.

47.

Dort trifft ein Ball den Zaun der Pallisaden,
Mit welchen sich das Ufer fest umschürzt,
Den nah'nden Schiffen offne Bahn zu pfaden;
Schon liegt die Schranke dort und da gestürzt.
Der Franke hofft, bald soll durch weite Lücken
Der heißersehnte Sturm auf's Ufer glücken.
Der Hoffnung Athem facht des Eifers Gluth,
Den Eifer reizt der Widerstand zur Wuth.

48.

Wie oft, derweil ein Ungewitter wüthet
Und blitzend sich die Schwefellast entleert,
Ein zweites schon auf neue Schrecken brütet
Und rasch heran auf lauten Rädern fährt;
Jetzt sprühn die Wolken ein gedoppelt Feuer,
(In Sorgen schaut es der Pilot am Steuer)
Nach Regengüssen fällt ein Hagelschlag
Und schwarze Mitternacht bedräut den Tag:

49.

So ringt der Feind entbrannter nach der Palme;
So rasches Feuer spie'n die Mörser nie,
Stets deckt die Flotte sich mit dichterm Qualme
Und wilder donnert dort die Batterie.
Schon wird dein wohnlich Dach dem Brand zum Raube,
O biedrer Flühler! aus bemoostem Schaube
Wallt schwarzer Rauch, nun steigt die rothe Gluth,
Und fernhin brennt im Widerschein die Fluth.

50.

Doch scheint das Schicksal gütig noch zu schützen
Dich, kleine Schaar, die diesen Strand umwehrt.
Wie oft kaum Einer unter hundert Blitzen
In eine Hütte zündend niederfährt: —
(Unschädlich treffen die des Berges Klüfte,
Die fliegen aufwärts durch die öden Lüfte,
Und der bekämpft umsonst in toller Wuth
Des Oceanes sturmempörte Fluth;)

51.

So siehst du hier die meisten Kugeln fehlen,
Nur selten fällt ein Mann, todt oder wund;
Die kleine Schaar kann sich dem Blick verhehlen,
Und gern beschützt den Eigener sein Grund.
Du, Christen, sankst zuerst; die Fahr zu meiden,
Entsprangst du fruchtlos in den Schutz der Weiden
Des Ufers dort, als jach mit grellem Klang
Die nahe Bomb' in hundert Stücke sprang.

52.

Du starbst, doch hundertfach wirst du gerochen:
Wie furchtlos kämpft der Waffenbrüder Schaar!
Nur muthiger beginnt ihr Herz zu pochen
Entgegen der genäherten Gefahr.
Ob rings die alten Berge Tells erzittern,
Sie kann kein schmetterndes Geschütz erschüttern,
Die Tapfern stehn, und was der Franke droht,
Sie senden's ihm: Verwundung, Schmach und Tod.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, April.

Wettrennen. Theatermanie. Die Kreisregierungen.

Eine wahrhaft merkwürdige Physiognomie prägte hier der Nachmittag dem 22sten des vorigen Monats ein, der bekanntlich auf einen Sonntag fiel. Bei auch nur leidlichem Wetter ist man Sonntags nach Tische zwischen vier und fünf Uhr gewohnt, eine Menge Menschen jeden Alters, Geschlechts und Standes nach den Thoren strömen zu sehen. Alles treibt hinaus aus der dumpfen Mauerluft in die ringsum so einladend daliegende reizvolle Landschaft. Diesmal aber kein Gedanke hieran, kein Gedanke an die vielen Gesichter, voller Hoffnung, der Sorgen des Lebens sich draußen im Freien zu entladen, an die beabsichtigten, mancherlei lustigen Intriguenstücke, welche besonders der die ganze Woche hindurch von Wissenschaft und Gewerbe in's Joch gepreßten Jugend zum Theil auf der heitern Stirne stehen und aus den schlauen Augen blitzen. Diesmal schien der Tod allen Gelüsten vorgebeugt zu haben. Von dem jungen, flinken Völkchen erschien höchstens dann und wann ein armes, mageres Probeexemplar. Nicht anders, als sey die Stadt ein trauriges Opfer der Pest geworden, so ausgestorben erschien sie: außer einzelnen alten Ladenhütern nur selten ein Mensch in den vereinsamten Straßen. Um die ausgewanderte Stadt Dresden wiederzufinden, mußte man durchaus einen Ausflug nach dem großen Garten machen. Dort aber regte sich denn auch das bunteste Gewühl von Alt und Jung, Groß und Klein, Vornehm und Gering gar kraus durcheinander. Daß ein so einmüthiger Beschluß, sich dahin zu begeben, seinen guten Grund hatte, wird Jedermann einleuchten. Riesige Anschlagzettel, mit lithographirten Darstellungen verschönert, hatten, wohl seit acht Tagen schon, ein großes Wettrennen von der Gesellschaft des Herrn Tourniaire und Ghelia auf diesen Nachmittag verkündigt. Ein stattlicher Triumphzug und manches sonstige Gepränge gewährte auch den Augen eine angenehme Unterhaltung, denen das Wettrennen selbst nicht Befriedigung genug geboten hätte. Leider jedoch war der rauhe Tag dem Sitzen auf den dazu errichteten Bänken im Freien so wenig angemessen, daß Allopathie und Homöopathie vielleicht noch immer zu thun haben, die zahlreichen Katarrhe, Rheumatismen, Erkältungen und andere Uebel zu heben, welche in der — offenbar zu langen — Session ihren Ursprung fanden. Später fanden indessen zwei Wiederholungen statt. Bei der ersten gab es einen gewaltigen Schrecken durch den Sturz der Madame Ghelia und einer ihrer Reitgefährtinnen. Mehrere Pferde gingen über die Erstere hinweg, so daß das Publikum die besorglichste Theilnahme bewies. So ernst aber der Fall war, und so viele Augenzeugen auch auf die gefährlichsten Verletzungen durch Hufschläge schworen, so glich die Sache doch darin einem bloßen Taschenspielerstückchen, daß man bei der zweiten Wiederholung schon die Freude hatte, die verunglückte Heldin völlig unversehrt ihre gefährlichen Künste als Meisterin üben zu sehen.

In den lezten vierzehn Tagen ist hier wohl kein Name so fleißig ausgesprochen worden, als die Namen Schröder-Devrient und Bauer. Da die Erstere fortfuhr, durch die Macht ihres Gesanges, besonders in den Opern „Norma,“ „Turandot“ und die „Capuleti und Montecchi,“ Alles an sich zu fesseln, so litt Jedermann um so mehr in dem Gedanken, sie nun bald so lange entbehren zu müssen. Noch in den lezten Tagen erschien dieser glanzvolle Stern zweimal am hiesigen Bühnenhimmel, freilich aber, um sich dann unserm Gesichtskreise auf lange, lange Zeit zu entziehen. Am 27sten trat die Künstlerin in „Norma“ auf, und zwar zu ihrem Benefiz, und am 29sten als Romeo in Bellini's Oper: „die Capuleti und Montecchi.“ Alles wußte, daß dieses das lezte Mal war, und so war wirklich das Haus, obschon, wie bei der Benefizvorstellung, eine Preiserhöhung stattfand, wirklich zum Erdrücktwerden voll. Mit dem Schlusse der Oper ergriff ein wahrer Taumel das gesammte Publikum, Blumenkränze, Sträuße und Verse flogen dem herausgerufenen Gegenstande der allgemeinen Huldigungen zu. Ein Goldregen glänzte herab auf die Gefeierte. Der ausgezeichnete Sänger Zezi, der, wie schon oft, auch diesmal die Künstlerin durch schönes Mitwirken zu ihrem Ziele trefflich unterstüzt hatte, erschien wieder auf der Bühne, die Sängerin mit der Lorbeerkrone zu schmücken. Unwillkührlich gaben sich im ganzen Hause die Töne des allgemeinen Wohlgefallens, der innigsten Uebereinstimmung kund. Die größte Freudenaufwallung aber erregten die aus der Seele der reizenden Frau auflodernden Worte ihres Dankgefühls, deren Ausdruck eben dadurch unendlich erhöht wurde, daß er zum Theil in der innigsten Rührung unterging. Ueber eine Woche ist nun schon seit ihrem Scheiden vergangen. Die Zeit von anderthalb Jahren zwischen jezt und ihrer Rückkehr preßt jedem Bühnenfreund schwere Seufzer aus, wenn er ihrer denkt. Um so freundlicher aber klingt ihnen die Zusage ihres gewissen Wiederkommens, beim Abschiede von ihr ausgesprochen, noch immer im Ohr, und die mit ihrem Namen unterzeichnete Wiederholung des Trostwortes im Dresdener Anzeiger kann als eine darüber besonders ausgestellte Urkunde betrachtet werden. Ein hiesiger junger Bildhauer, Namens Hänel, ein Schüler Thorwaldsens, erst vor Kurzem aus der heiligen Roma heimgekehrt, hat die Büste der Grazie so eben gefertigt. Bewährt sich die Aehnlichkeit und die geschmackvolle Behandlung, die man der Büste nachrühmt, so wird die Abbildung einer so allgemein verehrten Künstlerin den besten Empfehlungsbrief für den jungen Künstler abgeben.

Als ein höchst erfreuliches Ereigniß sieht man das Engagement des Fräuleins Bauer bei der hiesigen Bühne an. Für jezt hat sie uns wieder verlassen, um im August, wie man vernimmt, in den Kunstkreis unsers Theaters wirklich einzutreten. Dagegen verlassen uns aber freilich leider Herr und Frau Rettich. Leztere wird gewiß in sehr vielen ihrer Rollen von den Freunden der Kunst noch lange schmerzlich vermißt werden. — Die sorgsam vorbereiteten Kreisregierungen treten nunmehr in's Leben. Die lange Ungewißheit vieler Beamten, welche von dieser neuen Einrichtung berührt werden, hat endlich aufgehört. Eine ziemliche Anzahl macht sich zur Abreise nach Leipzig, Zwickau oder Bauzen fertig. Mancher freut sich seines neuen Wirkungskreises, mancher Andere seufzt über das Verlassen des seitherigen. Ohne Zweifel finden auch viele der Leztern nach einiger Zeit, daß die Nothwendigkeit, die sich nicht abweisen läßt, wenn sie etwas verlangt, recht oft auch diejenigen, die sie als ihre Todfeindin betrachteten, ganz unerwartet recht gut zu entschädigen versteht.

Paris, April.

(Fortsezung.)

Der Prozeßsaal und die Pairs.

Ich weiß nicht, ob man jemals irgendwo in den Fall gekommen ist, erst ein Gebäude errichten zu müssen, um Gefangene richten zu können, und noch dazu einen halben Pallast! Anderswo hätte man vielleicht Jahre dazu gebraucht; hier aber hat man mit Geld Alles bei der Hand, sogar Kunstfertigkeit und Schnelligkeit. Sobald die gesezgebenden Kammern 350,000 Franken zu dem sonderbaren Bau bewilligt hatten, wurde sogleich Hand an's Werk gelegt; die Arbeit glich der in einem Bienenkorbe, auf allen Ecken waren Arbeiter geschäftig, und jezt, nach zwei Monaten, steht das Anhängsel oder der Vorbau des Pallastes schon unter Dache, und so geschickt ist man dabei zu Werke gegangen, daß der italienische Styl dieses Pallastes an der neuen Façade bis auf die kleinsten Details sorgfältig nachgeahmt ist, und alle Verzierungen des neuen Baues mit den ältern auf's Genaueste übereinstimmen. Es ist ein Meisterstück in der leichtfertigen Nachahmung eines schwerfällig gebauten alten Pallastes. Wenn die Arbeit dauern könnte, so würde man wohl thun, sie auch nach dem Kriminalprozesse stehen zu lassen; denn sie gibt dem dadurch vergrößerten Pallaste ein majestätischeres Ansehen, und wahrscheinlich wird sie doch wohl so lange dauern, als mehrere Theater, die nur provisorisch errichtet worden sind, und doch noch immer ihren Dienst thun. So ist die große Oper nur ein provisorisches Gebäude, das jedoch seine drei Millionen gekostet hat; es dauert schon seit zwölf Jahren, und wird wohl noch dreißig Jahre und länger Bestand haben. Das Porte St. Martintheater, welches in Zeit von sechs Wochen errichtet worden seyn soll, besteht schon seit beinahe vierzig Jahren. Uebrigens nimmt es sich sonderbar aus, wie bei dem neu entstehenden Zusaze zum Luxemburger Pallaste hier noch gemauert und gezimmert wird, indeß man daneben Bildhauerei und Vergoldungen anbringt. Die alten Pairs sehen mit Schrecken alle diese Emsigkeit, die ihr hartes Tagewerk näher bringt. Für sie ist der Prozeß noch schlimmer, als für diejenigen, die von ihnen gerichtet werden sollen; man hat die für sie schreckhafte Berechnung angestellt, daß der Kriminalprozeß über Jahr und Tag dauern wird. Schon die bloße Anklageakte füllt mehrere dicke Quartbände, und erfordert einen Monat zum Lesen, und nun alle die Verhöre, Vertheidigungsreden für 150 Angeklagte, die Anklagen der Regierungsanwälte, die Berathschlagungen über jeden Angeklagten, die langen Sizungen in dem neu errichteten Gebäude, das Gedränge, die Hize, der Tumult, den so manche junge Hizköpfe unter den Angeklagten erregen können. Mit Schaudern denkt mancher Pair an seine jämmerliche Lage, besonders wenn er von der Regierung abhängt und sich nicht am Prozesse vorbeimachen kann. Für diese beklagenswerthen Pairs geht die Arbeit viel zu schnell von statten, zumal sie jezt die Gewißheit haben, daß ihre saure Arbeit in der schönsten Jahreszeit beginnen wird, wo sonst die Session der gesezgebenden Kammern aufhört, und die Herren Pairs zur Erholung nach ihren Landhäusern fahren und der Nachtigall in ihren Parks zuhorchen. Da sollen sie nun vom Morgen bis zum Abend in einem frisch getünchten Gerichtssaale sizen, und einen langen Prozeß über Hunderte von Menschen führen, die am Ende doch wahrscheinlich werden begnadigt werden müssen. Die armen Pairs!

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 42.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 99.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 25. April 1835.

— Der schnelle Kanonier
Rührt mit der Lunte nun die höll'schen Stücke,
Die Alles niederschmettern.

Shakespeare.
Heinrich V.

Nidwalden.

(Fortsetzung.)

53.

Jezt gleichet Odermatt der Feuerflamme,
Die höher nur der Zorn des Sturmes facht;
Es steigt, gekrönt mit purpurrothem Kamme,
Ihr Haupt empor in schwarze Mitternacht,
Und unersättlich würgen ihre Glieder
Des meilenlangen Waldes Eichen nieder,
Sie reckt sich mit Geprassel, unerschlafft,
Stets jugendlich erneut sich ihre Kraft.

54.

Dicht stehn um ihn, von seiner Gluth entzündet,
Die er zum Dienste beim Geschütz erkor;
Die Lehren, die der Kundige verkündet,
Empfängt bereit ihr lernbegierig Ohr.
Nie sahst du mit so durstigem Verlangen
Der Schüler Schaar am Mund des Lehrers hangen,
Nie rascher ward ein Lehrerwort zur That;
So folgt der Schlag des Blitzes hellem Pfad.

55.

Der schiebt in des Geschützes tiefen Rachen
Das Pulver und den Eisenball hinein,
Den siehst du seiner Lunte Gluth erfachen,
Verschlossenes Verderben zu befrei'n,
Den mit gespannten, raschen Waidmannsblicken,
Geschütze richtend, auf das Knie sich bücken;
Ein Andrer wischt mit borstumstarrtem Stab
Vom heißen Schlunde Dunst und Schlacken ab.

56.

Dem Kampf Beginn und sichres Vorbild gebend,
Brennt Odermatt den ersten Donner los;
Die Kugel fliegt, in niederm Bogen schwebend,
Mit lautem Todesgruß zum nächsten Floß.
Und mitten durch der Franken dichtste Schaaren
Ist sie mit Zornes Eile hingefahren;
Zerschmetternd traf sie Roberts tapfres Herz,
Er fühlte nicht des Todes Angst und Schmerz.

57.

Sie riß dem starken Menardon vom Rumpfe
Die Rechte weg, da sie die Lunte schwang;
Er sinkt, und wie die Schlang' in ihrem Sumpfe
Sich zuckend wälzt, wenn's fester Hand gelang,

Mit schweren Steines Wurf sie zu zerschellen,
So wälzt er sich in seines Blutes Wellen,
Das mit dem Seegewässer sich vermengt,
Bis starrer Tod den lezten Hauch verdrängt.

58.

Wetteifer spornt die Unterwaldner alle,
Die jubelnd sich des guten Zeichens freu'n,
Rasch folget Bliz dem Blize, Knall dem Knalle,
Den Franken Schmerz und Schaden zu ernen'n.
Sieh Zelger dort, von Stanz, den kräft'gen Sennen,
Sein Blick scheint durch den Pulverdampf zu brennen;
Er will auf die gewalt'gen Batterien
Der Frankenflotte rächend Feuer sprühn.

59.

Jezt läßt er dem Verderben freie Zügel;
Sein schwerer Ball durchfliegt den luft'gen Pfad,
Getragen von des Feuers stürm'schem Flügel,
Trifft er zermalmend der Kanone Rad,
Zerschmettert Felgen, Nabe sammt den Speichen;
Sie stürzt, und Melas kann ihr nicht entweichen,
Nicht Düpont, der, zerquetscht von ihrer Wucht,
Dem qualenvollen Tode heult und flucht.

60.

Auch Obersteg, verachtend die Gefahren,
Steht dort am Strand, umwogt von Pulverdunst;
Ihn lockte schon in zarten Kindesjahren
Mit ihrem Zauberreiz die holde Kunst.
Dem Bache gleich, der zwischen milden Hügeln
Sanft murmelnd fließt und in getreuen Spiegeln
Die buntbeblümten Ufer, Flur und Hain
Verklärt durch seiner Fluth krystallnen Schein:

61.

So floß dem Seligen sein stilles Leben.
Was Schönes ihm gezeigt die reiche Welt,
Was schöpferisch der Geist ihm eingegeben,
Zum Bilde wird's, das jedes Auge hält.
Es schmückten seine kunstbegabten Hände
Der Kirchen prangende Gewölb' und Wände
Und der Altäre Blatt mit manchem Bild,
Das seiner Seele tief Gefühl enthüllt.

62.

Doch seit Nidwalden Kriegesschrecken drohen,
Vertauscht er gern den Pinsel um das Schwert;
Die süßen Bilder alle sind entflohen,
Die liebevoll sein Busen sonst genährt.
Aus seines Mörsers unerschöpftem Rachen
Fliegt Bomb' auf Bombe nach des Feindes Nachen,
Und ob ihm tausendfacher Tod entquillt,
Nie wird sein rachedürstend Herz gestillt.

(Die Fortsezung folgt.)

Die wandernde Kette.

(Beschluß.)

Der Prediger fuhr fort: „Was wollt ihr nun aber anfangen? Wollt ihr in gräßlicher Unempfindlichkeit Trost und Erleichterung suchen? das seyd ihr nicht im Stande: die Natur heischt ihre Rechte, und ihr werdet innerlich desto zerrissener seyn, je gleichgültiger ihr äußerlich erscheinen wollt. Glaubt ihr euch zu betäuben und mit euren Lastern zu prunken? Nein, so entartet seyd ihr nicht, um die Grundsätze einer christlichen Erziehung ganz aus dem Herzen zu verbannen. Schreckliche Momente werden euch überkommen, wo jene erzwungenen Gefühle euch verlassen, wo ihr es tief fühlet, daß die Verzweiflung ein schwacher Strohhalm ist, wo es gilt, sich vor den Uebeln dieses Lebens zu retten. Gedenkt ihr euch den Klagen, dem Aufruhr oder gar einer wilden Tobsucht zu überlassen? ihr würdet dadurch nur eure Lage verschlimmern und euch jede Pforte des Trostes und Heiles verschließen. Ich will euch ein einfaches und gewiß hülfreiches Mittel empfehlen. Euer Zustand ist wahrlich höchst traurig: gibt es ein größeres Elend, als Unglück und Verbrechen in Verschwisterung? aber das Mittel liegt hier neben dem Uebel: Unglück vermag Verbrechen zu sühnen. Es steht nicht in unserer Macht, ohne Fehl hienieden zu wandeln; aber wir vermögen Fehler wieder gut zu machen, und das einzige Mittel, das euch bleibt, ist, nach dem Beispiel des verlornen Sohnes, dessen Verirrungen auch die eurigen waren, in euch zu gehen, euch zu erkennen, euch zum himmlischen Vater zu wenden und euch an die Brust der ewigen Erbarmung zu werfen. Ich darf noch bemerken, daß ihr durch solche Gesinnungen sogar zeitlicher Vorzüge theilhaft werden könnt, daß nach der trefflichen Einrichtung unserer Gefängnisse, die Bereuenden mit Schonung behandelt werden, und daß Abänderung der Strafe, ja selbst Begnadigung früh oder spät dauerhaft gute Gesinnungen belohnen. Aber dies sind nur menschliche Tröstungen und untergeordnete Hülfsmittel zur Wiedererlangung eures Glücks. Was ich euch rieth, ist höherer Natur und von sichererer Wirkung. Wenn ihr euch in eure Lage fügt, wenn ihr mit Geduld alles Erniedrigende und Qualvolle derselben ertraget, wenn ihr mit anspruchlosem Muthe eure Buße vollbringt, so werdet ihr Tröstungen in eurem Innern finden, die ihr vergeblich außer euch suchen möchtet, so werdet ihr mit euch selbst und hiedurch wieder mit der Gesellschaft ausgesöhnt erscheinen. Dann könnt ihr auf's Neue die Achtung rechtlicher Leute gewinnen, denn gute Aufführung macht Alles Frühere vergessen; und endlich, wie kurz ist dieses Leben? Elend und Kummer werden das eure ohne Zweifel abkürzen, aber wenn die Todesstunde

naht, werdet ihr die Ruhe und den Frieden eines guten Gewissens empfinden; denn wahre Reue gebiert eine zweite Unschuld. Ja, meine Kinder, wenn ihr euch unter die Hand Gottes beugt, wird er euch wieder gnädig seyn, und wenn ihr einst vor ihm erscheinet, werdet ihr ihm eure Fesseln zeigen und eure Buße und eure Thränen, und er wird euch für Alles, was ihr gelitten, entschädigen durch eine Glückseligkeit, die ohne Ende ist."

Hier waren Aller Blicke auf die Verurtheilten gerichtet, welche heftig ergriffen zu seyn schienen. Tiefe Rührung malte sich auf allen Gesichtern und heilige Stille herrschte in den Reihen, die man ohne jene fürchterliche Ketten, ohne die bewaffneten Wachen, für eine treue, gottselige Dorfgemeine halten konnte, welche ihrem guten Pfarrer zuhört. Nur kurze Zeit währte jedoch dieser Eindruck. Bald vernahm man gräßliches Klirren; die einzelnen Kordons sezten sich in Bewegung, um bei dem Greffier des Gefängnisses vorbei zu defiliren, welcher denen, die Geld in der Kasse deponirt hatten, das Nöthige gab, um die Reisekosten zu bestreiten. Dies sind die Ersparnisse ihrer Arbeit, die sie während der Gefangenschaft verrichten. Viele hatten über hundert Franken erspart. Die, welche noch nichts besaßen, erhielten von dem Almosenier des Gefängnisses so viel, um die bevorstehende beschwerliche Reise zurücklegen zu können.

Den nächsten Morgen um fünf Uhr wurden die übrigen Verurtheilten, die in strengerem Gewahrsam gehalten wurden, gleichfalls an die Kette geschmiedet. Kaum hatten diese das eiserne Halsband um, als sie zu lachen und verruchte Lieder zu singen begannen. Sie schleppten einen armen Teufel mit sich fort, den sie fast umbrachten und der ihnen mit Gewalt entrissen werden mußte. Diese lezteren Verbrecher waren größtentheils aus Paris und zeigten sich als die Entartesten. Sie forderten alle andern zum Lärmen auf, und es schien nicht möglich, die frechste Schamlosigkeit weiter zu treiben. Man war daher darauf bedacht, sie von den andern getrennt auf einer eigenen Karre unterzubringen. Eine volle Stunde, die bis zu ihrer Abfahrt verstrich, heulten sie schnöde Weisen von eigener Komposition, die Alles enthielten, was der schändliche Sprachschatz der Gefängnisse an Schmutz und Gemeinheit bietet. Man nannte sich mehrere an dieser Kette mit Namen und schauderte dabei unwillkührlich zusammen, wenn man sich den fürchterlichen Menschen hier so nahe sah. Einer, Chonliac, der große Bandit genannt, flößte selbst mit Ketten belastet noch Grauen ein, und ein Anderer, Dufour, zeigte einen Blick, der nicht zu ertragen war. Am zehnten, um sieben Uhr Morgens sezte sich die Kette in Bewegung, ein Lieutenant, vier Sergeanten und eine angemessene Anzahl von Soldaten mit geladenem Gewehr dienten ihr zur Bedeckung. Eine große Menschenmasse hatte sich auch an diesem Morgen eingefunden. Die Kette zog gesenkten Hauptes durch die Menge, ausgenommen jene Rotte aus dem Seinedepartement, die sich durch Geschrei und Gesang bemerklich machte.

> Wir wandern zur Galeere,
> Als ging's zu Sieg und Ehre:
> Schon zog auf diesem Pfad
> Manch lustiger Kamerad.

So heulten sie im gräßlichen Chorus; und die glänzenden Kutschen, welche am Eingangsthore des Bicêtre hielten, und die eleganten Reiter folgten dem Zuge bis Villejuif. Besonders bemerkte man, wie die schönsten Damen den Kopf zum Schlage hinausbogen und, mit Gläsern bewaffnet, die Physiognomien der Elenden neugierig musterten.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, April.

Sterblichkeit unter der weiblichen Jugend.

Meine Beschreibung des Rousseaufestes ist nun in Ihren Händen. Eine Feier ganz anderer Art ergriff uns wenige Tage nachher. Wie dort das längst Verwes'te, Altgewordene und Mißhandelte, im Zwielicht von Genie und Mängeln Schillernde gleichsam wieder aus der Gruft gehoben, geehrt und erzen auf ein Postament erhöht wurde, so stieg hier das Reine, Schöne und Duftende aus vollathmendem Leben in's Grab; die zarte Blume, die am Morgen noch in voller Blüthe stand, hatte Abends schon ihren Kelch geschlossen und senkte ihn wieder der Erde zu. Es ist natürlich ein Mädchen, wovon ich spreche, aber die Ausgezeichnetste von Vielen, die neunzehnjährige Tochter unsers als Staatsmann und Diplomat, wie als Mensch gleich hochstehenden ersten Syndiks Rigaud; schön, gut, gebildet, wie Wenige ihres Geschlechts, seit Kurzem Braut, aber nun dem Tod angetraut, der sie in engem, kleinem Kämmerlein umfangen hält. Allgemein war hier die Theilnahme und Trauer über diesen Verlust, mehrere Tausend Personen folgten der Leiche, die auf allgemeines Verlangen nicht gefahren, sondern getragen ward, eine für den edlen Vater und das todte Mädchen hier gleich ehrenvolle und sehr seltene Auszeichnung. Die Zahl der Begleitenden wäre noch größer gewesen, wenn nicht Viele aus Uebermaß der Wehmuth den Anblick dieses Leichenzugs vermieden hätten. Das Mädchen starb an einem Uebel, dem unsere Aerzte noch keinen rechten Namen haben geben können. Manche nennen es paralysie du coeur, und wahr ist's, die kleine, zarte Uhr stockt gänzlich, steht still und erkaltet in kurzer Zeit; in acht bis zehn Stunden ist Alles vorüber. Andere Aerzte sprechen von Membranen, die sich im Gehirn erzeugen. So verloren wir diesen Winter mehrere junge Mädchen, und vorigen Sommer die liebliche Tochter des Konsuls R. aus Hamburg, die hier bei einem Geistlichen in Pension war. Der Vater kam, um sie in die Heimath abzuholen; er fand auch die Tochter blühend, schön und gut, sie ging jedoch nicht mit ihm, sondern zog eines andern Wegs, und der arme Vater mußte ohne sie zurückkehren. Woher auf einmal dies Wüthen des Todes in unserm Blumengarten, in dem sonst so gesunden, viele Schwächliche und Leidende stärkenden Genf?

In solchem Jammer gibt nur die Religion Muth und Trost, wie sie allein Gleichgewicht im Glück gewährt. Auch von Lezterm hatten wir kürzlich ein merkwürdiges Beispiel hier. In unserer ältesten, von Malan gestifteten Methodistengemeinde war unter andern auch Junot, ein junger Uhrmacher, der sich durch eine besonders schöne und begeisterte Sprache auszeichnete. Unter den vielen Engländern, die früher jenen Verein besuchten, war vor einigen Jahren auch Sir N., ein schon ziemlich bejahrter Mann, der durch Zufall in Malans Garten mit Junot in's Gespräch gerieth, und so von seinen schönen Worten ergriffen ward, daß er ihn mehrmals in seiner Werkstatt aufsuchte, sich da lang und angelegentlich mit ihm unterhielt und ihm bei dem lezten Zusammenseyn sagte: „Junot, ich verdanke Dir das Glück und Heil meiner Seele. Du hast mir den Frieden gegeben, den ich früher nie kannte und nirgends in der Welt fand; wenn ich sterbe, was nicht lange mehr anstehen wird, werde ich Dich nicht vergessen; gib mir Deine Adresse.“ Junot sagte Sir N. noch einige rührende Worte, und gab ihm dann auf einem groben Stückchen Papier seine mit Bleistift geschriebene Adresse. Der Engländer reiste hierauf ab und ließ seitdem — sechs Jahre lang — nichts mehr von sich hören.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, April.

(Fortsetzung.)

Das Christenthum in Paris. Geistliche Konferenzen.

Man hört oft behaupten, es sey weder Andacht, noch Religion mehr in Paris; die jungen Journalisten, welche die Moralprediger abgeben, versichern in den Feuilletons, der Himmel sey für das jezige Geschlecht ganz entvölkert, und es gebe für dasselbe nur noch einen Abgott, den leidigen Mammon; sonst sey alle Herzenserhebung weg, und überirdische Gefühle kenne man bloß aus der Erinnerung; die jezige Welt habe nur Sinn und Gefühl für ein bequemes, glänzendes, üppiges Leben. So schlimm ist es glücklicherweise noch nicht; die Sinnlichkeit hat ihre Anhänger schon seit langer Zeit, und an Ueppigkeit und Bequemlichkeit hat es in großen Städten nie gefehlt. Daß es noch viele andächtige Leute in Paris gibt, beweisen die sogenannten sonntäglichen Konferenzen in der Notre-Damekirche während der Fasten, und daß sich unter den andächtigen Leuten viele Reiche befinden, erhellt aus der Menge von schönen Kutschen, die man bei diesen Konferenzen auf dem Plaze vor jener Kirche halten sieht. Kaum erblickt man eine größere Menge bei der italienischen Oper, oder bei einer glänzenden Soirée in der Vorstadt St. Honoré oder St. Germain. Die geistlichen Konferenzen in Frankreich sind dogmatische Vorträge für den gebildeten Theil des Publikums; der französische Klerus legt viel Gewicht auf dieselben, denn sie sollen ein Mittel seyn, die der Kirche entfremdeten Weltleute wieder in dieselbe zurückzuführen, und den Eindruck der antireligiösen Schriften, welche im lezten Jahrhundert besonders dem Gottesdienste in Frankreich so außerordentlich geschadet haben, zu vertilgen. Sie sollen auch hauptsächlich dazu dienen, den Katholizismus aufrecht zu halten und den Protestantismus zu bekämpfen. Die Benennung Konferenz ist aber ganz uneigentlich; denn nur der Prediger spricht, macht Einwürfe und widerlegt sie; von Seiten der Zuhörer werden keine Einwürfe laut, weßhalb auch der Redner oder Prediger am Ende stets Recht behält. Während der Restauration hatte sich der Abbé und nachherige Bischof und Minister Frayssinous durch dergleichen Konferenzen einen gewissen Ruf erworben. Seine Vorträge bahnten ihm den Weg von der Kirche zum Ministerhotel, in welchem er späterhin sehr geschickt Billard spielte, und von wo aus er die jesuitischen Umtriebe im Unterrichtswesen begünstigte. Sie wurden damals gedruckt, und weil er eine mächtige Person im Staate geworden war, in den unterthänigen Zeitungen als Muster von Beredsamkeit herausgestrichen. Seit der Julirevolution war von solchen Konferenzen keine Rede mehr; aber jezt hat der Erzbischof den Zeitpunkt für günstig gehalten, die Konferenzen wieder zu beginnen, und in der That, wenn man den Zulauf zu denselben sieht, sollte man glauben, die Pariser hätten sich gewaltig nach denselben gesehnt. Sie werden diesmal von dem Abbé Lacordaire gehalten, einem noch jungen Geistlichen, welcher mit dem berühmten Abbé La Mennais die Zeitung l'Avenir schrieb und mit demselben nach Rom reiste, um ihre politischen und religiösen Grundsäze vor dem päbstlichen Stuhle zu vertheidigen. Beide kamen zusammen wieder zurück; aber von nun an gingen sie verschiedene Wege; Abbé La Mennais schrieb seine weltbekannten Paroles d'un croyant, und sein vormaliger Gefährte und Mitarbeiter Lacordaire schwur seine Meinungen ab und bestieg die Kanzel, um sich wieder zu dem Glauben des französischen Klerus zu bekennen, und was er seine vorigen Irrthümer nannte, zu widerrufen. Daher steht er wieder in gutem Rufe bei dem Erzbischofe. Abbé La Mennais aber wird vom ganzen Klerus verschrien. Die beiden Herren Abbé's werden schwerlich wieder eine Zeitung zusammen abfassen.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 93:

Sauerbronnen.

Räthsel.

Ich dien' in einem starken Heer,
Der Sold ist nichts, der Dienst ist schwer;
Und rasten wir von unsern Thaten,
Lieg' ich bei meinen Kameraden,
Und mische mich mit andern nie:
Ihr Zelt hat jede Kompagnie.

Gibt's was zu thun, so harr' ich still,
Ob das Geschick mich treffen will,
Mit zum Scharmützel auszurücken,
Laß ruhig in Reih' und Glied mich drücken,
Und seh' den fremden Nebenmann
Um gutes Einverständniß an.

Bald steh'n wir, so und so gepaart,
Im festen Viereck dicht geschaart.
Ob tausendmal mit herbem Risse
Der Chor an unsre Glieder stieße,
Wir stehen ihm mit einerlei
Und tausendstimmigem Feldgeschrei.

Und ist das saure Werk vorbei —
Geb' Gott, daß es nichts Dummes sey! —
So darf ich mich zu meines Gleichen
In unsre Kammer wieder schleichen;
Ich lege sacht mich auf das Ohr,
Und bin so klug als wie zuvor.

Z.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 13.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 100.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 27. April 1835.

Königin. — Die meinem Gram die Wage hielten,
Die ich vertrauend liebe, sind nicht hier,
Sie sind, wie all mein andrer Trost, weit weg,
In meiner Heimath.

Shakespeare.
Heinrich VIII.

Briefwechsel zwischen Marie-Antoinette und Kaiser Leopold II.

Es ist uns aus Paris von guter Hand ein Briefwechsel zwischen Marie-Antoinette, ihrem Bruder Leopold II. und mehreren bekannten Personen jener Zeit zugekommen, der kürzlich in den Pariser Archiven gefunden worden seyn soll. Die Dokumente enthalten zwar nichts, was sie aus Gründen der äußern oder innern Wahrscheinlichkeit geradezu verdächtig machte; indessen könnte doch auch unser Korrespondent hinsichtlich ihrer Aechtheit getäuscht worden seyn. Bevor wir daher Gelegenheit gefunden, unser Urtheil zu berichtigen, theilen wir nur die drei ersten Briefe mit, und behalten uns vor, die übrigen, nach den Umständen, später mitzutheilen oder zu unterdrücken. Sollte sich das Ganze als ein Produkt der Pariser Kunst erweisen, so wird das Folgende eben hinreichen, einen Begriff vom Ganzen zu geben, und immerhin auch für sich einiges Interesse behaupten.

* * *

Leopold II. an Marie Antoinette.

Den 2ten Mai (1791).

Theuerste Schwester, ich habe Euch schon lange nicht mehr geschrieben, nicht aus Mangel an Zuneigung, sondern weil es an sicherer Gelegenheit fehlt, die Briefe an Euch besorgen zu lassen, und weil ich fürchte, Euch zu kompromittiren. Gegenwärtiges Schreiben wird durch Herrn von Bombelles besorgt werden; ich kann seinem Eifer und seiner Ergebenheit für des Königs Dienst nicht genug Gerechtigkeit widerfahren lassen; er bringt diesen Brief dem Baron von Breteuil, der ihn Euch einhändigen wird.

Welch aufrichtigen Antheil ich an Eurer und des Königs Lage nehme, und wie sehr ich wünsche, Euch zu etwas behülflich zu seyn, davon dürft Ihr Euch überzeugt halten. Wenn ich unthätig bleibe, geschieht es nur aus Besorgniß, ich möchte in meinen Kombinationen nicht Eure Ansichten treffen, die ich nicht kenne. Man hat mir versprochen, es soll Jemand aus Frankreich kommen mit Instruktionen, man werde mir Eure Gesinnungen schriftlich zu wissen thun; bis jetzt ist keines von beiden geschehen, ich traue dem — nicht. Ich habe Calonne gesprochen, er ist beim Grafen von Artois und feuert ihn zu Unternehmungen an. Bis jetzt habe ich, von Herrn von Bombelles unterstützt, den Grafen von Artois im Zaume gehalten, da ich jede vereinzelte Unternehmung für gefahrbringend halte. Aber er will jetzt Italien verlassen und sich zu Namur in den Niederlanden aufhalten, und ich wollte und konnte ihm die Erlaubniß hiezu nicht abschlagen. Das ist Alles, was ich

Euch bis jezt sagen kann. Ich verspreche Euch, nie einen Schritt zu thun, als im vollkommenen Einverständniß mit Euch, und Euren und des Königs Ansichten gemäß. Aber, ich beschwöre Euch, findet irgend ein Mittel auf, wie Ihr, ohne Euch bloß zu geben, mich von des Königs und Euren Absichten in Kenntniß setzen könnt, von Euren Plänen, was ich thun und nicht thun soll, welche Personen Euer Vertrauen haben, daß ich ihnen glauben kann, wenn sie in Eurem und des Königs Namen sprechen; denn Jedermann beruft sich auf Euch, und Ihr fühlt wohl, daß unter den obwaltenden Verhältnissen ich mich bei Eurer bedrängten Lage und dem Verlangen, Euch zu dienen, in der peinlichsten Verlegenheit befinde. Lasset mich auch wissen, welches Benehmen ich dem Grafen von Artois gegenüber zu beobachten habe und was ich ihm sagen soll. Haltet das viele Fragen dem Verlangen zu gut, Euch die wahre, aufrichtige Anhänglichkeit zu beweisen, womit ich bin und mein ganzes Leben seyn werde rc.

Marie Antoinette an Leopold II.

Den 1sten Juni 1791.

Herr von Dur... hat uns dieses Papier von Euch gebracht, lieber Bruder; es führt keine Unterschrift, und der Inhalt ist von solcher Wichtigkeit, daß wir nicht unterlassen können, troß der Redlichkeit des Ueberbringers, Euch zu fragen, ob das wirklich Eure Ansichten sind. Unbeschreiblich fühlen wir uns gerührt, daß Ihr Euch so warm unserer Sache annehmt. Die Gefühle des Grafen von Artois sind uns werth, aber wir glauben, daß jede feindselige Aeußerung, jedes Unternehmen, so lange wir in Paris sind, uns auf das Schrecklichste gefährden würde, wenn man auch ganz Paris für unsere Personen verantwortlich machen wollte. Die ehrlichen Leute möchte vielleicht diese Verantwortlichkeit binden, aber sie selbst werden von Brigands und Schurken beherrscht, die keinen Zügel kennen, die sich nimmermehr im Zaume halten ließen und nicht fähig sind, das ganze Gewicht einer solchen Verantwortlichkeit zu fühlen. Außerdem nimmt dieses Projekt dem Könige alle Einwirkung, und um aus dieser Krisis zu kommen, muß gerade der König durch Kraft und Muth imponiren.

Demnach verharren wir fest auf unserem früheren Entschluß: wir haben durch Herrn von Mercy und den Baron von Breteuil die Bitte an Euch gelangen lassen, und wir sprechen sie nochmals aus, acht- bis zehntausend Mann jeden Augenblick disponibel zu halten. Wenn einmal der König an sicherem Orte und in Freiheit ist, dann wird er mit Erkenntlichkeit und größter Freude alle Mächte sich auf seine Reklamation vereinigen sehen, um die Gerechtigkeit seiner Sache thätig zu unterstützen, und ich für meinen Theil werde mich um so glücklicher fühlen, da wir ihre Unterstützung Euren Bemühungen, Eurer sorgenden Liebe werden zu verdanken haben. Herr von Bombelles wird Euch wahrscheinlich durch Herr von Breteuil zugesendet worden seyn: Ihr könnt Allem, was er Euch von uns und in unserem Namen hinterbringt, vollkommenes Zutrauen schenken. Seitdem habe ich Euch durch dieselben Personen Briefe geschickt, sie werden Euch hoffentlich zugekommen seyn.

Für den Grafen von Artois würden wir keine Geheimnisse haben, wenn er nicht von Herrn von Calonne und dem Prinzen von Condé umgeben wäre, in die wir nie Zutrauen setzen werden. Ihr seht demnach, theurer Bruder, wie wichtig es ist, daß Ihr unsere Briefe dem Grafen von Artois nicht mittheilet.

Der Mann, der Euch diesen Brief bringt, ist sicher und treu, allein er kennt den Inhalt nicht. Ich bitte, ihn auf's Schleunigste zurückzusenden; wir haben Eile, nach dem 20sten fänden wir vielleicht die Mittel nicht mehr, unser Projekt * auszuführen. Ich umarme Euch von ganzem Herzen.

* Die bekannte Reise, auf welcher der König zu Varennes verhaftet wurde.

Nidwalden.

(Fortsetzung.)

63.

Dem Lämmergeier gleich, der, Raub zu spähen,
Zuerst empor in blaue Lüfte dringt,
Doch, wenn sein scharfer Blick die Beut' ersehen,
Sich blitzgeschwind in's Thal hinunter schwingt:
So schwebt sein Ball auf brausendem Gefieder
Erst himmelan, so stürzt er dann sich nieder;
Bevor der Gegner seinen Fall entdeckt,
Liegt er bereits zerschmettert hingestreckt.

64.

Siehst du dort mitten im Gewühl der Flotte
Den Nachen, der von Volk und Waffen starrt?
Dort fährt die Bombe nieder in die Rotte,
Die das Gestad zu stürmen sehnlich harrt.
Wie manchmal aus des heitern Himmels Ferne,
Vielleicht entsandt von unbekanntem Sterne,
Ein Meteorgestein auf diese Welt
Urplötzlich, rings zernichtend, niederfällt:

65.

So stürzt sie und zermalmet Mallots Stirne,
Die fruchtlos sich mit ehrnem Helme deckt;
Von seinem Blut und berstenden Gehirne
Wird rings der Kampfgenossen Schaar befleckt.

Dann, wie der Blitz sich Bahn bricht, mit Geschmetter
Entfährt sie durch des Nachenbodens Bretter,
Erschafft im Augenblick ein rundes Thor,
Und plötzlich sprizt die Wassersäul' empor.

66.

Und höher stets im engen Raum sich schwellend,
Steigt Fluth zum Knöchel schon, zum Knie heran;
Jezt bricht die Woge über Bord, und gellend
Erschallt der Krieger Wehgeschrei im Kahn.
Im tiefen Strudel wälzen sich die Franken;
Die klammern sich an ihres Schiffes Planken,
Die suchen schwimmend naher Flöße Rand,
Zu fassen die gebotne Freundeshand.

67.

Zur Küste treiben Manchen Wind und Fluthen;
Vergebens ringen sie zu widerstehn,
Und scheuen sie, am Feindesstrand zu bluten,
So müssen sie im Trichter untergehn;
Und klammern Andre sich an rüst'ge Schwimmer,
So schwindet bald der Hoffnung lezter Schimmer,
Weil sie die Kriegstracht hemmt und niederzwingt,
Und beide so das nasse Grab verschlingt.

68.

Und schau! schon folgt der zweite Schreck dem ersten:
Der Künstler sendet seinen Ball dorthin
Zum fernsten Floß; du siehst ihn stürzen, bersten,
Erz, Feuer, Tod nach allen Seiten sprühn.
Ha! welch Verderben, welch Entsetzen walten
Im Raum, wo, von der Knechte Hand gehalten,
Die stolze Schaar der Kriegesrosse schnaubt,
Und sich der Troß in Sicherheit geglaubt!

69.

Erdbeben schreckt aus süßer Ruhe Träumen
So furchtbar nicht, als hier der Bombe Fall.
Dort stürzt getroffen Roß und Mann, dort bäumen
Die Pferde sich mit Wuth, erschreckt vom Knall;
Das hat in Angst die Zügel durchgebissen
Und sich des Führers starrer Faust entrissen,
Aufschlagend röthet dies den Huf mit Blut,
Und jenes wirft sich rasend in die Fluth.

70.

Doch Obersteg hat wieder Tod geladen,
Ein neu Verderben ist dem Feind gereift.
Wie ein Komet auf ungemessnen Pfaden,
Des Volkes Schreck, durch finstre Nächte schweift:
So fliegt sein Ball und reckt sein Gluthgefieder,
Und stürzt sich mitten in die Wagen nieder,
Mit Pulverlast und Kugelsaat beschwert,
Die des Geschützes Zorn bisher genährt.

71.

Das Pulver wird im Nu vom Feu'r ergriffen,
Und Knecht und Rudrer, Floß und Wagen brennt;
Hoch wallt der See und brandet in den Riffen,
Es kracht, als stürze jach das Firmament.
In alle Winde flieh'n die glüh'nden Trümmer,
Den See bedecken hingestreute Schwimmer,
Der Abgrund schluckt sie, auf ihr tiefes Grab
Wälzt sich des Dampfes Leichentuch herab.

72.

Doch wie sich mählich nun die schwarze Wolke
In Streifen theilt und durch die Sonne bricht,
Sieht Schaumburg forschend um nach seinem Volke,
Und alles Unheil offenbart das Licht.
Auf seinem Antlitz lodert heiß die Schande,
Der Zorn zerreißt der Feldherrn-Vorsicht Bande,
Er ruft mit bleichem Mund: „Zum Strand hinan!
Längst hat das Feuer Pforten aufgethan!

73.

Ihr Trommeln, wirbelt! flattert stolz, ihr Fahnen!
Im Sturm hinan! Trompeten, ruft den Muth!
Durchfliegt, ihr Flöß' und Nachen, eure Bahnen!
Zertheilet, wie des Meeres Hai, die Fluth!
Seht, wie die flachen Küsten dort euch laden!
Dort reiß' euch Rache hin auf Ehrenpfaden!
Der Franken Tapferster sey der geschäzt,
Der seinen Fuß zuerst an's Ufer sezt."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

(Beschluß.)

Die geistlichen Konferenzen. Die église française.

Bei der ersten Konferenz bezeigte sich Abbé Lacordaire außerordentlich demüthig, und wagte kaum, wie er sagte, die Ehre anzunehmen, die ihm der Erzbischof dadurch erwiesen, daß er ihn zum Konferenzprediger außersehen. Es sah in der Kirche sonderbar aus. Da die Konferenzen nur für Männer gehalten werden, so waren sie in dem mittlern Schiffe der Kirche wie in einer Art von Gehege vereinigt, und die armen Damen, gegen welche man sonst überall in Paris so galant ist, mußten außerhalb des Geheges oder Geländers stehen oder sitzen, und sich behelfen, wie sie konnten.

Fast die ganze legitimistische oder alt-royalistische Partei war da; denn diese ist es besonders, welche sich zu Fuße und in Kutschen zu den geistlichen Konferenzen drängt, und hier einen Vereinigungspunkt findet, an welchem es ihr sonst ziemlich gebricht; weßhalb die Konferenzen des Abbé Lacordaire auch vorzüglich in den Tageblättern dieser Partei gelobt werden. Vermuthlich um die Stimme des Redners zu schonen, da das Gewölbe der Kirche sehr hoch ist, hatte man die sonderbare Vorkehrung getroffen, ein Tuch über dem Predigtstuhl bis zu den gegenüberstehenden Pfeilern zu spannen. Die Konferenz bekam dadurch ein gewaltig düsteres Ansehen, und nur die Damen außerhalb des Geheges standen in ihrem natürlichen Lichte. Wer diesen akustischen Einfall gehabt, weiß ich nicht. Bei der zweiten Konferenz war das Tuch nicht mehr über dem Predigtstuhl, sondern demselben gegenüber ausgespannt. Auch hier hatten die Physiker der Notre-Damekirche fehl geschossen, und bei der dritten Konferenz wird das Tuch wohl ganz wegfallen. Uebrigens hielt sich der Redner in dem alten Gleise der französischen Theologie und Dogmatik: die katholische Kirche sey einig in ihrer Lehre, die Protestanten weichen in ihren Meinungen von einander ab und können sich nicht unter einander verständigen; ergo sey die katholische Kirche die wahre, die unfehlbare. Alles Reisen, alles Zusammenleben mit dem genialen La Mennais, alles Nachdenken über die verschiedenen Religionen scheint den Abbé Lacordaire nicht weiter gebracht zu haben, als er zuvor stand, oder nach vielem Umherschweifen ist er wieder zu seinem alten Standpunkte zurückgekehrt. Indem sich nun der Erzbischof freut, so viele Leute zu den von ihm angeordneten Konferenzen hinzuströmen zu sehen, wird doch auch die Kirche des von ihm gehaßten Abbé Chatel und die des Abbé Auzon nicht leer. Lezterer fährt fort, seinem Gottesdienste einen politischen Anstrich zu geben. So feierte er am 20sten März ein Seelenamt zum Andenken des jungen Napoleon, und hielt eine Leichenrede auf ihn. Für den Abbé Chatel wird in der St. Maurstraße eine kleine Kirche gebaut, und zwar auf Kosten eines begüterten Geistlichen, der ihm beisteht. Was doch aus dieser Eglise française noch werden wird! Sie hat Bestand, und scheint einem Theile des Pariser Publikums zuzusagen. Bis jezt fehlen ihr aber zwei Dinge: eine volle Anerkennung von Seiten der Regierung, welche dieselbe bloß duldet, und leicht unter einem polizeilichen Vorwande diesen Gottesdienst verbieten könnte, wenn ihr viel daran gelegen wäre, und dann ein Einkommen zur Besoldung der Kirchendiener und zur Bestreitung der übrigen Kosten. Bis jezt begnügt sich die neue Kirche mit dem Einsammeln fremder Gaben, und läßt sich nicht, wie die katholische in Paris, für Einsegnung der Heirathen und für Todtenämter theuer bezahlen, und dies mag wohl ein Grund seyn, weßhalb manche Leute aus den ärmern Klassen sich an diese neue Kirche wenden bei Heirathen, Taufen und Beerdigungen, ohne sich darum zu bekümmern, ob dies eine rechtmäßige Kirche ist oder nicht. Als neulich auf einem Dorfe neben Paris ein Mädchen starb, welches dem neuen Gottesdienste beizuwohnen pflegte, und der Dorfpfarrer sich weigerte, der Beerdigung vorzustehen, wurde von den Einwohnern ein Geistlicher aus der neuen Kirche geholt, und das ganze Dorf wohnte der Beerdigung bei. Die Chatelsche Kirche ist also gleichsam eine Opposition im Kirchensache, und wird desto mehr Ansehen gewinnen, je unkluger sich die katholische Geistlichkeit in Paris benimmt. So pflegt es mit allen Oppositionen zu gehen. Sie lehren Klugheit und Vorsicht, und verachtet die Majorität diese Lehren, so kommt die Opposition oben an zu stehen.

Dg.

Genf, April.

(Beschluß.)

Der fromme Millionär.

Junot verheirathete sich bald darauf mit einem armen, aber frommen Mädchen seiner Gemeinde, arbeitete mit ihr fleißig und treu, so daß es ihnen und ihren Kindern bei ihren bescheidenen Ansprüchen an's Leben wohl ging. Von Malans Kirche wandte er sich später zu Empeyta's Gemeinde und Betsaal auf dem Bourg-de-four. Vorige Woche läßt ihn der Bankier H. zu sich bitten und sagt ihm mit Vorsicht und einiger Verlegenheit: „Herr Junot, ich habe eine Nachricht für Sie aus England: erinnern Sie sich des Sir N., der vor einigen Jahren hier war?“ — „Allerdings; geht es ihm wohl? wo ist er jezt?“ — „Ja, es geht ihm gewiß wohl; denn hochgeachtet von Allen, die ihn kannten, wegen seines reinen Wandels, ist er kürzlich dort gestorben.“ — „Dies schmerzt mich sehr, doch ist ihm wohl im Herrn; aber was steht zu Ihren Diensten, Herr H.?“ — „Was würden Sie sagen, Herr Junot, wenn Sir N. Sie bei seinem Tod mit einer bedeutenden Summe zum Erben eingesezt hätte?“ — „Mich? nun, ich würde es tragen, denn Gott hätte es gegeben.“ — „Sie erben fünfzigtausend Franken von ihm.“ — „Eine schwere Last, doch, wie Gott will.“ — „Wären Sie auch auf ein Mehreres gefaßt?“ — „Wenn mich Gott prüfen will, ich halte still.“ — „Nun, so fassen Sie sich! Sie sind der einzige Erbe des ganzen großen Vermögens, das Sir N., ohne Kinder und nähere Verwandte, vor Kurzem hinterlassen hat; es beträgt wenigstens sechs Millionen Franken; ich habe alle nöthigen Papiere darüber von London empfangen, und erwarte nun Ihre Bestimmungen, um das Geld von daher zu beziehen.“ — „Wie Gott will! es ist Satan, der mich versucht, aber es soll mir mit des Herrn Beistand wohl gelingen, seinen Fallstricken zu entgehen; der Herr erbarme sich nur meiner armen Kinder, daß sie sich von dem schnöden Mammon nicht verderben lassen.“ — Junot war bisher troz allem Zureden nicht zu bewegen, das Geringste an seiner Lebensart zu ändern, und was noch mehr zu verwundern ist, seine Frau theilt ganz seine Ansicht. Nach wie vor trägt sie den grobtuchenen, dunkelbraunen Mantel, den engen, schwarzen Hut mit gescheiteltem Haar und den kleinen Henkelkorb. Nach wie vor gehen sie täglich früh an die Arbeit in den Ateliers von François und Lecoultre, wo sie seit Jahren beschäftigt sind. Um eilf Uhr geht die Frau nach Hause, um nach den Kindern zu sehen und eine gute Suppe zu bereiten, die sie dann ihrem Mann selbst in ihrem Korb bringt. Nach wie vor bewohnen sie in einer Vorstadt ein kleines Quartier für 150 Franken, und haben gar keine Lust, es aufzugeben. Sie sagen: „In unserm Leben soll Alles bleiben, wie es bisher war, sonst bekäme Satan gewiß Gewalt über uns; er will uns locken, eine Kleinigkeit nach der andern zu verändern, und am Ende unsere Ruhe und unsern Frieden aufzugeben.“ — Bei diesen Gesinnungen Junots ist gar nicht abzusehen, was er mit seinen Millionen anfangen will. Wahrscheinlich wird er damit beginnen, der Empeyta'schen Gemeinde ein Bethaus zu erbauen, das ihr bisher immer noch abging. Wahrhaftig, wenn der Methodismus solche Schüler zieht, so leistet er mehr, als viele Kirchen und als alle Lehrstühle der Weltweisheit zusammengenommen!

Beilage: Literaturblatt Nr. 43.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 101.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 28. April 1835.

Que l'insipide symétrie
Règle la ville qu'elle ennuie,
Que les tems y sont concertés,
Et les plaisirs mêmes comptés!

Gresset.

Zeitbilder aus Paris.

Longchamps.

Die Promenade nach Longchamps ist aller Orten bekannt; allein Viele lesen Jahr aus Jahr ein von ihren Herrlichkeiten, von den schönen Frauen und Moden und Pferden, die man da sieht, viele sogar tummeln sich selbst mitten in diesem bunten Gewimmel von Fahrenden, Reitenden und Fußgängern, und wissen weiter nichts über den berühmten Spaziergang, als daß er am Eingange der Champs-élysées beginnt, daß man zum einen Gitter der Barrière de l'Etoile hinaus- und zum andern wieder hereinfährt, und dann, wenn man glaubt, noch nicht gehörig gesehen zu haben, oder gesehen worden zu seyn, und kein Regenschauer die Menge auseinander jagt, die Tour von vorne wieder anfängt, und sofort, bis der Abend kommt. Ueber den Namen Longchamps, über die Entstehung dieser Wallfahrt werden daher dem Leser einige nähere Details willkommen seyn.

Da wo die Seine, nachdem sie Paris verlassen, ihre erste Krümmung macht, indem sie südlich einbiegt, lag ein Feld, welches um ein Bedeutendes länger als breit war, und daher Longchamps genannt wurde; hier ließ Isabelle, die Schwester des heil. Ludwigs, im Jahre 1260 mit großer Pracht eine Abtei erbauen, unter dem Namen Notre Dame de l'humilité. Diese der Demuth geheiligte Stätte ward bald eines der prunkendsten Klöster von Paris. Der König hatte seiner Schwester eine bedeutende Summe dazu geschenkt, 30,000 Livres Parisis, was ohngefähr 400,000 Franks nach dem heutigen Werthe des Geldes ausmacht. Die Prinzessin ließ sich selbst unter die Klosterfrauen aufnehmen und starb 1269; ihr Leichnam bewirkte eine Menge Mirakel, worüber Agnes, die erste Aebtissin, in ihrer Biographie Isabellens ausführlich berichtet. Blanche, die Tochter Philipps des Langen, wurde gleichfalls Nonne zu Longchamps. Der König, der seine Tochter zärtlich liebte, besuchte sie zuweilen und übernachtete wohl auch im Kloster, zumal bei hohen Festlichkeiten. Im Jahre 1320 erkrankte er daselbst; die Religiosen von St. Denis zogen in feierlicher Prozession, barfüßig heran und ließen den König ein Stück vom wahren Kreuze und einen Arm des heiligen Simeon berühren, worauf Se. Majestät genaß. Das Jahr darauf wurde Philipp auf's Neue krank und ließ sich nach Longchamps bringen, wo er verschied.

Außer den beiden genannten fürstlichen Personen ließen sich eine Menge Damen vom höchsten Range hier aufnehmen; es war eine königliche Stiftung, dabei die Lage sehr angenehm, nicht weit vom Hofe. In den spätern Zeiten ließen die vornehmsten Familien daselbst ihre Töchter bilden. Der Beitritt zu dieser Kongregation

wurde nur solchen Damen gestattet, welche Beweise eines alten, makellosen Adels beibringen konnten.

Unter Ludwig XIV. war Longchamps höchst wahrscheinlich noch nicht das Ziel einer allgemeinen Promenade in den lezten Tagen der Charwoche; Frau von Sévigné, welche öfters ihrer Tochter schreibt: „Madame *** hat die Charwoche in Longchamps zugebracht,“ würde nicht ermangelt haben, über die Moden, die sie gesehen, über die Damen, die am meisten brillirt, zu berichten. Ueber die Entstehung der Spazierfahrt ist uns Folgendes mitgetheilt worden. Zur Zeit, wo Ludwig XV. noch in seine Frau Maria Leczinska verliebt war, wünschte die andächtige Königin sich einige Tage in der Charwoche in Longchamps aufzuhalten. Auf so lange Zeit wollte sich Anfangs der König nicht von seiner Gemahlin trennen, da diese aber darauf bestand, so wurde ausgemacht, der König solle seine Gemahlin am Charfreitag Abend abholen; bei dieser Gelegenheit wurden die Lamentationen des Jeremias mit so viel Ausdruck und Salbung gesungen, und von so reinen, frischen, seraphischen Stimmen, daß sich der Monarch innigst gerührt fühlte. Im folgenden Jahre boten die Familien der Aebtissin und der Stiftsdamen Alles auf, den König zu bewegen, daß er abermals der Andacht des Charfreitags in Longchamps beiwohnte: er begab sich dahin mit der Königin, und der ganze Hof folgte. Von diesem Tage an wurde es Mode, am Charfreitage nach Longchamps zu fahren; die Stadt ging hin, um die Nonnen singen zu hören und um den Hof zu sehen; bald wurde die Andacht Nebensache, die Kleidung wurde weltlich, man sah Federn und Blumen auf den Hüten der Damen, Juwelen und reiche Stickereien und kostbare Stoffe, glänzende Equipagen, die schönsten Pferde; die Herzoginnen, Marquisinnen, die Frauen aus der höhern Magistratur überboten einander in diesem seltsamen, frommen Luxus, und die Financiers mit ihren Damen verdunkelten oft den Hof und den Adel. Da sah man die Duthé in einem Wagen, dessen Räder und Verzierungen von Stahl, wie Diamanten geschliffen, in der Sonne funkelten und solchen Glanz verbreiteten, daß sich das Auge geblendet senken mußte. Die Dubarry erschien einmal in einer Karosse, die ganz mit Silber eingelegt war; die Ornamente waren von den geschicktesten Goldarbeitern gefertigt worden. Die reichen Engländer kamen in diesen Tagen nach Paris und ließen ihre wunderschönen Pferde paradiren, die nicht selten mit silbernen Hufeisen beschlagen waren.

Die Aebtissin that das Möglichste, um diese Mode zu erhalten, und warb die besten Sängerinnen an, die nur aufzutreiben waren; man ging so weit, daß man junge Mädchen aus den untern oder Mittelklassen aufnahm, welche mit besonders schöner Stimme begabt waren. Paris erstaunte nicht wenig, als es eines Tags erfuhr, die Tochter eines Essigsieders sey Stiftsdame zu Longchamps geworden; das Mädchen sang wie ein Engel — heutzutage singen die Engel im Théâtre italien! Damals lieferte die große Oper nicht selten Virtuosinnen, welche unter dem Novizenschleier die Klagen des Jeremias sangen. So weit war es nach 600 Jahren mit Notre Dame de l'humilité gekommen; von da zur gänzlichen Zerstörung war nicht mehr weit. Der Revolutionssturm zertrümmerte das königliche Stift, und die Spazierfahrt nach Longchamps unterblieb eine Zeitlang. Unter dem Direktorium kam sie wieder auf; in der Charwoche bis zum Charfreitag Abend sah man die Alleen der Champs-élysées neuerdings mit Equipagen und reichen Toiletten bedeckt. Das Kloster und seine himmlischen Gesänge, der Hof und seine Pracht, das war freilich alles verschwunden; dafür sah man Parvenus und ihre Frauen in griechischen Gewändern, mit nackten rothen Armen und diamantenen Diademen auf der Stirne. Während des Kaiserreichs wollte Longchamps sich nicht recht machen; dem Helden gefiel bloß militärische Pracht, damals gab es Manövers und Paraden, und nach Longchamps zogen nur bescheidene Fußgänger, demüthige Fiaker, und nur dann und wann rollte eine Karosse dazwischen.

(Der Beschluß folgt.)

Nidwalden.

(Fortsetzung.)

74.

Er spricht's; und wie sich die gewalt'ge Welle,
Auf hohem Meer vom Sturmeshauch gethürmt,
Zum Strande wälzt in ungezähmter Schnelle
Und jezt hochbrandend das Gestad bestürmt:
So kommen des Geschwaders breite Schaaren,
Beschwingt von tausend Rudern, hergefahren;
Es schweiget das Geschütz, der Rauch zergeht:
Sieh da, des Heers graunvolle Majestät!

75.

Schon kann das Ohr der muth'gen Alpensöhne
Des fremden Führers Kampfgebot verstehn,
Hört drohender die kriegerischen Töne
Von Trommel, Pauk' und Horn herüber wehn;
Jezt kann ihr Blick genau die Kähne trennen,
Jezt Waffen, Tracht und Angesicht erkennen.
Doch Odermatt, Nidwaldens Stab und Hort,
Ermahnt die Seinen mit beherztem Wort:

76.

„Heran! die ihr mit den vertrauten Rohren
So oft durchdrangt der Scheibe engsten Kreis;
Jezt eifert, jene Räuber zu durchbohren!
Heut nimmt der Schütz den höchsten Ehrenpreis:

Die alte Freiheit gilt's, des Namens Ehre,
Und Rache für des Vaterlandes Zähre!
Euch lohnt, wenn eurem Blei der Gegner sank,
Ein keusches Weib und freier Enkel Dank!"

77.

Er ruft's, und hebt das krumme Horn zum Munde,
Das von der Schulter ihm zur Hüfte schwebt,
Und stößt darein, daß sich in weiter Runde
Gebirg und Thal vom Hirtenruf belebt.
Wie glüht der Schützen Herz, in Zornes Wettern
Die nahe Macht des Feindes zu zerschmettern!
Wie flammt ihr Feuer auf! wie wallt der Rauch
So dicht hervor aus Warte, Wall und Strauch!

78.

Und wie der hohe Zorn der stolzen Blitze
Der Armuth niedre Hütten übergeht;
Der stürzt sich auf des Berges Felsenspitze,
Der auf die Burg, die hoch als Herrscher steht,
Der schlägt das Haupt der königlichen Eiche,
Der fällt den Obelisk mit raschem Streiche:
So wählt ihr Blei im dichten Feindeskranz
Der Führer stolzes Haupt, der Herrscher Glanz.

79.

Latour, der Tapfre, glüht vor allen Franken
Auf kühn erkämpftem Feindesgrund zu stehn;
Latour, dem ehrenwerthe Lorbeerranken,
In manchem Sieg gepflückt, die Stirn umwehn.
Er rühmt, wo auch die Tapfersten verzagen,
Sich festen Schrittes in den Feind zu wagen;
Gern schleudert er für ew'gen Ruhms Gewinn
Des Lebens karge Lust dem Tod dahin.

80.

Ein elend Dorf im Schoße der Sevennen
Bewohnte seiner Väter arm Geschlecht;
Ihn soll mit Ruhm die fernste Zone nennen,
So will sein Stolz, vor eilt er im Gefecht.
Lang kämpft' er schon in nah'n und fernen Landen,
Er hat die Donner Valmy's fest bestanden,
Die narbenvolle Brust bewahrt die Spur
Von seiner Tapferkeit auf Lodi's Flur.

81.

Verachtend so Geschütz wie Feuerbränder,
Vom Fall der Kampfgenossen ungerührt,
Hat er, entlang zerschossenem Geländer
Des Adda-Stegs, das Heer zum Sieg geführt,
Zuerst der Brücke schmalen Pfad durchflogen,
Als links und rechts in blutgefärbten Wogen
Zu Tausenden versanken Mann und Roß,
Dahingerafft vom mördrischen Geschoß.

82.

Der spricht zu seiner Schaar: "O Siegsgenossen!
Hell winkt der Ruhm auf's Neu; rasch sey die Fahrt!
An jenem Strand, bald ist der Weg erschlossen,
Sind Ehrenkronen für den Muth bewahrt.
Du, Steurer, lenke dort nach jenen Bäumen,
Laßt, Rudrer, die zerrißne Welle schäumen;
Ihr Krieger, schließt euch helfend ihnen an,
Und wie Delphine furcht die weiche Bahn!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Mainz, April.

Mainz vormals und jezt.

Unter dem Schutze des segensreichen Friedens und einer weisen Regierung erhebt sich unsere Stadt immer mehr von dem Verfall, in welchen sie die öftern Kriege und Belagerungen gebracht hatten, und nähert sich wieder jenem Grade von Wohlstande, dessen sie unter der Kurfürstenzeit theilhaftig war, jedoch auf eine solidere, tiefer begründete Weise, als damals. Früher nannte man unsere Stadt das goldene Mainz; vergoldet wäre ein passenderer Ausdruck dafür gewesen. Der Wohlstand von Mainz war unter der Kurfürstenregierung ziemlich allgemein, das ist wahr; er war aber, da er nicht aus Handel, aus Gewerbfleiß, nicht aus eigener Thatkraft hervorging, an Bedingungen geknüpft, die mit jedem politischen Wechsel seinen Untergang nach sich ziehen mußten. Um den Kur-erzbischöflichen Hof von Mainz vereinte sich eine zahlreiche diplomatische Vertretung der ersten und meisten europäischen Kabinette; der reichste Adel von Deutschland, der seine ungemessenen Einkünfte von Außen zog, wählte seine Residenz an dem, dem Leben in allen seinen Phasen geöffneten kurfürstlichen Sitze; eine hohe und niedere Geistlichkeit, viele und reich dotirte Klöster und Stifter, deren Bewohner den weltlichen Luxus nicht verschmähten, ließen ihren Ueberfluß ausströmen und sorgten für die Armuth; eine mit Recht berühmte Universität trug mit ihrer von Jünglingen aus fast allen Theilen Deutschlands gebildeten Bevölkerung sowohl zur Aufklärung, als zum Wohlstande der Bürger bei; das Zunftwesen, noch an seine feudalistische Beschränkung gebunden, schützte den Handwerker vor störender Konkurrenz; die Staatsabgaben waren sehr unbedeutend; ein ausgezeichnetes Theater, eine vorzügliche Oper sorgten für Unterhaltung und Vergnügen; so sehr ein üppiges und verschwenderisches Leben die Großen und Reichen auszeichnete, so genügsam und mäßig war der Kaufmanns- und Gewerbstand in seinen Genüssen, seinen Bedürfnissen und in seinen gesellschaftlichen Ansprüchen, zwischen welche leztere die Aristokratie eine scharfe Scheidewand gelegt hatte, in welcher aber der sich von dem Adel und der Geistlichkeit nährende Bürger keine Fessel erblickte. So lebte man allerdings sorglos und ruhig in den Tag hinein, weil das Auskommen fast eines Jeden gesichert war, und alle Lebensbedürfnisse einen sehr niedern Preis hatten. Das Regiment des Krummstabes war mild; es herrschte nach den damaligen Begriffen viele Freiheit; Witz, Laune, Frohsinn charakterisirte schon damals, wie jezt, den lebenslustigen Mainzer; auch die Presse war frei, man begnügte sich aber

mit Reden und druckte nichts; nur vergriffene Katechismen und Gebetbücher wurden wieder frisch aufgelegt; Mainz mit seiner berühmten hohen Schule hatte keine einzige Buchhandlung; so vortheilhaft für den Handel, an dem stolzen Rhein, an der Mündung des Mains, an mehreren sich durchkreuzenden Hauptstraßen gelegen, kannte Mainz nur die Krämerei, hatte keine Fabriken, keine Schifffahrt, keinen Sinn für höhere Merkantilspekulationen.

In Folge der allgemeinen Erschütterung aller alten Verhältnisse durch die französische Revolution wurde der kurfürstliche Hof von Mainz vertrieben; die Geistlichkeit verarmte bei Aufhebung der Klöster, der Adel wanderte aus, alle ehemaligen Quellen des Wohllebens versiegten, die Bürgerschaft wurde auf ihre eigene Kraft und Selbsthülfe angewiesen. Sie besann sich nicht lange, die ihr von der Nothwendigkeit und dem Schicksale gestellte Aufgabe zu lösen, und wie ihr dieses gelang, zeigen die gegenwärtigen Verhältnisse, in welchen wir leben, zeigt die fast gänzliche Umgestaltung unserer Stadt durch Neubauten und Verschönerungen jeder Art. An die Stellen mancher überflüssigen Kirchen und Klöster wurden Häuser erbaut; so steht unter andern an der Stelle der ehemaligen Dompropstei ein prächtiges Schauspielhaus für mehr als 500,000 Gulden; ganze neue Straßen sind erstanden, in einem einzigen Jahre fast hundert neue Häuser erbaut, und darunter palastähnliche Gebäude, zu deren Errichtung die frühern Dynasten einen Zeitraum von wenigstens dreißig bis vierzig Jahren gebraucht hätten; die schönsten, mit den ausgesuchtesten und reichsten Waaren versehenen Laden zieren die Hauptstraßen; wir haben Fabriken, deren Waaren sich bis in andere Welttheile Eingang verschafft haben; Handel und Gewerbe stehen in einem nie gesehenen Flor; fünf Buchhandlungen unterhalten mit eigenem Vortheil den geistigen Verkehr; wir haben ein reich bevölkertes, durch die Tüchtigkeit seiner Professoren und durch die von ihm gelieferten Resultate auch im Auslande vortheilhaft bekanntes Gymnasium, eine Realschule, so wie viele Privat-Erziehungsanstalten von verdientem gutem Rufe; für das Unterrichtswesen in den Provinzstädten und auf dem Lande ist gleichfalls durch den Oberstudienrath die beste Vorsorge getroffen; nicht minder ist für das materielle Wohl der Prediger und Lehrer gesorgt, die anständig besoldet sind und auch eine Wittwenkasse haben; den Fremden muß es in dieser Beziehung angenehm überraschen, wenn er unsere, in allen Richtungen mit Kunststraßen durchschnittene Provinz bereist und in jedem Dorfe die schönsten Gebäude für Schulhäuser und Pfarrwohnungen erkennt; auch die Künste werden nicht vernachlässigt: Malerei, Skulptur, Musik erhalten eine zarte Pflege, nicht minder andere Humanitäts-Anstalten, und so ist nicht zu verkennen, daß das geistliche und sittliche Streben unserer Stadt in einem kräftigen Aufschwung begriffen ist, so wie der Wohlstand derselben, der auf dem Princip eigenen Schaffens unter kluger Benutzung der zeitlichen und örtlichen Verhältnisse beruht, jenen der frühern Zeit nicht nur erreicht, sondern sogar überbietet, und daß wir nur der Ruhe und des anhaltenden Friedens bedürfen, um unsere geistige und materielle Existenz immer mehr zu konsolidiren.

London, April.

Deutsche Produkte und deutsche Sprache in London.

England und die Engländer — worunter ich die meerumgürtete Insel und das britische Volk, nicht das so benannte Buch des im Parlamente immer noch schweigsamen Bulwer meine — haben in Deutschland viele Gegner, um nicht zu sagen, Feinde. Gleichwohl, sollte ich glauben, muß eine Bemerkung, die ich eben im Begriff bin, hier niederzulegen, weil sie dem nationalen Stolze schmeichelt, dem feindseligst gesinnten Deutschen Freude machen. Und diese Bemerkung ist keine andere, als daß die Anerkennung deutscher Vorzüge sich immer weiter über England verbreitet, und selbst in allen Zweigen des Handelsverkehrs immer bemerkbarer wird. Vor wenigen Jahren noch konnte der Deutsche durch die Straßen Londons wandern, ohne durch einen ausgehängten deutschen Handelsartikel an sein Vaterland erinnert zu werden; desto öfter begegnete er dem Aushängeschilde: französisch. Seit den lezten Jahren, und wie es scheint, in steigender Progression, tritt das Französische zurück, das Deutsche vor, und in allen Straßen erblickt man hinter den spiegelnden Prachtscheiben der Gewölbe allerlei als deutsch empfohlen. Der Fleischhauer, unter dessen Gewölbe das Klipp Klapp einer Dampfmühle die unablässige Wurstfabrikation verräth, rühmt die deutschen Würste, und nicht er allein, auch der italienische Waarenhändler, der seinen Wurstbedarf aus der Mühle des benachbarten Fleischhauers bezieht, legt auf die ausgestellten Exemplare Zettel, welche dieselben mit true german saucages als veritables deutsches Fabrikat bezeichnen. Der Bäcker folgt dem Beispiele des spekulativen Handwerksgenossen und schreibt auf eine elegante Schachtel mit großen Buchstaben: true german cakes, ächte deutsche Kuchen. Indem ich aber diese beiden Artikel hervorhebe, bin ich weit entfernt, auf die nahrhafte Nationalleidenschaft der Deutschen für Wurst und Kuchen einen Schein von Lächerlichkeit werfen zu wollen. Ich versichere, daß ich mehrere Male der Versuchung unterlegen habe, die Wahrheit der Bäcker- und Fleischhaueraufschriften zu prüfen, und mag ich auch nicht behaupten, daß ich die Würste so gut gefunden wie in Braunschweig, und die Kuchen so schmackhaft wie in Leipzig, so will ich doch kein Deutscher seyn — und das wäre mir schmerzlich — wenn Würste und Kuchen nicht just so aussehen wie in Braunschweig und Leipzig. Nein, die Ursache, warum ich gerade diese zwei Eßwaarkeiten herausgehoben habe, ist eine doppelte: einmal, zum Beweis, daß selbst die niedrigern Volksklassen eine Hinneigung zu Deutschland zu empfinden anfangen, denn sie sind vorzüglich die Wurst- und Kuchenkäufer, und zweitens, zum Beweis, daß andere Gründe für diese Hinneigung stattfinden müssen, als die deutsche Geburt der Königin, da diese weder ein Liebling der niedern Volksklassen, noch eine besondere Patronin der Bäcker und Fleischhauer ist. Hierin liegt also zugleich eine Widerlegung dessen, was die Tories sehr geneigt sind, als Beweggrund geltend zu machen. Dagegen mag es wohl zum Theil richtig seyn, daß die deutsche Sprache die jezt vielseitig ihr zu Theil werdende Beachtung, so wie ihre anerkannte Erhebung zur fashionabeln Sprache dem bemerkten Umstande verdankt. Ich sage absichtlich, zum Theil, und wünschte, mit auf Thatsachen gegründeter Ueberzeugung hinzusetzen zu können, zum kleinern Theile; denn zur Ehre der englischen Aristokratie und ihres Geschmacks will und kann ich nicht glauben, daß, wenn es auch solche unter ihr gibt, die sich der Mode wegen zum Erlernen des Deutschen entschließen, es doch Viele unter ihr geben sollte, die nach Besiegung der ersten Schwierigkeiten und nach der flüchtigsten Bekanntschaft mit der deutschen Literatur weniger durch ihren Werth, als durch die Forderung der Mode zum weitern Fortschreiten bewogen werden sollten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 34.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 102.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 29. April 1835.

Wenn sich der Held für seines Landes Freiheit
Verwegen aus dem Arm der Liebe reißt,
Da muß Sie Gott und seiner Kraft vertraun,
Und seine Ehre lieben als sein Leben.

Th. Körner.

Nidwalden.

(Fortsetzung.)

83.

Sie stimmen bei mit lautem Jubelschalle;
Schon sind im Nu die Ruder hergeschafft,
Der Nachen überfliegt die andern alle,
Sechs Arme rühren sich an jedem Schaft.
Die Welle saust, getheilt vom raschen Kiele,
In tiefer Furche gleitet er zum Ziele,
Das Ruder schallt, es stöhnt das Weidenband,
Der Rudrer keucht: so nahen sie dem Strand.

84.

Doch von des Thurmes altergrauen Zinnen
Schau'n Unterwaldens Söhne still und fest
Der Frankenschaar vermessenes Beginnen,
Wie Adler schauen aus dem Felsennest.
Hier regt in Jugendkraft die alten Glieder
Der greise Waser, der von Bürgen nieder
Mit sieben Söhnen in's Gefechte trat,
Und sie entflammt durch Wort und kühne That.

85.

Sein Eidam, Scheuber, späht durch's Eisengitter:
Schon zielt der rasche Frank von Wolfenschieß,
Und emsig laden ihre Büchsen Schmitter
Und Risi, der sein Weib in Thränen ließ.
O ihr, die reine Liebe jüngst verbunden,
Wie schlägt der wilde Krieg euch tiefe Wunden!
Er reißt vom treusten Herzen hier ein Herz,
Und wandelt freud'gen Fleiß in bangen Schmerz.

86.

Sie bat umsonst: „Geliebter Mann, verstoße
Mich Aermste nicht, die nur in dir gelebt!
Wo nicht, des Lebens schöne, das dem Schoße
Entkeimend, schon an's Licht der Sonne strebt!
Längst hat die Eltern mir das Grab verschlungen;
Wer schützt, wenn jene Horden eingedrungen,
Dein einsam Weib im rohen Kriegerschwarm,
Erlag im Kampfe fern der Retterarm?“

87.

Er aber spricht mit kaum gehaltnem Blicke,
Sein Arm umschlingt den doppelt theuren Leib:
„O, halte nicht mit Flehen mich zurücke,
Denn nie vergebens bat'st du, theures Weib!

Wo seines Feindes Arme nicht zu zählen,
Wie dürfte da ein Arm dem Lande fehlen?
Wenn Heimkehr mir dein rein Gebet bescheert,
Dann leb' ich dein und unsrer Väter werth!"

88.

Da holt sie selber ihm die Jägertasche
Und bringt die oft mit Preis gekrönte Wehr;
Holt dann der Traube Saft in voller Flasche,
Zur Taufe sonst gespart, geschäftig her;
Sie läßt das Schwert um seine Hüfte schweben,
Indeß aus tiefster Brust die Seufzer beben,
Und hält ihn fest, bis Horn und Waffensturm
Von allen Seiten ruft, von jedem Thurm.

89.

Das stürmt ihn fort. Sie aber sizt in Thränen
Im stillen Wohngemach am öden Tisch.
Des Abends Graun erneut ihr ängstlich Sehnen,
Im Schlummer schreckt sie banges Traumgemisch.
Doch wie die Schlacht entbrannt am frühen Morgen,
Entscheuchen bleicher Schreck und Muttersorgen
Sie dem bedrohten Haus am Seegestad;
Sie klimmt empor auf steilem Bergespfad.

90.

Kirsiten sind genannt die stillen Hütten
Am Bergesfuß, vom klaren See bespült,
Von aller Welt durch Felsen abgeschnitten,
Von hoher Bäume Schattendach gekühlt.
Nur über des Gebirges hohen Rücken,
Durch Buchenwald und finstre Felsenlücken,
Schlingt sich ein schmaler Pfad nach Stanz empor,
Fußwanderern des Dörfchens einzig Thor.

91.

Schwerathmend strebt sie diesen zu erklimmen;
Oft hält sie an und schaut mit scheuem Blick,
In dem der Wehmuth bittre Tropfen schwimmen,
Bald nach Stansstad, zur Heimath bald zurück.
Wie ihre Bürde an den Grund sie hefte,
Die Angst verleiht ihr stets erneute Kräfte:
So flieht das Reh, nach kurzer Ruhe, schnell,
Ertönt ihm näher Horn und Hundgebell.

92.

Jezt steht sie auf dem Bergeshaupte Bürgen,
Wo frei der Blick die Gegend überschaut,
Sieht tief im Thal des Krieges Männerwürgen,
Hört gräßlich Kampfgetös und Wehelaut:
Da trägt sie wieder fort der bleiche Schrecken,
In öder Felsenschlucht sich zu verstecken;
In's nahe Dörfchen steigt sie erst hinab,
Dem das Gebirg den eignen Namen gab.

93.

Dann klimmt sie an des Thälchens andrer Seite
Zu jenen Höhn, die Wald und Fels bedeckt;
Wie oft sie auch auf rauhen Pfaden gleite,
Sie sucht, bis ein Asyl sich ihr entdeckt;
Denn sieh: zum Schutz vor jeder Feindesrotte
Eröffnet das Gebirg ihr eine Grotte,
Von wilder Klippen starrem Wall umthürmt,
Von Laubgebüsch vor Späherblick geschirmt.

94.

Hier endlich sieht die Flücht'ge sich geborgen,
Hier bleibt sie. Nur die Brombeer im Gesträuch
Beut Kost ihr; mehr gesättiget von Sorgen,
Verweilt sie hier und lauschet stumm und bleich
Dem dumpfen Schlachtgetos' im tiefen Thale.
Doch labt die Hoffnung sie aus milder Schale,
Des Glaubens Strahl erhellt den trüben Sinn,
Und Andacht hebt die fromme Beterin.

(Schluß des ersten Abschnitts.)

Zeitbilder aus Paris.

(Beschluß.)

Unter der Restauration lebten eine Menge religiöser Ceremonien wieder auf, und der Hof selbst erschien bei solchen Gelegenheiten. Wer während der Regierung Karls in Paris war, hat Gelegenheit gehabt, den Monarchen bei der Prozession, welche unter dem Namen Voeu de Louis XIII. bekannt ist, mit der brennenden Wachskerze in der Hand hinter der Clerisei herziehen zu sehen. Der Hof beeilte sich, die Spazierfahrten nach Longchamps wieder aufzubringen, die sich bis jezt erhalten haben und noch immer äußerst glänzend sind. Jenseits der Barrière de l'Etoile, noch weiter als der Eingang in's Gehölz von Boulogne, befindet sich ein Meierhof, in dessen Nähe man einige Trümmer erblickt; diese Trümmer waren einst die Abtei Longchamps.

Die Promenade nach Longchamps ist jezt das Fest der Mode, das große Nationalfest der Franzosen, das Fest des Luxus und des Prunkes. Sobald die Karnevalsbelustigungen vorüber sind, fängt es an, sich der Phantasie der schönen Frauen und der Konversation zu

bemächtigen, und die Bestellungen in den Fabriken werden darnach berechnet. Der eisige Regen schlägt nicht mehr wider die Fenster, der Frühling hat die Rosenflügel entfaltet und wiegt sich auf den grünen und weißen Zweigen der Kirschbäume; die Pelze, der Atlas werden bei Seite gelegt, Frühlingsgewänder umhüllen blühende Gestalten. Für dieses Jahr gibt es eine Menge neuer Zeuge: hier funkelt der seidene Doréas mit seinen langen Tulpen und Rosensäulen, oder mit großen Carreaux von bunten Blumensträußen; dort glänzt etwas ernster und bescheidener der Séos mit großem Laubwerk, Blau und Lila, Blau und Rosa, oder Grün und Weiß. Grün und Weiß ist die Farbe der höhern Aristokratie, und der Faubourg St. Germain kleidet sich in Séos. Dann kommt la Palestrine und l'ogive und die Heliopolis, und wenn Ihnen das noch nicht genug ist, so will ich die ganze Musterkarte aufrollen: la fleurine pour toilette de coquetterie, mit einem entzückenden kleinen Bouquet in brochirtem Cadre, und le taffetas des Indes, und die Memphis d'été, und die Mazulipatans, und Leinwand von Smyrna, und Atlas aus Korsika, so luxuös und so reich, und la batiste-cachemire, so zart, so leicht, so lustig, und die noch zärtern und lustigern Sylphides, Stoffe von gewebtem Winde, mit Blumen vom brillantesten Effekte, und dazu kommen Shawls von Atlas, en crêpe d'Asie, en cachemire de Chine; und jezt bedaure ich nur, daß ich nicht das Talent des Schneiders Barde besitze, der bekanntlich eine Encyclopédie du tailleur herausgegeben, daß ich in der technischen Terminologie des Schneidergewerks nicht bewandert genug bin, um beschreiben zu können, welchen Schnitt die Roben bekommen, und wie man die Passe der Hüte trägt, und von welchem Stoffe die Bavolets gemacht werden; dann hätten Sie erst einen vollständigen Bericht über diese wichtige Epoche im Leben der hiesigen schönen Welt, und Sie sähen Longchamps vor sich, als wenn Sie dort wären.

Mittwoch und Donnerstag war wenig zu sehen; man vertröstete sich auf den Freitag. Die Roben von Fleurine lagen bereits in den Boudoirs der Chaussee d'Antin; die Fleurine ist der Lieblingszeug der Damen der hohen Finanz; der Faubourg St. Germain hatte seine grünen und weißen Prachtgewänder gerüstet, die Magazine der Rue Vivienne hatten Tag und Nacht an neuen Hüten gearbeitet, die neuen Kaleschen stralten in den Remisen und Mecklenburger und Engländer wieherten muthig durch die Nacht in den Ställen, daß die petites-maîtresses kaum Tages Anbruch erwarten konnten; und als er angebrochen, da erblickten sie etwas, worüber Einige einen Schrei des Entsetzens ausstießen, Andere ohne Weiteres ohnmächtig wurden und auf die Roben von Mazulipatans und Memphis d'été hinsanken. Schnee lag auf den Dächern, Schnee in den Straßen, Schnee in den Gärten, Schnee auf den Blüthenschaaren der Mandel- und Pflaumenbäume, Schnee überall, einen halben Schuh hoch! Die Hauptstadt schlug verwundert die Hände über dem Kopfe zusammen, die Jungen warfen Steine in die Bäume auf den Boulevards, daß der Schnee in Massen auf die Vorübergehenden fiel, und Witze wurden gemacht, und Gelächter schallte hinüber und herüber, daß man sich in der That keinen lustigern Charfreitag denken kann. Im Garten des Palais-royal hielten die Limonadiers, Restaurateurs und Glaciers reichliche Ernte: sie ließen den Schnee in Körben, auf Schubkarren, in Gießkannen nach Hause schaffen; „c'est une bénédiction du ciel, qui nous arrive," rief der dicke Restaurateur des Café du Périgord, und schaufelte die kostbare Gabe des Himmels zusammen, daß ihm der Schweiß von der Stirne lief, und führte eigenhändig mächtige Massen nach Hause. Den ganzen Winter über war kein Schnee gefallen, das Neujahr selbst war trocken vorübergegangen, das doch sonst gewöhnlich den Glückwünschenden den Spaß zu verderben pflegt und die Straßen zuschneit: nun kam auf einmal der Charfreitag und sezte dem Frühling eine weiße Perrücke auf; die sah gar wunderlich und possirlich aus, und es hätte auch weiter nichts zu sagen gehabt, wenn es nicht eben der Charfreitag gewesen, wenn nicht die lezte Hoffnung der Damen, der Dandy's und Fashionable's, der Schneider und Schneiderinnen und Modistinnen damit zu Wasser geworden wäre.

Die Folgen dieses Ereignisses sind unberechenbar. Erstens sind heute einige Tausend schöne Frauen höchst unglücklich, und machen ihren Männern die Hölle heiß, um sich am kalten Wetter zu rächen; auch ist es möglich, daß sie neue Anzüge haben wollen, daß sie die für Longchamps bestimmten vor Aerger nicht mehr ansehen mögen, daß sie den ganzen Sommer über sich entschädigen wollen, daß bei jedem Konzerte, bei jeder Oper, die sie sehen, bei jedem Déjeuner dansant, dem sie beiwohnen wollen, auf die Vorstellungen des Mannes behaupten, sie müssen sich für Longchamps entschädigen, und daß die Männer nichts darauf zu erwidern wissen.

Wie Viele, die Longchamps würden besucht haben, entschließen sich jezt in der Verzweiflung, nach St. Roche zu gehen und den Abbé Lecoeur zu hören! Einen schönern Namen für einen Damenprediger kann es in der That nicht geben; seine Eloquenz entspricht indessen nicht ganz diesem Namen: sie ist mehr tief und kühn, als rührend; der Abbé Duguerry in der alten Kirche St. Germain des Prés würde sich mit größerm Rechte l'Abbé Lecoeur nennen; er hat eine poetische Phantasie, zarte, liebliche Formen, und weiß sanfte Emotionen im Gemüthe zu erregen. Aber La Cordaire — wenn der gewaltige La Cordaire spricht, dann ist Notre-Dame de

Paris zu enge, dann macht man Queue, wie wenn die Beignets de Louis XV. oder Fich-tong-kang im Palais-royal gegeben werden. Auch auf das Votum der Kammer kann der heutige Schnee Einfluß haben: es ist möglich, daß Berryer's Rede darüber vergessen wird, und dann können Thiers, Guizot und der Herzog von Broglie, dann kann das ganze Conseil mit dem Restaurateur des Café du Périgord ausrufen: c'est une bénédiction du ciel qui nous arrive!

Korrespondenz-Nachrichten.

London, April.

(Fortsetzung.)

Deutsche Produkte und deutsche Sprache in London.

Ohne hier zu untersuchen, was die englischen Professionisten und Krämer veranlaßt, ihren Gewerbs- und Handelsartikeln das Beiwort deutsch anzuhängen, was das englische Publikum für das Deutsche plötzlich so eingenommen hat, und auf welcher Triebfeder der Entschluß der vornehmen Welt beruht, sich mit der deutschen Sprache zu befreunden, ein Beleg, daß in lezter Beziehung die Mode nur zum Theil wirksam seyn kann, dürfte aus der Theilnahme sich ergeben, welche, namentlich während der jezigen Season, einige deutsche Vorlesungen bei der sogenannten vornehmen Welt finden. Beträfen diese Vorlesungen Lappalien, so würde der Beweis an Kraft verlieren. Vorlesungen solchen Inhalts sind mir aber unbekannt, wenigstens glaube ich nicht, daß dahin die gerechnet werden darf, von welcher ich hier einige Worte sagen will, und die eines zahlreichern und vornehmern Auditoriums sich zu erfreuen hatte, als ihr wohl in mancher deutschen Stadt zu Theil geworden wäre. Ich meine die von Professor Key an der Londoner Universität über die nahe Verwandtschaft der alten deutschen Sprache mit den Sprachen des südlichern Europa angekündigte Vorlesung. Zuerst gab er eine Uebersicht der Länder, von denen es allgemein anerkannt ist, daß die daselbst geredeten Sprachen teutonischen Ursprungs sind. Sodann entwickelte er mit Wiz und Geschmack die Abgeschmacktheiten, in welche die frühern Etymologen aus Unkenntniß der wahren und richtigen Grundsäze der Etymologie verfallen sind, und verglich einige Proben sehr glücklich mit den Resultaten schlechter Wortspielerei. Aber hohes Lob spendete er dem unermüdeten Fleiße, dem regen Eifer und den seltenen Talenten des gelehrten Jakob Grimm, dessen System, wie er behauptete, auf unwiderlegbaren Daten ruhe. Zur Erläuterung des Gesagten warf Professor Key einen Blick auf die Sprachen des alten Griechenlands und Roms, und bewies durch eine große Menge beiden Sprachen entlehnter Wortbeispiele, daß nach Grimms Analyse der teutonische Ursprung derselben oder wenigstens ihre Ableitung aus der nämlichen Quelle, welcher das Teutonische entsprungen ist, keinem gegründeten Zweifel unterliegen könne. Im weitern Fortgange der Vorlesung erklärte er auf die interessanteste Weise die Versezung und Vertauschung eines Konsonanten gegen einen andern in gleichbedeutenden Worten völlig verschiedener Sprachen, und machte auf die daraus hervorgegangenen Folgen mit größter Anschaulichkeit aufmerksam. Zugleich zeigte er die wesentliche Uebereinstimmung der Konjugation des Perfekts in deutschen, lateinischen und griechischen Zeitwörtern, und wie auch die grammatischen Beugungen der Nennwörter, der Adjektive und Pronomen in jenen drei Sprachen von fast ganz ähnlichen Gesezen regiert werden. Hiernächst stellte er vier Grundsäze auf, von denen er behauptete, daß sie für Philologen auf der Bahn etymologischer Forschungen die unentbehrlichsten Führer, die untrüglichsten Leitfäden seyen, nämlich: die allgemeine Verbindung der Buchstaben, die vor- und die angehängten Buchstaben und Sylben, die Bedeutung der Wurzelwörter und deren Vergleichung unter einander. Eine ziemliche Anzahl Beispiele, die besonders darauf abzweckten, die Wahrheit des von Grimm aufgestellten Systems darzuthun, beschlossen die Vorlesung.

Es ist mir gar nicht unwahrscheinlich, daß deutsche Sprachgelehrte an dieser Skizze weder etwas Neues, noch etwas Tadelfreies finden dürften. Wann wären deutsche Schulmonarchen gerecht gewesen? oder wann hätten Philologen überhaupt und deutsche insbesondere je über einen Gegenstand geschrieben, ohne Alles zu verwerfen, was vor ihnen geschrieben worden war, und ohne fest zu glauben, daß ihren Schriften ein gleiches Schicksal nicht zu Theil werden werde? Allein meine Absicht bei Erwähnung jener Vorlesung war nur, einen Beleg für die Thatsache zu geben, daß gegenwärtig in England das Interesse an Allem, was deutsch ist, deutsche Politik und deutsche Presse nicht ausgenommen, sich sehr lebendig regt. Die bei Weitem größere Zahl der Zuhörer in jener Vorlesung waren Engländer; denn — beiläufig zu bemerken — unter den fünfzig- oder sechzigtausend Deutschen, die man in London zählt, befinden sich sehr Viele, die für deutsche Literatur viel thun könnten, und sehr Wenige, die auch nur wenig dafür thun, und ein deutscher Gelehrter, der nach London kommt mit der Hoffnung, bei seinen Landsleuten Aufnahme und Unterstüzung zu finden, wird bald von dieser Hoffnung, und wenn sie der einzige Anker war, an welchen er sein Schiff an Englands Küste legte, von England scheiden müssen.

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

Die für das Denkmal Schillers im März baar eingegangenen Beiträge betragen fl. 1079. 9 kr. Auch für den April sind die Aussichten sehr erfreulich. Ihre Majestät die Königin Pauline von Würtemberg haben mit einem Beitrage von 300 fl. dieselben zu eröffnen geruht, und es sind bereits mehrere bedeutende Beiträge schriftlich angekündigt. — Aus Rom ist von Thorwaldsen die bestimmte Zusage eingegangen, daß die Anfertigung der Statue Schillers keinen Verzug leiden soll.

Beilage: Literaturblatt Nr. 44.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 103.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 30. April 1835.

Diese Gesetze befahl, dies ewig bestehende Bündniß
Anfangs gleich die Natur.

J. H. Voß.
Nach Virgil (Landbau).

Von der Temperatur der Gewächse.

Nach Decandolle.

Betrachtet man das Gewächsreich in seiner Gesammtheit, so erstaunt man darüber, einzelne Pflanzen Temperaturextremen widerstehen zu sehen, welche von den gewöhnlichen Temperaturverhältnissen so weit entfernt sind, daß man meint, sie müßten durch dieselben getödtet werden. So z. B. sammelte ich in Balaruc Exemplare von Aster tripolium L., deren Wurzeln von Wasser bespült wurden, dessen Wärme 30 Grad Reaumur betrug. Ramond fand Verbena officinalis L. in Bagnères am Ufer eines Baches, dessen Wasser 31 Grad Reaumur Wärme hatte. Sonnerat sah in Ostindien den Vitex Agnus-castus L. bei einer Quelle von 61 Gr., und G. R. Forster fand den nämlichen Strauch am Fuße eines Vulkans der Insel Tanna, in einem Boden, dessen Temperatur 80 Gr. betrug. Adanson versichert, verschiedene Pflanzen wachsen am Senegal und bleiben grün, obwohl ihre Wurzeln in einem Sande stecken, dessen Hitze in gewissen Augenblicken 61 Gr. betrage. Desfontaines fand mehrere Pflanzen, die in der Nähe der heißen Quellen von Bona in der Berberei lebten, ungeachtet die Wärme jener Quellen 77 Gr. erreicht. Bei einem früher einmal im Pariser Jardin des Plantes stattgefundenen Brande eines Gewächshauses kamen alle Pflanzen um, das einzige Formium tenax (der neuseeländische Flachs) ausgenommen, dessen Blätter verbrannten, dessen Stock aber, ohne umzukommen, jener außerordentlichen Hitze widerstand.

Nicht weniger ausgezeichnet ist das Vermögen der Pflanzen, der Kälte zu widerstehen. So fand ich blühende Schneeglöckchen, welche, ohne daß sie dadurch zu leiden schienen, in eine dicke Eisschicht eingehüllt waren. Der Haselnußstrauch blüht im Februar und März, und erträgt, ohne zu leiden, bis zu 6 Gr. Kälte. Senebier sah Saubohnenblumen im Herbste eine Kälte von 5 Gr. ertragen, ohne daß sie dadurch zu leiden schienen, und der Winterhuflattig erträgt bis gegen 8 Gr. Kälte. Die Eiche hält im nördlichen Europa bis gegen 25 Gr. Kälte aus, ohne zu erfrieren, und die Birke bis zu 32 Gr., Andere sagen 36 Gr.; vielleicht steigt die Kälte sogar noch höher. Getreidekörner ertragen gleichfalls, ohne dadurch Schaden zu leiden, außerordentliche Kältegrade.

Aus solchen Thatsachen schlossen mehrere Naturforscher, die sich außerdem noch durch die Analogie mit einem Theile des Thierreichs hinreißen ließen, die Gewächse besäßen, durch ihre vegetabilische Lebensthätigkeit selbst, und um dadurch den Extremen der sie umgebenden

Temperatur widerstehen zu können, das Vermögen, ihre eigene Temperatur zu erhöhen oder herabzusetzen.

Buffon hat zuerst beobachtet, daß, wenn man im Winter Bäume fällt, das Innere des Stammes bei der Berührung, namentlich gegen die Mitte hin, warm erscheint. Er will sich davon überzeugt haben, daß jene Wärme nicht erst durch die Einwirkung der Axt auf den Baumstamm hervorgebracht werde. Horace Benedict de Saussure nahm wahr, daß der Schnee am Fuße lebender Bäume schneller schmelze, als am Fuße abgestorbener Baumstämme, wonach sich vermuthen läßt, erstere besitzen eine höhere innere Temperatur. Man suchte jene Beobachtungen genauer anzustellen, und John Hunter that dies zuerst. In ein eilf Zoll tiefes, in einen Nußbaum, dessen Stamm im Umfange sieben Fuß maß, schräg hineingebohrtes Loch brachte er ein Thermometer. Die Oeffnung des Lochs verkittete er und beobachtete nun den Gang des Thermometers. Es ergab sich, vieler Verschiedenheiten ungeachtet, daß dasselbe im Herbste eine Temperatur anzeigte, welche um zwei bis drei Grade höher war als die der äußern Luft. Johann David Schöpf in Neuyork und Clas Bjerkander in Schweden haben Hunters Beobachtungen wiederholt und ausgedehnt. Das Resultat ihrer Untersuchungen war, daß die Temperatur vom Herbste bis zum Frühling in einem Baume höher ist, als in der ihn umgebenden Luft, und daß sie im Gegentheil vom Frühlinge bis zum Herbst niedriger ist als leztere. Pictet und Maurice haben diese Beobachtungen in Genf mehrere Jahre lang wiederholt und die nämlichen Resultate erhalten; sie fügten aber noch eine eigene Beobachtung hinzu, die sehr wichtig ist, weil sie uns unmittelbar auf die Erklärung vorstehender Thatsachen führt. Sie steckten nämlich von mehreren Thermometern einige in den Stamm eines dicken Roßkastanienbaums und andere in verschiedenen Tiefen in der Erde, und sahen nun, daß die Schwankungen eines Thermometers, das die Temperatur im Innern eines Baumstammes anzeigte, merklich mit denjenigen eines Thermometers übereinstimmten, welches vier Fuß tief in der Erde steckte, sich also in der mittlern Tiefe der Baumwurzeln befand. Schübler hat in neuerer Zeit ähnliche Ergebnisse erhalten. Hermbstädt sah aus angebohrten Ahornstämmen den Saft im Monat Januar flüssig heraustreten, während der nämliche Saft gefror, wenn man ihn an die freie Luft stellte, woraus sich augenscheinlich ergibt, daß der Baumstamm um diese Jahrszeit wärmer seyn müsse als die Luft. Ein in den Stamm hineingebrachtes Thermometer bestätigte dieses Resultat, und Hermbstädt fand, daß der Baum + 1 Grad Reaumur zeigte, wenn die Lufttemperatur — 10 Grad betrug. Nach dem nämlichen Beobachter besitzen auch die Knollen und Wurzeln im Winter eine höhere Temperatur als die Atmosphäre; einige zeigten + 1 und + 1,5 Grad Wärme, wenn die Lufttemperatur — 6 und — 7 Grad R. betrug. Fleischige Früchte, wie z. B. Äpfel, nehmen die sie umgebende Temperatur schneller an.

Nach der Theorie der Leitungsfähigkeit und dem, was man vom Aufsteigen des rohen Nahrungssaftes, des Erdsaftes weiß, werden sich diese Thatsachen nicht schwer erklären lassen. Das von den Wurzeln eingesogene Wasser steigt im Stamme senkrecht in die Höhe und besizt die nämliche Temperatur, welche dem Boden in der mittlern Tiefe der Baumwurzeln zukommt; es ist also im Winter wärmer als die Luft, im Sommer hingegen kühler. Folglich muß es dadurch, daß es in den Baumstamm eindringt, diesen in der kalten Jahrszeit unaufhörlich erwärmen, und ihn in der warmen Jahrszeit in Vergleich zur Luft stets abkühlen.

Dieser Einfluß des Erdsaftes wird noch durch verschiedene Nebenumstände vermehrt, unter denen ich vorzugsweise die ansehnliche Verminderung der Ausdünstung anführe, welche während des Winters aus dem Blättermangel hervorgeht, so wie die beträchtlich größere Leichtigkeit, mit welcher die Sonne solche Stämme erwärmt, die nicht durch Blätter beschattet werden. Beide Umstände vereinigen sich mit der Hauptursache, um die winterliche Wärme und verhältnißmäßige sommerliche Kühle der Baumstämme zu erklären. Wir erwähnen noch Einiges zur Bestätigung dieser Ansicht.

Den Landleuten ist wohl bekannt, daß Bäumen und Kräutern mit oberflächlichen Wurzeln die Sommerhitze und Winterkälte mehr schaden, als solchen, die tiefgehende Wurzeln haben. Wurzeln, die der Erdoberfläche nahe liegen, laufen eher Gefahr, die Erde im Sommer durch Verdunstung ausgetrocknet, und im Winter durch den Frost erhärtet zu finden; will man aber solche extremen Fälle nicht berücksichtigen, so bleibt doch wahr, daß sie des Sommers und Winters Wasser einsaugen, welches fast die gleiche Temperatur hat, wie die umgebende Luft, und das folglich im Sommer keine Kühlung und im Winter keine Wärme zuführt. Dagegen finden die tiefen Wurzeln im Winter stets erwärmtes, flüssiges Wasser, im Sommer aber kaltes Wasser.

Es ist bekannt, daß die Bäume mit wahrer Rinde im Durchschnitt dem Froste weit besser widerstehen als die andern. Dies rührt vorzüglich daher, daß die Rinde die Hauptniederlage der schwer gefrierenden harzigen, gummösen und dergleichen Säfte ist, ferner daher, daß sie aus einer bedeutenden Menge von Schichten besteht und häufig, wie namentlich bei der Birke, mit einer vielfachen Oberhaut bedeckt ist. Der leztere Umstand macht die Birke zu dem europäischen Baum, der am

weitesten gegen den Nordpol vorrückt und in den Alpen am höchsten steigt.

Die sonderbare Kühle der Cocosmilch und des Saftes gewisser tropischer Früchte, die durch ihre Bekleidung vor der Lufttemperatur wohl verwahrt sind, rührt daher, daß jene Früchte durch den Erdsaft ernährt werden, welchen die senkrechten Wurzeln ziemlich tief in der Erde einsaugen. Bäume von schwächlichem Wachsthume leiden von Kälte und Hitze mehr als kräftig vegetirende, weil sie eine geringere Menge Erdsaft einsaugen, und es ihnen folglich schwerer wird, sich vor den Extremen der äußern Temperatur zu schützen. Junge Bäume erfrieren und vertrocknen leichter, weil, anderer Ursachen nicht zu gedenken, ihre Wurzeln weniger in die Tiefe gehen und die geringere Zahl ihrer Schichten ihnen gegen die äußere Kälte oder Hitze schwächeren Schutz gewährt. Lebende Bäume haben im Winter eine höhere inwendige Temperatur als abgestorbene, weil sie in ihrem Gewebe eine größere Menge Wassers aufnehmen, das wärmer ist als die Luft. Doch erhalten sich auch abgestorbene Bäume und Pfähle im Winter ein wenig wärmer als die äußere Luft. John Hunter sah eine abgestorbene Ceder sich zwei Grad wärmer erhalten als die sie umgebende Atmosphäre. Letzterer Umstand wird durch zweierlei Ursachen hervorgebracht. Einmal macht die Haarröhrchenkraft der Gefäße, daß immer ein wenig Wasser aus der Erde in den Stamm bringt, und zweitens wird der Stamm von Zeit zu Zeit durch die Sonnenstrahlen erwärmt und verliert, wegen seines innern Baues, seine Wärme langsamer als die ihn umgebende Luft.

Briefwechsel zwischen Marie-Antoinette und Kaiser Leopold II.

Leopold II. an Marie Antoinette.

12ten Juni 1791.

Ich habe am zwölften den Brief empfangen, den Ihr mir geschrieben, und schicke den Ueberbringer noch am nämlichen Abend zurück, damit er zur rechten Zeit eintreffe; er scheint mir voll Eifer und Ergebenheit, man kann auf ihn zählen. Ich habe das beigefügte Papier erhalten und sende es Euch zurück. Ich habe mit dem Grafen von Artois zu Mantua gesprochen; ich habe gesucht, ihn dahin zu bringen, daß er sich mäßigt und nicht handelt, bevor ich es ihm sage. Er hat den besten Willen, er hat meine Gründe anerkannt, allein seine Umgebungen hetzen zu viel an ihm. Er ist mit mir übereingekommen, daß er ruhig zu Koblenz bleiben und sich nicht mit dem Prinzen von Condé einlassen will. Dieser hat einige unbesonnene Streiche gemacht; so hat er Truppen angeworben, und alle Franzosen, die in Italien sind, zu sich beschieden.

Ich bin mit dem Grafen von Artois dahin einverstanden, daß, sobald Ihr nebst dem Könige in Freiheit seyd, wir Alle sofort handelnd auftreten, daß man aber ohne dies nichts thun wolle, und bloß Spanien zu bewegen suche, daß es sich rüste, und mit dem Könige von Sardinien, mit den Schweizern, dem deutschen Reiche und den gut gesinnten Mächten Europa's sich verabrede, um eintretenden Falls, und wenn Ihr und der König es gut hießet, das Manifest zu publiziren, nicht im Monat Juli, wie Graf von Artois meint, sondern wenn Alles gehörig eingeleitet und festgesezt ist. Unterdessen bürge ich Euch dafür, daß weder ich, noch der Graf von Artois weder ein Manifest bekannt machen, noch Truppenmärsche oder irgend eine Demonstration veranlassen werden. Für den Prinzen von Condé kann ich nicht stehen; ich werde bloß suchen, das Zutrauen des Grafen von Artois zu erhalten, die Sache in die Länge zu ziehen, unzeitigem Handeln vorzubeugen und einstweilen Alles einzuleiten; ich will nichts glauben, als was mir Graf von Mercy und Baron von Breteuil durch Herrn Bombelles zu wissen thun; den Grafen von Artois werde ich von nichts in Kenntniß setzen. Möge Euer Projekt glücklich und bald ausgeführt werden. Herr Graf Mercy hat Befehl, im Falle des Gelingens, auf Euer Gesuch Euch in Allem Beistand zu leisten: Geld, Truppen, Alles soll zu Euerm Befehl stehen. Man kann in diesem Falle auf den König von Sardinien, die Schweizer und die Truppen aller Fürsten des Reiches zählen. Ich verliere Eure Interessen nicht aus den Augen; ich thue aber nicht dergleichen, als nehme ich Antheil daran, um keinen Argwohn zu erregen. Ich habe den Grafen von Artois gesehen; ich habe ihm Geld verschafft, ich habe gesucht, sein Zutrauen zu erhalten, damit ich Herr seiner Angelegenheiten und Projekte bleibe, und ihn nach Gefallen, und Euern und des Königs Befehlen gemäß, lenken kann.

Berechnet wohl, was Ihr riskirt, und macht wo möglich, daß Ihr aus dem Orte kommt, wo Ihr seyd. Befindet Ihr Euch einmal in Sicherheit, so müßt Ihr öffentlich gegen Alles, was geschehen, protestiren, und Eure Freunde und treuen Unterthanen zu Hülfe rufen; Jedermann wird herbeieilen, und Alles wird leichter zu Ende gebracht werden, als man glaubt. Dieses wünscht und erwartet mit Ungeduld ein Bruder, der Euch mit zärtlicher Zuneigung ergeben ist, der nichts wünscht, als Euch zu dienen, der Euch aber nur auf eine Art dienen möchte, wie es Euch genehm ist, mit der Gewißheit

des Gelingens und daß er Euch keiner Gefahr bloß stellt. Gebet mir bald Nachrichten, und zwar gute, und zählet Euer ganzes Leben auf meine herzliche Anhänglichkeit, so wie auch der König.

Ich habe durch Herrn v. Bombelles Eure Briefe richtig erhalten; einstweilen arbeite ich daran, alle Mächte geneigt zu machen, daß sie, sobald Ihr in Sicherheit seyd, mit vereinten Kräften zu Euren Gunsten handelnd auftreten, oder doch, sollte dies nicht geschehen können, in Folge des Manifestes, welches zur gehörigen Zeit, und wenn Ihr es für thunlich achten werdet, publizirt werden müßte; sonst soll nichts geschehen. Ich stehe Euch für die guten Gesinnungen der Mächte wie für die meinigen.

Gegenwärtig befindet sich der Herzog von Polignac bei mir, er hatte Aufträge vom Grafen von Artois; er ist ein sehr feiner, kluger und gemäßigter Mann; obgleich er Euch sehr ergeben ist, sage ich ihm nichts von dieser Mission, noch von dem, was Ihr mir meldet. Glaubet nichts, was man Euch in meinem Namen schreibt oder sagt, wenn ich es Euch nicht selbst zu wissen thue.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, April.

(Beschluß.)

Burfords Panorama von Jerusalem.

Die besprochene Materie ist ihrer Natur nach eine zu abstrakte, als daß selbst die geistreichste Behandlung derselben im Stande wäre, sie in die Liste der Vergnügungen einzutragen, mit welchen, wie ich in meinem lezten Berichte geäußert zu haben glaube, die gegenwärtige Season die gute Stadt London füllt. Dahin gehören mit besserm Rechte zwei Gemäldeausstellungen von Werken lebender Künstler, die eine unter dem Namen der british Institution, die andere unter dem der british artists, deren Kataloge jeder gegen zwölfhundert Nummern enthalten. Daß in einer solchen Zahl nicht lauter Meisterstücke stehen können, räumen selbst diejenigen Künstler ein, die sich unter den Beitragenden befinden. Es ist in der That vieles Mittelgut und manche Sudelei zu Markte gebracht worden, und da zu Ende des laufenden Monats die Mitglieder der in Wasserfarben malenden Gesellschaft ihre Ausstellung öffnen — eine Ausstellung, welche seit den lezten Jahren den Ruhm der ausgezeichnetsten Leistungen behauptet hat — und ich dann eine ausführlichere Erwähnung derselben um so weniger werde unterlassen können, je höher die englischen Künstler gerade in den Wasserfarben über die Künstler anderer Länder hervorragen, und je entschiedener der Sinn der englischen Kunstfreunde sich dieser Gattung der Malerei zuwendet, so nehme ich mir die Freiheit, jene beiden Ausstellungen hiemit nur nambaft gemacht zu haben. Aber Sünde würde es seyn, den Bericht über einen Gegenstand zu verspäten, der seit wenigen Tagen der öffentlichen Schaulust ausgestellt ist, fast ungetheilten Beifall findet und, wie ich höre, sofort nach Sättigung des Londoner Publikums seine Reise nach Deutschland antreten soll, ohne Zweifel zur großen Erbauung der deutschen Frommen und zum Vortheil für Burfords Börse.

Burford nämlich nennt sich der Mann, der so eben ein, nach von Catterwood im vorigen Jahre an Ort und Stelle entworfenen Zeichnungen gemaltes Panorama von Jerusalem der Schaulust geöffnet hat. Der Zuschauer steht auf dem Dache des Palastes des Pontius Pilatus, jezt der Residenz des städtischen Aga. Gleich allen derartigen Rundgemälden hat auch das gegenwärtige den, wie es scheint, unvermeidlichen Fehler der Ermüdung in Folge der gleichmäßigen Färbung der Häuser und der die Stadt umgebenden Scenerie. Es ist jedoch nicht zu läugnen, daß der Künstler alle ihm zu Gebote stehenden Mittel und seine ganze Geschicklichkeit angewendet hat, den Fehler möglichst zu beseitigen. Die gleichmäßig dunkelbraune Farbe der Häuser verursacht nothwendig eine gewisse Schwerfälligkeit, und der Künstler hat, nicht ohne glücklichen Erfolg, sich bemüht, die Einförmigkeit des Effekts durch die Aufstellung mehrerer Gruppen zu brechen, deren bunte und glänzende Trachten, indem sie gegen das finstere Ansehen der verfallenen Mauern und der nackten Berge angenehm abstechen, dem Auge des Zuschauers eine wohlthuende Erholung gewähren. Auf der andern Seite scheint gerade das treue Kopiren dieser Uebelstände für die Treue der Ansicht zu bürgen. Einer der hervorstechendsten Punkte ist die Moschee Omars, das schönste Denkmal rein sarazenischer Baukunst, wie man sagt. Wie dem sey, auf alle Fälle ist die Moschee ein prächtiges Gebäude, und wie sehr auch ihr Baustyl mit dem Geschmacke in Widerspruch stehe, welcher treffliche griechische und gothische Bauwerke auszeichnet, so kann doch gewiß kein Auge ungefesselt und ohne Bewunderung den großartigen Bau betrachten. In einiger Entfernung hinter der Moschee, und zwar ein wenig zur Linken, zeigen sich die Gewässer des todten Meeres oder des asphaltischen Sees. Auf dem Dache des Hauses des Aga, eines sehr weitläufigen Gebäudes, sizt dieser hohe Staatsbeamte unter einem Zelte, ihm zur Seite ein Mufti, er selbst mit ruhiger Miene im Begriff, das Strafurtheil über einige arabische Räuber zu fällen, die, nach den vor dem Zelte liegenden heiligen Gefäßen und Kruzifixen zu schließen, sich die ungebührliche Freiheit genommen haben, ein griechisches oder lateinisches Kloster zu plündern. Der Ausspruch des Aga ist bei einem der Räuber bereits der Vollstreckung nahe, man sieht es dem armen Schelme an, daß er sofort die Bastonade erhalten soll. Die Kostüme sind trefflich gemalt, und ihre reichen Farben stechen sehr gut gegen die übrige Scenerie ab; der Künstler hat die Kleidungen nach der Natur kopirt. Mit Einem Worte, mag man Burfords Panorama als Gemälde oder mit Rücksicht auf historische und biblische Erinnerungen betrachten, es ist des Sehens werth, erhält großen Zulauf und wird sich auch in Deutschland Beifall gewinnen.

W. S.

Auflösung des Räthsels in Nr. 99:

Die Leiter.

Beilagen:

Kunstblatt Nr. 35 und Monatsregister April.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Neun und zwanzigster Jahrgang.

1835.

Mai.

> Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
> Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
> Dann werden selbst der Apollonia
> Eifrigste Priester euch nicht verkennen.
>
> Klopstock.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1835.

Das „Morgenblatt für gebildete Stände“ enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltenen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerei, Bildhauerei, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beiträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen ꝛc.

V. Kleine Reisebeschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satirische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergleichen.

VIII. Besondere Beilagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte so wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im „Morgenblatt“ Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beilage unter dem Namen des „Kunstblatts“ für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beifall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das „Kunstblatt“ in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des „Morgenblatts“ eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbstständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwei, wöchentlich erscheinenden Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerei und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerei und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beiträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beiträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unpartheilichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dies wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beitragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „Kunst-Blatt“ bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem „Literatur-Blatt.“ — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts" eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts" beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beilagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bei der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beilagen damit nur beweisen, daß wir bloß auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts" dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt" einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts."

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beide, das „Kunst-" und „Literatur-Blatt", miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts", mit Einschluß des „Literatur-" und „Kunst-Blatts", würde also kosten . . . . . . 10 fl.

Der halbe Jahrgang des „Literatur-" und „Kunst-Blatts" ohne das „Morgenblatt" . . . 5 fl.

Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt" . . . . . 3 fl.

das „Kunst-Blatt" . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt" in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Erzählung.

Länder- und Völkerkunde.

Reisen.

Naturgeschichtliches.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Korrespondenz.

Kunst-Blatt.

Nro. 36.

Nro. 37.

Literatur-Blatt.

№ 104.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 1. Mai 1835.

B. — Es möchte angeredet seyn.
M. — Sprich du mit ihm, Horatio.

Shakespeare.
Hamlet.

Lieder von Ch. Wurm.

Der Markstein.

(Aus mündlicher Erzählung.)

Lang weilte beim Becher ein muntrer Geselle,
Singt nächtlicher Weile zum Städtchen hinaus,
Und singet und pfeifet und wandelt nach Haus;
Die Sternelein leuchten ihm helle.
So führt ihn die schmale betretene Spur
Durch Anger und Heide und herbstliche Flur,
Und zwölfmal schon pocht von dem Thurme die Uhr.

Hier, gehet die Sage, hier ist's nicht geheuer:
Ein sündiger Geist, aus der Ruhe gejagt,
Seit Jahren und Zeiten die Wanderer fragt,
Und leuchtet wie Schnee und wie Feuer.
Und siehe, dort lenket es wackelnd feldein,
Und trottelt und trippelt umher um den Rain
Und schleppet im klappernden Arme den Stein.

Schon siehet er näher und näher es kommen,
Schon sieht er es funkeln und flackern und glühn:
Wo thu' ich ihn hin? wo thu' ich ihn hin?
„Thu' hin ihn, wo du ihn genommen!“
Und hurtig gehorcht er willkommenem Wort,
Und pflanzet den Stein an den heiligen Ort,
Und nimmer den Wanderer schreckt er hinfort.

Legitimität.

Geschäftig regt sich, Pfründen nachzujagen,
Verwegen Leib und Seele dran zu wagen,
Ein junges Volk, vor andern auserkoren.

Doch glückte dir's, durch deiner Jugend Plagen
Gewandt und herzhaft dich hindurch zu schlagen,
Dann wirst du umgeprägt, wohl auch geschoren.

Der eine läßt's im Niedern sich behagen,
Der andre, fort und fort empor getragen,
Strebt stolz bis zu des Throns besonnten Thoren.

Den sieht man eignem Herde keck entsagen,
Und Leib und Leben in die Schanze schlagen,
Nach Ehre eifern, der er zugeschworen.

Doch die im Frieden über Alle ragen,
Des Himmelreiches höchste Würden tragen,
Der Dichter wird und König nur geboren.

Das Haus.

εὗρον ἄμεινον.

Munter, Meister und Geselle!
Nicht die Hand in Schoß gelegt!
Schwinget Hammer, Beil und Kelle,
Bis die Feierstunde schlägt.

Ha! wie schnelle von der Stelle
Sich empor der Bau bewegt!
Wohlbegründet steht die Schwelle,
Die mich ein zur Heimath trägt.

Fenster schimmern, Wände prangen,
Tisch und Stühle stehn bereit;
Doch nicht still wird mein Verlangen,
Weil ihr also einsam seyd.

Auf, um gastlich zu empfangen,
Flügelpforten thut euch weit;
Denn mit jugendschönen Wangen
Naht die Braut im Festgeschmeid.

Te Deum.

Was ich hier schaffe, was ich pflanze,
Ein schwaches Rohr ist mir genug;
Es ist mein Ruder, meine Lanze,
Mein Grabscheit ist es und mein Pflug.

Wie sich in Reih'n die Furchen theilen,
Zu betten den gefüllten Keim,
So drängen sich in tausend Zeilen
Auf reiner Fläche Reim an Reim.

Denn jede Wonne, jeder Kummer
Von meinem ganzen Lebenslauf
Wacht nun nach kurzem Winterschlummer,
Vom Frühlingshauch besänftigt, auf.

Was erst mit tiefen Wurzelzweigen
Sich grub in meine wunde Brust,
Das seh ich jezt gen Himmel steigen,
Und Dankbarseyn wird mir zur Lust.

So soll in meinem Eigenthume,
Vom ersten bis zum lezten Stein,
Jedwede Frucht und jede Blume
Dem höchsten Gott ein Loblied seyn.

Und denke du auf deinen Wegen,
Wenn dich ein armes Unkraut härmt,
Daß es sich labt an seinem Regen
Und sich an seiner Sonne wärmt.

Die musikalischen Krebse.

(Aus mündlicher Erzählung.)

Sanft gleitet das Bächlein mit murmelndem Klang,
Drin spiegelt sich freudig ein Knabe,
Er füllt das Gestade mit schallendem Sang,
Doch nahte kein Fischlein verderblichem Fang,
Da er schaukelt die Angel am Stabe.
Was thust du doch thöricht mit singendem Mund
Den Fischlein den lauernden Untergang kund?

Und wie er hell singet, da kroch es hervor,
Da rühret sich's unter den Steinen,
Und es rauschet im Schilf und es raschelt im Rohr,
Und es kriecht ein possierlich geharnischtes Chor,
Und es krabbelt umher um den Kleinen.
Der singet und pfeift, daß am Bächlein entlang
Der Strauch und der blühende Anger erklang.

Und sieh da, das schwarze, das wimmelnde Heer,
Es horchet dem muntern Gesange,
Da tappte der lose Verführer umher,
Er scheut nicht den Harnisch, er scheut nicht die Wehr,
Und wählte die schönsten zum Fange.
Nun pfeifen sie all', wie der Knabe gethan,
Und ziehen scharlachene Mäntelchen an.

Nürnberg.

Mancherlei über die Pflanzen- und Thierwelt im alten und neuen Deutschland.

Zweiter Artikel.

Weniger Veränderungen, als die Pflanzenwelt, war die Thierwelt in Deutschland unterworfen, und so hatten denn die alten Germanen fast dieselben Hausthiere, deren wir uns bedienen und erfreuen. — Beginnen wir gleich mit dem Thiere, das sich am meisten an den Menschen gewöhnt hat, das allverbreitet ist: in Australien, wo es verspeist wird, so gut wie in China, wo dasselbe geschieht, in Kamtschatka, wo es Hundsposten gibt, so gut als in Guinea, wo haarlose Racen gefunden werden. — Man erlaube mir einige etymologische Bemerkungen über das Wort Hund in den germanischen Sprachen. Im Gothischen heißt es Hunds, im Angelsächsischen Hund, bei Otfried steht Hunton, die Hunde. Es bedeutet wohl Jäger, wie im Angelsächsischen hunta, so noch englisch the hunter Jäger bedeutet, womit vielleicht henden, früher so viel als fangen, übereinstimmt. Denn bei Ulfila kommt vor: frahuntanais, d. i. den Gefangenen, gleichsam den verhundeten. Adelung leitet

es vom angelsächsischen buntian, herumschweifen, her; bei alten oberdeutschen Schriftstellern komme vor: hunten, d. i. jagen, verfolgen; der alte Wachter hingegen fragt, ob nicht huntian, bunden, jagen, vom Hund herkomme, dem bei der Jagd so nothwendigen Thiere? — Man kann mit Recht annehmen, daß die alten einfachen Deutschen, deren Hütten und Eigenthum wenig oder gar nicht von Dieben und Räubern gefährdet waren, sich der Hunde eher zur Jagd, worauf sie ihre großen, von Wildpret und reißenden und schädlichen Thieren angefüllten Gehölze hinwiesen, als zur Bewachung oder gar zum Vergnügen bedient haben werden, und daß der Name Hund, als Jäger, späterhin auf Hunde jeder Art übertragen wurde. — Besonders in den bajuvarischen Gesetzen kommt Hund in verschiedenen Zusammensetzungen vor, die sich alle auf die Jagd beziehen; so Bibar-Hunt, dergleichen Hunde, wohl dachsartige, vor Alters in Bayern zur Biber- und Otternjagd, besonders in der Ammer, dann auf der Isar und andern bayerischen Gewässern gebraucht wurden.

Ueber die Art, die man Windspiel nennt, sey mir vergönnt, Einiges vorzubringen. Da das Wort spilen bei den ältern Deutschen fast jede Ergötzlichkeit, selbst die mit dem Schwerte in sich faßt, so läßt sich wohl annehmen, daß es auch jagen bedeutete. Dann, könnte man ferner sagen, wäre Windspiel zusammengesezt aus Wind, d. h. Geruch — noch jezt in den Redensarten: ich habe Wind, der Hirsch windet oder windert, gewöhnlich — und aus Spiel, Jagd: also ein Jagdhund, der durch Geruch das Wild wittert und aufspürt, und dann übergetragen: eine Jagd mit solchen Windspielen selbst. Allein die Jäger und die Naturgeschichte belehren uns, daß die dünnleibigen Windspiele zwar gute Sojofänger, aber keine Spürhunde sind, und so mögen sie eher dieser Dünnleibigkeit oder ihrer Windschnelligkeit ihren Namen verdanken. — Zu merken ist, daß Windspiel in der Schweiz für Windsbraut genommen wird. — In mittelhochdeutsc̈n Schriften, z. B. im Sachsenspiegel, im König Luarin, kommt auch Wind oder Wint vor. Im Freigedank heißt es: Der hofwart (Haushund) und der wind selten guote friunde sind. Ebenso wie Windspiel steht Federspiel, das eigentlich Jagd auf befiederte Thiere oder mit befiederten bedeutet, häufig als der Jagd- oder Beizvogel, der Falke, selbst. Bei der Gelegenheit bemerke ich, daß die sogenannte Jägersprache schon alt ist. Man hat sie nur zu häufig für pedantischen Eigensinn und Affektation ansehen wollen, und ärgert sich, Thier für Hirschkuh, Gais oder Rieke für Rehweibchen, Läufte für Füße, Gebrech für Rüssel, Federn für Wildschweinsborsten, Hauer für die untern Eckzähne des Ebers u. s. w. hören zu müssen; allein man bedenkt nicht, daß Jäger, wie Fischer, Bauern und besonders Bergleute, bei welchen dasselbe gilt, solche Ausdrücke nicht auf einmal willkührlich erfunden, sondern gern, bei dem Alten verharrend, die frühern Ausdrücke beibehalten haben, wo sie denn, da sie im Laufe der Zeit in der gewöhnlichen Sprache andern Namen weichen mußten, Kunstausdrücke geworden sind, die man den guten Leuten nicht verargen sollte. So heißt z. B. Schweiß in der alten Sprache wirklich Blut, und so noch schwett in einem Theile Schwedens.

So wie der Hund auf der einen Seite wegen seiner Verständigkeit, Wachsamkeit, Treue und seiner Brauchbarkeit zur Jagd auch bei den alten Deutschen geehrt und geschäzt worden ist, was sich unter andern auch in den bajuvarischen, salischen, allemannischen und andern Gesetzen aus dem bestimmten Ersatzgeld für die verschiedenen Hunde erkennen läßt, so hat ihm dagegen wegen anderer, weniger rühmlichen Eigenschaften, wie bei den Orientalen, so auch bei unsern Altvordern schon frühe eine unedle, verächtliche Nebenbedeutung angeklebt. Besonders aber war dies der Fall, als diese römisch christianisirt wurden, wo dann Hund als ein beliebtes Synonym für Heide, besonders slavischen oder wendischen, galt. Oft wurde Heide mit Hund zusammengesezt, z. B. Hundheidin, ein recht verworfener Hund. Dann galt es überhaupt als Symbol eines niederträchtigen, schamlosen Menschen, wobei ich an das schimpfliche Hundetragen im Mittelalter und an das Aufhängen von Hunden an der Seite verurtheilter Verbrecher erinnere.

Die in menschlichen Wohnungen sich so gern aufhaltende, aber dem Menschen weniger anhängliche Katze ist wohl erst später von den Galliern und Römern zu uns herübergekommen. Ihr Name wenigstens erinnert schon an das Ausland. Interessant möchte die beiläufige Bemerkung seyn, daß selbst Leibnitz, wohl auch verführt durch Katzenellenbogen, seltsam genug den Namen der alten Katten wegen ihrer streitbaren Bissigkeit von Katze hat ableiten wollen. — Weil im Sanskrit die Katze mordjaroh heißt, so will man das deutsche Marder davon ableiten, wovon ich aber keinen Grund einsehe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

Die Kunstausstellung.

Seit Anfang des vorigen Monats hat es das Tagesgespräch in Paris mit der Kunstausstellung zu thun. Sind Sie im Louvre gewesen? was ist Ihr Urtheil über die Gemälde? was denken Sie von diesem oder jenem Stücke? u. s. w. Solche Fragen mit allerlei Antworten darauf hört

man zwanzigmal im Tage. Indessen sind die Künstler diesmal doch nicht so glücklich, daß ihre Produkte die Aufmerksamkeit der Einheimischen und Fremden so ausschließlich jezt fesseln, wie früher. Daran sind sie zum Theil wohl selbst Schuld. Sie hatten nicht eher geruht, und die tausendfachen Stimmen der Tageblätter so lange nach ihrem Sinne erschallen lassen, bis eine königliche Verordnung, ihrem allgemeinen Wunsche willfahrend, ihnen eine jährliche Ausstellung gestattete, wogegen zuvor nur alle zwei oder drei Jahre eine stattfand. Sie wähnten, sobald ihnen verstattet sey, jährlich die Louvresalons und Galerien mit neuen Gemälden zu füllen, und auf Belohnung und Auszeichnung von Seiten der Regierung Anspruch zu machen, werde das Publikum ihren Leistungen auch nothwendig jedes Jahr die Aufmerksamkeit schenken, die es denselben alle zwei, drei Jahre schenkte. Darin haben sie aber fehlgeschossen. Jezt folgen die Ausstellungen zu schnell auf einander, als daß die Künstler in der Zwischenzeit etwas Großes zu Tage fördern könnten, Deßhalb liefern sie eine Menge kleiner Arbeiten, das Werk einiger Monate. Nun ist es aber ein ermüdendes Geschäft für das Publikum, jährlich einige Tausende solcher kleinen Gemälde und Zeichnungen zu mustern, und wenn sich nicht viele Meisterstücke in einer Ausstellung befinden, bezeigt die müßige Menge keine große Lust, mehrmals das Louvre zu besuchen. Die Künstler müssen dies bald einsehen, und vielleicht kommen sie dahin, daß sie selbst die Zurücknahme der königlichen Verordnung verlangen. Nun fehlt es zwar dem Louvre nie an Zuspruch; Jedermann will doch auch sagen können, ich bin da gewesen und mir hat dies oder jenes am besten gefallen. Am Sonnabend, wo man nur mit Billetten Einlaß bekommen kann, also an dem privilegirten Tage des sogenannten beau monde, ist es besonders voll, und die Modenberichte in den Tageblättern sprechen von dem Putze, den die Damen daselbst getragen haben. Aber leider geht ein Theil des beau monde auch nur hin, um den Putz zur Schau zu stellen, und die Uebrigen theilen wenigstens ihre Aufmerksamkeit zwischen dem auffallenden Schmucke der Damen und den Gemälden. Ich zweifle, ob die Künstler den Sonnabend für den günstigsten Tag in der Woche halten, und ob sie nicht den Sonntag vorziehen, an welchem sich die ärmere Klasse besonders hinzudrängt, die zwar nichts bei den Künstlern bestellt, aber sich ganz dem Eindrucke hingibt, und ihre Gefühle ungezwungen und unverholen äußert. Uebrigens beweisen die dreitausend Stücke dieser Ausstellung wiederum, daß sich in Frankreich, und besonders in Paris, eine überaus große Menge von Menschen, unter andern einige hundert Damen, mit der Kunst beschäftigen, einige aus bloßem Dilettantismus, aber die meisten als mit einem eigentlichen Berufe, einem Fache, von dem sie leben müssen, und Unterhalt und Ruhm erwarten. Manche noch junge Künstler verlassen in der Folge diese Beschäftigung, wenn sie ihren Hoffnungen nicht entsprechen will; dagegen gibt es auch manche Künstler, besonders ältere, welche zu den Ausstellungen nichts oder wenig liefern, die aber doch unter die Zahl der arbeitenden Künstler in Frankreich mit gerechnet werden müssen. Porträts erblickt man diesmal weniger; vielleicht ist die Direktion strenger bei der Aufnahme solcher Stücke verfahren; denn wahrscheinlich hat die Lust, sich abkonterfeien zu lassen, seit dem vorigen Jahre nicht abgenommen, und den Künstlern nicht weniger eingebracht, als sonst. Es würde ihnen schlecht ergehen, wenn die Leute nicht mehr so viele Porträts bestellten; dies ist ja ihre beste Einnahme. Die ältern Akademiker, für welche ehemals die Ausstellung eigentlich veranstaltet wurde, wagen jezt kaum noch mit den jüngern Künstlern, die zum Theil ihre Schüler sind, einen Wettstreit einzugehen; denn sie wissen aus Erfahrung, daß sie dabei den Kürzern ziehen. Baron Gros ist beinahe der Vermessenheit beschuldigt worden, daß er es gewagt hat, ein großes Gemälde auszustellen. Und in der That hätte der gute Mann besser gethan, wegzubleiben. Ingres hat diesmal nur ein Porträt ausgestellt, das keine große Sensation erregt. Es wird also diesmal nicht, wie bei der vorigen Ausstellung, ein gewaltiger Streit zwischen den Künstlern und dem Publikum darüber entstehen, ob er ein gutes oder ein schlechtes Gemälde geliefert habe. La Roche, dem im vorigen Jahre die Krone gebührte, hat diesmal nur ein kleines, aber niedliches Gemälde, die Ermordung des Herzogs von Guise, ausgestellt; er hat andere Geschäfte und ist abwesend. Er heirathet sich in die berühmte Malerfamilie Vernet, und bereitet sich in Italien zur Ausmalung des Gewölbes der neuen Pariser Magdalenenkirche vor. Auch von seinem künftigen Schwiegervater, Horace Vernet, dem Fa Presto der neuen französischen Kunstschule, ist kein ausgezeichnetes Gemälde da. Der Mann hatte genug in der französischen Kunstschule zu Rom, deren Direktor er war, zu thun, um die angehenden Pensionäre daselbst im Zaum zu halten, in welche alle die Lust zum Heirathen gefahren war, und die, statt Gemälde, Kinder nach Paris zurückbringen zu wollen schienen. Dieser Handel scheint sehr ernst genommen worden zu seyn; denn es wurden darüber Berichte an die Regierung und an die Akademie erstattet, und man hatte über die Frage, ob die von der Regierung nach Rom geschickten jungen Künstler auch Familienväter werden könnten und dürften, lange Berathschlagung gepflogen. Ich weiß nicht, in welchem Sinne die Frage entschieden worden ist. Vielleicht hat man sich mit dem so bequemen statu quo begnügt, und das Ganze dem Manches ordnenden Zufalle überlassen. Vernet kommt nun von Rom zurück, und möchte gern, wie es heißt, Direktor des neu vom Könige angelegten Kunstmuseums zu Versailles werden, das bis jezt aber noch nicht vollendet und also auch nicht geöffnet ist. Unterdessen hat Ingres seine Stelle zu Rom eingenommen, und diesem muß es lieb seyn, einige Jahre aus Paris zu kommen und dem Streite über die Frage zu entgehen, ob er denn wirklich ein guter Maler sey, oder ein schlechter. Wahrscheinlich ist er vom Erstern überzeugt; aber eben deßhalb muß es ihn verdrießen, daß man so unverholen das Gegentheil behauptet. Als das Kleinod der jezigen Kunstausstellung wurde das neue Gemälde von Leopold Robert: „die italienischen Fischer,“ erwartet, dem der öffentliche Ruf einen eben so hohen Rang, als seinen „Schnittern in den pontinischen Sümpfen,“ ja einen noch höhern anwies, und das von einem begüterten Deputirten, Paturle, angekauft worden war, man weiß nicht, zu welchem Preise. Allein die Ankunft dieses Gemäldes verzögerte sich, und da es bei Eröffnung der Ausstellung noch nicht angekommen war, so konnte es auch nicht mehr aufgenommen werden, nach der einmal eingeführten Regel, daß alle zur Ausstellung bestimmten Gemälde zuvor eingeliefert werden müssen. Man hat sich streng an dieses Gesez halten müssen, um dem frühern Mißbrauche zuvorzukommen, welchem zufolge Maler von großem Rufe aus Eitelkeit oder Nachlässigkeit erst dann erschienen, wenn das Publikum sich an der Ausstellung beinahe satt gesehen hatte, wodurch sie gleichsam eine glänzende Entrée erhielten und mit dem Künstlerplebs nicht verwechselt werden konnten.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 45.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 105.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 2. Mai 1835.

Zu solchen Seligkeiten,
Vom Weichling nie erkannt,
Winkt täglich dem Geweihten
Dianens Zauberhand.

v. Wildungen.

Die Prairien.

Nach Washington Irving.

Vor Kurzem ist in London ein neues Buch von Washington Irving erschienen, betitelt: A tour on the pairies, by the Author of the sketch-book. Der berühmte Amerikaner schloß sich im Oktober 1832 einer bedeutenden Abtheilung von Grenzjägern an, welche von Fort Gibson aus, einem Grenzposten weit im Westen am Grand-River, nahe bei seiner Vereinigung mit dem Arkansas, auf Anordnung der Regierung einen großen Streifzug zwischen dem Arkansas und dem Red-river unternahm, wobei ein Theil des Jagdgebietes der wilden Pawnees berührt wurde, wohin vorher noch kein Weißer den Fuß gesezt hatte. Auf einem Zuge, halb militärisch, halb weidmännisch, werden wir durch jene ungeheuren Wälder und Prairien des Westen geführt, welche den Büffel und das wilde Pferd in Menge beherbergen und, noch frei von jedem festen menschlichen Wohnsitz, den unabhängigen, wie den halbcivilisirten Stämmen der Eingebornen, einerseits den Pawnees und Comanches, andernseits den Osagen, Creeks und Delawaren im Sommer als Wildbahn und zum Schauplatz ihrer blutigen Reibungen dienen. Höchst lebendig und charakteristisch ist die Schilderung der Landschaften, der wilden Stämme, der mannichfachen Scenen, welche jeden Augenblick der abenteuerliche Marsch und die Jagd auf Bären, Büffel und Pferde herbeiführen. So einfach das Ganze angelegt und gehalten ist, so erkennt man doch in der Ausführung überall den Dichter. Wir heben einige Scenen aus.

Das Lager und der Marsch.

Unser Lager bot einen höchst ergötzlichen Anblick. Einige der Jäger schoßen nach dem Ziele, andere haschten sich oder rangen mit einander. Es waren meist junge, kräftige Leute, die zum erstenmal einen solchen Zug mitmachten, voll Lebenslust und Vertrauen auf die Zukunft; und ich wüßte nichts, was das jugendliche Blut in ersprießlichere Wallung bringen könnte, als solch ein wildes Waldleben, ein Zug durch eine prachtvolle Wildniß, wo es Wildpret und Abenteuer in Menge gibt. Wir senden unsere Jugend außer Lands nach Europa, wo sie weichlich wird und weibisch; ich sollte meinen, ein Streifzug durch die Prairien wäre das wahre Mittel, ihr zu der Mannhaftigkeit, Einfalt und Unabhängigkeit zu verhelfen, welche in besserem Einklang mit unsern Staatseinrichtungen stehen. Während die junge Mannschaft sich so lärmend belustigte, waren die erustern Personen, der Kapitän nämlich, der Doktor und andere

Weise und Heerführer im Lager, im Gras um eine Grenzkarte hergelagert und pflogen Rath über den einzuschlagenden Weg. Der Knall der Büchsen in dieser und jener Richtung verkündete, daß die ausgesendeten Weidmänner gute Geschäfte machten. Der Strich war überaus reich an Wild; somit hatte man Proviant vollauf im Lager, und da nicht weniger als zwanzig Honigbäume gefällt worden waren, so schwamm Alles im Ueberfluß. Verschwenderisch, wie Jäger sind, schmauste man an einem fort, und nicht leicht dachte einer daran, Mundvorrath für den folgenden Tag zurückzulegen. Gekocht wurde auf Jägermanier, das Fleisch an kleine Spieße von Kornelkirschenholz gesteckt und am Feuer geröstet, wobei es all seinen Saft behielt und den Gaumen des ausgelerntesten Feinschmeckers gekitzelt haben müßte. Nicht so einladend war unser Brod: aus Wasser und Mehl ward ein Teig gemacht und in Fett gebacken; manche gingen bei der Bereitung noch roher zu Werk, klebten den Teig an Stöcke und rösteten ihn am Feuer. Beiderlei Sorten fand ich indessen in der Prairie ausnehmend schmackhaft; den wahren Genuß beim Essen kennt keiner, der nicht Weidmanns Appetit hat.

Vor Sonnenuntergang rief uns Toni, unser kleiner Kreole, zu einem prächtigen Mahle. Wir ließen uns auf Decken am Feuer nieder, eine mächtige Schüssel aus Ahornwurzel ward aufgestellt und der Inhalt eines Feldkessels, bestehend aus einem Ragout von wildem Truthahn mit Speck und Klößen von Brodteig, darein ausgeleert. Nachdem wir damit fertig waren, wurden die Rippen eines fetten Rehbocks, welche an zwei hölzernen Spießen am Feuer brieten, vom kleinen Toni mit triumphirendem Blick vor uns in den Boden gesteckt. Da wir keine Teller hatten, so ward auf Weidmannsart zugelangt, das heißt Streifen mit den Jagdmessern abgeschnitten und in Pfeffer und Salz getaucht. Tonis Kocherei und der herrlichen Würze der Prairie muß ich zum Ruhme nachsagen, nie habe ich köstlicheres Wildpret gegessen. Unser Getränk dazu war Kaffee, den wir in einem Feldkessel kochten, mit braunem Zucker versüßten und aus zinnernen Bechern tranken. In dieser Manier ward auf dem ganzen Zug geschmaust, wenn Proviant genug vorhanden war, und so lange Mehl, Kaffee und Zucker vorhielten.

Als das Zwielicht der Nacht Platz machte, wurden die Posten rings um's Lager ausgestellt, eine durchaus nothwendige Vorsicht in einem Landstrich, wo Indianer hausen. Das Lager bot nun einen äußerst malerischen Anblick. Hier und dort schimmerten die Wachfeuer durch das Dickicht, mannichfache Gruppen von Jägern darum her: Manche saßen oder lagen am Boden, Andere standen im rothen Schein der Flammen oder ihre Gestalten hoben sich dunkel davon ab. An manchen Feuern ging es sehr laut und lustig zu, schallendes Gelächter, vernehmliche, eben nicht feine Späße und unbändiges Geschrei; denn das Korps war sichtbar eine rohe, undisciplinirte Bande, unter den wilden Burschen auf der Grenze ausgehoben, die sich zum Theil aus Lust am herumziehenden, abenteuerlichen Leben, zum Theil in der Absicht, das Land kennen zu lernen, hatten anwerben lassen. Manche waren Nachbarskinder ihrer Offiziere und gewohnt, sie als Ihresgleichen, als Kameraden zu betrachten. Von der Zucht und dem Anstand, wie sie in einem Lager herrschen sollen, hatte keiner einen Begriff, keiner suchte eine Ehre darin, sich durch gute Haltung in einem Dienste auszuzeichnen, in dem er nicht zu verharren gedachte.

Während am einen Feuer solcher Tumult herrschte, ließ sich auf einmal an einem andern eine näselnde Melodie hören, welche ein Chor von „Vokalisten“ in höchst trübseligem Psalmtone anstimmte. Den Vorsänger machte einer der Lieutenants, ein langer, magerer Mann, der, wie wir hörten, in einem Dorf auf der Grenze als Schulmeister, Singlehrer, und gelegentlich auch als methodistischer Prediger funktionirt hatte. Feierlich, melancholisch tönte der Gesang durch die Nachtluft und brachte mir die Beschreibungen ähnlicher Gesänge in den Lagern der englischen Covenanters in's Gedächtniß, und wirklich, das seltsame Gemengsel von Gesichtern, Figuren und wunderlichen Kleidungen in unserm Truppe müßte den Fahnen Preise-Gott Barebones keine Schande gemacht haben.

Nach eilf Uhr rückte ein freundlicher blasser Schimmer, der Vorläufer des aufgehenden Mondes, immer weiter am östlichen Himmel herauf, und jetzt suchte ich meine Ruhestätte. Ich hatte beschlossen, nicht mehr unter das Zelt zu kriechen, sondern hinfort gleich den Jägern zu bivouakiren. Eine Bärenhaut unter einem Baum war mein Lager, und ein paar Satteltaschen mein Kissen. Ich hüllte mich in meine Decken und fiel bald in tiefen, gesunden Schlaf, aus dem mich erst bei Tagesanbruch das Jagdhorn weckte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mancherlei über die Pflanzen- und Thierwelt im alten und neuen Deutschland.

(Fortsetzung.)

Das kluge, edle Roß, das wir Neuern so sehr benützen, lobpreisen und martern, war ein treuer Genosse des alten Deutschen auf seinen Kriegsfahrten,

übrigens nach Tacitus weder an Gestalt noch Schnelligkeit ausgezeichnet. Cäsar vertraute so wenig der Kraft deutscher Pferde, daß er unter seine germanischen Söldner römische Pferde vertheilen ließ; doch gestand er zu, daß sie, wenn sie täglich geübt wurden, sehr große Anstrengungen erdulden konnten. Später waren besonders die Thüringischen Pferde wegen ihrer Dauerhaftigkeit berühmt, wie aus einer Schrift de mulomedicina, die dem Vegetius (zur Zeit Valentinians II.) zugeschrieben wird, zu ersehen ist, worin auch der Name Thüringen zuerst vorkommt. Ueber ein Jahrhundert später übersendet der Thüringer König Hermanfried dem großen Könige der Ostgothen, Theuderik, dessen Nichte Amalaberga er geheirathet, mehrere treffliche silberweiße Pferde zum Geschenk, die der Beschenkte wegen ihrer Schönheit, Kraft, Schnelligkeit und Sanftmuth gar sehr erhob. — Hier muß ich in Bezug auf die Reiterei der alten Deutschen gelegentlich bemerken, daß wir schon eine Art von Dragoner bei ihnen finden. Denn Cäsar berichtet, daß sie, wenn es Noth that, vom Pferde sprangen und zu Fuße fochten. Ueberhaupt bestand nach dem Tacitus ihre meiste Kraft und ihr Uebergewicht im Fußvolk. Bei diesem lesen wir auch, daß dem deutschen Volke eigenthümlich war, gleich den alten, stammverwandten Persern, der Pferde Vorahnung und Mahnung zu erkunden, wozu sie sich der weißen bedienten, die ohne alle irdische Arbeit auf Staatskosten in geweihten Hainen und Waldungen ernährt und vor den heiligen Wagen gespannt wurden, von Priestern und dem König oder Gaugrafen begleitet, welche auf ihr Wiehern und Schnauben Achtung geben mußten. Ohne Zweifel steht mit diesem Ahnungsvermögen der Pferde jener deutsche Volksglaube im Mittelalter und noch jezt in Verbindung, daß diese Thiere, gleich den Hunden, Geister und Gespenster wittern können. — Bei den verwandten Scandinaviern erscheinen gern Gespenster und Trollen in Pferdsgestalt. So gehen um des verzauberten Zauberers Gilberts Höhle auf Wisingsei im Wettersee viele Gespenster in Gestalt von Pferden umher, wobei ich auf die eselfüßigen Empusen der Griechen hinweise. Auch bei den alten Deutschen, scheint es, hat man sich das Pferd oft gespensterartig, oder die Gespenster in Pferdsgestalt vorgestellt. — Nach Adelung soll noch jezt im Mecklenburgschen Helhest das dreibeinige Pferd bedeuten, auf dem das dortige Volk zur Zeit der Pest den Tod hereinreiten sah — von Hel, schwedisch hael, und Hest, das ist Hengst, Pferd, also Höllen- oder Todespferd, ein Glaube, der auffallend sogleich an das fahle Pferd des Todes in der Offenbarung, entfernter aber an das personifizirte Wechselfieber der Russen, das sie lichoratka nennen, und selbst an die gräßliche Personifikation der Cholera bei den Hindus erinnert. — Dem Verfasser dieses dämmern noch zu Zeiten die schauderhaften Sagen auf, die er sich als Knabe auf dem heimischen Fichtelgebirg von umgehenden oder in die Fenster schauenden geisterhaften Pferden erzählen ließ. Der beängstigende, krankhafte Zustand im Schlafe, den wir Alp nennen — vom scandinavischen Alf, oder Elf, d. h. Berg- und Wassergeist (der ephialtes und incubus der Griechen und Römer) — in manchen deutschen Provinzen, besonders in Franken, auch vom Volke mit dem geisterhaften Namen Drud genannt, heißt im Angelsächsischen, Schwedischen und Isländischen mara, in England noch jezt night-mare (Nachtmar), was leicht auf die Meinung führen kann, daß dieses Wort mit unserem mar, möre, mähre, d. i. Pferd, gleichbedeutend sey.

Daß die Deutschen schon zu den Zeiten des Cäsar oder Tacitus Pferdefleisch genossen, davon findet sich bei Beiden kein Zeugniß. Man möchte fast annehmen, daß dieser Gebrauch, von dem die christlichen Heidenbekehrer und Geistlichen zu entwöhnen suchten, und den nur neuere Barbaren im Norden und in Frankreich wieder empfehlen, erst später von den Scandinaviern auf die Deutschen, besonders die Sachsen, übergegangen ist.

Bekanntlich wird das Pferd in Oberdeutschland, besonders Altbayern, häufig ohne den Nebenbegriff des Edlen auch Roß genannt, welches leztere nichts ist, als das versezte, vor Alters und bis in's fünfzehnte Jahrhundert gewöhnliche Ors; überhaupt ist es bei den Deutschen, wie bei den Arabern, ein je nach Gestalt, Alter, Farbe, Eigenschaft und Dienst vielnamiges Geschöpf, woraus Adelung schließt, daß es ein Lieblingsthier der Deutschen gewesen seyn müsse.

Von einem verwandten Thiere, das wir benützen und verachten, welchem Buffon aber eine Lobrede gehalten hat, ja welches, nach dem Glauben der Muhamedaner, unter die vier begünstigten Thiere gehört, die einst in das Paradies mit eingehen, finden wir keine ausdrückliche Erwähnung. Es scheint, daß dieses in Asien und Afrika einheimische und dort besonders benüzte Thier erst später nach Deutschland gekommen ist. Selbst sein Name (gothisch asilus, angelsächsisch esal, esol, bei Otfrid esil) möchte dahin deuten. Er ist augenscheinlich aus dem [illegible]ufig gebrauchten Verkleinerungswort asellus gebildet; daher wir ihn nicht mit dem gelehrten Jovius aus dem Griechischen, oder mit Adelung von aß oder oß, das ursprünglich ein jedes großes Thier soll bedeutet haben, herzuleiten brauchen. Im Breviarium werden bei Anführung des Viehstandes auf den herrschaftlichen Gütern Esel mit erwähnt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Donaueschingen, den 20sten April.

Konzert für Schillers Denkmal.

Der Aufruf des Schillervereins in Stuttgart an alle Bühnen und Kunstfreunde Deutschlands, zu Beiträgen für das projektirte großartige Denkmal des unsterblichen Dichters mitzuwirken, fand auch hier verdienten Anklang.

Seit fünfzig Jahren besteht das hiesige Hoftheater, dem das Publikum durch den Eifer vieler Liebhaber der dramatischen Kunst eine Reihe edler Genüsse verdankt. Allein gerade jezt gestatteten die Verhältnisse und die zu Gebote stehenden Kräfte nicht die Erfüllung des zuerst und natürlich sich aufdrängenden Wunsches, durch Aufführung eines der Meisterwerke Schillers zu dem ächt vaterländischen Unternehmen beizutragen. Mit freudigster Beistimmung Seiner Durchlaucht des Fürsten Karl Egon von Fürstenberg entschloß sich daher die hiesige Hofkapelle, unter Mitwirkung einer großen Anzahl kunstsinniger Damen und Herren, eine musikalisch-deklamatorische Abendunterhaltung zu veranstalten. Sie fand am Palmsonntag den 12ten April in einem festlich dekorirten, durch Schillers kolossale lorbeerbekränzte Büste geschmückten Saale statt, und wurde durch die Anwesenheit der fürstlichen Familie, so wie durch die Gegenwart des dazu eingeladenen Sohnes und Enkels des Gefeierten verschönert. Zahlreicher Besuch ehrte das wohlgeordnete Unternehmen.

L. von Beethovens Pastoralsymphonie eröffnete das Fest, eine Sopranarie aus J. Haydns Schöpfung folgte, und die Ballade: der Gang nach dem Eisenhammer, mit Musik von B. A. Weber, schloß die erste Abtheilung. Zur zweiten bildete Mozarts Ouvertüre der Zauberflöte den würdigen Eingang; darauf wurde G. Schwabs Romanze: der Riese von Marbach, mit einem Epiloge vorgetragen, und den Beschluß machte die erste Abtheilung aus J. Haydns Jahreszeiten: der Frühling. Alles war von schöner Wirkung, die durch lauten Beifall anerkannt wurde. Der reine Ertrag bestand in 250 fl., und wurde sofort an den Schillerverein nach Stuttgart abgesendet.

Paris, April.

(Beschluß.)

Der Maler Robert. Museen.

Man muß es der Direktion Dank wissen, daß sie jezt unerbittlich ist, und sogar für das Robertsche Gemälde keine Ausnahme von der Regel verstattet hat; denn was hätte sie andern Künstlern erwidern sollen, wenn diese dasselbe Recht verlangt hätten? Da nun Roberts „Fischer“ zur Ausstellung zu spät angekommen waren, so gestattete der Eigenthümer einem der Maires von Paris, das Gemälde zum Besten der Armen für einen Franken öffentlich sehen zu lassen. Kaum war dies geschehen, so langte in Paris die Nachricht von dem traurigen Tode des berühmten Künstlers an, so daß sein leztes Meisterstück jezt dem Publikum doppelt werth und interessant wurde. Seitdem eilt man hin, um das Gemälde zu bewundern, und in der öffentlichen Meinung, die überhaupt dem Talente des Schweizer Malers ganz besonders günstig war, wiegt es einen Theil der Ausstellung auf. Robert muß wohl nicht gewußt haben, wie beliebt sein Talent in Frankreich war und welch glänzende Laufbahn seiner in Paris harrte; denn wie hätte er sich sonst der Verzweiflung überlassen und seinem Leben ein gewaltsames Ende machen können? Er hätte hier eine der ersten Stellen unter den lebenden Künstlern eingenommen, an Bestellungen von Seiten der Regierung und der Reichen würde es ihm nicht gefehlt haben, und jedes seiner Werke wäre für ihn eine Aufmunterung zu neuen geworden. Ein unwiderstehlicher Hang scheint ihn nach Italien getrieben zu haben, wo der Künstler sich vielleicht in seinem Elemente wähnte, aber der Mensch unglücklich war. Uebrigens scheint nur ein einziger Gegenstand ihn angesprochen und seinen Künstlergenius angeregt zu haben: die Darstellung des Volkslebens unter dem Gluthhimmel Italiens. Warum ist er nicht hieher gekommen? die Gérard, die Gros haben ihre Rolle ausgespielt; Robert wäre der Glanz einer neuen Schule geworden, er hätte Ruhm und Wohlhabenheit erlangt, und ungehindert seiner Neigung leben und dabei eine Reihe von Meisterstücken zu Tage fördern können. Vom Grafen von Forbin, dem Direktor des Museums, ist Einiges ausgestellt; allein auch die Rolle dieses als Künstler und Schriftsteller gleich ausgezeichneten Mannes scheint ausgespielt zu seyn; er soll an einer Gemüthskrankheit leiden und das Gedächtniß verlieren, weßhalb man ihm auch an Herrn von Cailleux, zuvor Sekretär des Kunstmuseums, einen Gehülfen mit dem Titel Directeur adjoint gegeben hat. Die Sammlungen im Louvre erweitern sich immer mehr; für zwei Direktoren muß daher genug zu thun seyn. Schon die jährlichen Ausstellungen geben der Direktion genug Beschäftigung. Nun kommen noch die Gemälde- und Statuensammlung, das sogenannte egyptische Museum, die Vasensammlung, die der Töpfereien aus dem Mittelalter, die erst angefangene Sammlung von indischen und chinesischen Alterthümern dazu, ferner eine ungeheure Sammlung von Handzeichnungen, die in Ordnung gebracht werden muß, und die beständigen Ankäufe, welche vorkommen; somit läßt sich begreifen, daß eine solche Direktion von mehr als einem geschickten Manne geleitet werden muß, indem sie verschiedene Kenntnisse und Erfahrungen voraussezt, die man selten bei einem Einzigen vereint findet. Auch hat die Antikensammlung bereits einen besondern Vorsteher, Herrn von Clarac. Dem egyptischen Museum hatte man Champollion vorgesezt; nach seinem Tode ist die Stelle wieder eingezogen worden; auch bedarf diese nicht sehr bedeutende Sammlung keinen besondern Vorsteher; aber für die gesammten orientalischen Alterthümer, wenn ihre Sammlung in der Folge beträchtlicher werden wird, muß zulezt doch wohl ein eigener Aufseher ernannt werden; denn dieses Fach erfordert ganz spezielle Studien und Kenntnisse.

Dg.

Räthsel.

An meine Herrin knüpfet mich
Ein zartes Band,
Ich tanze, hüpfe sittiglich
An ihrer Hand.
Was ich mit meinem Fuße thu',
Den Athem gibt sie mir dazu.

Im Anbeginn bin ich so schlank
Wie sie, und mehr;
Vom Tanzen wird manch Mädchen krank,
Ich werde schwer,
Und geb' den schwindlig raschen Lauf
Aus Fülle, nicht aus Siechthum auf.

A. v. St.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 14.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 106.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 4. Mai 1835.

Die Ure sind etwas kleiner als Elephanten, an Ansehn, Farbe und Gestalt dem Stiere gleich, ausnehmend stark und schnell und schonen weder Menschen noch Thiere, die ihnen aufstoßen. Die Jugend übt sich und härtet sich ab in der Jagd auf sie.

Julius Cäsar.

Mancherlei über die Pflanzen- und Thierwelt im alten und neuen Deutschland.

(Fortsetzung.)

Das Rindvieh war, nach Tacitus, klein und unansehnlich; indessen bestand ein großer Theil des Reichthums in Rind- und andern Viehheerden; daher im ältern Deutsch Fehe selbst für Vermögen steht. Dies ließ sich auch bei den herrlichen Wiesen, den häufig brach liegenden Aeckern und den großen Waldhutungen des alten Germaniens erwarten.

Daß die Germanen aus ihrer Milch besonders Käse bereitet, wird vielfach behauptet. Cäsar sagt ausdrücklich, daß ihre Nahrung hauptsächlich aus Milch, Käse und Fleisch bestanden habe. Auch in der geronnenen oder verdichteten Milch, von der Tacitus als einer Speise derselben spricht, findet man den Käse; es wäre dann die gepreßte Milch in der ersten Virgilischen Ekloge; Andere wieder verstehen Butter darunter. Ob diese wirklich schon damals gebraucht wurde, hat man vielfältig untersucht. Man kann es wohl annehmen, wenn auch unter den barbarischen Völkern, von denen Plinius erzählt, daß sie von Milch lebten, aber den Käse nicht kennten, dagegen die Milch zu einer angenehmen Säure (das wäre unsere Buttermilch) und zur fetten Butter verdichteten, welche sie als Oel gebrauchten u. s. w., die alten Deutschen, welche bekanntlich oft vorzugsweise auch von den spätern Römern Barbaren genannt werden, nicht mit einbegriffen wären. Plinius erwähnt anderwärts, daß die Butter unter die beliebtesten Speisen der Barbaren gehöre, durch deren Genuß sich besonders die Reichen von den Aermern unterschieden. Bei der Gelegenheit beschreibt er ein Butterfaß, das dem jezt in den meisten Gegenden Deutschlands gebräuchlichen ganz ähnlich ist. — Das Wort Butter selbst ist ausländisch, nach Conring käme es von den Scythen, wiewohl Griechen und Römer nach ihrer beliebten Weise es für griechisch halten, wo es denn, wörtlich genommen, Kuhkäse bedeuten würde. Sie selbst, nebst andern Völkern, die köstliches Baumöl gebrauchten, bedienten sich der Butter mehr zu Salben und zu medizinischem Gebrauch. — Beiläufig erwähne ich noch, daß das melca des Galenus, welches er für ein römisches Wort hält, echtdeutschen Ursprungs ist, soviel als Milch oder Molken, Gemolkenes, womit ja auch das griechische amelgein, augenscheinlich unser melken, übereinstimmt, und daß es unsere Sauer- oder auch Buttermilch bedeutet, welche ja, wie wohl bekannt, die von Galenus dem melca nachgerühmten kühlenden Eigenschaften besizt. Von einer

Sennenwirthschaft bei den benachbarten Alpenbewohnern spreche schon, meint man, Columella, bei welchem übrigens der, auf das Sanskrit und die Zendsprache zurückführende Name unserer Kuh in ceva verwandelt vorkommt.

Aus den Gesetzen der Alemannen geht hervor, daß diese, schon durch die Natur ihres Landes dazu ermuntert, sich besonders mit Viehzucht beschäftigten. Auch liest man in den verschiedenen alten Gesetzen, daß man die Rinder, so wie jedes andere auf die Weide getriebene Vieh, um bei den ausgebreiteten und waldigen Hutungen die Verlaufenen leichter wieder zu finden, mit Schellen (skella) zu versehen pflegte, deren Entwendung namentlich im Salischen Gesetz streng verpönt war. In ältern Zeiten, wenigstens noch zur Zeit des Gregorius von Tour, wurde nur mit Rindern, besonders mit Kühen gepflügt; das Pferd diente zur Jagd und zum Kriege. Auch zum Fuhrwerk wurden jene mehr als dieses gebraucht; noch die Merovaïschen Könige fuhren auf Ochsenwagen in die Volksversammlung. — In einem, vom Engländer Joseph Strutt 1775 bekannt gemachten angelsächsischen Bilderkalender aus dem eilften Jahrhundert, der aber unstreitig auf den Gebrauch und die Sitte früherer Jahrhunderte hinweist, finden wir bei den Ackerarbeiten bloß Kühe oder Ochsen, nebst Leibeigenen mit sklavisch-gemeiner Gesichtsbildung und Haltung, dagegen den Gutsherrn selbst als stattlichen, bärtigen Jäger mit dem Falken in der Hand, auf einem Pferde sitzend, abgebildet. Rinder wurden auch als Tribut bezahlt. Nach des Tacitus Annalen (l. IV.) mußten die Friesen, deren Marschland besonders zur Rindviehzucht geeignet war, einen jährlichen Tribut von Ochsenhäuten, später auch von Auerochsen an die Römer entrichten. Noch später finden wir, daß die zinspflichtigen Sachsen dem Frankenkönige jährlich 500 Kühe für die königliche Küche abliefern mußten; ein Tribut, den ihnen Dagobert zur Zeit, als er mit den Slaven in feindliche Berührung kam, erließ, um jene zum Kampf gegen diese zu gewinnen.

Wir kommen jetzt auf die eben erst erwähnte Abart, von der übrigens, wie Oken meldet, unser zahmes Rindvieh abstammen soll. — Der Name Ur, latinisirt urus, dafür angelsächsisch wild-oxa, ist unstreitig uralt und weist auf das sanskritische ursha (Ochs) hin. Denn wenn auch Makrobius bemerkt, daß urus ein keltisches oder gallisches Wort sey, so wissen wir ja, daß bei Griechen und Römern oft für keltisch galt, was eigentlich germanisch war und mithin zum indogermanischen Sprachstamme gehörte. Bereits hat Wachter bemerklich gemacht, daß schon die alten Deutschen Ur oder gedehnt Aur mochten ausgesprochen haben. In mittelhochdeutschen Schriftwerken, z. B. im Nibelungenlied, V. 3762, finden wir Ure, und Klopstock in seinen Bardietten und nach ihm Andere haben Ur für Ur- oder Auerochs wieder in die deutsche Sprache eingebürgert.

Wie schon Dietrich von Stade (Erklärung etlicher deutscher Wörter in Lutheri Bibelübersetzung) bemerkt, bedeutet ur soviel als ursprünglich, und außerdem so viel als wild, und „es sey daher Auerochs, Auerhahn und dergleichen nicht von Au herzuleiten, sondern von einem dehnenden Dialekt, wo man Auer für Ur gesagt.“ Auch im Schwedischen hat die Partikel ur den Begriff des Anfangs, was wir gleich in unserem „Urwelt“ finden; aber der Begriff des Anfänglichen und des Unverletzten, Wilden, Rohen fällt gern zusammen, so in Urwald, wobei wieder bemerkt werden kann, daß wild und Wald nach Sinn und Laut verwandt sind. So sind wild nicht blos die im Walde herumschweifenden Thiere, sondern früher auch Menschen (jezt die Wilden); wilder Honig ist Honig von Waldbienen, Waldmann, z. B. im Luarin, ein wilder, im Walde lebender Mann, gerade wie der alte einsiedlerische Scherasmin im Oberon sowohl wilder Mann, als Waldmann genannt wird. Dasselbe gilt bei dem in deutschen Wäldern früher so häufigen Ur- oder Auerhahn, d. i. wilder oder Waldhahn (dänisch und isländisch Urhan), ferner bei Urgaas, wilde Gans. Auch hieß vor Alters die wilde Katze Urkatte, der wilde Eber, z. B. im Salischen Gesetz, Urbeer, die wilde Sau Urkempe.

Der Ure erwähnen besonders Cäsar und Plinius. Ihre Jagd war eine gefährliche und darum ein Hauptvergnügen der alten Deutschen, denen das Horn derselben, oft mit Silber eingefaßt, zugleich als Siegeszeichen und als Trinkgefäß diente. Wie der Mönch von St. Gallen berichtet, hat sich noch Karl der Große mit der Auerochsenjagd erlustigt; auch sollen sich noch jezt, wie wenigstens van der Hagen im Glossar zum Nibelungenlied anmerkt, deren in Preußen und Polen befinden. Nach Andern wäre — unglaublich! — der Ur ausgestorben und von seinem Daseyn zeugten bloß noch Knochen in Torfmooren.

Unter den wenigen Thieren, die das dem rauhen Scythien angrenzende Germanien hervorbringe, erwähnt Plinius (II. N. 8, 15.), außer dem Auerochsen, des gemähnten Bisons. Er ist wohl eins mit dem im Nibelungenliede, V. 568., da wo die Rede ist von der verhängnißvollen Jagd im Odenwald, erwähnten Wisent, altnordisch visundr, althochdeutsch wisant, wisunt. — Bison und wisent mögen von Einer Wurzel abstammen, wohl nicht vom alten bisen, d. h. wüthen, verwandt mit beißen, noch weniger von Wiese, Wasen, weil das Thier besonders Sumpfwiesen liebe; vielleicht am ersten von wisan, zeigen, weisen, davon althochdeutsch wisel, neuhochdeutsch Weisel, d. i. Führer, König, zumal der Bienen, isländisch visir; also hieße wisand, visundr

der Weisende, Anführende (König der Rinder), wie J. Grimm vermuthet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Prairien.

(Fortsetzung.)

Auf das Signal mit dem Horn rückten Schildwachen und Patrouillen ein und wurden entlassen. Die Jäger hatten sich erhoben, und nicht lange, so herrschte ringsum das rührigste Leben. Während die einen Holz hieben, Feuer machten und das Frühmahl bereiteten, klopften andere ihre schmutzigen Decken aus und rüsteten Alles zum Abmarsch, noch andere brachen durch's Dickicht, fingen die Pferde ein und führten oder trieben sie in's Lager. Während dieses Durcheinanders erscholl der Wald von Geschrei, Jubel und lautem Gelächter. Als Alles gefrühstückt hatte, sämmtliches Geräthe und Lagerzeug zusammengemacht und auf die Packpferde geladen war, gab das Horn das Zeichen zum Satteln und Aufsitzen. Um acht Uhr setzte sich der ganze Trupp in einer langgestreckten Linie in Bewegung, mit Geschrei und Halloh und manchem Fluch auf die langsamen Packpferde, und über ein Kleines war der Wald, den ein paar Tage lang so ungewohnter Lärm erfüllt, seiner alten Stille und Einsamkeit wiedergegeben.

Es war ein herrlicher, sonnenheller Morgen, eine köstliche, durchsichtige Luft, in der sich das Herz ordentlich in Wonne badet. Unser Weg führte uns dem Arkansas entlang durch eine reiche, wechselnde Landschaft. Bald ging es über ausgeschwemmten Boden, mit üppigem Pflanzenwuchs bedeckt, wo sich die wilden Reben um die riesigen Bäume schlangen und wie Takelwerk von den Aesten niederhingen; bald an langsamen Bächen hin, deren schwacher Wasserfaden kaum eine Reihe glatter Tümpel verband, welche gleich Spiegeln, in den ernsten Rahmen des Waldes gefaßt, dalagen und fein herbstliches Laub und Stücke des blauen Himmels abmalten; bald zerrissene, felsige Hügel hinan, von deren Höhen wir weiter Aussichten genossen, hier über ferne Prairien, von Büschen und Wäldern durchschnitten, dort über einen Strich blauer, dunkelnder Höhen, jenseits der Wasser des Arkansas. Unser Zug paßte vollkommen zu der Landschaft: die Marschlinie über eine halbe Meile lang durch Holz und Gebüsch, durch die Defileen der Hügel auf und ab hingestreckt; die Leute in buntscheckigem, seltsamem Aufzug, lange Büchsen über der Schulter und auf Rossen von allen möglichen Farben. Jeden Augenblick wollten die Packpferde aus der Reihe brechen, um links und rechts das Gras abzuweiden, und wurden von Toni und seinen farbigen Kameraden unter vollen Ladungen kauderwelscher Flüche wieder zurechtgeprügelt. Hin und wieder ließ sich an der Spitze der Kolonne das Horn hören, Nachzügler zurückzurufen und die Marschlinie anzudeuten, und hallte durch Wälder und Schluchten. Die ganze Scene erinnerte mich lebhaft an die Beschreibungen von den Raubzügen der Buccaniers in den Wildnissen von Südamerika gegen die Niederlassungen der Spanier.

Gegen drei Uhr lagerten wir in einem lieblichen Grunde, unter Gruppen hochstämmiger Eichen, neben einem hübschen fließenden Wasser. Die Pferde wurden nun gespannt, das heißt, ihnen die Vorderfüße mit Stricken oder Riemen lose gebunden, daß sie sich nicht frei bewegen und sich vom Lager entfernen konnten, worauf man sie grasen ließ. Ein Haufen Jäger, die besten Waidmänner, zerstreuten sich nun nach allen Seiten nach Wildpret. Kein Geschrei, kein Gelächter im Lager, wie am Morgen: Alles war entweder an den Feuern mit dem Abendmahl beschäftigt, oder ruhte im Grase aus. Nicht lange, so hörte man ringsum Schüsse krachen, und bald kam ein Jäger mit einem hübschen Rehbock quer über dem Pferde in's Lager geritten. Eben als die Nacht anbrach, entstand gewaltiger Jubel am einen Ende des Lagers, und alsbald erschien ein Trupp junger Bursche, die einen Kameraden auf den Schultern trugen und mit ihm im Triumph an den Feuern umherzogen. Er hatte ein Elendthier geschossen, und zwar das erste in seinem Leben, und gleichfalls das erste, dessen man auf dem Zuge habhaft geworden. Der junge Jäger war für den Abend der Held des Lagers, und Gastgeber dazu, denn bald wurden an allen Feuern Stücke von seinem Elend gebraten.

Am andern Morgen erwachte ich vor Tages Anbruch am kläglichen Geheul eines Wolfes, der, gelockt vom Geruche des Wildprets, um das Lager herstrich. Kaum zeigte sich der erste graue Lichtstreif am Morgenhimmel, so fing ein junger Bursche in einem der entlegenern Quartiere an wie der Hahn zu krähen, so kräftig und klar, so schön ausgehalten, daß es dem ältesten Meister des Hühnerhofs Ehre gemacht hätte. Alsbald ließ sich an einem andern Fleck, wie wetteifernd, ein zweiter hören, und jezt wurde es laut von Quartier zu Quartier: Hennen gakerten, Enten schnatterten, Truthühner glukften, Schweine grunzten, und es ward uns nicht anders, als wären wir mitten in einen Bauernhof versezt, und alle seine Bewohner stimmten ihr vielstimmiges Konzert an.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, April.

Accident-makers. Geschichte eines Selbstmörders.

Mitten durch die Lust des Schauens, der Musik und des Tanzes, in welcher jezt die höhern Kreise Londons sich bewegen, tönt bisweilen schrillend ein Mißlaut des Schmerzes, der Verzweiflung und des Selbstmordes, und gibt nur zu vollgültiges Zeugniß, daß, wie Hütten neben Palästen, Armuth neben Reichthum, so Laster neben Tugend und Edelmuth neben der niedrigsten Verworfenheit stehen. Glücklicherweise sind die blutigen Geschichten, welche in Gesellschaften von Mund zu Mund und aus einer Zeitung in die andere übergehen, oft bloß Erdichtungen. Wer, im Auslande lebend, den sittlichen Charakter Londons nach den von den öffentlichen Blättern erzählten Vorfällen beurtheilt, muß London für einen Pfuhl von Lastern, und es geradezu für unmöglich halten, seines Lebens und seines Eigenthums hier ordentlich froh zu werden. Glücklicherweise ist, wie gesagt, der Schein schlimmer, als die Wirklichkeit, und man braucht nicht die zwei Bände eines Verbannten aus Erin oder Leidensgeschichte eines verschämten Irländers — The exile of Erin or history of the sorrows of a bashful Irishman, 1835 — gelesen und ein Duzend glücklicher Einfälle mit einem halben Duzend gelangweilter Stunden bezahlt zu haben, um zu wissen, daß die meisten Zeitungsredaktionen arme Scribenten besolden, deren Amt es ist, die Straßen zu durchwandern, Alles, was das Interesse der Leser anzuregen verspricht, zu notiren und dann in beliebiger Darstellung unter den Preßbengel zu schieben. Da nach der Zeile bezahlt wird, wird auch nach der Zeile geschrieben, und wo das Reich der Wirklichkeit sich zu beschränkt erweist, die Schranke der Phantasie geöffnet, woraus denn die gemachten Vorfälle entstehen, deren Verfasser den Namen accident-makers tragen. Ein geübtes und mit den Grundsäzen dieser lustigen Berichterstatter einigermaßen vertrautes Auge ist nicht leicht zu täuschen. Es lächelt oft beim Ueberblicken von Begebenheiten, welche in andere Augen Thränen bringen, es lächelt, denn es erkennt, daß der Reporter selbst über den Schaudern seiner Erfindung gelacht hat, und während die Thränen noch in den gerührten Augen glänzen, meldet die nächste Zeitungsnummer, der und der Paragraph sey bei näherer Untersuchung mit der Wahrheit nicht übereinstimmend befunden worden. Kommt diese ehrliche Berichtigung vom Herausgeber des Blattes? Keineswegs; sie kommt aus derselben Feder, welche gestern den gräßlichen Vorfall berichtete. Die absichtliche Täuschung bleibt uneingestanden, das getäuschte Auge freut sich, daß seine Thränen keiner Wahrheit geflossen sind, und der täuschende Scribent summirt zu seiner Honorarsberechnung die Zahl der durch die ehrliche Berichtigung gewonnenen Zeilen. Allein selbst nach Abzug der auf Spekulation gemachten Begebenheiten ist der Rückstand der wirklich geschehenen noch ansehnlich genug, und unter denen, die seit Kurzem aus sich von selbst erläuternden Gründen die meiste Theilnahme gefunden haben, dürfte nachstehende, wahr, wie sie ist, eine der erwähnenswerthesten seyn, schon darum, weil sich Manches über englische Art und Weise daraus lernen läßt.

Ein Bursche, kaum fünfzehn Jahre alt, sprang von der neuen Londonbrücke in die Themse. Die Fluth schlug über sein junges Leben zusammen, und eine Leiche wurde er an's Ufer gebracht. Nach englischen Gesezen wird über jeden aufgehobenen Selbstmörder ein Geschworengericht gehalten; die Ursachen, die den Unglücklichen zu der raschen That vermocht haben, werden sorgfältig erörtert; diejenigen, von denen er in Verzweiflung und Tod getrieben worden ist, trifft die verhältnißmäßige Strafe ihrer Schuld, und wo fremde Schuld sich nicht entdeckt, lautet der Ausspruch meist auf temporären Wahnsinn, indem der fromme Engländer, zur Ehre der dem Christen gebotenen Ergebung in alle die namenlosen Leiden, welche das Leben zur Hölle, den Tod zum Paradiese machen können, es für eine Unmöglichkeit erklärt, daß ein Mensch mit gesunden Sinnen im Stande sey, selbst die unerträglichste Bürde früher abzulegen, als der gewöhnliche Verlauf der Weltordnung sein Loos aus der Todesurne zieht. Demgemäß wurde auch über den Leichnam des ertrunkenen Jünglings eine Jury niedergesezt. Da der Schritt zum Uebergange in eine andere Welt am hellen Tage geschehen war, und die neue Londonbrücke stündlich Hunderte von Wagen und Reitern und Tausende von Fußgängern zählt, so mangelte es nicht an glaubwürdigen Augenzeugen für die äußere Freiheit der That. Name und Stand des Gestorbenen waren schnell ausgemittelt, und zu Erforschung des Beweggrundes wurden diejenigen vorgefordert, die ihm am nächsten standen, sein Vater und seine Mutter. Beide waren den Geschwornen zwar als arme, aber brave Menschen bekannt, und Beide erschienen, tief bekümmert über die rasche That ihres einzigen Kindes. „Bei Gott, ich weiß es nicht,“ sagte der Vater, und mit seiner Versicherung stimmte die Aussage der Mutter überein. „warum mein Sohn sich und mir das gethan hat. Er ist uns immer ein folgsames Kind gewesen, und seit Jahren hat er keinen Schlag von mir verdient und keinen Schlag und kein hartes Wort von mir bekommen. Ich erinnere mich kaum, daß er je krank gewesen. Er war über sein Alter stark und groß, und immer heiter und guter Dinge, bis seit ungefähr acht oder neun Wochen, von welcher Zeit an er bisweilen traurig und in sich gekehrt war, und mir gar keine, oder falsche Antworten gab. Ich meinte, die Ursache sey eine natürliche. Was ich damit sagen will? Nun, ich meinte, die Ursache seines veränderten Benehmens möchte eine Folge des Ueberschnappens seiner Stimme und des Bartes seyn, der ihm zu wachsen anfing. Auch machte er sich Vorwürfe, daß er eines Sonnabends den empfangenen Wochenlohn verloren und ein anderes Mal die Hälfte desselben für ein zerbrochenes Fenster hatte bezahlen müssen. Aber Gott behüte mich, daß ich wegen des Einen oder des Andern ihn gescholten hätte. Die acht Schillinge, die er wöchentlich verdiente, fehlten freilich in allen Ecken; doch hatte er sie ja lange, ohne einen Penny für sich zu behalten, jeden Sonnabend mir gegeben. Also war ich auch nicht so unvernünftig, ein Versehen, an welchem er vielleicht nicht einmal Schuld hatte, ihm anzurechnen. Und daher weiß ich nicht und kann es nicht im Entferntesten errathen, was ihn in den Tod gejagt hat. Er war am Morgen, wie gewöhnlich, von Hause fortgegangen; ich hörte erst wieder von ihm, als er todt war.“

(Die Fortsezung folgt.)

Erklärung.

Die Redaktion sieht sich zu der Erklärung veranlaßt, daß der in Nr. 88 der diesjährigen Blätter enthaltene Aufsaz: „das Glück in Baden,“ von keinem Einwohner der Stadt Baden herrührt.

Beilage: Literaturblatt Nr. 46.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 107.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 5. Mai 1835.

In den freien Bewegungen eines lebendigen Wesens besteht eigentlich die schöne Natur. Man betrachte das wilde amerikanische Pferd: welch freier, unabgemessener Gang! wie flüchtig! welche Sprünge! Es erhält aus der freigebigen Hand der Natur Stärke und edlen Anstand.

Buffon.

Die Prairien.

(Fortsetzung.)

Das wilde Pferd.

Während des Marsches durch eine weite, prächtige Prairie waren Spuren von Büffeln bemerkt worden, und jezt stieg die Ungeduld unserer Jäger, alt wie jung, auf's Höchste; denn kaum einer oder der andere hatte dieses hochberühmte Wild der Prairien je zu Gesicht bekommen. Als sich daher im Laufe des Tags auf einem Punkt der Linie der Ruf hören ließ: „ein Büffel! ein Büffel!" so kam der ganze Trupp in Aufruhr. Wir zogen gerade durch einen gehügelten, von bewaldeten Schluchten und hochstämmigen Baumgruppen durchschnittenen Strich der Prairie. Die Lärm geschlagen, zeigten ein großes, schwärzliches Thier, das sich, etwa zwei Meilen weit weg, längs einer Anhöhe sachte dahinbewegte. Unser allzeitfertiger Franzose Toni sprang im Sattel auf und stellte sich auf denselben, wie ein Tanzmeister, oder wie Skaramuz im Cirkus, wenn er eben ein Reiterkunststück machen will. Nachdem er das Thier einen Augenblick betrachtet, was er ganz eben so gut gekonnt hätte, ohne aus den Bügeln zu kommen, that er den Ausspruch, es sey ein wildes Pferd, gleitete wieder in den Sattel und wollte über Hals und Kopf davon, ihm nach, ward aber zu seinem unaussprechlichen Verdruß auf seinen Posten bei den Packpferden verwiesen. Wir sezten unsern Weg fort, immer das Pferd im Auge. Es bewegte sich ruhig die Anhöhe hinan und verschwand hinter derselben. Nicht lange aber, so zeigte es sich auf einmal zu unserer Rechten, gerade vor der Linie; es kam in scharfem Trab aus einem Thälchen herauf. Als es uns gewahr wurde, hielt es rasch an, betrachtete uns einen Augenblick mit sichtbarem Erstaunen, warf dann den Kopf in die Höhe und trabte, mit flatternder Mähne und Schweif, zierlich von dannen, wobei es jezt über die eine, dann über die andere Schulter nach uns umblickte. Nachdem es durch einen Streifen von Dickicht gesezt, der einer Hecke gleich sah, hielt es im freien Feld dahinter an, sah mit schöner Haltung des Nacken noch einmal um, zog die Luft in die Nüstern, warf wieder den Kopf hinauf, sezte sich in Galopp und verschwand im Wald. Zum erstenmale sah ich da ein Pferd in seiner natürlichen Freiheit, seinem angebornen Adel. Welch ein Kontrast mit dem armen, verdorbenen, gezäumten, geschirrten, gezügelten Schlachtopfer des Luxus, der Launen und der Habsucht in unsern Städt n!

In unserer Hoffnung, auf Büffel zu stoßen, hatten wir uns heute getäuscht gesehen; aber das wilde Pferd

war etwas absonderlich Neues gewesen, und so lieferte es denn auch Abends im Lager den Stoff zur Unterhaltung. So wurden manche Geschichten von dem berühmten Grauschimmel erzählt, der sechs, sieben Jahre lang hier herum in der Prairie sich aufgehalten und alle Nachstellungen der Jäger zu Schanden gemacht hatte; es hieß, er könne im Schritt und Paß so rasch gehen als das flüchtigste Roß im vollen Laufe. — Die Jagd des wilden Pferdes ist eines der Lieblingsgeschäfte der Volksstämme um die Prairie, und die indischen Jäger remontiren sich hauptsächlich auf diese Weise. Die wilden Pferde, welche auf diesen ungeheuern grasbewachsenen Ebenen zwischen dem Arkansas und den spanischen Niederlassungen leben, sind aber nach Farbe und Bau bedeutend verschieden und verrathen dadurch verschiedene Abkunft. Manche gleichen dem gemeinen englischen Schlag, und stammen wohl von Pferden, die aus unsern Grenzniederlassungen entlaufen. Andere sind klein, aber stark gebaut, und man glaubt, sie seyen von der mit den spanischen Eroberern herübergekommenen andalusischen Race. Manche mit reicher Phantasie begabte Forscher erblickten in ihnen die Abkömmlinge des arabischen, aus Afrika nach Spanien, und von dort hieher verpflanzten Schlags, und gefielen sich im Gedanken, ihre Urgroßväter möchten von jenen reinen Rennern der Wüste gewesen seyn, die dereinst Mahomet und seine kriegerischen Jünger durch die Sandwüsten Arabiens trugen. Allerdings ist es, als ob mit dem Rosse auch die Sitten des Arabers herübergekommen wären. Mit Einführung des Pferdes in die ungeheuern Ebenen des weiten Westen erlitt die Lebensweise der Eingebornen eine völlige Umkehrung. Statt, wie sein Bruder im Norden, in den Tiefen düsterer Wälder zu lauern und langweilig sich durch das verworrene Labyrinth der Wildniß zu winden, schweift der Indier des Westen über seine Ebene hin; fast beständig zu Pferde, führt er ein heitereres, sonnenhelleres Leben, auf weiten blumigen Prairien und unter wolkenlosem Himmel.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mancherlei über die Pflanzen- und Thierwelt im alten und neuen Deutschland.

(Fortsetzung.)

Der Büffel, der seinen Namen hat vom italienischen buffalo, welches wieder aus dem griechischen boubalos g[illegible]t ist, und der gegenwärtig außer Italien auch in Ungarn gefunden wird, ist ursprünglich in Tibet zu Hause, und war wohl in Deutschland nicht zu finden, wenn er auch neben dem Bison oder Wisent in den Jagdgesetzen der Bajuvaren oder Alemannen vorkommt. Allein er wird häufig in den ältern deutschen Schriftwerken mit diesem und dem Ur verwechselt. Und so läßt sich die Nachricht, daß zur Zeit der Merwinger Büffel im Wasgauer Wald gejagt worden seyen, berichtigen. — Schon Plinius bemerkt im oben erwähnten Kapitel, daß das unwissende Volk gern die Ure mit den Büffeln verwechsle, da doch diese Thierart, mehr ein Mittelding zwischen Kalb und Hirsch, in Afrika zu Hause sey. — Viele deutsche Ortsnamen haben, wie Grimm bemerkt, ihren Ursprung von Wisent; so Wiesensteig, welches nichts sey, als das verkürzte Wisenstiga, Steig oder Weg des Wisents.

In Bezug auf das Schmalvieh, d. h. das kleinere Vieh — denn schmal bedeutet klein, schwach, noch in Schmalholz, entgegengesezt dem Hochwald, Hochbäumen (bei Notker), und in Schmalthier, d. i. junger Hirsch, gebräuchlich — bemerken wir, daß die alten Deutschen besonders reich an Schafheerden waren, was nicht zu verwundern ist, da diese Thierart selbst noch im höchsten Norden vorkommt. So haben jene dänischen Inseln im nordischen Ocean, welche Faroer, d. i. Schaf-Eilande heißen, denn faar heißt dänisch Schaf, davon ihren Namen, und selbst auf dem so rauhen Island gehören Schafheerden, von der dort einheimischen vielhörnigen Art, zum Reichthum der Bewohner. Auch die häufigen Brachäcker im alten Deutschland waren der Schafzucht günstig. Um so auffallender ist es, wenn Männer, welche „Lehrbücher der deutschen Geschichte“ schreiben, behaupten, „der Schafe, deren Zucht Boden und Klima zuwider war, findet man nicht erwähnt.“ Ein solcher muß des Tacitus Germania nicht gelesen haben, wo Kap. 12 erwähnt wird, daß eine Anzahl Pferde und Schafe als Buße für gewisse Vergehen erlegt wurden, wo es ferner Kap. 27 heißt, daß sogar Menschenmord durch eine festgesezte Zahl von Rindern und Schafen gesühnt werden konnte.

Der Ziege oder Gaise finden wir nicht ausdrücklich erwähnt; dagegen war die Schweinszucht ein Gegenstand vorzüglicher Sorgfalt. Schon von der Genauigkeit, womit besonders das Salische Gesetz in seinen Verordnungen von den Schweinen handelt, läßt sich auf die hohe Werthschätzung des Thiers schließen. Schweinfleisch war vor Alters, wie noch jezt, im Volk die beliebteste Speise. Auch fanden die Thiere in den deutschen Eichen- und Buchenwäldern reichliche Nahrung. Des Wildprets, worunter, außer Rehen, Hirschen und Wildschweinen, wohl auch Bären mit zu verstehen sind, erwähnt namentlich Tacitus; sie genoßen es frisch, sagt er; den Barbaren hätte wohl der, bei unsern hochverfeinerten Nachbarn so beliebte Hochgeschmack nicht zugesagt.

Nun noch Einiges über einige andere Thiere. Das vielbesprochene, im deutschen Volksglauben so wichtige, von den alten Preußen hochverehrte Ellen (angelsächsisch elch, altfränkisch elah, mittelhochdeutsch elch und elk) findet man gewöhnlich in der alce oder alcis des Cäsar und Plinius wieder. Lezterer bemerkt, die fast einem Rinde ähnliche alce sey nicht sehr verschieden von der achlis (machlis nach einer andern Lesart), welche leztere auf der Insel Scandinavia lebe, und nicht, wie jenes Thier, den Hinterbug biegen könne; deßhalb könne es nicht liegen, es lehne sich an Bäume und werde dadurch, daß man diese durchsäge, gefangen. Es sey von allbekannter Behendigkeit, seine Oberlippe sey sehr groß, daher gehe es beim Weiden rückwärts u. s. w. Nun aber erzählt Cäsar etwas Aehnliches von der alce; dieses rehartige Thier, nur etwas größer als ein Reh, habe Beine ohne Knoten und Gelenke, es lege sich, wenn es ruhen wolle, nicht nieder, weil es, einmal niedergesunken, sich nicht wieder aufrichten könne; es lehne sich daher an Bäume. Auch die von ihm erwähnte Art und Weise, das Thier zu fällen, ist dieselbe, die Plinius angibt. — Neuere Beobachtungen haben bestätigt, daß wirklich das Ellen zuweilen auf der Flucht gänzlich niederfällt und nicht leicht wieder aufsteht; daher glaubte man früher, es sey mit der fallenden Sucht behaftet, die bekanntlich auch das Elend heißt, und davon habe das Thier auch den Namen. Lezteres ist aber eben so wenig der Fall, als daß es ausländisches Thier bedeute (von Ellende, Ausland, Verbannung). Das deutsche Wort kommt vom alten ellen, gothisch aljan, d. i. Stärke, Kraft, her, (Nibelungenlied, wo auch ellensreich, ellenhaft) wovon, nach Einigen, auch Helfen, Held, ja sogar Hellenen abstammen soll! Auffallend stimmt ellen, Stärke, zu dem griechischen Wort alke, was dasselbe bedeutet. Wirklich ist das Thier so stark, daß es mit einem Schlage seines Hufes selbst Wölfe tödten kann, wie schon Olaus der Große berichtet, und dabei so behend und schnell, daß es, gezähmt und an Wagen gespannt, eine doppelt größere Strecke Wegs durchlaufe, als das schnellste Pferd. Auch berichtet Ihre von der Königin Christine, daß diese launisch seltsame Königin auf einem, von Ellenthieren gezogenen Schlitten über zugefrorene Seen gefahren sey. — So ist Ellen ein starkes Thier, nicht sowohl Großthier, wie Oken will, weil es das höchste Thier im Norden sey. — Noch im Mittelalter war es wohl in Deutschland zu finden. Wenigstens heißt es im Nibelungenlied, V. 3761 und 62:

> Darnach schluch er schiere einen wisent und einen elch,
> starcher ure viere und einen grimmen schelch.

wo Elch, sehr an alke erinnernd, das Ellen ist, schelch aber, nach van der Hagen, der Bockshirsch (tragelaphus der Alten) mit Bart und Zotteln am Halse seyn soll, welcher mit dem Elk in Utrechter Jagdurkunden der Kaiser Otto I. und Heinrich II. vorkomme: vielleicht, meint er, der noch in Böhmen einheimische Brandhirsch; und wirklich hält ihn Oken für diesen, und nennt ihn eine größere, mit einer Art Mähne versehene Lei oder Abart vom Hirsch, die besonders in Böhmen zu finden sey. In Deutschland findet sich das Ellen nicht mehr, dagegen noch auf der Kaporaner Haide bei Königsberg, wo erst in der neuesten Zeit eine Ellenthierjagd von Friedrich, Kronprinz von Preußen, angestellt worden. Luden meint, die alce und achlis können nicht Ellenthiere seyn. Allein daß Plinius die alce ein rindähnliches Thier nennt, thut hier nichts zur Sache. Rehe und Hirsche haben wohl beim ersten Anblick fast noch mehr Aehnliches mit dem Rind, als dieses mit dem Elephanten, oder gar mit dem Rhinoceros, von denen doch der erstere bei seinem ersten Erscheinen in Italien der lukanische Ochs, das zweite Thier von Pausanias der äthiopische genannt wurde. Bekanntlich haben neuere geistreiche Historiker mit gar vielem Aufwand von Gelehrsamkeit versucht, die alce mit dem vergötterten Brüderpaar bei den Naharvalen (Tac. Germ. 43) in Verbindung zu bringen. Aber auch schon früher hat ein französischer Schriftsteller, Martin, frischweg die Behauptung aufgestellt, der alcis sey eine Jagdgottheit gewesen, ähnlich dem gallischen Cernunnus, der mit Geweihen von Ellenthieren vorgestellt werde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

Die studirenden Egypter.

Am lezten Freitage hielt die geographische Gesellschaft eine öffentliche Abendsizung. Es wurden zuerst mehrere Auswärtige und Einheimische als Mitglieder vorgeschlagen, unter andern Scheyk Refaha, einer der in Paris gebildeten jungen Egypter, welcher das besondere Verdienst hat, daß er seit seiner Rückkehr in sein Vaterland die Araber, seine Landsleute, mit der europäischen Bildung bekannt zu machen sucht, und jezt als Lehrer der Geschichte und Erdbeschreibung in Cairo angestellt ist. Ueberhaupt ist es interessant, die Fortschritte zu bemerken, welche die nach Frankreich gesandten jungen Muselmänner in der allgemeinen Bildung und in den Wissenschaften gemacht haben. Man kann sich davon auf angenehme Weise in den Abendgesellschaften bei Jomard, dem Vorstand der geographischen Gesellschaft, überzeugen. Jomard hat sich dieser jungen Egypter mit vielem Eifer angenommen, und ist ihr Führer und Mentor, daher sie ihm auch gern die Beweise ihrer Fortschritte überreichen. Er hat eine Sammlung ihrer Briefe angelegt, wovon manche gar nicht übel geschrieben sind. Besonders interessant sind die Briefe eines derselben, welcher eine Reise um die Welt unternommen hat; vielleicht ist er der erste Muselmann, der solch eine Reise wagt. Auch ihre Zeichnungen bewahrt Jomard sorgfältig auf, und in der That sind sie als erste

Versuche eines bisher die Kunst verschmähenden Volkes der Beachtung werth. Auf den Tischen bei Jomard erblickt man auch die Bücher, welche die Druckerei des Vizekönigs zu Cairo bisher zu Tage gefördert hat. Freilich hat man damit angefangen, Exerzierreglements, taktische Werke und dergleichen aus dem Französischen zu übersetzen oder nachzuahmen; denn vor Allem hatte der Vizekönig die Absicht, gute Soldaten zu bilden, und dies mag auch wohl die Hauptursache seyn, weßhalb er sich entschlossen hat, junge Leute in Frankreich unterrichten zu lassen. In Afrika sowohl, als in Europa, will jeder Fürst ein gutes, schlagfertiges Kriegsheer haben, und sucht seinen Thron auf dieses zu stützen; aber nebenher war der Vizekönig doch auch nicht gleichgültig gegen die Vorzüge europäischer Bildung in anderer Rücksicht, und in der That haben sich diese jungen Leute auf vielseitige Art in Paris gebildet, und können nun in ihrem Vaterlande den Samen von manchem Guten ausstreuen. Welche Wirkung müssen nicht alle die Bücher, welche aus der Druckerei zu Cairo hervorkommen, bis tief in Afrika hervorbringen! und wenn man noch den Focus hinzufügt, der in Algier entstanden ist, so muß man gestehen, daß Afrika's Völker einen eben so dürren Geist, als Boden haben müßten, wenn sie sich gegen diese so unerwarteten Eindrücke unempfänglich zeigten. Das Anziehendste bei den Jomardschen Abendgesellschaften sind die jungen Egypter selbst; Anfangs behielten sie in Paris ihre Nationaltracht; diese haben sie meistens abgelegt und kleiden sich nun wie junge Europäer. Man befindet sich zuweilen neben einem jungen Manne, welcher ziemlich gut über Wissenschaft spricht, sich auch im Französischen ziemlich geläufig ausdrückt, und man erstaunt nicht wenig, wenn man erfährt, daß man mit einem jungen Afrikaner, einem Muselmanne, einem Bewohner der Nilufer zu thun hat. Sie sprechen alle mit inniger Verehrung, ja mit einer noch etwas orientalischen Demuth von ihrem Vizekönige, und in der That haben sie es nur ihm zu verdanken, daß sie aus ihren alten Vorurtheilen und beschränkten Ansichten herausgerissen und in eine für sie ganz neue intellektuelle Welt versezt worden sind, von der sie bei ihrem Einschiffen nach Frankreich wohl wenig ahnten. Vielleicht wird Europa auch einst von ihnen oder ihren Nachfolgern etwas zu lernen haben. — Nachdem in der Sitzung der geographischen Gesellschaft die eingereichten Schriften und Landkarten und die neu aufgenommenen Mitglieder angekündigt worden waren, erstattete man einen Bericht über den zu ertheilenden Preis für die wichtigsten, im Jahr 1832 gemachten geographischen Entdeckungen; es scheint, die Gesellschaft ist mit ihren Preisen etwas zurück, oder sie brauchte einen Vorwand, um den Preis demjenigen, dem er zugedacht war, zuerkennen zu können; denn warum hätte man sonst das Jahr 1832 gewählt?

(Die Fortsetzung folgt.)

London, April.

(Fortsetzung.)

Geschichte eines Selbstmörders.

Die Aussagen der Eltern wurden in Betreff ihres einträchtigen Zusammenlebens mit ihrem Sohne von den Nachbarn bestätigt, und in Ermangelung jeder Spur, deren Verfolgung zu irgend einem aufklärenden Resultate hätte führen können, waren die Geschwornen im Begriff, zum Behuf der Fällung des Verdict sich zu entfernen, als ein alter Fischer eintrat, einen Burschen an der Hand, der mit dem Gestorbenen von gleichem Alter schien. „So eben“ sagte der Alte mit jener Beherztheit, die im Allgemeinen keinem Engländer fehlt, wenn er guten Gewissens vor einem Gerichtshofe erscheint, die so auffallend gegen die Aengstlichkeit absticht, welche in Ländern, wo die Thüren der Gerichtssäle dem Volke verschlossen sind, fast Jedem anklebt, der nicht gewohnt ist, der Dame Themis und ihren Ministern in die Augen zu sehen, und die also wohl den guten Folgen des öffentlichen Gerichtsverfahrens beigezählt werden darf, „so eben hat mir der Bursche da, der mein Enkel ist, Mehreres erzählt, was auf den ertrunkenen Dick Stevens Bezug hat. Ich glaube, daß es hier gebraucht werden kann, und deßhalb bringe ich ihn. Erzähle nun, Jack, was Du mir erzählt hast, und antworte wahr und ehrlich, was Du gefragt wirst.“ Jack wollte ohne Weiteres seinen Gehorsam gegen den großväterlichen Befehl beweisen, und öffnete demgemäß bereits den Mund, als der Richter ihn durch einige Vorfragen unterbrach, ihm sodann den Zeugeneid abnehmen ließ — eine Handlung, die allerdings in den englischen Gerichtshöfen mit merkwürdiger Schnelligkeit abgethan wird — und ihm hierauf befahl, Alles zu sagen, was er in Bezug auf Dick Stevens wisse. Jack war ein zu ungeübter Sprecher, um streng nach Logik und Zeitfolge zu erzählen; aber die Zwischenfragen des Richters verbesserten diese Mängel, und ich gebe hier seine Aussagen in ununterbrochenem Zusammenhange.

Jack war Dicks Schulkamerad, und auch später viel mit ihm zusammen gewesen. Am Tage vor der unglücklichen That hatte er ihm auf der Straße begegnet, und da ihre Wege gleiche Richtung hatten, waren sie wohl eine Stunde mit einander gegangen. „Ich weiß nicht, was noch aus mir werden soll,“ hatte Dick zu Jack gesagt; „so halte ich es nicht länger aus, und doch begreife ich auch nicht, wie ich es ändern will.“ Auf Jacks Frage, was ihn denn so unzufrieden mit sich und aller Welt mache, hatte Dick, nach gefordertem und empfangenem Versprechen unverbrüchlichen Schweigens, ihm Folgendes mitgetheilt. Den Abend des lezten Weihnachtsfestes — des sogenannten ersten Weihnachtsfeiertags — hatte Dick bei seinem Schwager zugebracht. Weihnachten ist zwar in England nicht, wie in Deutschland, das schöne Kinderfest, das Monate lang die Taggedanken und die nächtlichen Träume der jungen Unschuldswelt beschäftigt, dessen endliches Erscheinen mit Herzklopfen begrüßt wird, und das jedes Jahr in gleicher Form wiederkehrt, weil es nur Einen Wechsel kennt, den Wechsel der Geschlechter, den unabänderlichen, der die zu Bescheerenden macht, die jüngst noch, wie man in Sachsen sagt, bescheert bekamen. Dennoch ist auch in England das Weihnachtsfest etwas mehr, als die Aufforderung, die Mittagstafel mit einem Roastbeef und einem derben Plum-Pudding zu besezen. Beides darf allerdings nicht fehlen, denn ohne Roastbeef und Plum-Pudding glaubt der Engländer, der sich Beides, und wer nur den Plum-Pudding zu erschwingen vermag, ohne diesen an keine Weihnachten. Aber um den duftenden Braten und um das dampfende Gebäck vereinigen sich Familien, deren einzelne Glieder vielleicht das ganze Jahr hindurch nicht zusammentreffen; der Punschnapf erscheint, die Kinder werden zugelassen, die Gesichter erheitern sich, und das lustige England erneuert seinen Anspruch auf dieses Beiwort. Und so war es geschehen, daß Dick, nachdem Vater und Mutter den gastlichen Herd ihres zwar auch nicht reichen, aber mit einem guten Einkommen gesegneten Schwiegersohns verlassen hatten, noch eine Zeitlang dort zurückgeblieben und endlich, mit etwas Punsch im Kopfe, gefolgt war.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 36.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 108.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 6. Mai 1835.

— Im Ansehn
Steht der Wolf als oberster Vogt, und alle bedrängt er.

Reinecke Fuchs.

Mancherlei über die Pflanzen- und Thierwelt im alten und neuen Deutschland.

(Fortsetzung.)

Ein anderes hirschartiges Geschöpf, das Rennthier, war vielleicht im Norden des alten Deutschlands zu finden. — In dem tarandus bei Aelian, wo es ein skythisches Thier genannt wird, dem Rücken und der Größe nach einem Stier ähnlich, gerade wie beim Plinius (Scytharum tarandus), nach welchem Schriftsteller es die Größe eines Rindes, ein hirschähnliches Haupt und gewöhnlich die Farbe des Esels habe, aber auch nach Belieben eine andere Farbe, z. B. die von Bäumen, Gesträuch, wo es liege, aus Furcht annehmen könne — in ihm wollen schon der Namensähnlichkeit wegen die Meisten das Rennthier erblicken; dagegen sieht, wie der naturkundige Philologe Schneider zum Aelian bemerkt, der Holländer Merren eher unser Ellenthier darin. Wirklich paßt auch die Erwähnung: die Haut des Thieres sey so hart, daß kein Wurfspieß sie durchdringen könne, recht gut auf die Haut des Ellens, die man im Mittelalter und noch später zu Kriegskollern gebraucht hat. — Sind wohl die rhenones, deren Cäsar, Sallustius und Tacitus erwähnen, Felle von Rennthieren? — Das Wort rheno hält schon der alte Varro für ein fremdes, gallisches, deßgleichen der spätere Isidorus für ein deutsches. Dieser sagt: die Rhenonen seyen eine Bedeckung für Schultern und Brust; wegen der in einander verworrenen Zottelhaare seyen sie so rauch, daß sie selbst Regengüsse abhielten. Hiemit stimmt, was der Longobarde, Paul der Diakonus, erzählt: „bei den Skritofinnen (einem skandinavischen Volk) ist ein Thier, einem Hirsche nicht unähnlich. Aus dessen Felle, so rauchhaarig es ist, sah ich ein Gewand nach dem Schnitt einer Tunika verfertigt, das bis an die Knie ging.“ — Was die Etymologie anbelangt, so könnte man fragen, ob Ren, hrein, ren, hran, ra — welches leztere auch Reh bedeutet und auf die nahe Verwandtschaft hinweist — vom alten renna (noch schwedisch renna), rennen, laufen herkommen? eine Eigenschaft, die ja bekanntlich der ganzen Sippschaft der hirsch- und rehartigen Thiere, und im besondern Grade dem Rennthier eigen ist. Dieses soll übrigens, wie Oken meldet, noch um Christi Geburt im Schwarzwalde gefunden worden seyn; allein wenn das der Fall gewesen wäre, so müßte dieser Theil von Oberdeutschland damals schon ein kälteres Klima gehabt haben, als gegenwärtig das um Stockholm oder Petersburg, wo doch die dorthin gebrachten Rennthiere bald absterben, weil es ihnen selbst dort noch zu warm ist. Um so unglaublicher erscheint, was ferner Oken berichtet, daß nämlich

noch im vierzehnten Jahrhundert im jetzigen Departement der Drenthe sich Rennthiere aufgehalten.

Unter den merkwürdigen Thieren, die im Hercynischen Walde besonders zu Hause waren, erwähnt Cäsar außer dem Ur und Ellen namentlich noch eines dritten, das wie ein Hirsch gestaltet sey, und mitten auf der Stirne ein einziges, großes und geradstehendes Horn trage. Zu diesem fabelhaften Thier, das bekanntlich nur in der Heraldik existirt, könnte vielleicht, meint Oken, jener strepsiceros, oder der ungarische Bock, der bisweilen mit einem Horn gesehen werde, Veranlassung gegeben haben.

Unter den Raubthieren stehe der Wolf voran, der in der nordischen Sage und Dichtkunst, wie in der deutschen Fabel eine bedeutende Rolle spielt, und auch in Bezug auf die Etymologie ein merkwürdiges Thier ist. Viele deutsche Eigennamen schreiben sich von ihm her, nicht nur lange vor dem gothischen Bibelübersetzer Ulphila, der, mag er auch immerhin aus Kappadocien gebürtig seyn, doch einen deutschen Namen trägt, welcher wohl nichts anderes als Wölfele oder Wölflein bedeuten mag, wie schon aus dem Gothen Jornandes erhellt, der ihn Wulfilas nennt, sondern auch lange nachher, da noch heutiges Tags Wölfel und Wölfing als Eigennamen gelten, und zwar letzteres gleichsam Wolfsjunge oder Wolfssohn bedeutend, wie noch jezt im verwandten Schwedischen mit der Endigung ing (jung) Patronymika gebildet werden. Das deutsche Wort Wolf, gothisch Wulfs, angelsächsisch Ulf, im Sanskrit vrka, im Zend vehrka, wird vielleicht nicht unschicklich vom gothischen wilwan, rauben, hergeleitet und bedeutet demnach Räuber vorzugsweise. In älterer Sprache bedeutet es nicht nur den Wolf, sondern auch den Fuchs, dessen lateinischer Name, vulpes, schon an den gothischen erinnert, ja den Hund selbst, zu dessen Gattung ja beide gehören. Wirklich heißen die Wölfe (grádyr, d. i. Gra
nthier bei den Isländern) im Gesange vom heil. Anno die grauen Waldhunde; wogegen kleine oder junge Hunde angelsächsisch hwelp, althochdeutsch welf genannt werden. Grimm übrigens findet keine Verwandtschaft zwischen wolf und welf, d. i. junge Hunde. Altnordisch und isländisch heißt der Wolf auch vargr, schwedisch warg, was überhaupt jedes reißende Thier bedeutet, ferner einen flüchtigen, ausgestoßenen Menschen, der Blut vergossen hat. Und so ist dieses wargr nichts anderes, als das wargus im Salischen und Ripuarischen Gesetz: verbannter, vertriebener Räuber; auch könnte man das schon erwähnte sanskritische und zendische vrka und vehrka, so wie den Wolf Frekr in der Edda damit in Verbindung bringen.

Manche behaupten, daß die schon bei Herodot und dem spätern Pausanias erwähnte, im Mittelalter durch Religion und Volksglauben modifizirte Sage von den Wehrwölfen (Währwolf, d. h. Menschwolf, lycanthropos, französisch loup-garou, schwedisch warulf, neugriechisch lycosabalianos) altgermanischen Ursprungs, aber bei den mehr mit den Deutschen verwandten Kelten, insbesondere den Belgiern, den Britten und Kymren in Wales und Bretagne (Armorika), erst recht ausgebildet worden sey. Dies erhelle aus den lai de Melion und lai de Bisclaveret, wo ein bretagnescher Ritter sich in einen Wehrwolf verwandelt und durch seine treulose Gemahlin verrathen wird. — Pomponius Mela erzählt schon von den keltischen Druidinnen auf der Insel Sena (Quessant?), daß sie, so oft sie wollten, sich in Thiere verwandeln konnten.

Wenn der Wolf auf der einen Seite meist als Repräsentant grausamer und ungerechter Begierde und Habsucht, die sich aber zuweilen auf lächerliche Weise abgeführt und betrogen sieht, in Schrift- und Bildwerken vorgestellt wird, so läßt ihn doch auch die mittelalterliche Sage, wie einst die der Griechen und Römer bei Cyrus und Romulus, in der Jugendgeschichte des Wolfdietrich, der davon den Namen trägt, eine freundlichere Rolle spielen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Prairien.

(Fortsetzung.)

Ich lag noch spät Abends an des Kapitäns Feuer und horchte den Geschichten von den Rennern der Prairien, da entstand Geschrei und lauter Jubel am andern Ende des Lagers, und es kam die Meldung, Beatte, mein Mestize, habe ein wildes Pferd eingebracht. Im Nu waren alle Feuer leer, das ganze Lager strömte dem Indier und seiner Beute zu. Es war ein etwa zweijähriges Füllen, sehr hübsch gebaut, zart von Gliedern, mit schönen vorspringenden Augen, feurig und doch dabei sanft. Mit Blicken des Staunens und der Ueberraschung sah es die Leute, die Pferde, die Wachfeuer an, während mein Indier, das Ende der Schlinge in der Hand, mit übereinandergeschlagenen Armen vor ihm stand und es, ohne eine Miene zu verziehen, betrachtete. Beatte, ein Blendling von einem Franzosen und einer Osageindierin, war von grünlicher Olivenfarbe, mit seinen stark ausgeprägten Zügen erinnerte er stark an die Bronzebilder Napoleons, und wie er so mit verschränkten Armen und unverwandtem Blick vor seinem gefangenen Rosse stand, glich er wirklich mehr einer Statue als einem lebenden Menschen. Zeigte sich aber das Pferd im mindesten ungeberdig, sogleich zog

Beatte am Riemen und zerrte es herüber und hinüber, daß es fast zu Boden fiel; hatte er es so auf eine Weile zur Raison gebracht, so stand er wieder so starr und statuenähnlich wie zuvor. Die ganze Scenerie war wildschön: das dicke Gebüsch, stellenweise von den flackernden Feuern beleuchtet, hier und dort die an Bäume gebundenen Pferde, ringsum Wildpret aufgehängt, und in der Mitte der wilde Jäger und sein wildes Roß, in einem staunenden Haufen nicht viel weniger wilder Milizen.

Den ganzen Abend herrschte große Aufregung im Lager; man hörte von nichts sprechen, als von Pferdefang: unsere ganze Jugend war für diese edle Jagd höchlich eingenommen, und jeder gedachte, im Triumph, auf einem wilden Renner der Prairien vom Zuge heimzukehren. Man blieb länger wach als sonst, an allen Feuern war ein Gesumme, hin und wieder von schallendem Gelächter unterbrochen, und es war tief in der Nacht, bevor Alles ruhig wurde.

Mit dem grauenden Morgen ging es von Neuem los, und Beatte und sein wildes Pferd waren wieder das einzige Lagergespräch. Das Pferd war die Nacht über unter die andern an einen Baum gebunden worden; jezt führte es Beatte an einer langen Halfter, und wenn es sich im mindesten unartig zeigte, ward es wie früher durch Zerren mürbe gemacht. Es schien gutartig und gelehrig, und sein Auge hatte einen sehr wohlgefälligen Ausdruck von Sanftmuth. Es war, als ob das arme Thier in dem völlig ungewohnten, hülflosen Zustand sich sogar bei dem Pferde, das es hatte fangen helfen, nach Schutz und Freundschaft umsähe. Da Beatte sah, wie sanft und gutartig es war, band er ihm, just da wir aufbrachen, einen leichten Pack auf den Rücken, als erste Unterweisung im Sklavendienst. Ob diesem Schimpfe aber empörte sich der natürliche Stolz und das Freiheitsgefühl des Thiers; es bäumte sich, schlug hinten und vorne aus und suchte auf jede Weise der schmählichen Bürde los zu werden; doch es vermochte nichts gegen die Uebermacht des Indiers: bei jedem Sprunge wiederholte sich das Spiel mit der Halfter, bis endlich das arme Thier, zur Verzweiflung getrieben, sich platt auf den Boden niederwarf und regungslos liegen blieb, als gäbe es sich überwunden. Ein Bühnenheld, der die Verzweiflung eines gefangenen Prinzen darzustellen hätte, könnte seine Rolle nicht dramatischer spielen; der Auftritt hatte moralisch wirklich etwas Großartiges. Der eiskalte Indier sah eine Zeitlang das Thier stillschweigend an, als er aber sah, daß es an keinen Widerstand mehr dachte, nickte er sachte mit dem Kopf, verzog seinen Mund zu einem triumphirenden Lächeln und gab ihm mit einem Zug an der Halfter das Zeichen zum Aufstehen. Es gehorchte und sezte sich von nun an nicht wieder zur Wehr. Im Laufe dieses Tages trug es geduldig seinen Pack und ward an der Halfter geführt; aber nach zwei Tagen schon lief es frei mit den überzähligen Pferden in unserm Zug.

Ich konnte das hübsche junge Thier, dessen ganzer Lebenslauf eine so plözliche Umkehr erlitten, nicht ohne Mitleid betrachten: kaum noch ein freier Bürger dieser herrlichen Weiden, der ungebunden von Ebene zu Ebene, von Anger zu Anger schweift, von jedem Kraut, von jeder Blume kostet, aus allen Strömen trinkt, und jezt, auf Einmal zu ewiger harter Sklaverei, zum Zaum und Geschirr verurtheilt, vielleicht gar im Lärm und Staub und Frohndienst unserer Städte! Ist doch auch sich hoch dünkender Menschen Geschick gleichem Wechsel unterworfen: heute ein Fürst der Prairien, morgen ein Packpferd!

Korrespondenz-Nachrichten.

London, April.

(Beschluß.)

Geschichte eines Selbstmörders.

Auf dem Heimwege ließ Dick ein feindliches Geschick zwei Dirnen begegnen, wie sie zu Hunderten und zu Tausenden, Tag und Nacht, zu jeder Stunde, die Straßen Londons durchwandern. Er unterlag ihren Lockungen, begleitete sie in ihre Wohnung und fand sich am andern Morgen der halben Krone beraubt, die er von seinem Dienstherrn zum Geschenk erhalten hatte. Der Wunsch, das Geld wieder zu erlangen, führte ihn noch zweimal in das Haus, und er täuschte seine Eltern sowohl durch das Vorgeben, daß er bei seiner Schwester gewesen, als durch die Angabe, daß er einmal seinen ganzen Wochenlohn verloren und ein anderes Mal die Hälfte für ein zerbrochenes Fenster habe aufwenden müssen. Zufolge dessen, was er in dieser Beziehung seinem Vertrauten eröffnete, scheint es kaum einem Zweifel zu unterliegen, daß die Dirnen den unerfahrenen Knaben durch geistige Getränke seiner Besinnung, und im Zustande halber Trunkenheit seines Wochenlohns beraubt haben. Bei seinem lezten Besuche hatte plözlich, laut seiner Erzählung, über der Stube, in welcher sie sich befanden, ein Kind angefangen zu schreien. Auf seine Frage, wem das Kind gehöre, hatte eines der beiden Mädchen geantwortet, sie sey die Mutter, war, erzürnt über das fortdauernde Geschrei, aus dem Zimmer gelaufen und nachher zurückgekommen, das Kind zwar schweigend, aber erwürgt in ihren Armen. Entsezt über den Anblick und vom tiefsten Abscheu ergriffen, hatte Dick sogleich das Zimmer und das Haus verlassen wollen; doch die Mädchen hatten ihn erst begütigend verhindert, und als er endlich mit Gewalt sich von ihnen loszumachen gesucht, hatte die Dirne, welche sich die Mutter des Kindes genannt, ihn „bei allen Teufeln" versichert, daß, wenn er ihnen nicht beistehe, das Kind wegzuschaffen, sie ihn des Mordes anklagen und an den Galgen bringen würden. Die grausame Angst, die den armen Jungen bei dem Gedanken an Vater und Mutter überfallen, hatte ihn zu Allem willig gemacht, und so war er den Dirnen behülflich gewesen, das Kind unter der Treppe zu begraben. Seit dieser Stunde war aller Friede aus seiner Seele, jeder Schlaf von seinen Augen gewichen, und nächst den Vorwürfen, welche ihm

die Liebe zu seinen Eltern wegen der Täuschung derselben, und sein Gewissen wegen der Theilnahme an einer verbrecherischen That erregten, hatten auch die Mädchen gleich bösen Geistern sich an seine Fersen geheftet. „Welchen Weg ich gehe,“ hatte er zu Jack gesagt, „ich kann mit Gewißheit darauf rechnen, daß ich ihnen begegne.“ — „Du brauchst ja nicht mit ihnen zu sprechen,“ hatte Jack bemerkt. — „Nie, nie,“ war die von Thränen begleitete Antwort gewesen, „wollte ich je wieder eine Sylbe mit ihnen wechseln oder einen Fuß über ihre Schwelle setzen; aber sie, sie verfolgen mich und lassen mir keine Ruhe. Oft, ehe ich es weiß, steht eine der Beiden neben mir und wiederholt mir, daß, wenn ich anzeige, was ich in ihrem Hause gesehen, sie mir den Mord schuld geben, und, wenn ich ihnen nicht von nun an jeden Sonnabend die Hälfte meines Wochenlohns brächte, mich an den Strick liefern würden. Noch gestern haben Beide mir das zugeschworen, und morgen ist Sonnabend. Mein armer Vater! meine arme Mutter!“

Nach solcher Mittheilung und nach wiederholter Bitte, das Vertraute als strengstes Geheimniß zu bewahren, indem jede weitere Verbreitung ein gerichtliches Einschreiten, und dieses unfehlbar seinen Tod zur Folge haben würde, war Dick trostlos von dem Freunde geschieden, und ehe am nächsten Tage die Sonne über dem armen, verführten, betrogenen, geängsteten Knaben unterging, hatte er den Schmerz eines jungen, bitter getäuschten Lebens in die Fluthen der Themse niedergelegt. Ob er mit solchem Entschlusse am Morgen das elterliche Haus verlassen, oder ob er der Eingebung des Augenblicks gefolgt, weder für das Eine, noch für das Andere gibt es einen entscheidenden Beweis, es wäre denn, daß man das Leztere daraus schließen dürfte, daß er wie gewöhnlich und ohne ein besonderes Zeichen von Wehmuth zu seiner Arbeit gegangen war. Wie schmerzlich er aber unter dem Gewichte seiner Seelenangst gelitten haben muß, möchte aus dem einfachen Umstande abzunehmen seyn, daß er an jenem Morgen sein Frühstück unberührt gelassen, seine Mutter ihm deßhalb einen Sixpence gegeben, um sich im Falle des Bedarfs etwas zu kaufen, und dieser Sixpence, in dasselbe Papier gewickelt, in welchem er ihn von seiner Mutter empfangen, sich bei ihm vorgefunden hat. Jacks ungeschminkte und treuherzige Erzählung machte auf alle Anwesenden den tiefsten Eindruck. Die Geschwornen sprachen über den Ertrunkenen das Verdict momentanen Wahnsinns, und forderten den Richter auf, Alles anzuwenden, um die beiden Dirnen zu entdecken und zur Untersuchung zu bringen. Allein obgleich es weder an Bekanntmachungen, noch an wiederholter Aneiferung der Polizei mittelst von Privatpersonen ausgesezter Belohnungen gemangelt hat, so ist doch bis jezt vergebens ein Resultat erwartet worden. Die mit der Nachforschung verbundenen Schwierigkeiten sind allerdings sehr groß, indem es nicht allein an jeder, die Entdeckung erleichternden Spur gänzlich fehlt, sondern auch die That allem Anscheine nach in einem Theile Londons verübt worden ist, den man gesehen haben muß, um sich zu überzeugen, daß es hier den Verbrechern eben so leicht ist, sich den Späheraugen der Polizei zu entziehen, als schwierig für diese, selbst mit Einsetzung des eigenen Lebens ihre Pflicht zu erfüllen. Das polizeiliche Institut hat jedoch in seiner neuen Organisation — was auch immer Anfangs dagegen gesagt und geeifert worden ist — sich bereits als zu praktisch-tüchtig bewährt, als daß man an einem Erfolge verzweifeln dürfte, der, wiewohl er den armen Eltern des unglücklichen Dick den verlornen Sohn nicht zurückzugeben vermag, doch die bürgerliche Gesellschaft von zwei weiblichen Scheusalen reinigen könnte.

W. S.

Paris, April.

(Fortsetzung.)

Der Reisende d'Orbigny.

In dem Berichte der geographischen Gesellschaft wurden verschiedene neuere Reisen durchgegangen, keiner aber die Wichtigkeit beigelegt, welche die Reise des französischen Naturforschers d'Orbigny in's Innere von Südamerika gehabt habe. Diese in der That sehr wichtige und an Ergebnissen reiche Reise ist bereits in diesem Blatte und in allen Zeitungen umständlich besprochen worden, und die Regierung hat den Reisenden in Stand gesezt, die Beschreibung derselben auf splendide Weise herauszugeben, wie man aus den neulich erschienenen ersten Lieferungen ersehen kann. Graf von Montalivet, welcher den Vorsiz führte, hielt eine kurze Rede aus dem Stegreife, ehe er dem Reisenden die ihm von der geographischen Gesellschaft zuerkannte Ehrenmedaille überreichte; er sprach viel von dem Muthe, der dazu gehöre, sich von seinem Vaterlande loszureißen und unbekannte Länder unter tausend Mühseligkeiten und Gefahren zu durchziehen; er behauptete, ein solcher Muth sey erhabener, als der kriegerische und der bürgerliche Muth, weil man auf dem Schlachtfelde und bei einem Aufstande das Gefühl seiner Pflicht und die Anwesenheit seiner Mitbürger zur Stärkung, zur Aufmunterung habe, wogegen ein Reisender ganz allein und verlassen in einer unbekannten Gegend zuweilen umkomme, ohne daß er die Gewißheit habe, daß auch nur sein Name in seinem Vaterlande werde genannt werden. Ganz verhält sich die Sache doch wohl nicht, wie Graf Montalivet sie darstellte; denn erstlich ist dieser Muth nichts Seltenes; jeder von Wißbegierde brennende Geist besizt ihn, und hat dabei weit edlere Gefühle, um die Gefahren nicht zu achten, als der Krieger auf dem Schlachtfelde; zweitens ist auch der Ruhm, der seiner wartet, nicht so ungewiß, als der Herr Graf meint; die geographische Wissenschaft behält die Namen der verunglückten Reisenden, welche zur Erweiterung derselben beigetragen haben, oder auch nur haben beitragen wollen, in werthem Angedenken, und schreibt sie in ihre Jahrbücher ein, wo sie nicht so leicht vergessen werden, als die Namen der Tausende von Kriegern, welche ihr Leben auf dem Schlachtfelde eingebüßt haben, und zwar manchmal wegen eines Streites zwischen zwei Fürsten, dessen Entstehen und Fortgang die Nachwelt sehr wenig kümmert. Graf Montalivet drückte dem Reisenden d'Orbigny sehr freundlich die Hand, und belobte nochmals seinen Muth. Nun hat d'Orbigny allerdings großen Muth gezeigt, aber noch mehr Eifer für die Wissenschaft; denn er hat für dieselbe einen großen Theil seines Vermögens zugesezt. Allerdings hatte die Regierung ihm einen Jahrgehalt von 8000 Franken während seiner acht Jahre lang dauernden Reise ausgesezt; wenn man aber, wie d'Orbigny und andere berühmte Reisende, überall sammelt, Zeichnungen entwirft, Thiere und Pflanzen aufbewahrt und tausend Meilen weit versendet, Begleitungen nimmt, um gefährliche unbekannte Orte zu untersuchen u. s. w., so sind 8000 Franken ein kärglicher Lohn; es ist daher auch nicht auffallend, daß d'Orbigny 30 bis 40.000 Franken von seinem eigenen Gute aufgeopfert hat. Dafür ist er denn auch freilich mit einem Schatze von Kenntnissen und Erfahrungen heimgekommen, wie ihn wenige Reisende mitbringen können.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 47.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 109.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 7. Mai 1835.

— Du grauser Todesvogel,
Schreck unsrer Nation und blut'ge Geißel,
Du dringst zu uns nicht ein, als durch den Tod;
Denn ich betheur' es, wir sind wohl verschanzt.

Shakespeare.
Heinrich VI.

Nidwalden.

Zweiter Abschnitt.

95.

Indeß flog Risi zu dem Schwarm der Streiter,
Der am Gestad zum Schutz der Grenze steht;
Dort wird die schwer gedrückte Brust ihm weiter,
Wo ihn des Krieges frischer Sturm umweht.
Die Stirn ist noch vom Abschied gramumdunkelt,
Indeß dem Aug' des Muthes Blitz entfunkelt;
Umschauend sieht er da Latour im Kahn,
Gleich einer sturmgejagten Wolke, nahn.

96.

Da gießt er eilig in der Büchse Rachen
Der Ladung zweimal aufgefülltes Maß;
Er spannt, er zielt und läßt den Schuß erkrachen.
Wie Geier stürzen auf lebend'gen Fraß,
So fährt das Blei heißhungrig durch die Lüfte:
Latour! schon gähnen dir die feuchten Grüfte;
Du wankst, du fällst, die breite Brust durchbohrt,
Und hauchst die lezte Kraft in's laute Wort:

„Ob auch im Tod des Führers Blicke brechen,
Ihr endet doch des Ruhmes lichte Bahn;
Hinan, ihr Braven, meinen Fall zu rächen!
Es melde jede Zunge doch: der Kahn
Latour's hat sich zuerst an's Land geschwungen,
Im Sterben hat der Held den Sieg errungen!“
So ruft er, und sein Mund verstummt, erbleicht,
Und der noch nimmer wich, der Geist entweicht.

98.

Doch den Gefährten, welchen Schmerz und Schrecken
Zuerst aus starrer Faust das Ruder wand,
Hallt nach sein leztes Wort, den Muth zu wecken:
Der Rache Sturmwind jagt sie her zum Strand.
Doch hoch vom Thurm und aus des Ufers Büschen
Läßt Unterwalden seine Kugeln zischen:
Es sinken Assas, Clairfait, Tolun wund,
La Roche und Raimond todt zum Schiffesgrund.

99.

Doch löscht der Franken Zorn kein thatlos Trauern;
Der junge Dorat, reich an jeder List,
Heißt tief in's Schiff hinab die Freunde kauern,
Bis ihrer Rache Zeit gekommen ist.

Doch plötzlich kracht der Kiel, entzwei gespalten
Von spitzem Pfahl; sein Flug ist festgehalten,
Ein dringt die Fluth, in's dunkle Wellengrab
Sinkt er besiegt mit allem Volk hinab.

100.

Doch unentmuthigt ziehn die andern alle
Stets näher, näher stets an's Ufer her,
Bereit zum Handgemeng am Küstenwalle;
Den See verdeckt der Kähne wimmelnd Heer,
Und droh'nder braust der eh'rne Mund der Zinken,
Und wilder mahnt das Schlachtgeschrei, es blinken
In vollerm Glanze Schwert und Waffenzier,
Und näher rauscht das flatternde Bannir.

101.

Jezt rast der Kampf. Die Gegner hinzuschmettern,
Spei'n tausend Büchsen stets ihr Feuer aus.
Und wie bei schweren, grauenvollen Wettern,
Wenn Dörfer lodern in des Brandes Graus,
Die Donner, die herab vom Himmel dröhnen,
Das Sturmgeheul der Glocken übertönen:
So stirbt der Trommeln und Trompeten Hall
In der Musketen und Kanonen Knall.

102.

Nicht hundert Schritte von dem Ufer halten
Des Feinds Geschwader alle, doch verhüllt
Der dichte Rauch die kämpfenden Gestalten,
Verworren wogt des Streites düster Bild.
Doch jezt entschwebt des Dampfes schwarzen Wellen
Ein mächtig Schiff voll kühner Kampfgesellen,
Die gleicher Muth zu gleicher That verband,
Und naht auf Steinwurfsweite sich dem Strand.

103.

Dies schaut, umspähend stets mit Falkenblicken,
Vom hohen Thurm der kriegerische Greis;
Schnell ruft, die Büchsen auf sie loszudrücken,
Sein mahnend Wort heran der Söhne Kreis.
Die Brüder Lussi auch, die nie sich trennen,
Amstad und Zelger, die beherzten Sennen,
Und Frunz und Scheuder sehn das Schiff jezt nahn
Und schlagen zielend ihre Büchsen an.

104.

Der Alte selber lenkt sein tödtend Feuer
Zuerst auf Talard, der, erzeugt am Strand,
Mit sichrem Arme führt des Schiffes Steuer,
Wie vormals, da er noch im Vaterland
Marseille's schöne Meeresbucht befahren,
Wo er der Fische mannichfache Schaaren,
Mit besserm Glück, in seine Reußen schloß;
Ihm trifft die braune Stirne das Geschoß.

105.

Das Steu'r entgeht der Hand, sein Leben endet,
Und seitwärts hängt sein blutergießend Haupt
Vom Bord des Schiffs herab; die Fähre wendet
Sich rechts im Kreis, des Steuermanns beraubt.
Da faßt beherzt der junge Fouchat schnelle
Das blut'ge Steuer an des Todten Stelle;
Doch kaum daß er's mit rascher Faust umspannt,
So läßt er's sinken aus gelähmter Hand.

106.

Denn Scheuder traf ihn schwer am Vorderarme,
Durch Fleisch und Knochen bohret sich das Erz;
Es strömt sein Blut, das jugendliche, warme,
Zu Boden sitzend, knirscht er herben Schmerz.
So müssen Alle, die das Steuer fassen,
Wund oder todt, es plötzlich fahren lassen;
Schon wagt es keiner mehr, sich ihm zu nahn,
Es stockt des Schiffes Lauf auf halber Bahn.

107.

Doch naht indessen manches Schiff der Franken,
Bis an der Pallisaden hohen Zaun.
Hier mühn sie sich entbrannt, die läst'gen Schranken,
Die sie vom Ufer trennen, zu zerhau'n;
Zugleich ergeht der kleinen Schüsse Knittern,
Beschützer sammt der Schutzwehr zu zersplittern;
Ein andrer Schwarm bestürmt der Pfähle Wall,
Und keinen rührt des Nebenmannes Fall.

108.

Hier sausen hochgeschwungen scharfe Degen
Und Aext' und Beile auf das Gitter ein,
Dort müh'n sich hin und her gezogne Sägen,
Der Flotte den verrammten Weg zu frei'n.
Hier sprengen sie des Wehres Eisenbande,
Dort werden aus des Seees tiefem Sande
Verborgne Pfähle durch vereinte Kraft
Nach heißer Müh zulezt herausgeschafft.

109.

Doch sieh, derweil sie Plankenzaun und Gitter,
Wie Wölfe Lämmerhürden, wild umdräu'n,
Und losgehaune Spän' und tausend Splitter
Die Luft durchsausen und den See bestreu'n:
Kommt Dügardet mit seinen Kriegerschaaren
Durch offnes Thor zum Strand dahergefahren;
Das blanke Schwert in hochgehobner Hand,
Entschwingt er sich zuerst dem Schiff an's Land.

110.

Ward durch den Rauch der Wächter Blick betrogen?
Hat ferne Noth die nächste ihm verhehlt?
War allzudünn der Wachen Kreis gezogen?
Hat ihnen Vorsicht, hat der Muth gefehlt?
Hat ihrer Büchsen Sendung nicht getroffen?
Ließ einen Pfad der Pfähle Gatter offen? —
Schon stößt das Schiff zu dem Gestad heran,
Die Franken jauchzen auf im Siegeswahn.

(Der Beschluß folgt.)

Mancherlei über die Pflanzen- und Thierwelt im alten und neuen Deutschland.

(Fortsetzung.)

Wir kommen auf „den brummenden Alten mit dem Pelz," an dessen sonst so häufigen Aufenthalt in Deutschland, wo er auch vor Alters in den Wäldern und auf den Heiden den so beliebten Honig zur Genüge finden konnte, nicht nur viele Ortsnamen, sondern auch hier und da noch Bärengruben oder Bärenfänge erinnern, z. B. im Baireuthischen. — Im bayerischen Walde, z. B. in der Gegend von Zwisel, sagt man, halten sich noch jezt solche unwillkommene Gäste auf, und eine Art schwarze Bären ist in Tyrol und der Schweiz einheimisch. Bekanntlich hat Bern von dem Thiere den Namen, welches, nach der Legende, einem Holzhauer auf dem Platze, wo nachher die Stadt erbaut worden ist, entgegen gekommen seyn soll, und dessen Bild daher auch im Stadtwappen prangt; ja zum ewigen Andenken an die merkwürdige Begebenheit werden selbst im dortigen Wallgraben lebendige Exemplare davon sorgsam unterhalten. In der Uebersetzung von K. Gesners Thierbuch heißt es von dieser Stadt im Uchtland: „diesselbig zeucht stetigs ein oder ein paar Bären aus gestiffter Pfründe der Herzoge von Lothringen." Der seit dem Cluver allgemein verbreiteten Annahme, daß Bärenhäuter einen (besonders Deutschen) bedeute, der auf der Bärenhaut ruht und faullenzt, stellte ein älterer Theolog, Gerhard Maier, diese andere entgegen: es heiße so viel als Bärhüter, d. h. ein Schweinhüter, nämlich Bär überhaupt in der Bedeutung von größern, wilden und zahmen, besonders zottelhaarigen Thieren genommen.

Zwar findet sich kein ausdrückliches Zeugniß vor, daß der in Höhlen (Dänen) sich einbauende, an Farbe meist weißgraue, an Gestaltung fast schweinartige Sohlengänger, welchen wir Dachs, die Niederländer Das nennen, schon im alten Germanien gehaust habe; allein es läßt sich mit Recht annehmen, da er bis in Norwegen hinein gefunden wird. Merkwürdig ist es, daß fast alle Namen des Thiers sowohl in den übrigen germanischen Sprachen, als auch in den romanischen aus dem Deutschen herstammen. Vom Decken, bedecken, verbergen, kommt sowohl Dach, als Dah—s, Dachs, woraus im barbarischen Latein taxo und taxus, auch tassus gebildet wurde, das in die meisten romanischen Sprachen überging; italienisch tasso, französisch taisson, spanisch texon; im Schwedischen grafswin (Grauschwein), ferner im Niederländischen auch grevink, beides von der alten germanischen Wurzel gra (grau).

Ein nordisches Thier, und darum wohl auch schon im alten Deutschland einheimisch, wenigstens ist er noch in Oesterreich, Schlesien und Böhmen zu finden, und auch auf dem Harz und in den Thüringer Wäldern läßt er sich zuweilen sehen, ist der Luchs (alt: luhs) oder Katzenwolf, Hirschwolf, isländisch lynxdyr, schwedisch lodyr, gleichsam das lohende (leuchtende) oder Glühaugenthier, auch lo allein. Luchs und lynx erinnern an lux, lumen, liuht, liuhten, d. i. leuchten. — Könnte der zum ehemaligen Bisthum Speier gehörige Wald Lussart nicht einen Wald voll Luchse bedeuten? nämlich nach Analogie von Spessart, d. i. Spechteshart oder Spechtshart, wie wirklich die Münchener Handschrift des Nibelungenliedes V. 3883 hat, d. i. ein Hart oder Waldgebirge voll Spechte.

Hasen gibt es in der ganzen alten Welt die Fülle, warum nicht auch im alten Germanien? zumal, da sie Kälte ertragen können, und es ihnen am wohlsten ist, wo nicht viele Menschen zusammenwohnen. Dies wohlbehaarte Thier — was schon Plinius an ihm hervorhebt — hieß angelsächsisch hara, althochdeutsch haro (englisch noch jezt hare); wie aber die Buchstaben s und r leicht in einander überfließen, wie das alte friesen, wovon noch jezt Friesel, in frieren, das gothische basi in bari, beri, Beere überging, so haro in haso, später Hase. Bei der Gelegenheit muß ich aber bedeuten: zu schließen, daß, weil manches Thier einen ächtdeutschen Namen trägt, es deßhalb im alten Germanien einheimisch gewesen seyn müsse, wäre eben so vernünftig, als wenn man annehmen wollte, daß jene kleine, auf dem Kap einheimische Art von Trappen, die der dortige Holländer koorhaan benennt, deßhalb als ein in Holland einheimischer Vogel zu betrachten sey. So hat der Affe (englisch ape, dänisch abe), der ja bekanntlich in Europa nicht wild lebt, ausgenommen die Gegend von Gibraltar, wo der sogenannte türkische Affe verwildert gefunden wird, einen ganz deutschen Namen, vom alten: aben, schwedisch apa, d. h. wiederholen, nachahmen, was noch im „Ab- und Ebenbild" sich vorfindet. — Die mit den Hasen verwandten Minengräber, die Kaninchen,

noch besser Künlein (in ältern Schriftwerken), als mehr dem lateinischen cuniculus entsprechend, sind erst spät aus dem fernen, an solchen fruchtbaren Geschöpfen überreichen Spanien, wohl über Frankreich, nach Deutschland gekommen.

Der Ottern- und Biberjagd geschah schon oben Erwähnung. Ich füge noch hinzu, daß, nach Oken, sich Biber in fast ganz Deutschland vorfinden, nicht bloß an der Donau in Schwaben und Bayern, sondern auch an der Elbe, Lippe und Maas; am Rhein hingegen, wenigstens am Oberrhein, scheinen sie vertilgt zu seyn. Sie bauen noch hie und da, namentlich in den Altwassern der Elbe bei Wittenberg, wie Oken berichtet. Bei der **Fischotter**, die zuweilen auch in der Rednitz gefangen wird, muß ich noch dreierlei bemerken. Erstlich erinnere ich an die Fabel in der Edda von Hreidmar und seinen drei Söhnen, Fafnir, Regino und Otr, von welchen der Leztere — ganz dem Worte entsprechend — sich in die Gestalt einer Otter verwandelte und Fische fing, die er, mit den Augen blinzelnd, gierig verzehrte; zweitens an eine köstliche etymologische Vermuthung des sonst so umsichtigen und wackern Frisch, den übrigens neuere Etymologen, zwar nicht an gründlicher Gelehrsamkeit, aber an unglücklicher Kühnheit weit übertreffen; er meint nämlich, daß der Physeter des Plinius, der doch ein ganz anderes Thier ist und etwa den Pottfisch bedeutet, nichts seyn möge, als Fischeter oder Fischesser, welches leicht mit unserm Fischotter könnte verwechselt worden seyn; drittens muß ich noch aus dem Leben Karls des Großen von Eginhard erwähnen, daß jener König zur Winterszeit Brust und Schultern mit einem Thorax von Ottern- und Mäusefellen zu bedecken pflegte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

(Beschluß.)

Reisen und Reiseeindrücke.

Naturgeschichte, Erdbeschreibung und auch Völkergeschichte werden sich von dem bereichern, was d'Orbigny aus Amerika mitgebracht hat. Das Naturalienkabinet besizt von ihm eine Menge neuer, das heißt, für die Naturforscher neuer Naturprodukte. Nebenbei hat d'Orbigny auch einige ältere Vorurtheile und von andern Reisenden verbreitete Irrthümer zerstört, z. B. das Daseyn vorgeblicher Riesengeschlechter in Patagonien; in der Nähe besehen, sind es ganz gewöhnliche Menschen, wie manche Helden. — Eines andern Reisenden wurde von der geographischen Gesellschaft erwähnt, der ebenfalls in Amerika seine Forschungen angestellt, aber in einer beschränktern Gegend, nämlich in Guyana, und jezt wieder dahin zurückkehrt. Er heißt le Prieur; wahrscheinlich wird die geographische Gesellschaft ihn später zu belohnen haben. Auch dieser reist auf Kosten der Regierung. Ein Offizier vom Generalstabe, Callier, wenn ich recht gehört habe, war von einer Reise in Kleinasien zurückgekommen, und las ein Bruchstück aus der Beschreibung seiner Reise vor. Dieses Bruchstück betraf das alte Kappadozien, wo der Verfasser unter andern die alte Stadt Cäsarea, jezt Kaissar, besucht hat. Er hat in derselben keine Alterthümer, am allerwenigsten in der Umgegend die von Paul Lucas erwähnten 200,000 Pyramiden gefunden. Wo P. Lucas doch diese Nachricht mag hergenommen haben! gesehen hat er die 200.000 Pyramiden doch gewiß nicht. Um nun auch etwas über Afrika mitzutheilen, las ein anderer französischer Reisende, Bérthelot, welcher sich zehn Jahre lang auf den kanarischen Inseln, besonders auf Teneriffa, aufgehalten hat, wo er, wie ich glaube, dem Pflanzengarten vorstand, ein Bruchstück aus einer Beschreibung dieser Insel vor, die er herauszugeben gedenkt. Er erwähnte der Beschreibung der kanarischen Inseln von L. v. Buch rühmlichst, und bemerkte, daß, wenn der Plan von Teneriffa in derselben etwas mangelhaft sey, dies von der Unkenntniß von Lokaleigenheiten herrühre, die man nur durch einen langen Aufenthalt erhalten könne. Teneriffa scheint Bérthelot durch und durch zu kennen, was denn auch bei einem zehnjährigen Aufenthalte daselbst leicht zu glauben ist. Große Seereisen scheint die Regierung jezt nicht zu beabsichtigen. Es sind deren mehrere wichtige unter der vorigen Regierung unternommen worden, deren Resultate erst in den lezten Jahren vollständig bekannt gemacht worden sind. Sie haben das naturhistorische Museum zwar bedeutend bereichert, aber auch viel gekostet, und man kann es der Regierung nicht verdenken, wenn sie eine Zeitlang mit diesen kostspieligen Weltumseglungen inne hält. Der Schiffskapitän d'Urville klagt in der Beschreibung seiner Reise, daß er von der Regierung schlecht belohnt worden sey, und daß man es ihm wenig Dank gewußt habe, so große Gefahren überstanden und mit seinen Reisegefährten so Wichtiges geleistet zu haben. Diese Spannung zwischen dem Marineministerium und dem zulezt ausgeschickten Seefahrer ist eben nicht dazu geeignet, ersteres zu neuen Unternehmungen aufzumuntern. Uebrigens kann auch viel von einzelnen Reisenden, besonders Naturforschern, geleistet werden, wenn die Regierung sie gehörig unterstüzt, und die gelehrten Gesellschaften in Paris den Forschungen derselben eine zweckmäßige Richtung geben. d'Orbigny's Reise liefert ein Beispiel davon. Auch die Dichter reisen jezt, und geben dem Publikum **Reiseeindrücke**, ein Wort, welches sie, glaube ich, aus dem Englischen entlehnt haben. Wir haben Alex. Dumas Reiseeindrücke, und bekamen in diesen Tagen auch die Erinnerungen und **Eindrücke** Lamartine's, die wahrscheinlich wichtiger seyn werden. Dafür verspricht uns Alex. Dumas seine Schifffahrt um das mittelländische Meer. Bisher ist er aber, glaube ich, nicht weiter gekommen, als nach Toulon und Marseille, und vermuthlich hat es mit seiner Schifffahrt keine Eile. Paris muß weit mehr Reiz für ihn haben, als das Meer; von Zeit zu Zeit sieht man halb historische Romane von ihm erscheinen. Ueberhaupt versucht dieser lebhafte, unruhige Kopf Manches, ohne daß er durch irgend einen dieser Versuche außerordentliche Sensation erregte. Warum schreibt er nicht bloß Aufsäze in den Zeitschriften, wie manche seiner Kollegen, welche sich vortrefflich dabei stehen?

Dg.

Beilage: Kunstblatt Nr. 37.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 110.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 8. Mai 1835.

— Thiere zu Schaaren, das Eichhorn, die Wiesel
Und das Hermelin.

Reinecke Fuchs.

Mancherlei über die Pflanzen- und Thierwelt im alten und neuen Deutschland.

(Fortsetzung.)

Daß hier nicht eigentliche Mäuse zu verstehen seyen, ist um so mehr anzunehmen, da bei den Römern und nach ihnen im Mittelalter mehrere kleinere Thiere, die ein weiches, feines Fell haben, so benannt worden sind. Auch die Hamster gehören dazu, die wirklich im System als mures mit aufgeführt werden: ein Thier, das ich meines Theils bei Griechen und Römern nirgends gefunden habe. Es ist überhaupt mehr ein östliches Thier, wie Oken sagt, welches in Deutschland kaum westlicher als Thüringen, wo es bekanntlich zur Landplage wird, und kaum südlicher als Baireuth, diesseits des Böhmerwaldes, also nicht bei Straßburg zu finden sey, obwohl es die Franzosen marmotte de Strasbourg nennen. Ferner rechnete man dazu die miteinander verwandten Iltisse, Marder und Wiesel, vorzüglich das große oder Hermelinwiesel, welches bisweilen, wie die Zieselmaus und das Eichhorn, die pontische Maus genannt wurde und auch in Deutschland sich findet, und dessen kostbares Fell als auszeichnende Kleidung und Schmuck großer Herren berühmt und gesucht wurde und selbst als Symbol der Fürstenmacht in die Heraldik überging. In einem lateinischen Gedicht auf Karl den Großen singt Alkuin, daß dessen Tochter Bertha um ihren schneeweißen Hals ein kostbares Mausfell getragen habe, worunter wohl gleichfalls Hermelin zu verstehen ist.

Pelzwerk von mancherlei großen und kleinen Thieren war schon früher Kleidung und Schmuck der alten Deutschen. Tacitus erwähnt auch, daß sie die abgezogenen Häute des auserlesenen Wildes mit den gefleckten Fellen von Thieren gesprenkelt oder verbrämt hätten, die der äußerste Ocean und ein unbekanntes Meer erzeugte; vielleicht sind darunter die Felle von Seehunden und andern Robben, die in der Nord- und Ostsee sich finden, zu verstehen.

Die Alpenmäuse des Plinius, welche auf zwei Füßen gehen, sind nichts anderes als die Murmelthiere, die bei den Griechen auch Bärenmäuse heißen, weil sie, außer dem Aufrechtgehen, noch manches, z. B. den Winterschlaf, mit den Bären gemein haben. Plinius erzählt von ihrer Art und Weise, Heu einzusammeln und einzufahren, was noch jezt der Aelpler in Savoyen u. s. w. davon erzählt. Der Name ist wohl nicht vom Murmeln herzuleiten, welches das Thier wirklich beim Saufen, namentlich der beliebten Milch, von sich gebe, sondern vom graubündischen oder romanischen murmont,

in welchem die mures montani sogleich zu erkennen sind, woraus wieder marmontana, marmotta und marmotte, und von diesem erst marmotter, murmeln, brummen gebildet ist; bei Notker murmenti, in der Schweiz Murmentli, in Bayern Murmentl, und daraus, wie Marmel aus Marmor, Murmel gebildet. — Hiebei die Bemerkung, daß in den ältern und mittelhochdeutschen Schriftwerken fremde Wörter, namentlich lateinische, oft seltsam corrumpirt und germanisirt sind; so steht im Parcival Kokodrill, für Krokodil, ja selbst Kokatrelle, etwa wie Aberelle für April bei Veldegk; ferner Kemmel für Kameel, etwa wie noch jezt hier und da Kästen für Kastanien, ferner Helpant, Ulband, Elpender für Elephant.

Ohne Zweifel hat es in den Tannen- und Eichenwaldungen des alten Germaniens außer Wildschweinen auch genug Eichhörnchen gegeben; diese Affen in unsern Wäldern, die den ersten Theil ihres Namens eben von den Eichen haben, den griechischen und lateinischen aber (sciurus) von ihrem langen Schweif, der ihnen nicht bloß zum Fall-, sondern auch zum Sonnenschirme dient: Schattenschweif. Ueber das horn oder hörnlein im deutschen Namen ist verschiedentlich etymologisirt worden: es ist vielleicht gar aus Hermlein oder Hermelin corrumpirt? also das Eichhermelin; bekanntlich wird das Fell unseres Eichhorn unter dem Namen Grauwerk und Vehwamm benuzt.

Zulezt noch Einiges von den Walen, ein Wort, das augenscheinlich mit bal-aena verwandt ist. Wal, angelsächsisch hwael, mag wohl Meer oder Meerestiefe bedeuten, was auch noch vorkommt im Walroß oder Roßwal, und im Narwal, dessen ungeheure Zähne, die wie Elfenbein verarbeitet werden, man früherhin für das Horn des fabelhaften Einhorn gehalten hat. Bei Walfisch bemerke ich noch, daß der Sprachgeist im Volke die Thiere, Pflanzen und Steine anders zu benennen pflegt, als der später hinzutretende und nach Geschlechtsmerkmalen zugleich ausscheidende und zusammenordnende Naturforscher. Den ältern Deutschen mußten alle Arten von Walen, namentlich auch Delphine, ferner Fischottern und Biber als Fische erscheinen, weil sie mit diesen nicht nur den Aufenthalt im Wasser, sondern einige noch anderes, z. B. Schwanz- und Rückenfloßen gemein haben. Diese Meinung theilte früher mit dem Volk auch die Kirche, die daher zur Fastenzeit das Fleisch von Fischottern erlaubt hat, welches besonders von den Karthäusern, die durchaus kein anderes Fleisch essen dürfen, als Fische, sehr gesucht war und wohl noch jezt ist.

(Schluß des zweiten Abschnitts.)

Nidwalden.

(Beschluß.)

111.

Wie manchmal aus des Nords beeisten Meeren
Der Sturm, der übermächtig sie durchwühlt,
Auf breitem Eisgeflöße weiße Bären
Zum Strande weitentlegner Länder spült;
Da halten sie, von Hunger ausgemagert,
Des Normanns Ställ' und Hütten hart umlagert,
Und fallen, blind in Wuth, mit gier'gem Zahn,
Nicht schreckt sie Hirt noch Hund, die Heerden an:

112.

So stürzen an's Gestad die fremden Krieger,
So lechzen sie nach Raub und heißem Blut;
Nein, wie der Wüste mordgereizter Tiger,
Wenn Jägerlist getödtet ihre Brut.
Daß allen Widerstand sie niederwerfe,
Vereint die Schaar der Bajonette Schärfe:
Geschlossen starrt der Spitzen ehrner Wald,
Dügardet lenkt des Angriffs Sturmgewalt.

113.

Wie in geschlossnen Forsten eine Tanne
Manchmal die starken Eichen überschaut,
So überragt sein Haupt um eine Spanne
Die ganze Schaar, die Schaumburg ihm vertraut.
Die Mütze steigt, gedeckt vom Bärenfelle,
Auf seiner Brust erstrahlt in Sonnenhelle
Ein goldner Stern; hochmüth'ger, eitler war
Noch keiner, welchen Gallien gebar.

114.

Dem sieggeblähten, rauschenden Bannire
Folgt raschen Muths der Kampfgenossen Schwall,
Und schnell erklimmt die Macht der Grenadiere,
Sieg rufend oder Tod! den Uferwall.
Der Sturmgewalt der Feindesbajonette
Erliegt der Wachen dünn gezogne Kette;
Abacker sinkt, von Maubourgs Schwert zerstückt,
Frank, Zelger, Frunz, von Uebermacht erdrückt.

115.

Zroz, Niederberger, Rothefluh und Murer
Sind todt, von Bajonetten hingestreckt;
Lang kämpft, vom Feind umringt, der starke Durer,
Bis er entseelt den heim'schen Grund bedeckt.
Gleich Wetterbächen wälzt sich weit und weiter,
Durch Leichen, Blut und Tod der Grimm der Streiter,
Bis Obermatt, gemahnt vom Schreckenslaut,
Der Freunde Flucht, der Feinde Sieg erschaut.

116.

Jezt fliegt er angstgespornt zur Dorfkapelle,
Dort harret seines Rufs der Hinterhalt,
Im schützenden Gewölb an heil'ger Stelle
Geborgen vor des Bombensturms Gewalt.
Bewehrt mit langen Speeren und mit Keulen,
Mit mächt'gen Schwertern, heißt er sie enteilen;
Auch kühne Knaben und beherzte Frau'n
Ziehn festen Schrittes mit in's Todesgrau'n.

117.

So wirft der Landsturm sich dem Feind entgegen;
Doch Dügardet verlacht ihr Rachedrohn,
Und erdwärts deutend mit dem blut'gen Degen,
Erhöht er ihre Wuth mit stolzem Hohn:
„Elendes Volk! streckt hin die rost'gen Waffen!
Wollt ihr euch noch dem nahen Tod entraffen?
Seht, tapfre Frau'n, die Hülfe kommt zu spät,
Wenn Frankreichs Siegsbannir am Ufer weht!

118.

Flieht, daß nicht Weiberblut die Schwerter netze!
Fürwahr, die morschen Hütten sind's nicht werth —
Doch wie? sie wahren wohl verborgne Schätze,
Daß ihr dafür so furchtbar euch bewehrt?“
Doch Odermatt fällt ein: „Wohlan, Verwegner,
Erprobe gleich die Ohnmacht deiner Gegner
Und lerne noch: es wohnt beglückte Rast
In Hütten öfter als im Prunkpallast!“

119.

Er spricht's und schwinget mit der Kraft der Alten,
Mit beiden Armen, hoch ein rostig Schwert;
Dügardet's Stahl vermag's nicht aufzuhalten,
Er bricht dem Schlag, der klirrend niederfährt.
Der Stolze schwankt, es fällt die Bärenmütze,
Noch ehe seines Gegners Schwertesspitze
Sein Haupt berührt und spaltet bis zur Brust;
Hinsinkt der Franke, seiner unbewußt.

120.

Doch wie, vom Erdstoß abgesprengt, hernieder
In's bange Thal ein Heer von Felsen rollt:
So brechen in des Feinds bestürzte Glieder
Nidwaldens Söhne. Blut und Leben zollt
Für ihre kühne Landung diese Rotte;
Ihr Spott und ihre Kriegskunst wird zu Spotte
An eines Völkleins ungeübter Kraft,
Vom Geist der Freiheit plötzlich aufgerafft.

121.

Wie fält der Kolben Schlag da schwere Beulen!
Wie durstig taucht der Speer in Blut sich ein!
Wie fällt das Schwert der Franken Heeressäulen!
Wie schmettern Hellebarten durch die Reihn!
Der Knaben Schaar entsendet scharfe Bolzen
Mit sichrem Arm und Aug' in's Herz der Stolzen;
Dort siehst du des Gebirges kräft'ge Frau'n
Mit blankem Stahl die Feinde niederhau'n.

122.

Das Lied verschweigt die schmachbedeckten Namen
Der flücht'gen Feinde, die vom Unglücksstrand
In leichtem Nachen schreckenbleich entkamen,
Verschweigt die Menge, die den Tod hier fand.
Wie nah'nde Wetter oft vom Sturm zerstieben,
So ward von der Nidwaldner kräft'gen Hieben
Die erste Schaar, die sich an's Land gewagt,
Zerstreut, zerschmettert, schimpflich fortgejagt.

123.

Doch du, der mit des Frühroths düstern Bildern
Den Flug des Sangs erhoben, sonder Ruh'
Des wechselvollen Tages Kampf zu schildern:
O Geist! aufathmend fleuch der Feier zu.
Die Sonne senkt des müden Hauptes Locken,
Zur Ruhe mahnen rings die Abendglocken,
Und ob des Jammerthales Blut und Pein
Entglimmt der ew'gen Sterne Hoffnungsschein.

Korrespondenz-Nachrichten.

Straßburg, April.

Neu entdeckte Quelle des Romantismus in Frankreich.

Man hat Unrecht, wenn man den Romantismus in Frankreich zugleich mit dem Namen „der neuen Schule“ belegt, und dann gemeinhin Victor Hugo als ihren Stifter betrachtet. „L'école nouvelle est un fait, Messieurs, elle n'a plus besoin de se défendre, elle n'a plus besoin que de produire,“ so sprach kürzlich Jules Janin, welchen boshafte Journalisten le feuilletoniste-historien du Journalisme nennen, da er bekanntlich kürzlich im Athenée zu Paris Vorlesungen über die Geschichte des Journalismus in Frankreich seit Ludwig XIV. gehalten hat. Aber eben diese neue Schule ist schon längst ein Faktum gewesen, und hat schon längst treffliche Stücke hervorgebracht. Die alten Großväter und Ahnherren der jezigen Franzosen haben sich schon als Jünglinge an ähnlichen Dramen ergözt, die fälschlich als eine Erfindung der jüngsten Zeit gelten wollen. Ich will, um dies zu beweisen, den Inhalt eines Stückes hier mittheilen, das eben so gräßlich, als fürchterlich und haarsträubend ist, und das dessenungeachtet auf die Zuschauer einen unwiderstehlichen Reiz ausübte. Ein Mord folgt darin auf den andern, und der Held dieses Drama's bringt mehr Menschen um, als Margaretha von Burgund im „Thurm von Nesle“ und Lucrecia Borgia zusammengenommen. Das merkwürdige Schauspiel, von dem ich hier spreche, entschlüpfte unbegreiflicher Weise dem Verbote unter der Herrschaft des alten bon plaisir, so wie den Verfolgungen zur Zeit des Terrorismus, dem kaiserlichen Censurzwange, wie dem der Restauration, und noch jezt ist es — ein einziger, unerhörter Fall! — frei von jeder Beschränkung, der Manie der

modernen Verbesserer und Umarbeiter entgangen. Eben so glücklich war dieses Werk hinsichtlich der Kritik, welche nie die geringste Notiz davon genommen hat, obgleich das Livre des cent-et-un es nicht verschmähte, ihm eine allerliebste Lobrede zu halten.

Ich will es daher versuchen, die Analyse dieses Schauspiels zu geben, das zwar alt, aber werthvoll genannt werden darf, und wie durch ein Wunder bis auf unser allzu flüchtiges Zeitalter gekommen ist.

Die erste Scene eröffnet das Stück auf würdige Weise. Sehnsüchtig wird der Held des Stücks von einem zahlreichen Kreise erwartet. Sein Vertrauter meldet ihn endlich, und ein lärmender Chorus verkündet seine Ankunft. Er erscheint auf der Scene, und seine Begrüßungen, die sich durch eine ganz eigenthümliche Grazie bemerkbar machen, sein einschmeichelndes Benehmen, sein Ton, seine gefälligen Manieren, seine lebhaften Antworten, Alles an ihm bereitet ihm einen entzückenden Empfang; Munterkeit, Naivität und Gutmüthigkeit scheinen die glücklichen Bestandtheile seines Charakters zu seyn. Aber wie sehr täuscht diese Maske!

Die Freude, welche er über seine ganze Umgebung verbreitet, wird zuerst durch die Dazwischenkunft seiner Gattin gestört, welche ihm seinen unordentlichen Lebenswandel vorwirft; sie klagt ihn der Verschwendung an, und um ihn zu rühren, streckt sie ihm ihr jüngstes Kind entgegen. Er stößt das Kind wild von sich, antwortet auf den Jammer der Mutter nur durch bittern Spott, durch Sarcasmen und Ironie, und geht endlich, um sich dieser Thränen und Klagen zu entledigen, so weit, daß er den armen Kleinen zum Fenster hinauswirft und über die unglückliche Mutter mit wahnsinniger Wuth herfällt. Sein Vertrauter, der bei dieser entsetzlichen That gegenwärtig ist, will ihm einige Vorstellungen über seine Grausamkeit machen, aber ein höhnisches Gelächter ist die Antwort des Ungeheuers, und ohne Gewissensbisse zu empfinden, nimmt er die Spielpartie an, die ein Freund ihm vorschlägt. Das Spiel beginnt vorerst gemäßigt, dann werden die Theilnehmer wärmer, endlich hitzig. Ein zweifelhafter Fall erregt einen kleinen Streit; man fängt von Neuem an. Derselbe Fall kehrt jedoch wieder, und der Gegenmann unsers Helden merkt nun erst, daß er betrogen werden soll. „Ah, so geht es nicht!“ ruft er, und wirft die Karten hin; aber der, der die süßesten Bande der Natur vor unsern Augen zerriß, kennt eben so wenig die Gefühle der Freundschaft; er stürzt sich auf seinen Freund mit Tigerwuth, und sieht ihn mit höhnischer Miene unter seinen wüthenden Streichen den Geist aufgeben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Chambery, April.

Der Priester Ducrey.

Es ist leichter, über unsere Geistlichkeit zu spotten, was täglich in den französischen Journalen geschieht, als so viel Gutes zu stiften, wie sie. Einer unserer ausgezeichnetsten Priester, Martin Ducrey, starb kürzlich in Melan, und was er seit 1792, in der traurigen Revolutionszeit, durch Lehre, Trost und Beispiel Gutes in Savoyen gestiftet hat, welchen Gefahren er sich dabei aussetzte, grenzt an das Unglaubliche. Er wurde zuerst eingezogen und zum Tode verdammt, weil er den in der Revolution geforderten Priestereid nicht hatte ablegen wollen und dessenungeachtet seine geistlichen Funktionen fortsezte. Er entkam glücklich aus dem Gefängniß durch Hülfe gutdenkender Personen, die es ihm durch Verkleidung möglich machten, als Krämer und Hausirer das Land zu durchziehen, wobei ihm der angenommene Gang, die Sprache und die Weise der Bauern sehr behülflich waren. So hatte er den Muth, in Savoyen und in den anliegenden Ländern geistliche Hülfe, Zuspruch und Trost zu bringen, ja er wagte dies sogar bei Personen, die der Religion ganz entfremdet waren. In dieser Zeit hatte er keine bleibende Stätte. So folgte er einmal in Priesterkleidung einer Abtheilung sardinischer Truppen, die sich nach Piemont zurückzogen; sie stießen auf Franzosen und mußten ihnen weichen. Umsonst räth man ihm, zu fliehen und auf seine Rettung zu denken; er bleibt allein bei einem tödtlich verwundeten Soldaten, um ihm zu helfen und zuzusprechen. Dies bemerken die Franzosen, und eine Kanonenkugel reißt einen Theil des Baumes weg, an den Ducrey den Soldaten gelehnt hatte; ohne sich daran zu kehren, sezt er sein frommes Werk fort, bis nach wenigen Augenblicken der Soldat verscheidet. Nun steht er auf und will weiter gehen; da kommt eine zweite Kanonenkugel, schlägt bei ihm in die Erde, überdeckt ihn damit, springt wieder ab und reißt ihm ein Tuch aus der Hand, das ihm eben erst zur Zurückhaltung des Bluts des Soldaten gedient hatte. Seine Frömmigkeit, sein Mitleid, seine Geistesgegenwart in der Gefahr, seine Geschicklichkeit, jeder Verfolgung zu entgehen und sie bisweilen selbst zu seinen frommen Zwecken zu benützen, erwarben ihm selbst bei den Franzosen eine gewisse Celebrität. Einmal versteckt er sich in das auf einen Wagen geladene Reißig und fährt so in ein Haus, um das rings herum Schildwachen stehen; kaum ist er vom Wagen, so bringt er an das Sterbebette seines größten und gefährlichsten Feindes; es gelingt ihm, dessen verhärtetes Herz zu rühren, ihn mit Gott zu versöhnen und seine Familie zu trösten. Ein anderes Mal treten vier Gendarmen in ein Haus, um ihn da zu arretiren; er war wirklich darin, wußte sich aber gut zu verbergen, und da ihn die Häscher nicht fanden, wurden sie wüthend und erlaubten sich allerlei Exzesse, bis ein Maire in Amtskleidung und Schärpe erscheint, ihnen Vorwürfe über ihr Betragen macht und sie im Namen des Gesetzes zur Ordnung mahnt; sie ziehen sich auch sogleich zurück; der Maire aber war Niemand anders, als Ducrey selbst. Nach kurzer Abwesenheit von seinem Vaterlande, wo er sich in dem benachbarten Wallis aufgehalten hatte, kehrte er nach Savoyen zurück, weil viele der Religion und Kirche Treugebliebene es wünschten. Bald aber wurde er erkannt und vor das Revolutionstribunal geschleppt, das sogleich sein Verfahren begann und ihm den Prozeß machte. Ducrey erschien vor seinen Richtern und antwortete mit großer Ruhe und seltenem Muth auf ihre Fragen, wodurch sie manchmal ganz aus der Fassung kamen. Auf die Frage: „Warum bist Du nach Savoyen zurückgekehrt?“ erwiderte er: „Weil man mich zurückgerufen hat.“ — „Und wer hat Dich zurückgerufen?“ — „Euer König.“ — Allgemeiner Unwille; der neben ihm stehende Gendarme haut ihn mit seinem flachen Säbel. „Wer ist denn unser König?“ — „Das Volk, dessen Souveränität ihr proklamirt habt, dies Volk hat mich zurückgerufen.“ Diese Antwort sezte das Revolutionstribunal in nicht geringe Verlegenheit. Dessenungeachtet wird Ducrey zum Tod verurtheilt, und am folgenden Morgen soll er guillotinirt werden; aber in der Nacht entkommt er glücklich mit zwei andern Revolutionsopfern aus dem Gefängniß, und als der Tag anbricht, sieht er aus dem Hause, wohin er sich geflüchtet hat, die Soldaten und Henker nach dem Gefängniß ziehen, um ihn zur Hinrichtung zu führen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 48.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 111.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 9. Mai 1835.

Welch ein Lärmen, welches Schrei'n!
Ist es möglich? seh' ich recht?
Ein verwegenes Geschlecht
Dringt in's Heiligthum herein! —

Goethe.

An die moderne deutsche Belletristik und ihre Söhne.

Von Friedrich Rohmer.

Mademoiselle!

Indem ich mir, um eindringlicher zu Ihnen sprechen zu können, Ihr Bild vor die Augen stelle, schleicht sich Philinens Gestalt und Antlitz unabwendbar in meine Seele, zwar nach der Mode des Tages bekleidet und ohne die reizenden Pantöffelchen mit den Klapperabsätzen, durch die der arme Serlo so arg zugerichtet wurde, aber doch Philine vom Kopf bis zum Füßchen, nur ungezwungener noch, und, wenn Sie mir verzeihen wollen — durchgemachter. Darum gebrauche ich auch das liebe Wort „Mamsell," und mögen Sie mich scheel ansehen oder nicht, Sie sollen auch Philine heißen. — Ihre großen, freien Augen blicken verwundert, messen mich von unten nach oben, von oben nach unten, und das Ende von dem ist die übermüthigste Stellung, vermöge deren Sie von vornher, was ich Ihnen nun sagen will, verachten werden, wenn Sie auch nicht entschieden sind, ob lobend, ob tadelnd, oder auch beides, was von äußern Umständen abhängt, oder auch davon, Mademoiselle, was von beiden Ihnen ungewöhnlichere Redensarten gewähren wird, das Lob oder der Tadel. — Was ist's, das mich, seit ich diese letzten Zeilen niederschreibe, beängstigt, als hätte ich großes Unrecht gethan? Philine aus Wilhelm Meister, mein Jugendschätzchen, das liebliche Kind, beklagt sich bei mir auf das Rührendste über die heillose Profanirung, mit der ich sie befleckt, als ich Ihnen ihren Namen, Ihr Bild gegeben. „Bin ich eine Dirne, frech, ohne Gefühl und Gedanken und jeden Liebreizes entbunden, wenn Du, mein Geliebter, nicht etwa eingesalzene Sardellen liebreizend nennen willst, die auf wunderliche und unheimliche Weise zwischen Leben und Verwesung fixirt sind? — Ich flehe Dich an, Du sollst mein Bild rein in dir haben, wie mich der liebe Vater gezeugt hat (sie meint Goethe), wie du mich als 16jähriger Junge so herzlich lieb gehabt hast—" und so will ich Ihnen denn wieder den Namen Philine nehmen und mit ihm den Titel Mademoiselle, will Sie Fräulein nennen; wenn die Literatur generis masculini wäre, würde ich Sie Männlein nennen, und das würde sehr schön passen. Also, mein Fräulein, ich möchte ein Wort mit Ihnen sprechen. Ich bin ein protestantischer Predigersohn, das Predigthalten ist mir angeboren, und so dürfen Sie mir nicht verdenken, wenn ich Ihnen nun eine Predigt halte; denn wann und wo ich spreche, halte ich immer ein Stück von einer Predigt. — Ich will Ihnen dagegen erlauben, über meine Predigt sich lustig zu machen, wenn Sie können, und lassen Sie dann von einem

Ihrer Söhne eine „geistreiche“ Recension darüber schreiben, wo möglich eine „hinschlendernde oder hingeschlenderte.“ Der Groll nimmt hier vorweg, was ich Ihnen erst im Verlauf einer salbungsreich motivirten Rede durch viele Gründe beibringen wollte und was ich vor der Hand unbegründet ausrufe: Sie sind ekelhaft gefallen, Ihre Miene ist wüst und öde, der Zufall treibt sich darin umher, als übergewaltiger Herrscher, und jede Art von Buhlerei. — Armes, gefallenes Kind einer herrlichen Mutter! ich will Dich nicht mehr schelten. Mein Herz möchte um Dich weinen, zerrüttetes Mädchen. Es wäre aber nutzlos, denn Du bist so tief gefallen, daß Du Dich nicht einmal für elend hältst, sondern für glorreich, für die kraftvolle und anmuthige Gebärerin einer neuen umgestalteten und neugestaltenden Weltepoche, für die große Mutter einer neuern, bessern Poesie und Philosophie, für witzig, schön, besonders aber für „geistreich,“ und vor allen Dingen für pikant. O! Philine hat Recht, Du bist pikant, wie eine Sardelle! Doch ich will Dir keine Predigt halten, denn indem ich es thun will, fällt der Inbegriff aller Deiner Laster so überwältigend über mich, daß ich mich verliere und nur schelten kann; darum werde ich zu Deinen Söhnen sprechen, von denen doch jeder nur einen Theil Deiner Laster auf sich genommen hat, zu Deinen Söhnen — ich will zu den Pikanten sprechen.

Berühmte Söhne moderner deutscher Belletristik, große Pikante!

Verzeiht mir, wenn ich euch so anrede. Ich suche ja nur, wie Schiller es oft gemacht hat, den Erzzug eures Charakters und Inbegriff eures Strebens größerer Wirkung wegen herauszuheben (und er ist nicht schwer anzugreifen), ich will ihn mir individualisiren, wie Schiller es mit dem absoluten philosophisch-moralischen Edelmuth, den er Marquis Posa nannte, gethan hat; ihr pikanten Leute sollt lediglich als pikant, ohne sonstige Tugenden und Laster vor mir auf und ab gehen, nur eben der so pikant und der anders.

Ich beschwöre euch, mich anzuhören. Ihr seyd gut, kräftig zum Theil, talentvoll Alle. Bei diesen Tugenden möchte ich euch beschwören — es wäre eine gute Beschwörung — aber sie gilt nichts mehr; darum beschwöre ich euch bei dem Gott des Pikanten, und das ist ein Schwur, furchtbar für euch, wie der beim Styx dem Zeus war; denn wie Zeus, verlassen vom Styx, in ewige Nacht stürzte, würdet auch ihr, verlassen von jenem eurem großen Gott, in Oede und Leerheit sinken, baar alles Lebens und aller Bewegung, trostlos, ohne Realität, steifleinen durch und durch. Hört ihr mich nun?

Ich will euch sagen, daß ihr, Jeder so viel ihm gebührt, auf euch beziehen sollt, was ich eurer Mutter zugerufen habe. Ihr habt euch den schönen Wissenschaften ergeben, das heißt der Poesie und dem, was ihr Haltung und Richtung gibt, der Kritik der Poesie. Nach eurem Schalten und Walten aber heißt es: dem „Hinschlendern“ in Allem, was sich pikant behandeln läßt, dem Hinschlendern in Poesie, Philosophie, Politik, Kritik, und so fort in's Unendliche, denn Allem und Jedem läßt sich eine Spitze, eine Pointe, ein Wortspiel, eine Antithese, läßt sich eine neue Redensart, ein großartiges Bild, eine groteske Figur, läßt sich Lüsternheit und Liederlichkeit, phantastischer Anstrich, mit einem Wort, Allem und Jedem läßt sich etwas einimpfen, dem der Titel pikant gebührt, ihr habt es bewiesen. — Darum nur, weil ihr Alles in euren Schlund gezogen habt, vermag jedes Talent und jedes Talentchen unter eure Fahne sich zu stellen, jedes Talent aus jeder Branche des Lebens.

Ihr wißt nun, was ihr aus dem Begriff und dem Wort Belletristik gemacht habt: — einen großen, auf flacher Schüssel flach aufgetragenen Brei aus tausend Ingredienzien, fad schmeckend in sich, dem aber Würze, Firniß und Einheit der dick übergestreute Pfeffer gibt. Ihr, die ihr Alles seyd, Poeten, Philosophen, Politiker, Kritiker, habt nicht allein die Poesie, ihr habt auch die Philosophie verdorben; nicht die Philosophie, denn ihr habt dem Standbild, das ihr in Deutschland errichtet worden, nicht bis an die Füße geschaut, sondern das Bewußtseyn für sie in den Herzen der Nation, und vor Allem in den Herzen unserer unglücklichen, euch und eurem Flitter preisgegebenen Jugend, die euch gehorcht, weil sie an euch glaubt; denn jede Jugend ist gläubig und hingebend.

(Die Fortsetzung folgt.)

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte. *

Von

Dr. Nürnberger.

Die Leser erinnern sich aus ihren geologischen Studien der unzählbaren Spuren, welche darauf hinweisen, daß die Erde in vorgeschichtlichen Zeiten, die nicht einmal annäherungsweise bestimmt werden können, ungeheure Revolutionen erlitten hat, von deren Gewalt wir uns gar keine Vorstellung machen können, und bei welchen ganze Geschlechter damaliger Thiere und Pflanzen zerstört worden sind. Der auffallendste Charakter der meisten dieser präadamischen Thiere und Pflanzen, von denen sich die ersteren als Gerippe, die lezteren aber

* Vergl. Nr. 55 u. ff. dieser Blätter.

meistens in Abdrücken auf Stein erhalten haben, ist ihre kolossale Größe, obgleich sich, wie wir weiter unten sehen werden, zuweilen auch Exemplare noch jezt existirender Arten darunter vorfinden. Man hat, um nur einige Beispiele aus unzähligen anzuführen, im sächsischen Erzgebirge Abdrücke in Stein eines solchen vorweltlichen Riesenschilfgrases gefunden, welches anderthalb Fuß breit ist. Die unter dem Namen Ammonshörner bekannte Muschelart jener Vorwelt, welche man unter Andern bei Wolfenbüttel aus großen Tiefen an den Tag gefördert hat, gleichen Wagenrädern an Umfang. In Neusibirien hat man Vogelkrallen von der Länge einer Elle gefunden, die einem untergegangenen Geschlechte von Riesenvögeln angehört haben müssen. Der Schenkelkopf des größten Ochsen unserer Zeit ist nur von der Größe eines Hühnereis; beim Mammuth aber, der am häufigsten vorkommenden vorweltlichen Thierspecies, hat er den Umfang eines Menschenkopfs, und der Schädel eines am Eismeere aufgefundenen, von Adams skelettirten und in Petersburg aufgestellten Mammuths wiegt gegen 500 Pfund. — Man kann sich hieraus einen Begriff von der Riesenkraft der Natur in der Urwelt machen, und man hat an diese gänzliche Verschiedenheit der damaligen und jezigen animalischen und vegetabilischen Dimensionen den Schluß geknüpft, daß es menschliche Wesen unserer Art in jener Urwelt gar nicht gegeben habe, da ihr Mißverhältniß zu den übrigen Formen derselben zu offenbar sey. Diese Meinung ist seit Blumenbach und Cuvier, diesen beiden so ausgezeichneten Forschern, welche so manches voradamische Thier aus dem Schooße der Erde gezogen haben, die vorwaltende gewesen; und besonders behauptet der leztere in seiner als klassisch anerkannten Schrift über diesen wichtigen Gegenstand: Recherches sur les ossements fossiles de quadrupèdes, où l'on rétablit le caractère de plusieurs espèces d'animaux que les révolutions du globe paraissent avoir détruites, Paris 1812, daß sich Spuren von Menschengebeinen unter jenen übrigen animalischen Resten einer Urwelt niemals vorfinden.

Diese Behauptung Cuviers nun, welche auf diesem Gebiete bis jezt fast als ein Axiom gegolten hat, kann nach einer eben gemachten Entdeckung, und welche ich gar keinen Anstand nehme, als eine der allerwichtigsten unserer Zeit zu bezeichnen, nicht ferner als gültig betrachtet werden. Man hat nämlich am 15ten Januar d. J. in der Kalkgrube bei Sorau in der Niederlausitz in großer Tiefe und inmitten anderer Petrefakten vorweltlicher Geschöpfe, z. B. Mammuthsknochen, Trilobiten, besonders aber auch eines kostbaren versteinerten Nachtschmetterlings, von ebenfalls untergegangener Species, einen vollständig gut erhaltenen, ganz verkalkten Menschenfuß (den rechten) aufgefunden, an welchem alle Zehen, besonders aber die große, deren Nagel abgegangen ist, Knöchel, Ferse, Schienbein mit dem Knie, Dickbein mit den sogenannten Aepfeln u. s. w. unzweifelhaft zu erkennen sind. Die Abnormitäten dieses höchst merkwürdigen Fußes bestehen darin, daß derselbe durch ungewöhnliche Kürze und Dicke fast einem chinesischen gleicht, und daß namentlich das Schienbein sehr kurz und das Knie sehr stark ist. Dieser Anthropolith befindet sich jezt im Besitze des Archidiakonus Dr. Kirchner zu Sorau, welcher unverzüglich zwei eigene Abhandlungen in lateinischer und deutscher Sprache darüber erscheinen lassen wird, gleichwie wir von der oberlausitzschen Gesellschaft der Wissenschaften und der naturforschenden Gesellschaft zu Görlitz ein besonderes visum repertum über diesen wichtigen Fund zu erwarten haben. Das Faktum steht hiernach und zufolge der Mittheilungen, die ich mir noch besonders verschafft habe, unangreifbar fest; und da der Anthropolith zugleich mit den urältesten Petrefakten an den Tag gefördert worden ist, die Knochen keine Spur von thierischem Leim mehr haben, sondern vielmehr theilweise sogar schon krystallisirt sind, so darf man gar nicht zweifeln, hier einen ächten Präadamiten vor sich zu haben. Auch schmeichelt man sich mit der Hoffnung, die übrigen Knochen dieses Skeletts gleichfalls noch aufzufinden, und stellt jezt in denselben Tiefen Nachgrabungen darnach an, über deren Resultat wir seiner Zeit ferner berichten werden.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Chambery, April.

(Fortsezung.)

Der Priester Ducrey. Missionsberichte aus Siam.

So wachte die Vorsehung wundersam über Ducreys Tage, denn sie hatte an ihm eines ihrer Werkzeuge, wodurch nach der Revolution Religion, Sitten, Ordnung und Kirche durch Lehre, Beispiel und eigene Opfer wiederhergestellt werden sollten. Kaum hatte 1800 Napoleon die Kirche der Form nach wieder aufgerichtet, so eröffnete Ducrey ein Schulhaus in Sallanches und später die Karthause Melan, die in der Revolutionszeit zersplittert und an mehrere Einwohner von Tanninges verkauft worden war. Gebäude und Garten kosteten ihn siebentausend Franken, wozu seine gutdenkenden Freunde redlich beitrugen. Im Jahr 1804 war seine Schule schon zahlreich und durch ihre Trefflichkeit bekannt, als fünf Jahre nachher eine heftige Feuersbrunst die Hälfte der Gebäude verzehrte. Reichliche Unterstüzungen von allen Seiten machten es ihm möglich, das Niedergebrannte wieder aufzubauen und noch zu erweitern: 1812 ließ die kaiserliche Universität seine nach mehr Unabhängigkeit strebende Schulanstalt schließen, eröffnete sie aber bald nachher wieder, um sich nicht den allgemeinen Unwillen des

Landes zuzuziehen. Voriges Jahr endlich fühlte sich Ducrey nicht mehr kräftig genug, seinem Kollegium vorzustehen, und als er immer kränklicher wurde und lange das Zimmer nicht mehr verlassen konnte, haben seine Schüler ihn auf rührende Weise wie ihren Vater gepflegt bis zu seiner lezten Stunde. Große Liebe und werkthätigen Eifer hatte er auch für die Missionen, und er bedauerte immer, daß er selbst schon zu kränklich und alt dazu sey. Er hat aber mehrere wackere Geistliche für das Missionsgeschäft erzogen; zwei sind schon in Amerika gestorben, und mehrere andere sind jezt in China, Siam, am Ganges und in Tong-king.

Die Briefe unserer Missionarien aus diesen verschiedenen Ländern zeigen immer den gleichen Eifer für ihr schönes, aber schweres Werk, und wir wollen hier Einiges aus Briefen vom Jahr 1833 mittheilen. So schreibt der Missionär Pallegoix aus Juthia (Siothia) in Siam an einen unserer Bischöfe: „Mein Befinden ist leidlich zu nennen bei der außerordentlichen Ungesundheit des Landes; von geringern Uebeln spreche ich nicht. Ich rede nun die Landessprache so ziemlich, was für Europäer sehr schwer ist. Schon mancherlei Projekte habe ich gemacht und auch einige davon ausgeführt; aber Alles geht nur sehr langsam, aus Mangel an Geldmitteln. In Siothia habe ich bereits eine Kapelle aus Backsteinen erbaut und da eine Katechisation eingerichtet. Gleiches will ich nun bei den nördlichen Laokiern unternehmen, denn dieses Volk ist dem Christenthum geneigt und hat es zum Theil schon angenommen. Immer will ich nur mit den Armen, Geringen und Unwissenden zu thun haben, nicht aber mit den Reichen und Stolzen. Schon oft haben mich Fürsten und Fürstinnen zu sich rufen lassen, angeblich, um meinen Unterricht im Christenthum zu empfangen; aber bald habe ich gemerkt, daß sie nur die Neugierde trieb, denn sie fürchten den König viel zu sehr, um ihren Götzen zu entsagen. Es sind in dem großen Siam nur noch zwei europäische Missionäre: Florent, apostolischer Vikar, siebzig Jahre alt und schwach, und ich, denn Dechavannes, der die Mission nur ein Jahr lang versah, ist vor einiger Zeit gestorben; er hat in dieser kurzen Zeit Unglaubliches gewirkt. Sein leztes Werk war die Bekehrung eines ganzen laokischen Dorfs von zwanzig Einwohnern, wobei er in dem ungesunden Klima keine Mühe und Anstrengung scheute, aber von einem pestartigen Fieber ergriffen wurde und schnell daran starb. Ich habe an ihm meine einzige Hülfe und Stütze, meinen Freund und Bruder verloren, und bin nun so zu sagen allein in dem weiten Land.

(Die Fortsetzung folgt.)

Straßburg, April.

(Fortsetzung.)

Neu entdeckte Quelle des Romantismus in Frankreich.

Feige, wie alle Mörder, entflieht unser Held, da sein Vertrauter herbeieilt und ihm meldet, daß die Brüder des Getödteten heranziehen werden, um Rache zu nehmen. Diese kommen leider zu spät, und es bleibt ihnen nunmehr nichts übrig, als über die entseelten Reste ihres Bruders Thränen zu vergießen. Nachdem sie ihn auf eine Bahre gelegt und mit einer Trauerdecke geschmückt haben, schwören sie, ihn zu rächen, und tragen ihn zu seiner lezten Wohnung, indem sie Klagelieder ertönen lassen, die sich weithin in die Ferne verlieren. Kaum hat sich dieser Trauerzug entfernt, so erscheint der Mörder aus seinem Schlupfwinkel wieder, und überläßt sich mit seinem Vertrauten der rohesten Freude, so gut mit der Angst davongekommen zu seyn. Die Frau des Ermordeten erscheint plötzlich, von Schmerz aufgelöst, und überhäuft ihn mit den erschütterndsten Vorwürfen. Er lacht ihrer Thränen, ihrer Leiden, ihrer Verzweiflung; dies aber verdoppelt die Wuth des armen Weibes, und sie ertheilt dem elenden Mörder jenes Zeichen der Verachtung und Schmach, welches ein junger und anmaßender Graf einst dem ehrwürdigen Vater des Cid ertheilt haben soll. Der Bösewicht aber verspottet auch diesen Angriff auf seine Ehre, und rächt sich durch die erniedrigendste Züchtigung, die einer Frau auferlegt werden kann. Nun kennt die weibliche Wuth keine Grenzen mehr, die tiefgekränkte, zerrissene Wittwe stürzt sich auf den Mörder ihres Gatten. Was vermag jedoch der Muth ohne Kraft und ohne Waffen? Umsonst schreit sie um Hülfe; die Menschen bleiben taub bei diesem herzbrechenden Geschrei, und die, welche ihr beistehen könnten, sind mit dem Leichenzuge abwesend. Endlich erliegt sie, und ihre Seele schwebt ihrem geliebten Gatten in höhere Regionen nach. Der Vertraute läßt es abermals an kalten Ermahnungen nicht fehlen, und scheint empört von dem Uebermaß des Schrecklichen, dessen Zeuge er seyn muß; aber der Verbrecher verharrt in seiner unbefangenen Laune, und tritt mit teuflischem Hohne den Leichnam mit Füßen. Nun folgt eine Scene, die zwar nur Episode genannt werden darf, dessenungeachtet aber den wilden Charakter im grellsten Lichte zeigt, der nun schon so lange der gierigen Neugierde des Publikums preisgegeben wird. Ein ehrwürdiger Greis, den die Hülflosigkeit der Tochter dem tiefsten Elende preisgab, fleht die Menschlichkeit des Bösewichts an. Wie sollte aber eine solche Regung in einem herzlosen Wesen erwachen? Er fragt ihn spöttisch über die Ursache seiner Armuth aus, und unterbricht dann mit grausamem Hohne die Erzählung seiner Leiden. Endlich fordert er den Schlüssel seiner Geldkiste, um ein erbärmliches, erniedrigendes Almosen herauszuholen. Aber der Arme, Unglückliche schwört, sich zu rächen, und indem er, wie aus Dankbarkeit, eine Romanze zu singen beginnt, läßt der boshafte Troubadour seinen Stock auf den schmuzigen Wohlthäter fallen. Piu presto folgt bald dem moderato, der Stock kommt aus dem Takt, aber dem Geschlagenen gelingt es, sich des metrischen Instruments zu bemächtigen, und der Greis muß seine gerechte Rache mit dem Leben bezahlen.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 105:

Die Spindel.

Räthsel.

Es sträubet Körper sich und Geist
Vor Jeglichem, was nur so heißt.
Frisch will's am wenigsten behagen,
Alt wird's am ehesten getragen;
Frisch blendet es wohl durch den Schein,
Wird drum nicht stets das beste seyn;
Uralt, mit Moder überzogen,
Hat man's mit Golde aufgewogen.
Wer seine Kinder zärtlich liebt,
Sie unbesehn ihm übergibt.

A. v. St.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 112.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 11. Mai 1835.

Ich habe schon in meinen Wanderjahren
Krystallisirtes Menschenvolk gesehn.

Goethe.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortsetzung.)

Merkwürdig genug trifft mit dieser wichtigen Entdeckung, und gleichsam um sie zu unterstützen, ein ähnlicher, fast gleichzeitiger, obwohl auf einem entfernten Punkte der Erde gemachter Fund zusammen. In den Höhlen zu Engis und Engihoul, unfern Lüttich, sind nämlich im Jahre 1833 im Bergkalk ebenfalls Menschenknochen, ganz unter denselben Verhältnissen wie die Knochen erloschener vorweltlicher Thiergeschlechter, gefunden worden. Die ausführliche Beschreibung davon findet sich in einem, eben zu meiner Kenntniß gelangenden Werke: Recherches sur les ossemens fossiles de la province de Liège. Par le Docteur Schmerling. Liège, 1833, mit lithographirten Tafeln. Auf einer dieser Tafeln ist der Schädel eines solchen Präadamiten abgebildet, welcher der äthiopischen Race angehört. Ein anderer unvollständiger Menschenschädel eines jungen Individuums fand sich neben einem Mammuthszahn. Außerdem sind mehrfache andere Menschengebeine in denselben Höhlen und in derselben Vermischung mit Mammuthsknochen entdeckt worden, und Cuviers obige Behauptung, daß die präadamitische Welt keine Menschen enthalten habe, scheint also, wie gesagt, schon nach diesen beiden Entdeckungen fernerhin unhaltbar. Sie sind aber überdies nicht die einzigen, wiewohl ich sie hier als die neuesten und am besten konstatirten hervorhebe; wer über eine Menge früher aufgefundener Spuren von einem präadamitischen Menschengeschlecht auf der Erde belehrt seyn will, den verweise ich auf folgendes Werk: Die Urwelt, oder Beweis vom Daseyn und Untergange von mehr als einer Vorwelt. Von Ballenstädt. Leipzig, 1818, wo Cuviers Hypothese ebenfalls bereits bestritten wird, ohne daß der Verfasser damals mit seinen Einwendungen besonders beachtet worden wäre, was nun bei der Unterstützung, die sie durch diese neuesten Entdeckungen erhalten, wohl besser gelingen wird. In der That enthält aber die Hypothese von einem etwa nur sechstausendjährigen Alter des menschlichen Geschlechts, auch abgesehen von den augenscheinlichen Beweisen des Gegentheils, eine große innere Unwahrscheinlichkeit, und man ist wohl berechtigt, mit Ballenstädt zu fragen, ob sich das Daseyn unseres Sonnensystems nicht in das Unendliche erstrecke? und mit welchem Grunde man also vernünftige Wesen von dem früheren Mitgenusse desselben ausschließen wolle? Dadurch werden jene, die ganze Oberfläche des Erdballs umformenden großen Revolutionen, deren zweifelsohne bedeutend viele stattgefunden haben, nicht ausgeschlossen; und die Menschenspecies besitzt kein Privilegium, welches sie vor den Folgen derselben mehr als die übrigen Thierspecies schützte.

In dasselbe Gebiet vorweltlicher Entdeckungen gehört der ebenfalls kürzlich gemachte Fund einer lebenden Kröte inmitten eines harten Steins und in großer Tiefe. Bekanntlich ist von dergleichen Vorfällen in öffentlichen Blättern schon öfters die Rede gewesen, und man hat aus den dabei vorgekommenen Umständen schließen wollen, daß diese Thiere sich viele Jahrtausende in ihrem Gefängnisse befunden haben, und nur bei den Revolutionen, wodurch die Urwelt zerstört worden ist, in dasselbe gerathen seyn können. Der hier in Rede stehende neueste Fall scheint dies auch außer allen Zweifel zu setzen. Bei der Ausgrabung des Schachtes von Bellevue bei Saint Laurent (unfern Lüttich) fanden die Arbeiter in einer Tiefe von gegen 2000 Fuß im Risse eines Sandsteins, welcher Riß durch eine Lage von Quarzkrystallen verschlossen war, eine lebende Kröte, die mit ihrem Gehäuse sofort an den Conservator des naturhistorischen Kabinets zu Lüttich übergeben wurde. Das Faktum ist vollständig konstatiet, und man darf gar nicht daran zweifeln, hier sogar einen lebenden Präadamiten vor sich zu haben. Wenn er sich mittheilen könnte! — Ich will indeß auf diese Veranlassung aus meinen eigenen Erfahrungen anführen, daß man in der Grafschaft Mansfeld in Schieferbrüchen nicht selten runde, drusenartige Steine findet, in welchen ebenfalls solche vorweltliche lebende Kröten angetroffen werden; die Sache kommt dort sogar so häufig vor, daß die Bergleute dergleichen Steine schon an der äußern Gestalt kennen und sie wenig mehr beachten. Einige Naturforscher haben zur Erklärung angenommen, daß sich Kröteneier durch Zufall in solche Steine versenkt und darin ausgebildet haben. Wie aber könnte ein weiches Ei durch den harten Stein dringen, sich darin ausbilden, Raum gewinnen u. s. w. Diese Annahme ist vollkommen unhaltbar. Die Schiefermasse muß vielmehr zu der Zeit, als die Kröte hineingerieth, noch weich, und das Thier damals schon völlig ausgebildet gewesen seyn. Dafür bürgen die Formen dieser Steine, welche immer bucklig, höckerig und ungleich sind, was von anfänglichen, gewaltsamen zappelnden Bewegungen des darin eingeschlossenen Thiers zeugt, bis die dadurch von demselben gewonnene Höhlung dem Raumbedürfnisse angemessen war. Die auf den ersten Blick unfaßliche Möglichkeit, daß in einem solchen Gefängnisse ohne Nahrung und Jahrtausende hindurch das Leben solle erhalten werden können, scheint durch einen, dem Winterschlafe anderer Thiere analogen, eigenthümlichen Lebensprozeß der Kröten bedingt zu seyn. Ereignet kann sich aber nach diesem Allem der Vorgang des Einschließens nur in den chaotischen Zeiten jener großen Erdrevolutionen haben, wo eben der Schiefer noch eine unverhärtete, oder auch neuerdings erweichte Masse war.

(Die Fortsetzung folgt.)

An die moderne deutsche Belletristik und ihre Söhne.

(Fortsetzung.)

So habt ihr auch die Politik verdorben, und diese große Gestalt, keusch, mit egyptisch=langsamem Tiefsinn hinschreitend über Glück und Unglück, über neues und altes Wissen, über Reformation und Restauration, unmenschlich, darum unantastbar von Menschenhand, sie, die unabhängig ist von eurer Aufklärung oder Verfinsterung — zu eurer Metze wolltet ihr sie machen, und seyd in bester Zuversicht, sie gehöre euch mit ganzer Seele, und horche euren Befehlen, weil ihr eure Redensarten an sie hingehängt habt, als bunten, rothen Flitter, eure geheuchelten Gefühle und lächerlichen Weltschmerzen, welche Fabrikarbeit sind, gleich euren Novellen und Liedern.

Das Alles, wie es im eigenthümlichen Leben abgeschlossen gewaltet hat, wird sterben und lustig begraben werden, und an seine Stelle wird treten der Genius des Pikanten, ein gelbrother, heiser schreiender Hermaphrodit in Harlekinstracht. — Kennt ihr den Untergang Roms, der Weltherrscherin? Rom ist an einer Indigestion gestorben, die ihr das Uebermaß des Pikanten verursacht hatte. Aber hier ist mehr denn Rom, und wenn Deutschland fällt, ist es ein größerer Fall, als der römische; denn Rom war nur eine leibliche Königin, und Deutschland ist eine geistige.

Ich weiß freilich, ihr wollt nichts wissen von Deutschlands Herrschaft. Diese Herrschaft, errungen im Schweiße unseres Angesichts, durch tausend Nachtwachen und die edelste Hingebung an das Heiligste und Größte, durch lächelnde Verachtung leiblichen Gewinns, der Hofgunst und Volksgunst und — ich will nicht einmal sagen des Reichthums, doch der Wohlhabenheit, diese Herrschaft dünkt euch pedantisch, ihr höhnt uns darum als unpraktische Träumer, Kathedermänner, die Jahrelang denken, bis sie einmal handeln, und was ihr sonst noch der glorreichen Menge unserer Denker aufbürden möget. Ihr habt uns darum die Franzosen zum Muster hingestellt, ein leichtes, tändelndes Volk, jedes großartigen innern Lebens entbehrend, glatt nach außen und innen, und freilich wohl ihren Vortheil geschickt in's Auge fassend. — Was ihr an ihnen preist, ist Kurzsinn und enges Gefühl. Das Leben dieser flachen Gemüther reicht nicht über 50 Jahre, darum wendet es sich mit desto brünstigerer Liebe diesen kurzen Tagen zu und müht sich, mit gutem Recht, sie weise zu benützen und zu genießen. Wir sind ein Geschlecht, dessen Arme aus dieser, so lange sie nicht gerechtfertigt ist, schlechter Endlichkeit sich ausstrecken durch die Unendlichkeit, suchend nach dem Quell des Lebens, nach Einheit und Zusammenhang der Welt, nach Hoffnung und

Unsterblichkeit. Wir haben das Alles noch nicht gefunden und wir haben Jahrhunderte lang gesucht. Doch sind wir so gewaltiger Natur, daß wir noch nicht rufen: „esset und trinket, denn morgen sind wir todt;" wir suchen noch heute und lassen uns Philister, Schlafröcke, Ideologen schelten von Franzosen und französelnden Deutschen. Ideologen, so hat uns ein großer Franzose genannt und nicht geahnt, daß, was uns zu Ideologen macht, ihm gefehlt hat zum großen Mann: die Gewalt des Gedankens, eine Gewalt, nicht so augenblicklich und glänzend, wie die des Kaiserreichs, aber schwer und allmächtig für die Zukunft.

Ich habe gesagt, ihr habt die Poesie verdorben, und will mein Wort rechtfertigen. Es ist nur ein Name, dem ich mich nun gegenüberstellen muß; denn alle übrigen Verderber sind Schüler dieses Namens. Ich brauche ihn nicht zu nennen. Berufen, der größte lyrische Dichter Deutschlands zu seyn, hat er diesen Beruf verschmäht — um zu pikiren. — Darum hat er alle wirkliche und geheuchelte Zerrissenheit seines tiefern Gemüths fast frech kokett zur Schau getragen, gewürzt für Damen und Herrn mit einer nie mißschmeckenden Würze, der feinsten und süßesten Lüsternheit, hat dem heiligen Schmerz, natürlich auch nur des Lesers wegen, geistreichen Spott beigegeben, hat gebuhlt mit sich und der Welt, sein innerstes Herz aufgerissen und bluten lassen vor dem Publikum, hat gelogen und betrogen, bis er der Sentimental-malitiöse genannt wurde, und Diplomaten und Weiber, Adel und Geistlichkeit, Greise und Jünglinge, Aristokraten und Demagogen enthusiasmirt hat, der nämliche Mann, welcher gedichtet:

> Ein Eichenbaum steht einsam
> Im Norden auf kahler Höh' —
> Ihn schläfert — mit weißer Decke
> Umhüllen ihn Eis und Schnee.
>
> Er träumt von einer Palme,
> Die fern im Morgenland
> Einsam und schweigend trauert
> Auf brennender Felsenwand.

Er hätte berühmt werden können auch ohne jenes falsche Spiel, ja groß in den Augen seiner Zeitgenossen, wie in den Augen der Nachkommen. Nach dieser Flöte nun zwitschert unsere poetische Jugend; je schrillender und geheuchelter, je spitziger und weltschmerzenvoller, und vor Allem, je lüsterner und kitzelnder ihre Lieder und Novellen sind, desto „geistvoller" sind sie; dazu bedarf es allerdings nicht der Einheit und Harmonie, der Vollendung und Ruhe — mit Einem Wort, der Kunst; es gibt keine Kunst mehr, man wirft sie zu den veralteten Regeln der französischen Tragödie und läßt, verlachend die alten Philister und verehrt von der verwirrten Mitwelt, sein Roß zaumlos umrennen; wirft es einmal den Reiter ab, so wiegt er nicht schwer genug, um sich weh zu thun. Soll ich euch Namen, soll ich euch Titel nennen? — Jene Novellen, voll bunter Phrasen und ungewöhnlich zerrissen-lüsterner Gefühle, aber von nicht mehr Gedanken und poetischem Gefühl, als ausgedroschen Stroh, und kunstlos, wie die ledernen Sandalen der Zigeuner — war es euch, als ihr sie schriebt, darum zu thun, ein Kunstwerk zu schaffen, lautern und ungeheuchelten Lebens voll, geregelt und getragen vom Gedanken, und habt ihr der Wahrheit und Kunst den Effekt geopfert? O hättet ihr, wie ich, die Flitter von dem Körper dieser modernen Poesie gerissen, die Schminke von ihren Wangen gewaschen, hättet ihr den faulen Verwesungsgeruch eingesogen, den sie ekelhaft ausdünstet, wenn man ihr die Odeurs nimmt!

Wie ihr aber das Bewußtseyn für die Philosophie verdorben habt, bedürfte langer Erörterung; denn ihr habt es auf alle Weise gethan; mehr mittelbar als unmittelbar, weil ihr zu schmerzhaft auf die Finger geschlagen werdet, wenn ihr philosophisch seyn wollt; darin könnt ihr uns nicht so leicht übertölpeln. Obwohl euer Herr und Meister noch nicht genug auf die zarten Finger geschlagen worden ist; denn er wirft sich immer wieder in die Philosophie hinein, freilich nur erstaunlich für die Franzosen, sehr lächerlich für seine ernsten Landsleute. Darum wollen wir uns auch nicht weiter um dies mißliche Bestreben kümmern; die Franzosen mögen dabei lernen, wir lachen und bewundern den erotischen Styl. Vorzüglich aber habt ihr das philosophische Bewußtseyn verdorben, weil ihr unsere Jugend jeder Kraftanstrengung entfremdet habt, so daß die gewaltigste Natur, wenn sie durch eure Hände gegangen ist, nur mit unsäglicher Pein ihrer Herr werden kann und mittelmäßige Naturen verdammt sind, für immer Sklaven ihrer Schwäche zu bleiben — ihr könnt euch rühmen, das junge Deutschland entnervt zu haben!

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Straßburg, April.

(Beschluß.)

Neu entdeckte Quelle des Romantismus in Frankreich.

Endlich sind diese furchtbaren Gräuelthaten zu den Ohren der Gerechtigkeit gedrungen. Ein Instruktionsrichter erscheint und schickt sich an, das Protokoll aufzunehmen; aber der Verbrecher verlacht eben so menschliches, wie göttliches Gericht, und sendet ihn in die Ewigkeit, um einen neuen Rechtskursus zu beginnen. Die Wachen jedoch, die schon da waren, um ihn zu ergreifen, ertappen ihn hier auf frischer That. Es scheint jezt unmöglich, zu entkommen; doch die Gefahr verleiht ihm Muth. Ein hitziger Kampf entspinnt sich; einer von der Wache unterliegt, und nur nach unglaublichen Anstrengungen gelingt es ihr, den Bösewicht zu bezwingen und ihn an den finstern Ort zu schleppen, der für Leute seines Gelichters in Bereitschaft

gehalten wird. Der Prozeß beginnt; sein Ausgang kann nicht zweifelhaft seyn. Man sieht die Vorbereitungen zur Hinrichtung und erfährt, daß die Richter ihm einstimmig den Tod durch den Strick zuerkannt haben. Ein dumpfes Gemurmel der schaulustigen Menge verkündet den Delinquenten, den der Scharfrichter zum Schaffot begleitet. Ein Jeder ist jezt wohl der Meinung, daß zur tiefen moralischen Erbauung der Zuschauer das Ungeheuer die gerechte Strafe seiner Verbrechen endlich empfangen werde. Aber weit gefehlt! Indem er den Ungeschickten spielt und sich stellt, als wisse er nicht, wie er sich zu benehmen habe, um in die andere Welt leicht expedirt zu werden, weiß er den Nachrichter zu vermögen, ihm die Anweisung an sich selbst zu geben, und er, mit boshafter List dies benützend, zieht die Schlinge schnell zu und henkt mit verruchter Hand den Henker. Nun erscheint Satan aus einem Flammenschlunde und holt den Haufen Leichen, den dieser gräßliche Verbrecher hingemordet hat, zur Hölle. Man hofft, daß er den noch lebenden Mörder als seine Beute nicht zurücklassen werde. Aber nochmals weit gefehlt! Nach dem ersten Schreck widersezt er sich selbst dem Teufel und hält ihm Stand. Sie kämpfen mit höllischer List gegen einander, und unter ihrem wilden Geschrei senkt sich der Vorhang und läßt die Zuschauer in Zweifel, ob die Hölle diesen Bösewicht von — Polichinell verschlingen werde oder nicht.

Dies ist das Schauspiel, welches man unserer zarten Jugend darbot, darbietet und ewig darbieten wird. Immer ist es Polichinell, wie er lärmt, schimpft, stößt, schlägt, streitet, tödtet, mit dem Unterschiede, daß er bald als Büste, bald in ganzer Figur erscheint. Der Erste schlägt Alles mit seinem Stocke todt, der Zweite wirft den Gegner um mit seinem hölzernen Schuh und tritt ihm dann auf den Leib. Wir sehen aber hieraus, daß der Romantismus der Franzosen schon sehr alt ist und eigentlich von dem berühmten Briochée erfunden wurde, dem ersten Direktor des Theaters von Fantoccini, das während des Jahrmarkts in St. Germain Vorstellungen zu geben pflegte, die Hof und Stadt damals weidlich ergözten. Viele spätere Theater fingen gleichfalls mit Marionetten an, denen dann Kinder folgten, wie z. B. das Ambigu-comique. Auf dem Théâtre Baujolais, jezt Theater des Palais-royal, spielten zuerst auch große Marionetten, dann Kinder. Die Einen, wie die Andern agirten draußen auf der Scene, während die Schauspieler in den Koulissen sprechen und singen mußten.

Die Lust am Schrecklichen ist lange unter den Franzosen einheimisch, fast älter als ihre Liebe zum Vaudeville, und man darf nicht behaupten, daß Hugo und Sue sie erst neuerlich erzeugt und seitdem genährt haben. Wollte es einer unserer geübten Dramenfabrikanten einmal versuchen, den hier mitgetheilten romantischen Cadre mit Worten zu durchweben, so hätten wir ein Stück, das viele der neuesten, z. B. Hinko, das böse Haus, den Thurm von Nesle, Maria Tudor, Katharina Howard, die wir alle schon auf der Bühne zu sehen so glücklich waren, bei Weitem überbieten würde, und das jeder Kenner neuer romantischer Kunst für ein ächtes Meisterwerk der neuesten Schule anerkennen müßte.

Chambery, April.

(Fortsezung.)

Missionsnachrichten aus Siam.

„Ich habe mich nach Dechavannes Tod,“ fährt der Missionär fort, „in das von ihm bekehrte Dorf verfügt und sein Werk fortgesezt; deßhalb baute ich eine Kapelle von Bambusrohr an den einsamen Ufern des Flusses, und habe da bereits fünfzehn Laozier getauft. Sie sind mit jenen zwanzigen die ersten dieser Nation, die sich zum Christenthum wenden. An andern Orten haben jährlich Bekehrungen statt, freilich nur wenige. Voriges Jahr zählte ich neunzehn Chinesen, Siamesen und Cambodjer. Wohl auf siebenhundert belaufen sich die Sterbenden, die sich taufen lassen, und die Kinder, deren Eltern sich dem Christenthum noch nicht zugewendet haben... Seit lange hat bei uns keine eigentliche Christenverfolgung statt gehabt, und wir sind in dieser Beziehung glücklicher, als unsere Glaubensgenossen in dem benachbarten Tong-king. Von Zeit zu Zeit commen protestantische Prediger nach Bangkok; der König sieht sie aber nicht gern, weil er sie für englische Spione hält. Daraus ist auch uns Nachtheil erwachsen; denn der König ist auch gegen uns mißtrauisch geworden, und seine Mandarine bestärken ihn darin. Wenn wir weit in's Land gehen, so fragt man uns um die Ursache. Wir antworten ihnen freilich, es geschehe, um die Religion des wahren Gottes zu predigen; aber diese grobsinnlichen Menschen begreifen dies nicht, und manchmal bilden sie sich ein, wir untersuchten nur das Land, um den Europäern davon Kenntniß zu geben; Andere behaupten, wir suchten Gold und Silber, oder Gruben von Diamanten und andern kostbaren Steinen. Darum müssen wir bei unsern Reisen Vorsicht anwenden und unser geistliches Gewand ablegen. Wir tragen uns dann wie die Layen-Christen, Favang genannt, die oft im Land herumziehen, um etwas zu erwerben. Uebrigens verschmähen es die Fürsten selbst nicht, in unsern elenden Hütten einzukehren; aber dabei leitet sie nur gemeine Gewinnsucht; denn sie nehmen uns am hellen lichten Tag alle kleinen europäischen Gegenstände und Werkzeuge weg, die sie in unsern Hütten gewahr werden. Machen wir aber Schwierigkeiten und wollen wir sie nicht hergeben, so wollen sie sie geliehen haben, und sie verstehen darunter für immer... Die Mission in Siam ist die ärmste von allen, denn sie hat durchaus kein Einkommen. Der apostolische Vikar selbst hat nur eine elende hölzerne Hütte, ungefähr fünfzehn Fuß lang, mit Blättern bedeckt; die dünnen Stämme, aus denen sie besteht, faulen unten und oben und wimmeln von Ungeziefer. Zu seiner Bedienung hat er zwei junge Christen, denen er nichts gibt, als den Reis und die Fische, von denen sie sich nähren. Ist man unterwegs, so darf man an kein Unterkommen, an kein Gasthaus denken; drei bis vier Personen müssen in einer engen Barke schlafen, und sich darin von Muskitos fast auffressen lassen. Meine Hütte in Siotbia ist sehr theuer, denn sie kostet mich Armen zwanzig Franken zu bauen, und doch besteht sie nur aus abgeschnittenen Bambusstäben und Blätterwerk zur Bedachung. Unzählig sind meine Miteinwohner, die sich bei der in den Tropengegenden so wunderbar schnellen Erzeugung und Vermehrung zum Theil schon in den ersten Tagen nach Erbauung der Hütte einstellten: gegen zehn Schlangen, über hundert Kröten, fünfzig große Ratten, eine Menge Eidechsen, Skorpionen, Laubfrösche, fingergroße Tausendfüße, Chamäleons, Grillen, Eichkäzchen, Muskito's u. s. w.; dazu kommen noch Hühner, Hunde und Kazen, die mit jenen Thieren in immerwährendem Krieg leben. Auf dem Dach lebt überdies noch ein sonderbares Thier, das große Aehnlichkeit mit der Eidechse hat. Es ist fast auf allen Häusern, und man kann es nicht ohne Grausen ansehen, denn es ist entsezlich dick und roth gefleckt. Die Ratten fängt es mit großer Geschicklichkeit, und dient mir überdies als Hausuhr, denn genau zu gewissen Stunden stößt es ein lautes Geschrei aus. Dieser Schrei klingt wie das Wort tokke.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 49.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 113.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 12. Mai 1835.

Ein Hund seyn lieber und den Mond anbellen,
Als so ein Römer!

Shakespeare.

An die moderne deutsche Belletristik und ihre Söhne.

(Fortsetzung.)

Ich komme zu Erläuterungen über eure Bestrebungen in der Politik, und wären nicht die Frohnvesten in Deutschland durch euern Wahnsinn bevölkert worden mit Wahnsinnigen, irrten nicht deutsche Jünglinge, dem Elend und der Verwahrlosung preisgegeben, in allen Theilen der Welt, auch durch euch — hier wäre der Ort, ein schallendes Lachen aus lustigem Herzen aufzuschlagen über euern unsäglich thörichten Wahn, eure kindische Eitelkeit, euern ergötzlichen politischen Grimm, und nun gar über eure politischen Schmerzen und Zähren. — Ihr Großgläubigen! denkt ihr durch zufällig helle Gedanken, durch etwaige Einsicht in bestehende Mißbräuche, durch Theorien, in der Eile gebildet, weil ihr eben eine braucht, aber so haltlos und gemacht, daß sie jeder Umgestaltung fähig sind, so wie ihr eine andere lieber wollt, vor allem durch Redensarten jeder Gattung, glaubt ihr dadurch Weltumwälzer zu werden, wie es uns scheint, wenn wir jene im eigentlichen, secirten Sinne des Worts wahn-witzigen „Briefe aus Paris“ lesen. Ihr werdet es nicht, nun und nimmermehr, und es ist euch bloß Eines zu rathen, Geschichte zu studiren und Geschichte und wieder Geschichte, um vernünftig zu werden a posteriori, weil ihr es a priori nicht seyn könnt. Ueberhaupt, es ist höhnisch oder dumm, da viel Geschwätz zu machen, pikantes oder poetisches, wo Völkerleben und Völkertod in der Wagschale liegen, und Herrlichkeit oder Elend künftiger Geschlechter, Fortschritt und Rückschritt für Jahrtausende. Wenn die Politik Talente braucht, braucht sie Denktalente, aber sie hört nicht auf euer Sprechtalentchen, so laut ihr auch schreien mögt, sammt und sonders, und eure Antithesen und Parodien und gepriesenen Witze, eure Thränen sogar auf dem Papier, das Alles, im überraschendsten Styl vorgetragen, sieht und hört sie nicht.

Nur Eines, ehe ich zu eurer Todsünde übergehe, will ich euch und euern politisch-weinenden Herzen zu bedenken geben: Habt ihr nie von einer Erziehung der Völker gehört? — O der Schande, daß ihr gerade in dem, was allen Nationen am verständlichsten ist, Deutschlands Namen einen so stinkenden Makel anhängt und Thorheit, Leichtsinn und Unsinn, abgeschmackte Schwärmerei und fade Tiraden als eine schwergewonnene, süße Frucht deutschen Geistes den Fremden reicht, zur Speise für ihren eifersüchtigen Hohn, als eine Frucht Deutschlands, was nichts weiter ist, als nachgemachte französische Hohlheit,

schlecht nachgemachte, ohne den leichten Reiz französischen Vortrags, und der man noch dazu die Heuchelei, die sie in sich birgt, in allen Wendungen ansieht. Es ist aber Deutschlands Beruf eben das Gegentheil von dem, was ihr thut. Es soll hemmend in das Beginnen der Völker einschreiten, als das vernünftigste unter ihnen, wo der Taumel sie über die Schranken werfen will, daß eine neue Barbarei uns nicht überstürze — unversehens.

In Allem dem also habt ihr sehr übel gehandelt, aber in Einem fluchwürdig. Ich will, um euch verständlicher zu seyn, zurückgehen in die Zeit Lessings: Lessing, mit König Friederich der einzige große Mann, dessen Deutschland sich rühmen kann seit Jahrhunderten (denn es ist zu unterscheiden zwischen großen Geistern und großen Männern), Lessing, ein gewaltiges Bild deutscher Kraft, deutschen Ernstes und Tiefsinns, deutschen Heldenmuths und deutscher Sitte, ein Riese, in die zwerghafteste Zeit gebannt, doch ungebeugt von dem Zorn des Schicksals und rastlos strebend fort und fort, unverstanden von der niederträchtigen Mitwelt, zu wenig verstanden von der hochmüthigen Nachwelt. Ich lasse mich gern von dem Gefühl überwältigen, das dieser geliebte und verehrte Name in mir hervorruft; war es doch sein Bild, das mich von dem drohenden Untergang bewahrt hat in dieser Zeit der schweren Noth für lebensreiche, junge Gemüther; war es doch sein edles, gehaltenes, immer wahres Wort, das mich aus dem Meer der Lüge gezogen hat, das mich umströmte und in dem es schwer war, nicht zu versinken — sein Bild und sein Wort, nicht Goethe's, nicht Schiller's, über deren lauter Herrlichkeit ihr Lessings stille Größe vergessen habt. — Pikante! wenn dieser Lessing aufstehen würde, um die Schärfe seines Schwertes zu kehren gegen die, welche unwürdig sind des deutschen Namens in der bändereichen Literatur des neunzehnten Jahrhunderts, wie Viele unter euch, oder vielmehr wer unter euch flöhe nicht und verkröche sich vor seinen richtenden Augen, wie ihr vor der Ruthe der Amme geflohen seyd, als ihr noch Kinder wart und besser als jezt! — Ich sage euch, dieses große Herz, dieses mehr als Römerherz, dieses **deutsche** Herz würde weinen über euch — und ihr seyd die Enkel dieses Lessings!

Ihr werdet errathen haben, warum ich diesen heiligen Schatten berufen habe, darum kann ich alle Mittelsätze weglassen und euch fragen: wagtet ihr, Entartete, eine eurer Kritiken niederzuschreiben im Angesicht dieses eures großen Ahnen? Er würde euch züchtigen, wie man die Buben züchtigt, und eure humoristisch-kritischen losen Witze und feilen Rodomontaden, die frechen Bastardgeburten des Augenblicks, euch in's übermüthige Gesicht werfen.

Ich bin zu Ende mit meiner Anklage, und nun will ich euch sagen, als Tröster und Versöhner: nicht ihr tragt die Schuld eurer Faulheit und Verderbniß; das Schicksal hat euch Armen Alles genommen, was ihr nicht mehr habt und haben solltet, ein tüchtiges Streben, Ernst und Tiefe des Gemüths, wahren Stolz, darum auch Bescheidenheit und Gehaltenheit — Alles hat es euch gierig geraubt und nichts gelassen als jene unselige Fähigkeit, unter deren Fluch ein ganzes Geschlecht zu Grunde gehen könnte, unter deren Fluch ihr zu Grunde gegangen seyd oder zu Grunde gehen werdet. — Das nämliche Schicksal, dessen schwerer Sinn den Oedipus gezwungen hat, seinen Vater zu erschlagen, seine Mutter zu schänden, dessen eiserne Hand ihm zulezt noch das Licht aus den Augen gerissen hat, hat auch eure Jugend gebunden in der Wiege, hat den Lorbeer, der glorreich um eure Scheitel wachsen sollte, mit Gift begossen, hat euch zu Menschen des Tags gemacht, und es gibt unter euch Männer, berechtigt, für Jahrhunderte zu blühen. — Das Alles hat das Schicksal gethan, nicht ihr. — Aber das Schicksal hat noch mehr gethan als das, es ist barmherzig im Anfang, um am Ende seine Grausamkeit voll ersättigen zu können. Und wie den Oedipus das ganze Ungeheure seiner Thaten erst überwältigte, lange nachdem sie geschehen, so seyd ihr jezt bewußtlos für euer Elend, zufrieden mit eurem Seyn und Streben, gefeiert sogar und für groß geachtet, geliebt vom Freund, gefürchtet vom Feind.

(Der Beschluß folgt.)

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortsetzung.)

Ich gestehe, daß ich bei Verfolgung dieser Ideen von so unendlichem Reize oft auf den Gedanken geführt worden bin, daß man vielleicht einst auch noch ein so zu sagen präadamitisches Herkulanum und Pompeji aufgraben dürfte. Denn in der That fehlt es nicht an allen Spuren menschlicher Kunstwerke aus jener vorweltlichen Zeit. So fand man z. B. zu Anfang dieses Jahrhunderts zu Auch im Departement du Gers tief in der Substanz eines Kalkfelsens ein regelmäßig gearbeitetes Lineal von Kupfer, welches, seinem Ansehen nach, als Maßstab gedient zu haben schien. Der Felsen war ganz und zeigte keine Spuren neueren Ursprungs, so daß mit größter Wahrscheinlichkeit angenommen werden kann, jenes Kupferlineal sey zu den Zeiten einer der großen, unsern Geschichtbüchern unbekannten Revolutionen hineingerathen, in welchen die Formation dieser Gebirgsarten

erfolgte. — Aber das allerauffallendste unter mannichfachen ähnlichen Beispielen, welches sich auch sorgfältig konstatirt und allem Detail nach in Bournons Traité de Minéralogie, II. 402 erzählt findet, ist folgendes. Im Jahre 1786 — 88 beschäftigte man sich zu Aix in der Provence mit dem Bau eines neuen Gerichtshauses, und nahm die Steine dazu aus einem benachbarten Hügel. Die Lager derselben fanden sich schichtenweis übereinander; die Steinmasse war von der Art, daß sie weich gebrochen wurde und erst an der Luft erhärtete; jede Schicht aber war von der andern durch eine Zwischenlage kalk- und thonhaltigen Sandes getrennt. Die ersten zehn Schichten zeigten nichts Auffallendes, zwischen der eilften und zwölften aber stieß man auf eine Lage Muscheln, die doch unzweifelhaft erst durch eine der großen vorweltlichen Fluthen dort hatten aufgehäuft werden können, und nach Wegräumung derselben fand man Stücke von behauenen Säulen und mehrere hölzerne Hammerstiele, die aber in gut gefärbten Achat übergegangen waren. — Dieses Faktum ist mir immer höchst merkwürdig vorgekommen, und der Schritt von demselben bis zu einem völligen präadamitischen Herkulanum und Pompeji, wie ich die Sache oben genannt habe, scheint mir sehr klein.

Da wir einmal von den unterirdischen Besitzthümern der Erde sprechen, so wäre hier der Ort, der im diesjährigen Annuaire du bureau des longitudes enthaltenen trefflichen Notizen Aragos über artesische Brunnen zu erwähnen; ich sehe aber eben, daß sie in diesen Blättern bereits (Nr. 33. u. ff.) mitgetheilt worden sind, und beschränke mich daher auf die Bemerkung, welch weitere unermeßliche Schätze die Tiefen der Erde noch enthalten mögen, welche gehoben werden könnten, wenn es gelänge, weiter als bisher in die Tiefe hinab zu dringen, und wie zweckmäßig es demnach erscheinen möchte, meinen in der Versammlung der Naturforscher zu Wien gemachten Vorschlag eines möglichst tiefen Schachtes zur Entdeckung solcher Schätze zu befolgen. Ich sehe keinen Grund ein, warum man nicht wenigstens tiefer in die Erde dringen könnte, als bisher, und in jedem Fall würde man bei diesem Versuche über die Grenze entscheiden lernen, wo ein Tieferdringen absolut unmöglich fiele, eine Bestimmung, die man auch schon als einen großen wissenschaftlichen Gewinn zu betrachten hätte.

In der Erwartung indeß, daß es zur Ausführung eines solchen Versuches noch kommen könne, erheben wir uns vor der Hand aus den Tiefen der Erde in die Höhen der Lüfte, um der höchst interessanten Vorlesungen zu erwähnen, welche Professor Wheatstone im verflossenen Winter zu London im Kings-College über den Schall gehalten hat, dessen Ursache er durchaus auf Oscillationen der Luft * zurückführt, eine Behauptung, worin ihm schon die ältere Physik beipflichtet, und über deren Richtigkeit das bekannte Experiment entscheidet, wo man eine Glocke im luftleeren Raume der Luftpumpe in Schwingung versezt, aber keinen Schall vernimmt: man sieht hier die Bewegungen der Glocke, aber wenn sorgfältig alle Mittheilung durch feste Körper gehindert ist, hört man gar keinen Schall. Um die Oscillationen des Schalles dem Auge sichtbar zu machen und nach ihrer verschiedenen Intensität zu messen, hängt Wheatstone Korkkügelchen an Fäden dergestalt auf, daß sie den Rand eines Glases berühren. Fährt man nun mit dem angefeuchteten Finger über dieses Glas und macht dasselbe dadurch erklingen, so theilen sich dessen Vibrationen den Korkkügelchen mit, und leztere werden, nach Maßgabe der Stärke des Tons, mehr oder weniger weit vom Glase abgestoßen; ein Verfahren, welches also an die so bekannten Korkkugelelektrometer erinnert. Unter den Vorkehrungen, um die Zahl der Schwingungen zu bestimmen, welche ein bestimmter Ton in Einer Sekunde hervorbringt, zeigte der Experimentator zwei an einander gefügte Glasstücke mit darauf befestigter Glaskugel vor. Läßt man auf leztere Licht fallen, während man den Rand des Glases mit einem Violinbogen streicht, so nimmt der Lichtschein auf der Kugel eine ähnliche wellenförmige Bewegung an, als der erregte Ton im gestrichenen Glase hervorbringt. Wir übergehen, um nicht undeutlich zu werden, noch eine komplicirtere Einrichtung, durch welche dieser Erfolg desto anschaulicher gemacht wird; im Allgemeinen ist klar, daß hier Schall und Licht in eine solche Verbindung gebracht sind, daß die Geseze des erstern durch die Erscheinungen des leztern ganz sinnlich dargestellt werden; und dieser Gedanke von Wheatstone ist neu in der Experimentalphysik, wenn man nicht etwa die bekannten Chladnischen Klangfiguren hieher rechnen will. Unter den Ursachen endlich, durch welche Schall erregt wird, führte der Experimentator auch die Schwingungen erhizter Metalle auf. Er nahm nämlich eine, wie ein V gekrümmte Metallstange, erhizte sie und legte sie auf eine Bleiplatte, das Metall vibrirte dann und versezte die Luft in Pulsationen, wobei ein Schall hörbar wurde. Manches andere in diesen, mit großem Beifalle aufgenommenen Vorträgen ist uns nicht recht deutlich geworden, und wir versparen die weiteren Mittheilungen darüber bis zum Empfang ausführlicherer Berichte.

(Die Fortsezung folgt.)

* Versteht sich, wenn die Luft das einzige Medium zwischen dem schallenden Körper und dem Ohre abgibt, indem sonst Schallmittheilung bekanntlich auch durch feste Körper vermittelt werden kann. R.

Korrespondenz-Nachrichten.

Chambery, April.

(Fortsetzung.)

Missionsnachrichten aus Siam.

„Die aus Europa hieher kommenden Missionäre leiden, wenigstens anfänglich, sehr durch die wunderliche, abgeschmackte und schmutzige Lebensweise. Lediglich den Chinesen verdanke ich es, daß ich in Bangkok Schweinefleisch, Hühner, frische Fische und Gemüse in Ueberfluß um ein Geringes haben kann. Da mir seit geraumer Zeit ein Fürst der königlichen Familie mein Besteck Messer und Gabel auf seine Weise abgeborgt hat, so muß ich Alles mit den Fingern essen, und habe mich auch bereits ganz daran gewöhnt. Außer Bangkok herrscht überall Elend und Armuth. Zu dem Fisch, den man allenfalls findet, machen die Siamesen zweierlei Brühen, entweder von rothem, brennendem Pfeffer, oder von stinkendem, von tausend Würmern wimmelndem Ziegenkäse... Wir müssen immer barfuß gehen, bald in tiefem Koth, bald durch Dornen, und manchmal sogar über glühenden Sand. Das Klima verursacht uns eine Menge Krankheiten, die jedoch nicht tödtlich sind, z. B. Schwindel, Geschwülste, Schwären und besonders dicke Flechten, die Tag und Nacht jucken und uns wie Aussätzige entstellen... Wenn wir den noch nicht bekehrten Landeseinwohnern inmitten der Wälder Unterricht in der Religion geben, so kann dies nur in der Nacht und im Freien geschehen; die Leute machen dann Feuer an, um durch den dicken Rauch die Muskito's zu verjagen. Der starke Thau legt sich einem bald auf Brust und Luftröhre und verhindert das Weiterreden. Bei all diesen kleinen Unbequemlichkeiten schenkt uns Gott Seelenstärke und Geduld, mit der wir in seinem Namen und zu seinem Dienst Alles freudig ertragen."

Derselbe Missionär schreibt in einem frühern Brief an den Bischof von Pignerol: „Ich sprach in einem frühern Bericht von der siamischen Religionssekte der Talapoins, die in dem Religions- und Kirchensystem des Landes eine bedeutende Rolle spielen. Ich füge in dieser Beziehung noch Einiges hinzu. Talapoin zu seyn, ist ein sehr verdienstliches Werk, es lange seyn, ist noch verdienstlicher, es aber bis zum Tod seyn, ist eine große Sünde; stirbt Einer in dem gelben Gewande (der Talapoinskleidung), selbst wenn ihn der Tod so sehr übereilte, daß er es vor dem Sterben nicht ablegen konnte, so ist er unfehlbar zur Hölle verdammt; das Gewand fällt sogleich in die Hölle und wird da an einer dicken Eisenstange aufgehängt, die täglich siebenmal zerbricht, so groß ist die Menge der gelben Kleider, die da hängen. Wahrhaft närrisch ist dagegen die Verehrung der Siamesen für diese Geistlichen, die sie verachten und zugleich hochschätzen. Stirbt ein Talapoin, so streiten sie sich um seinen Körper, und da ihn Alle haben wollen, so legen sie den Leichnam in einen Kahn mitten in dem Fluß, an diesen binden sie vorne und hinten Kähne, die aus allen Kräften rudern müssen; wessen Strick reißt, der hat verloren, und der Andere führt den Leichnam triumphirend fort und verbrennt ihn... Der König ist diesen Talapoins ganz ergeben, wiewohl er selbst eingestehen muß, und es auch mehrmals geäußert hat, daß ihr Betragen oft sehr skandalös ist. Täglich ernährt er dreihundert und fünfzig; sie bekommen das Beste und Auserwählteste, während die Soldaten fast Hungers sterben. Wenn der König seltene Früchte oder Eingemachtes zum Geschenk erhält, so ißt er es nicht selbst, sondern schickt es den Talapoins, ja oft gibt er es ihnen mit eigenen Händen. Ihnen ist keine Art von Speisen verboten; sie essen Fleisch, wenn sie nur die Thiere nicht selbst tödten, wiewohl sie das Sprüchwort haben: es sündigt der, welcher Thiere tödtet, aber nur der, welcher sie verzehrt, wird bestraft. Sie lehren, ihr Verdienst und das der Almosengeber steige in dem Maß, als sie selbst Nahrung zu sich nehmen; darum stopfen sie sich auch tagtäglich voll. Es ist ganz unbegreiflich, wie ein vernünftiger Mensch solch scheußliche Fresserei für die erste und höchste Tugend halten kann, und doch ist dies der allgemeine Glaube. Wenn man gegen die Siamesen einige Zweifel über die Vortrefflichkeit und Gottähnlichkeit der Talapoins äußert, so geben sie sogleich diese unersättliche Gefräßigkeit als unwiderleglichen Beweis. Ein Siamese, den ich auf das Lächerliche und Widersprechende seiner Religion aufmerksam machte, antwortete mir ganz treuherzig und ernsthaft: wie wären die Talapoins nicht gottähnlich, da sie so viel essen? Aber nicht bloß Talapoins gibt es, sondern auch Talapoininnen. Ihnen ist durchaus nichts Böses nachzusagen, denn sie essen und trinken nur wenig. Es sind großentheils alte Wittfrauen, die nicht mehr wissen, wo aus und ein, und sich deßhalb in ein Kloster zurückziehen, das sie Haran heißen. Sie kleiden sich weiß, müssen eine Art von Rosenkranz hersagen, was eben nicht schwierig ist, da sie dabei mit ihren Nachbarinnen sprechen können, wenn nur der Rosenkranz hübsch durch die Finger gleitet. Sie werden nicht für gottähnlich gehalten, haben jedoch das Recht, um Almosen zu bitten; darum stehen sie auch lange nicht in so großem Ansehen, wie ihre Brüder, die Talapoins. Das Volk nennt sie Xi, d. h. Dienerinnen der Pagode; ihre Häuser sind nahe bei den Tempeln, jedoch außer ihrem Umfang. Ihre Zahl ist nur gering, und wenn sie beten, müssen sie sich den Rücken zukehren... Nach Phra-Phu-Thi-Chau, der unter ihren Göttern der Angesehenste ist, haben die Siamesen noch mehrere andere von geringerer Bedeutung. Phra-Siau bedeutet so viel als Gott-Messias. Dieser Gott war früher ein Mensch, und soll wieder auf die Welt kommen, um das ganze Weltall glücklich zu machen; die Zeit ist aber noch unbestimmt. Die Talapoins lehren indessen, außerordentliche Zeichen am Himmel und auf der Erde werden seine zweite Ankunft hienieden verkünden. Sie sagen auch, die Welt müsse in ihrer jetzigen Gestalt untergehen. Vorher werden große Kriege wüthen, die Menschen werden sich erwürgen und merklich kleiner werden an Wuchs; nach und nach werden sie nur noch so groß seyn, wie eine Puppe, so daß sie eines Hakens und einer Leiter bedürfen werden, um das Gemüse in ihren Gärten zu sammeln. Vor der Welt Ende werden zwei Sonnen am Himmel stehen, darauf drei, vier, bis zu sieben; diese Sonnen werden viel Unglück bringen. Gleich wenn die zweite kommt, werden die Flüsse und Quellen vertrocknen, später wird es auch den großen Strömen und Meeren so gehen; nach und nach vertrocknen Rasen, Bäume und Pflanzen, die Thiere sterben und nach ihnen die Menschen; wenn endlich die siebente Sonne kommt, zerfällt das ganze Weltall in Asche. Dann wird Phra-Sian vom Himmel steigen und die Menschen vom Tode auferwecken; die Erde verwandelt sich in einen herrlichen Garten, und auf Erden wird kein Ungemach mehr seyn, kein Leid, keine Thränen, keine Krankheiten, keine Hölle; die Menschen werden unsterblich seyn und ewigen Frieden, ewige Freude und ewiges Glück genießen, selig im Anschauen des erhabenen Phra-Sians. Reichliche Gaben an die Talapoins können die Ankunft dieses Gott-Befreiers beschleunigen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 38.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 114.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 13. Mai 1835.

Kleine Frauen, kleine Lieder,
Ach man liebt, und liebt sie wieder.
Fr. Schlegel.

Gedichte von Christian Wurm.

Die Grammatiker.

Mein Adelung, mein Adelung,
Das war ein feiner Sachse;
Da lernt man zur Verwunderung,
Wo jedes Wörtlein wachse.

Doch spricht man von der Leber frei,
Dann fängt er an zu zanken,
Daß jenes Wort vom Pöbel sey,
Dies von den alten Franken.

Und will ein Sätzchen allenfalls
Nicht unter seinen Stempel,
Dann zeigt er's allen Deutschen als
Abschreckendes Exempel.

Mein Adelung, wie blickt er schief
Auf dich, auf mich noch scheeler;
Mein Liedchen und dein Liebesbrief
Sind beide voller Fehler.

Die Natur.

Es ist kein Baum so fest gepflanzt,
Die Krone schwankt im Winde;
Kein Jünglingsherz so wohl verschanzt,
Das Liebe nicht empfinde.

Und ist ein Mägdlein noch so fein,
Es fühlt den Busen schwellen;
Und ist ein Bächlein noch so klein,
So schlägt es dennoch Wellen.

Des Dichters Stoff.

Weißt, was die kleinen Vögel singen,
Da Feld und Wälder widerklingen?
Es ist nicht Jammer und nicht Noth,
Sie beten nicht um's liebe Brod.

Wir danken Gott für seine Gaben,
Die wir von ihm empfangen haben.
Das ist's, was jeder pfeift und singt,
Darum's so schön und lustig klingt.

Das Rockenlied.

Fragment.

Es streichen die Tage, die Wochen vorbei,
Und beide sie liebten sich inniglichst treu.
Und wurden vor Sehnsucht die Stunden ihr lang,
Sie kürzte die Weile mit Liebesgesang:

Die Winde, sie brausen, es frieret das Land,
Ach, wäre mein Garn auf den Webstuhl gespannt.
Drum tanze und spute mein Spindelchen sich;
Es gibt wohl ein stattliches Hemdchen für mich.

Wenn die Schwalbe rückkömmt, wenn die Bäumchen aufblühn,
Dann breit' ich es sonnend auf's blumige Grün.
Drum Spindelchen spute sich, was es nur kann,
Es gibt wohl ein Hemd für den stattlichen Mann.

Wenn die Aepfel einst glänzen in röthlichem Schein,
Dann bring' ich nach Hause den blendenden Lein.
Drum spute sich Spindelchen, tanze geschwind,
Es gibt wohl ein Hemdlein für's herzige Kind.

Und wenn dann am Abend der Jägersmann kam,
An der grünenden Seite sein Plätzchen einnahm,
Dann schüttelt und klopft er mit Liebesgekos
Die stachlichen Acheln vom magdlichen Schoß.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortsetzung.)

Im Gebiete der Optik machen wir auf eine sehr artige Bemerkung des kaiserlich russischen Staatsraths Gretsch aufmerksam, worüber er sich in der neuesten Nummer des „Journals gemeinnütziger Kenntnisse" (Nr. 3.) erklärt. Beobachtet man nämlich die Sonnenstrahlen, wenn sie durch die Blätter der Bäume dringen und auf den Boden fallen, so stellen sie auf lezterem nicht die Umrisse der Blätter dar, sondern bilden kleine helle Kreise. Der Grund davon liegt, wie aus der Theorie des „verfinsterten Zimmers" hervorgeht, in der runden Gestalt der Sonne. Um sich davon aber noch auf andere Weise zu überzeugen, stelle man die nämliche Beobachtung zur Zeit einer partiellen Sonnenfinsterniß an. Man erblickt alsdann auf dem Boden nicht mehr, wie vorhin, einen vollen Kreis, sondern ein Abbild des eben nicht verdunkelten Theils der Sonne, d. h. also die Gestalt eines Kreises mit dem Ausschnitte des vom Monde bedeckten Theils. Um demnach künftig eine Sonnenfinsterniß zu beobachten, braucht man nicht mehr geschwärzte Gläser anzuwenden, sondern man gehe nur in den Garten oder Wald und betrachte das, durch die Blätter auf die Erde fallende Abbild der Sonne, und man wird alle Phasen der Finsterniß wahrnehmen. Um die Leser auf eine so interessante Beobachtung vorzubereiten, machen wir sie aufmerksam, daß den 15ten Mai 1836, etwa um 3 Uhr Nachmittags, eine geeignete Sonnenfinsterniß Statt haben wird. Wenn Sie es bis dahin nur nicht vergessen!

Aus den Regionen der Geologie, Akustik und Optik begeben wir uns nunmehr auf den gewinnreichen Boden der Gewerbwissenschaften, indem ich zunächst eines neuen Bienenkorbs erwähne, den ein gewisser Grandmont in der Sitzung der französischen Akademie vom 19ten Januar d. J. vorgezeigt und in seiner sinnreichen Einrichtung erläutert hat. Die erste Idee davon gehört, wie Grandmont zugab, eigentlich einem Engländer, Nutt in Lincolnshire, der schon vor mehreren Jahren auf diese wichtige Verbesserung der Bienenzucht verfallen ist und außerordentliche Resultate dadurch erzielt hat. So ist es ihm z. B. gelungen, von einem einzigen Stock gegen drei Centner Honig zu gewinnen, wobei den Bienen gleichwohl noch ein hinreichender Wintervorrath belassen worden ist. Praktisch muß die Sache wohl seyn, denn man hat Nutts Bienenkorb sogleich in der Nähe von London und nun auch in andern Gegenden von England nachgeahmt, und es ist im vorigen Jahre konstatirt worden, daß ein englischer Bienenwirth aus acht nach dieser Einrichtung gefertigten Bienenkörben über tausend Pfund Honig gewonnen hat. Der Korb, welchen Grandmont der Akademie vorzeigte, und an welchem von ihm noch Verbesserungen vorgenommen worden sind, besteht aus vier Theilen, wovon zwei übereinander und zwei an den Seiten liegen. Der mittelste, größte Theil wird von den Bienen lediglich zur Fortpflanzung ihrer Kolonie benuzt; der oberste dagegen enthält eine Glasglocke, in welcher die Bienen den Honig machen. Die Einrichtung ist hiebei so sinnreich getroffen, daß sich der Honig ohne alle Gefahr und ohne daß eine einzige Biene getödtet zu werden braucht, herausnehmen läßt. Ein anderer Vortheil besteht darin, daß ein solcher Stock nie schwärmt, als wenn der Bienenvater dies selbst will. Nutt soll schon seit zwölf Jahren von einem und demselben Stocke der Art fortwährend die reichsten Ernten gezogen haben. Die beiden oben noch erwähnten Seitentheile des Bienenstocks müssen zu andern eigenthümlichen Zwecken bestimmt seyn, welche sich in dem vor mir liegenden Berichte noch nicht näher angegeben finden. In jedem Fall erscheint die Sache wichtig und interessant genug, um die allgemeinste Aufmerksamkeit darauf zu richten, und unser weit verbreitetes Blatt mag dazu beitragen.

In unsern frühern Nummern ist mehrfach von den Vervollkommnungen die Rede gewesen, welche die Uhrmacherkunst in den neuesten Zeiten erfahren hat. Einen ganz besondern Fortschritt wird sie jezt in Frankreich dadurch machen, daß sich in Paris ein eigener Verein auf Aktien gebildet hat, um die Verfertigung und den Verkauf sehr sorgfältig gearbeiteter Taschenuhren unter seine besondere Aufsicht zu nehmen und solchergestalt dergleichen genauere Werkzeuge auch in den Mittelklassen allgemeiner zu verbreiten. Da an die Spitze dieses interessanten Vereins, welcher bei uns Nachahmung finden sollte, der berühmte Astronom Arago getreten ist, so läßt sich allerdings Ausgezeichnetes davon erwarten, und man wird wohl künftig vorzugsweise die daraus hervorgehenden Uhren zu kaufen suchen. Wir entnehmen diese vorläufige Nachricht übrigens bis jezt nur der betreffenden Annonce im französischen Courrier, und behalten uns vor, noch besonders darauf zurückzukommen, da viele Leser Antheil daran nehmen werden.

(Die Fortsezung folgt.)

An die moderne deutsche Belletristik und ihre Söhne.

(Beschluß.)

Ja, der Fluch, der auf einer ganzen Generation lastet, kann nicht geboren worden seyn durch die zufällige Verwilderung so vieler Talente; er ist ein Kind dieser schweren Zeit, der schwersten unter allen, deren Angedenken und Zeichen auf uns gekommen sind. Denn die Stützen sind weggerissen, oder sind morsch und altersschwach, welche das Völkerbewußtseyn, wie das Bewußtseyn des Einzelnen getragen haben seit zwei Jahrtausenden, und mit dem Zerfallen des Princips ist auch Einheit und Zusammenhang ein leerer Klang geworden in dem Willen des Jahrhunderts. Jede Einrichtung und Verfassung, alles Geschehene trägt jenen Keim des Todes in sich, der dem grundlos Begonnenen bei seiner Geburt auf den schwankenden Weg mitgegeben wird. Das alte Wort „mit Gott“ hat sein jahrtausendlanges Verständniß verloren; nicht mit, noch aus, noch zu Gott wandelt der taumelnde Geist der Zeit, er weiß auch nicht mit, oder aus, oder zu wem er sonst wandelt; hinter ihm ist es Nacht, wie vor ihm, und darum hat er sich zum Gott gesezt, was zunächst lag in den Kammern seines Innern, die Lust.

So, Pikante! indem ihr zügellos nach der Herrlichkeit des Augenblicks haschet, ohne anderes Wollen, als zu reizen oder gereizt zu werden, folgt ihr nur dem starren Zug des Jahrhunderts, dessen demüthigste Sklaven ihr seyd, weil ihr nicht vermöget, euch selbst Maß und Halt zu geben, wo sie nicht von außen an euch kommen, euch selbst ein Ziel zu setzen, wo es nicht euern blöden Augen in die nächste Nähe gerückt ist. Ihr folgt dem starren Zug des Jahrhunderts, sprach ich, und indem ich es aussprach, stand die griechische Meduse vor mir, das Bild kalt mordender Wollust, endlos schwelgend in sich, ohne Wissenschaft des Verderbens, das sie nach außen bereitet. Diese Gestalt, die großartigste Verkörperung des bösen Princips unter den vielen, welche die scheue Phantasie der Völker geboren hat, ist auch ein Gleichniß unserer Zeit, und wie wir in jenen Zügen keine Ahnung finden von natürlichem Leben und Harmonie der Seelenkräfte, sondern nur eine Kraft hervortreten sehen, starre Wollust, ohne anderes Leben und Gefühl, so vermögen wir auch in dem Charakter der Zeit, in deren wilde Gährungen wir gebannt worden sind, nichts zu erkennen, als Wollust.

Und wenn es noch jene weltmächtige Leidenschaft wäre, in welche ein maßloses und ungebändigtes Streben des Geistes nach Hoheit, Herrschaft, Göttlichkeit sich verhüllt hat oder zurückgesunken ist! aber wie das Geschlecht mark- und kraftlos geworden ist, ist es auch seine Sünde, und aus der starken Wollust ist schwache Lüsternheit geworden. In diese Kategorie nun gehört auch, was ihr das Pikante nennt. Aber so viel ist gewiß, ein neuer Gedanke und ein neues Wort muß als Friedensbote aus der Verworfenheit und Verwesungssucht ausblühen, der entweder die alten Stützen des Weltwillens reinige und verjünge, oder auf den Ruinen ein anderes Pannier aufpflanze, eines für das ganze, noch folgende Leben dieses Balls und seiner Kinder, der Menschen. Woher diese Friedensfahne sich erheben und entfalten müsse, wissen Viele, aber es wissen auch Viele unter uns, wie unfähig die neue Philosophie ist, das Gewebe dieser Glorie zu bereiten, diese hochmüthige Person, aus deren vielköpfigem und verworrenem Bewußtseyn Alles verschwunden scheint, was das eigentliche Wesen und Wollen der Philosophie bildet. Und darum ist wenig Hoffnung für die nächste Zukunft.

Was ihr aber zu thun habt, ist leicht gesagt, schwer vollbracht. — Doch seyd ihr deutschen Stammes, und so Gott will, ist eure deutsche Kraft noch nicht ganz verwest, und ihr könnt noch, wenn ihr wollt. Werft darum jene gleißnerische, fluchbringende und fluchbeladene Einheit der geschiedensten Bestrebungen von euch, und Jeder, mit tüchtigem Wollen und lauterem Sinne, arbeite in dem Fach, in das ihn sein Talent führt, aber nach Regel und Maaß, und in eifrigem Streben nach einem hohen, festgesteckten Ziele. — Mit diesen schlichten Worten nehme

ich Abschied von euch und fürchte nicht, mißverstanden oder verhöhnt zu werden; denn es sind Deutsche, zu denen ich spreche, und mag das deutsche Herz überschüttet seyn von fremdem Wust, ein heller deutscher Laut dringt immer klar durch in seine Tiefe, und was aus einem wahren, starken Sinne kommt, wahr und stark, ist noch von keinem Deutschen verhöhnt worden. — Gestattet mir, im Scheiden Eins noch euch zuzurufen: Vergesset nicht, daß ihr Deutsche seyd, Söhne eines Volks, so erleuchtet und gut, so stark und mild — des Volkes, daß ich's eurem glanzliebenden Sinn in Einem vor die Augen stelle, des Volkes, das geboren ist, König zu seyn über die Völker.

Und nun, mein Fräulein, darf ich mich, Abschied nehmend, auch zu Ihnen noch wenden? Ich möchte nicht gern im Groll von Ihnen scheiden. Erlauben Sie mir darum, Ihr Bild zu umarmen, wie es die Zukunft uns bringen möge, verwandelt und verklärt, eine versöhnte, siegprangende Magdalena, lächelnd in ernster, strahlender Geistigkeit, Liebe ausströmend und Liebe empfangend, jene wunderbare, germanische Liebe, mit der kein anderes Volk begnadigt worden ist — eine große Frau nur, keine Buhldirne mehr, in Keuschheit keusche Kinder gebärend.

Ich bin vielleicht ein lebensmüder Greis, wenn du so geworden bist, aber mit aller Wildheit eines jungen Herzens will ich jubelnd an deinen Busen sinken, deine süßen, unsterblichen Lippen küssen. Mein Fräulein, auf Wiedersehen!

Korrespondenz-Nachrichten.

Chambery, April.

(Fortsetzung.)

Missionsnachrichten aus Siam.

„Phra-Thumalai ist ein anderer Gott, der die Macht hat, Seelen aus der Hölle zu ziehen: wenn er hinabsteigt, so erlischt das Feuer des Abgrunds, darum beten die Ausgestoßenen immer zu ihm. — Phra-That-Xulamuni residirt über den zwölf Himmeln, die von Engeln bewohnt werden. Er ist grün von Farbe, ungeheuer groß und gleicht einer Säule. Alle Menschen, die tugendhaft sterben, treten vor ihn, um ihn anzubeten. Wenn diese reinen und seligen Wesen eine Zeitlang im Himmel gelebt haben, so wird ihnen verstattet, wieder zur Erde hinabzusteigen, wo sie dann vornehme Herren, Fürsten, Könige und selbst Talapoins werden. Dann beginnen sie ihre Laufbahn von Neuem, und es ist wohl möglich, daß ein aus dem Himmel auf die Erde Herabgestiegener sich da schlecht aufführt und dann in die Hölle kommt. — Der Gott Phra-Phum ist am meisten beschäftigt, denn er muß in einem großen Buch alle guten und schlechten Handlungen der Menschen aufzeichnen. Die mitleidigen Siamesen bauen vor ihren Häusern kleine Kapellen, um diesen Gott, wenn er zum Aufschreiben kommt, gegen Wind und Wetter zu schützen. — Die Dämonen haben auch einen Fürsten, das ist Phaja-Jom; er ist zu gleicher Zeit König der Hölle und Richter der Seelen der Verstorbenen. Viermal des Jahres hält er seine Assisen, am ersten, achten, fünfzehnten und ein-und-zwanzigsten jedes Monats. Phra-Phum bringt sein Buch, und nach dem, was er sagt, wird der Schuldige mehr oder weniger bestraft. Die Ausführung der Sentenz steht aber den Jom-Phra-Bans zu. Dies sind scheußliche Riesen, mit häßlichem Gesicht; aus ihren Mäulern stehen lange und spitzige Zähne hervor, wie Wildschweinshauer. Sie müssen die Pforten der Hölle hüten, auf die Erde steigen, da die Seelen der Verstorbenen holen und unterwegs peinigen. Hier stehe Einiges aus dem Code pénal Phaja-Joms. Alle Verdammten werden zuerst in einen großen Sumpf von Feuer und Schwefel geworfen; dies ist die allgemeine Strafe, welche aber eine Menge besondere nach den einzelnen Verbrechen nicht ausschließt. So z. B. wird die Seele desjenigen, der mit der Angel gefischt hat, mit der Gurgel an eine große Angel befestigt und dann aufgehängt wie ein Fisch. Noch schlimmer geht es der Seele desjenigen, der ein Schwein getödtet hat, denn es wird ihr erst der Kopf abgeschnitten und hierauf der Bauch aufgeschlizt; hat ein Talapoin zur verbotenen Stunde gegessen, so wird seiner Seele mit zwei Haken das Maul aufgerissen und geschmolzenes Kupfer hineingegossen. Für gewisse Verbrechen wird eine Seele an einen frischen Baum gepfählt, dieser Baum wächst, wird größer und dicker, die Seele muß sich darnach strecken, bis endlich der Baum vor Alter abstirbt. Wer in einem Tempel stiehlt oder ihn verunreinigt, wird in ein schreckliches Monstrum verwandelt, dessen Bauch so groß ist, wie das Königreich Siam, sein Mund hingegen ist nicht größer, als ein Nadelöhr; wer in einer Pagode schläft, wird in eine Kröte verwandelt; passirt ihm dies aber gar, während ein Talapoin predigt, so wird seine Seele ein dicker Wurm. Wenn die Seelen der Verdammten so mehrere Jahrhunderte lang Qualen ausgestanden haben, gehen sie in den Körper irgend eines Thiers über; stirbt dasselbe, so geht die arme, ausgetriebene Seele in ein Thier anderer Art über, und so nach und nach bis zum Elephanten und Affen; endlich wird die Seele wieder Mensch und beginnt ihren Lauf zum zweiten Mal. Wir haben eine Frau in Bangkok, die öffentlich steif und fest behauptet, sie erinnere sich, drei Verwandlungen erlitten zu haben, ehe sie wieder als Frau auf die Welt gekommen. Aus der festen Ueberzeugung, daß die Thiere unsere Brüder sind und daß des Menschen Seele oft in sie gebannt ist, geht das Verbot, sie zu tödten, hervor. Die frommen Siamesen kaufen oft lebende Fische und werfen sie in den Fluß; sie geben Schweine und andere Thiere in die Pagoden, damit sie dort auf ihre Kosten ernährt werden, bis sie natürlichen Todes sterben. So machen also diese Siamesen Ausgaben, um Thiere am Leben zu erhalten, sie geben sie in Hospize und kümmern sich sehr darum, während es ihnen niemals eingefallen ist, ein Hospital zur Verpflegung ihrer leidenden Mitmenschen zu gründen, und so betrachten sie denn die Thiere als ihre einzigen Nächsten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 15.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 115.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 14. Mai 1835.



Ein Haupt, ein Führer ward von uns gefunden,
Den Jedes als den keuschen Sänger ehrt,
Den früher Tod für Alles, was nach oben
Sich sehnlich kehrt, zum Schutzgeist hat erhoben.

G. Schwab.

Rede,

gehalten am Stuttgarter Schillerfeste den 9ten Mai.

Wir behalten uns vor, über das diesjährige Schillerfest näher zu berichten und schicken hier die von Dr. Hauff verfaßte, von Hofschauspieler Maurer abgelegte Rede voraus.

* * *

Zum zehntenmale erneut sich der Frühling, seit dieser Verein sich das Wort gegeben, an diesem bedeutsamen Tage das Andenken des Mannes zu feiern, den die Welt eine Zierde des Menschengeschlechts, den das deutsche Volk mit dem gerechtesten Stolze und im vollsten Sinne den Seinigen nennt. Wie immer haben wir das Abbild des theuren Hauptes mit dem Lorbeer geschmückt, wie immer gedenken wir mit Verehrung und Begeisterung des Genius, in welchem sich der deutsche Geist zu solcher Wunderblüthe entfaltet, mit Rührung und Dankbarkeit des Mannes, den Jeder bei einem Rückblick auf die durchlaufene Bahn des Lernens und Strebens freudig als einen seiner guten Genien anerkennt. Das Bild eines solchen Mannes, wie es fest und rein in jeder Seele gezeichnet steht, mit dem zweideutigen Worte zu umschreiben, ist wohl unmöglich, es ist aber auch überflüssig, und statt jenen Gefühlen einen Ausdruck zu geben, dessen sie nicht bedürfen und der ihrer vielleicht nicht würdig wäre, fassen wir den Umstand in's Auge, der den heutigen Tag durch die nahe Erfüllung eines langgenährten Wunsches zu einem doppelt freudigen macht. Wir haben vor zehn Jahren, bei Einsetzung dieses Festes, gelobt, mit regem Eifer darauf hinzuarbeiten, daß unserm großen Landsmann ein öffentliches, seiner und des Vaterlandes würdiges Denkmal errichtet werde, und dieses Gelübde ist seiner Lösung nahe.

In einer abgelebten, verdorbenen Zeit, wo der Glaube an alles Göttliche, und damit der Glaube an die Würde der menschlichen Natur zum Spotte geworden war, ersteht einer jener Geister, in denen zuweilen der in der Masse eines Volks gebundene Geist zur Offenbarung kommt, und die durch ihre bloße Erscheinung die Göttlichkeit unserer Natur verkündigen, ein Dichter, groß wie einer durch gewaltigen geistigen Einfluß auf seine Zeit, größer und verehrungswürdiger als die meisten durch die sittliche Natur dieses Einflusses; und mitten in seiner Laufbahn, in der Blüthe seiner Kraft wird er, ein Liebling der Götter, der Erde enthoben; gütig ersparen sie ihm die grausame Probe des Alters, das nur zu oft, auf niedergehendem Pfade des Lebens, unbewußt den eigenen Lorbeer zerpflückt; und so lebt auch sein

sinnliches Bild, ewig jung, wie seine Poesie, in den Herzen seines Volks, und mit Begeisterung, mit den erhebendsten Gefühlen sieht es ihn von der Stimme der Welt in jenes Pantheon der größten Geister versezt, in welchem weder jedes Volk, noch jedes Jahrhundert seine Repräsentanten hat. — Wo lebte ein Mensch, der weniger eines Denkmals bedürfte? wo lebte einer, bei dessen Angedenken sich würdiger und natürlicher jener menschliche Trieb regte, der Liebe, der Dankbarkeit, der Hochachtung ein sinnliches Zeichen zu geben? Wo ist das Volk, das eine stärkere Aufforderung hätte, in einem Manne, der es hoch geehrt, sich selbst zu ehren? — Wir haben Deutschland an seine Schuld gemahnt; es hat sie anerkannt, und seine Bereitwilligkeit, sein immer wachsender Eifer, sie abzutragen, in einer Zeit, welche sich ganz in das Interesse des Augenblicks versenkt hat und, von der Vergangenheit abgewandt, ihre Blicke auf eine ungewisse Zukunft richtet, beweist, wie sehr die Liebe zum großen Mann Nationalgefühl geworden ist; und wenn es auch wahr seyn sollte, daß im vierten Jahrzehent des laufenden Jahrhunderts kein anderer Name auf der Welt im Stande gewesen wäre, die Masse zu solcher Theilnahme zu bewegen, so knüpft sich an den Namen Schiller so viel Edles, Großes und Erhebendes, daß das geistige Band, welches er um ein Volk schlingt, weder ein lockeres, noch ein unfruchtbares seyn kann.

Was wir vor zehn Jahren schüchtern, mit zweifelhaftem Erfolg unternommen, was vor Kurzem noch in dämmernder Ferne lag und nur in unserer Phantasie Gestaltung und Wirklichkeit hatte, das sehen wir jezt nach Form und Zeit in immer festern Umrissen näher und näher rücken; bereits hat der Genius, dem wir unser Votivbild anvertraut, die Idee geboren, und wenn wir in kurzer Frist, an diesem oder einem andern Tage, das herrlichste Wahrzeichen unserer Stadt enthüllen, wird es weder zu früh seyn, noch zu spät. Wohl mag unser Volk dem Erfinder einer Kunst, die durch Sicherung des geistigen Gutes die Welt umgestaltet, dem gewaltigen Wortführer einer vom Bedürfniß der Geistesfreiheit durchdrungenen Zeit erst nach Jahrhunderten den Tribut seiner Achtung und seiner Dankbarkeit durch öffentliche Denkmale entrichten; die Bilder dieser Männer sind zugleich Symbole ihres Jahrhunderts, und die sie aufrichten, sanctioniren damit geschichtliche Thatsachen und ganze Reihen von Begebenheiten. Wohl mag die richtende und wägende Nachwelt aus der Perspektive den ganzen geistigen und sittlichen Einfluß Schillers sicherer und fester zu umschreiben wissen, und ihre Bewunderung kann eine gründlichere seyn. Aber der Dichter ist seinem Wesen nach ein Individuum, das um sein selbst willen geliebt seyn will, und wie er sich im Leben von der Liebe seines Volks genährt hat, so soll ihm auch nur die Liebe ein Denkmal bauen, die Liebe derer, denen seine Sprache noch der süße, altgewohnte Dialekt ihrer Zeit ist. Denn die Sprache eines Zeitalters verhält sich zu der eines andern, wie die verschiedenen gleichzeitigen Mundarten im Schoße derselben Sprache, die so enge Bande zwischen den Gliedern desselben Stammes knüpfen; und wie der Mensch vor der Asche seiner Väter Ehrfurcht hat, ein Herz aber nur für diejenigen, die ihm nahe sind in der Zeitlichkeit oder ihn in der Wiege gesegnet, so mag der Geist des Dichters bei der Folgezeit die vollste Anerkennung finden, aber den ganzen Mann versteht doch nur das Herz und das Gemüth derer, mit denen ihn das gemeinsame, lebendige Wort verbindet.

Seit Schillers Tode ist gerade eine Generation hingegangen; ihrer sind nur noch wenige, die mit ihm unter jenem Dach gelebt, unter dem ihm bei den jugendlichen Regungen seines Genius in äußerer Beschränkung am wohlsten war; die mit ihm jung gewesen, machen sich fertig, dahin zu gehen, wohin er so lange vorausgegangen; aber an der Geisteswiege des reifen und des reifenden Geschlechts hat er mit unsterblichen, unveräußerlichen Geschenken gestanden, und so ist es nicht kritische Bewunderung, nicht abgewogener Dank, was uns zu unserem Werke treibt, sondern dankbare Begeisterung und die lebendige Liebe. In seinem Bilde begrüßen wir einst nicht nur den geistigen Helden, der der Welt, nicht nur den großen Deutschen, der der ganzen Zukunft des Vaterlands angehört, sondern auch den Menschen, der das Stück der Weltgeschichte, das sich in einem gährenden Jahrhundert an uns abspielt, noch mitgelebt.

Was der Mensch baut, baut er für ewige Zeiten, aber Natur und Geschichte spotten dieser menschlichen Ewigkeit, und der Mensch selbst, im unabweislichen Gefühl der Vergänglichkeit seiner Schöpfungen, gedenkt im Augenblicke, da er die Hand an ein Werk legt, auch der Zeit, da es nicht mehr ist, und legt in dem Grundsteine einen Gruß an denjenigen nieder, der einst das Gebäude dem Boden gleich machen wird. Auch wir werden, nach diesem seltsamen Gesetze unserer Natur, dem Grundstein unsers Denkmals einen Schatz anvertrauen; während man aber sonst bei derlei Ceremonien nicht viel zu denken pflegt, werden wir es mit dem Bewußtseyn thun, daß ein Schillern von seinem Volke errichtetes Monument von den Zuckungen, welche die Denkmäler der Gewaltigen dieser Erde und ihre Paläste in den Staub werfen, nichts zu fürchten hat.

Der große Zaar Peter, von seinen Völkern kaum erst begriffen, sprengt im Erzbild muthig den Fels hinan; Heinrich IV., Joseph II. blicken freundlich auf die

Kinder nieder, die, zu ihren Füßen spielend, ihre Namen wiederholen. Noch sprechen ihre Züge laut und vernehmlich zu den Geschlechtern, die an ihren Fußgestellen vorübergehen; aber es kommt der Tag, wo, wenn die Geschichte sie auch nicht zwingt, von ihren Rossen zu steigen, sie in einer fremden Welt, die sie nicht mehr versteht, zu historischen Nebelbildern geworden sind und der Lorbeer um ihre Häupter keine Wurzel mehr hat, weder im Gedächtniß der Völker, noch in ihrem Herzen. So lange aber nicht ein ungeheurer Riß die Jetztzeit von einer unbekannten Zukunft scheidet und die Geschichte wieder zum unbeschriebenen Blatte wird, so lange die Kultur sich neu gebiert, lebt Schiller als einer jener wenigen Geisteshelden, der eigentlichen Träger des Adels unseres Geschlechts, und der fernsten Nachwelt überliefert sich sein geistiges Bild in denselben festen, großartigen Zügen, in denen das der größten Männer der Vorwelt uns vor der Seele steht. So lange Europa das Schwert und die Wage über den Erdkreis hält, müßte das Volk aus einem fremden Planeten am Strande unserer Erde landen, das es wagte, den tempelschänderischen Strick um sein Erzbild zu legen, das nicht vor dem großen Namen auf dem Fußgestelle die Häupter entblößte und seine Schwerter senkte. Von dem Tage aber, an dem wir unser Gelübde vollständig lösen, wird es heißen: an ihm hat das deutsche Volk wieder einmal etwas gethan, was seines geistigen Ruhmes würdig ist, und bewiesen, daß es nicht verlernt hat, sich selbst zu achten.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortsetzung.)

Deutsche Uhrmacherkunst ist hinter den Bestrebungen unserer westlichen Nachbarn auch nicht zurückgeblieben, und wir finden darüber in einer Mittheilung aus Dresden nachstehende, von dem dortigen Oberinspektor des mathematischen Salons, Lohrmann, dem bekannten Herausgeber der ersten Blätter einer Mondkarte, welche so viel versprach, ausgegangene Notiz. — Vor mehreren Jahren nämlich hatte der berühmte Uhrkünstler Breguet zu Paris eine von ihm sogenannte Pendule sympathique verfertigt, die auf der Kunstausstellung zu Paris wegen ihres sinnreichen Mechanismus allgemeines Aufsehen erregte, und deren Leistung darin bestand, daß sie mit dem Schlage der Mittagsstunde eine mit geöffnetem Glase über ihr, in einem Halbmonde eingeklemmte Taschenuhr genau einstellte, vorausgesetzt, daß deren Abweichung nicht über fünf Minuten + oder — betrug. Der Preis dieses schönen Kunstwerkes war aber auf die hohe Summe von 15,000 Franks gestellt. Jetzt hat nun der beim königlichen mathematischen Salon zu Dresden als Chronometerverfertiger angestellte Fr. Gutkäs, ohne Breguets Idee gekannt zu haben, eine ähnliche „Pendule sympathique“ verfertigt, welche so konstruirt ist, daß eine, jedoch ausdrücklich für diesen Zweck gefertigte und eingepaßte, in eine Lyra einzuhängende Taschenuhr von keiner Seite geöffnet zu werden braucht, und dennoch mit dem Schlage 12 Uhr genau eingestellt wird. Dabei ist das Werk eben so fleißig als schön gearbeitet und gleichwohl von einem ungleich billigeren Preise als Breguets Uhr. Da sich aber dieser Preis nicht genauer angegeben findet, so nimmt Lohrmann wohl eine Gelegenheit wahr, uns darüber noch weiter aufzuklären, da es an reichen Liebhabern doch nicht fehlen dürfte.

Ich habe Breguets sogenannte Pendule sympathique noch nicht selbst gesehen, und darf mir daher über deren Mechanik kein Urtheil erlauben; der Name erinnert aber lebhaft an die ebenfalls von Breguet erfundenen sogenannten sympathetischen Doppelchronometer. Bei diesen werden nämlich zwei, mit der größten Sorgfalt und genau nach denselben Grundsätzen, Verhältnissen und Dimensionen verfertigte Uhrwerke in demselben Gehäuse dergestalt neben einander befestigt, daß sich ihre Unruhen, jedoch ohne wirkliche Berührung, so nahe als übrigens nur irgend möglich kommen. In diesem Zustande wird zwar der Gang beider Uhren, aller angewendeten Sorgfalt ohngeachtet, anfänglich immer noch nicht vollkommen übereinstimmen; ja es werden sich in dieser ersten Zeit mitunter ziemlich beträchtliche Differenzen zeigen, deren gänzliche Wegräumung auch alle Kräfte bloßer mechanischer Uhrmacherkunst übersteigen dürfte. Allmählich aber fangen die solchergestalt eng vereinigten beiden Uhren an, einen geheimnißvollen sympathetischen Einfluß auf einander zu üben, dergestalt, daß sie, wie unglaublich es auch klingt, ferner nicht im Mindesten mehr von einander abweichen, indem die Schwingungen beider Unruhen nunmehr ganz genau mit einander übereintreffen, und beide Zeiger durchaus denselben Strich zeigen. Am merkwürdigsten dabei ist, daß die Uhren in dieser Vereinigung nicht absolut richtig zu gehen brauchen, sondern daß vielmehr eine kleine Unrichtigkeit der einen den richtigern Gang der andern sogar alteriren kann, um nur die sympathetische Haupttendenz des Wechseleinflusses, nämlich die vollkommene Gleichheit des beiderseitigen Ganges, zu erreichen. An der vollkommenen Zuverlässigkeit des Resultats einer solchen Uhrenvereinigung darf aber gar nicht gezweifelt werden, da dasselbe von den Astronomen des französischen Bureau des longitudes, sowohl der Merkwürdigkeit, als des zu erwartenden Nutzens wegen,

einer langen und äußerst strengen Prüfung unterworfen und durchaus bestätigt worden ist. Auch haben wir selbst, wie ich eben finde, in Nr. 201 des Jahrganges 1830 dieser Blätter ausführlich darüber berichtet, und verweisen dahin schwerer zu überzeugende und darum nur achtbarere Leser, welche noch andere Beispiele eines solchen sympathetischen Wechseleinflusses von Uhren auf einander kennen zu lernen wünschen. Es wird nun darauf ankommen, welche nähere oder fernere Aehnlichkeit die Idee der obigen pendule sympathique mit diesem chronomètre sympathique haben dürfte. Ich behalte mir aber dabei ausdrücklich vor, nur eine Andeutung geben zu wollen, da die Konstruktion selbst freilich wesentlich verschieden seyn muß.

(Der Beschluß folgt.)

Reiseblätter von Karl Mayer.

Begnügsamkeit.

Wie seh' ich Tannenschöpf' und Wiesen
In weiches Indigblau verfließen
Bis zu des Ferngebirges Grenzen!
Wie Waldesteiche weiß erglänzen,
Dorfdächer roth und Stoppeln falb!
Sey farblos, Himmel, meinethalb!
Aus grauer Luft ein schön'res Sausen
Will mich im Tannenwald umbrausen,
Und seines Harzes Würzeschwall
Dringt süßer durch den düstern Schall.

Der Köhler.

Ein Meiler! Sein Geruch von Ruß
Ist mir ein trauter Waldesgruß.
Der Köhler lebt in eigner Welt,
Die mir bei allem Ruß gefällt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Chambery, April.

(Fortsetzung.)

Missionsnachrichten aus Siam.

„Es ist ein großes Verbrechen, ein Thier zu tödten, sey es auch nur aus Versehen. Troz dem tödten und verzehren die gemeinen Siamesen die Thiere so gut wie andere Nationen. Ich reiste einmal mit einem Mann, der durchaus behauptete, Menschen und Thiere seyen Brüder. Dies hinderte ihn jedoch nicht, ohne Erbarmen den Hühnern, die er unterwegs bekommen konnte, den Kopf abzuschneiden. Ich machte ihn auf den Widerspruch zwischen seinem Handeln und seinen Grundsätzen aufmerksam. „Wenn“ sagte ich ihm, „Deine Meinung richtig und diese Hühner Deine Schwestern sind, wie kannst Du das entsetzliche Verbrechen begehen, Deinen Verwandten den Hals abzuschneiden und sie dann aufzuessen?“ Er wußte mir darauf nichts zu erwidern, tödtete und aß aber seine lieben Schwestern nach wie vor... Sehr ungleich sind die Siamesen in ihrer Zuneigung oder ihrem Widerwillen gegen gewisse Thiere. So z. B. sind ihnen die Hunde sehr verhaßt; dies müssen neuankommende Missionarien wohl bedenken, um den Leuten nicht unangenehm aufzufallen. Hingegen lieben sie sehr die Kazen, weil sie die Ratten vertilgen, und diese sind ihnen hauptsächlich deßwegen zuwider, weil sie die Bücher der Talapoins zernagen. Raben und Geier haben den Rang der Engel, und der Hase gilt hier für ein sehr geistreiches, verschmiztes Thier; von ihm werden alle die listigen Streiche erzählt, die man in alter und neuer Zeit dem Fuchs beigelegt hat. Die höchste Verehrung zollen jedoch die Siamesen den weißen Elephanten. Der König muß wenigstens Einen haben, denn er ist wie ein Palladium, an dem des Herrschers Leben und das Gedeihen seines Reiches hängt. Stirbt dieser Elephant, so verliert der König alles Verdienst, das er sich im Jahr erwirbt, das auf des Elephanten Tod folgt. Darum wird auf die Verpflegung dieses Thiers große Sorgfalt verwendet. Es heißt Chaupbaga, und dieser Titel entspricht dem Rang eines spanischen Granden erster Klasse und kommt unmittelbar nach den Prinzen von Geblüt. Wer Chaupbaga bloß bei seinem Namen nennt, wird streng bestraft; er wohnt in einer Art von Palast, hat einen zahlreichen Hof, Leibwachen, Offiziere und Kammerdiener. Auf dem Kopf trägt er eine Art Diadem; um seine Zähne herum liegen mehrere goldene Ringe, und sein Essen und Trinken wird ihm auf oder in goldenen Geräthschaften gereicht; man nährt ihn mit Zuckerrohr und köstlichen Früchten. Geht er in's Bad, so begleitet ihn ein zahlreiches Gefolge; einer der Leibwachen schlägt nach dem Takt auf ein kupfernes Becken, ein anderer hält einen rothen Sonnenschirm über seinen Kopf, eine Ehre, die nur den Großwürdenträgern gestattet ist; seine Offiziere dürfen ihn nicht verlassen, ohne sich vorher tief verbeugt zu haben. Ist er krank, so muß ihn ein Leibmedikus behandeln, und die Talapoins machen ihm Visiten; sie sagen Gebete für seine Genesung her, und besprengen ihn häufig mit ihrem Weihwasser. All dieser Devotion ungeachtet ist der weiße Elephant gar manchmal übler Laune, und er hätte schon oft Talapoins getödtet, wenn sie sich nicht immer in kluger Ferne von den Zähnen und dem Rüssel Seiner Durchlaucht hielten. Der gegenwärtige Chaupbaga ist sehr ungelehrig, wie toll stieß er immer um sich, so daß ihm Niemand nahe kommen durfte. So sah man sich gezwungen, ihm die Zähne zur Hälfte abzuschneiden. Alle Abend ist bei Seiner Durchlaucht Konzert, denn Höchstdieselben können nur beim Ton der Instrumente einschlafen. Stirbt der weiße Elephant, so geräth der König und sein Hof in die größte Betrübniß, und dem Todten wird ein seinem Leben angemessenes Begräbniß. Manchmal gibt Chaupbaga öffentliche Audienz und man macht ihm Geschenke. Nimmt er sie an, so gilt dies als ein nutzbringendes Zeichen, daß der Geber ein Mann von besonderem Verdienst ist; verschmäht er sie aber, so ist der Schenker dem Himmel gewiß nicht angenehm.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 39.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 116.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 15. Mai 1835.

— Auf! zu den Waffen, und hinaus!
Verhält sich's wirklich so, wie jener spricht,
So ist kein Fliehen und kein Bleiben nicht.

Shakespeare.
Macbeth.

Die Prairien.

Nach Washington Irving.

Der Allarm.

Eben lagerten wir uns, da kam unser Franzose Toni triumphirend von der Jagd zurück: sein Schimmel war ganz mit Büffelfleisch behängt. Nachdem er seiner Eitelkeit durch Erzählung seiner Großthaten Genüge gethan, erwähnte er auch, er habe frische Pferdespuren bemerkt, welche verschiedenen Umständen nach herumstreifenden Pawneesindiern zuzuschreiben seyn möchten. Dies verbreitete einige Unruhe; am Morgen hatten ein paar junge Jäger von der Marschlinie weg zwei Büffel verfolgt; sie waren noch nicht wieder zurück, und man besorgte, sie könnten den Indiern in die Hände gefallen seyn. Der Kapitän machte sich mit seiner Büchse auf, um von der freien Höhe eines benachbarten Hügels das Land zu übersehen. Man ließ die Pferde grasen, hieb Holz, machte Feuer an und rüstete das Abendessen.

Auf einmal entstand Feuerlärm im Lager. Eines der Feuer hatte das hohe dürre Gras in Brand gesteckt, es ging ein Wind und das ganze Lager konnte in einem Augenblick in hellen Flammen aufgehen. „Seht nach den Pferden!“ schrie der eine; „das Gepäcke weg!“ ein anderer; „lauft nach Büchsen und Pulverhörnern!“ ein dritter: Alles war im größten Aufruhr. Die Pferde rannten wild umher, hier flüchtete man eilends Gewehre und Pulver, dort schleppte man Sättel und Satteltaschen weg; an's Löschen dachte kein Mensch, und Niemand wußte auch, wie dies anfangen. Da machten sich Beatte und seine Kameraden auf indische Manier an's Werk: sie warfen Pferdedecken auf die Ränder des Feuers, traten darauf und suchten so zu verhindern, daß es im Grase nicht weiter griff; die Jäger folgten ihrem Beispiel, und so war in Kurzem die Brunst glücklich gedämpft. Die Feuer wurden nun vorsichtig an Stellen angezündet, wo man das dürre Gras zuvor weggeschafft. Toni machte sich daran, uns von seinem Büffelfleisch ein treffliches Abendessen zu bereiten, er versprach uns eine kräftige Suppe und ein köstliches Stück Rostbeef; wir sollten aber einen zweiten und ernstlichern Schreck erleben.

Auf dem Hügel oben hörte man ein verworrenes Geschrei von mehreren Jägern, wovon wir nur die Worte verstanden: „Die Pferde! die Pferde! thut die Pferde ein!“ Jetzt schrie Alles durcheinander, Fragen, Antworten kreuzten sich verworren, daß man gar nicht wußte, was es gab, und Jeder auf seine Faust Schlüsse machte. „Der Kapitän hat Büffel aufgejagt,“ rief der eine, „und hat keine Pferde, sie zu verfolgen.“ Im

Augenblick griff ein Trupp Jäger zu den Büchsen und eilte der Spitze des Hügels zu. — „Die Prairie hinter dem Berg steht im Feuer," schrie ein anderer; „ich sehe den Rauch! Der Kapitän meint, wir sollen die Pferde über den Bach treiben." Allermittelst kam ein Jäger den Hügel herab in's Lager gelaufen. Er war fast athemlos und konnte kaum die Worte herausbringen, der Kapitän habe in der Ferne Indier bemerkt.

„Pawnees! Pawnees!" schrie jezt unsere ganz tolle Jugend zusammen. „Treibt die Pferde in's Lager!" hieß es hier; „sattelt die Pferde!" hieß es dort; „angetreten!" befahl ein dritter. Der Lärm, die Verwirrung, die jezt in's Lager kam, geht über alle Beschreibung. Man lief auf das Feld hinaus, die Pferde einzufangen; der eine zerrte sein Pferd an der Halfter vorwärts, ein anderer sprengte in bloßem Kopf auf dem nackten Pferde einher, ein dritter trieb ein Pferd, das noch die Fesseln an den Beinen hatte und unbehülfliche Sprünge machte wie ein Känguruh.

Die Verwirrung wurde immer toller; vom untern Ende des Lagers kam die Nachricht, in einer benachbarten Schlucht stecke eine Bande Pawnees. „Sie haben den alten Ryan durch den Kopf geschossen; dem, der bei ihm war, sind sie auf den Fersen!" — „Nicht der alte Ryan ist todt, sondern einer der Jäger, die nach den Büffeln aus sind!" — „Dreihundert Pawnees stehen gerade hinter dem Berg!" erscholl eine Stimme; „mehr! mehr!" rief eine andere.

Rings von Hügeln umgeben, konnten wir nicht weit hinaussehen, und so blieben wir all diesen Gerüchten preisgegeben. Man glaubte einen grausamen Feind in nächster Nähe und mußte jeden Augenblick eines Angriffs gewärtig seyn. Allermittelst waren die Pferde in's Lager getrieben, liefen unter den Feuern herum und traten das Gepäcke mit Füßen. Alles eilte, sich zum Kampf zu rüsten, aber das war keine leichte Sache. Beim Feuerlärm vorhin waren Sättel, Zäume, Büchsen, Pulverhörner und andere Waffenstücke von ihren Plätzen gerissen und in der Eile unter die Bäume zusammengeworfen worden. „Wo ist mein Sattel?" hörte man hier einen fragen; „hat Niemand meine Büchse gesehen?" rief ein anderer; „wer leiht mir eine Kugel?" ein dritter, der sein Gewehr lud; „ich habe meinen Kugelbeutel verloren." — „Um Gotteswillen, helft mir das Pferd gürten! es ist so stättisch, ich kann nicht mit ihm fertig werden!" In der Hast hatte er den Sattel verkehrt aufgelegt.

Manche schwadronirten und machten große Worte, andere sprachen nichts, rüsteten aber besonnen ihre Pferde und Waffen, und leztere flößten mir am meisten Vertrauen ein. Auf nicht wenige wirkte der Gedanke, mit Indiern handgemein zu werden, sichtbar erhebend und begeisternd. Unser Diener Beatte brachte seine Pferde hinten in's Lager, lehnte seine Büchse an einen Baum und sezte sich dann schweigend an's Feuer. Der kleine Toni dagegen, der sich emsig mit Kochen beschäftigte, unterbrach sein Geschäft jeden Augenblick, um den Fausaron zu spielen; er sang, er fluchte und war ganz ungewöhnlich lustig, was mich gar sehr argwohnen ließ, bei dieser Beweglichkeit möchte ein klein wenig Angst im Spiele seyn.

(Die Fortsezung folgt.)

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Beschluß.)

Den Schluß unsers diesmaligen Berichtes machen wir, wie gewöhnlich, wieder mit einigen meteorologischen Bemerkungen. Die Hauptsorge des Landmanns beim Scheiden des diesmaligen Winters bestand in der viel zu unbedeutenden Feuchtigkeit, welche uns derselbe gebracht hat, und welche sich in gar keinem Verhältnisse mit der außerordentlichen Trockenheit des vorigen Sommers findet. Welch eine ungeheure Menge von Wasser ist während der langen Dauer jener Dürre durch Verdunstung in die Atmosphäre empor gestiegen! wie niedrig ist noch jezt der Stand aller Seen und Ströme, wie sehr ist das Erdreich ausgedörrt! — Es war die allergrößte Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß der Winter viel Schnee oder Regen bringen müsse, um den Ausgleichungsprozeß zwischen der Ueberschwängerung der Luft durch aufgesogene Feuchtigkeit und der durstigen Erde zu bewirken. Gleichwohl ist Nichts davon erfolgt, und man lernt aus diesem Beispiele wieder die außerordentliche Kraft der Atmosphäre in Aufnahme und langer Bergung der Feuchtigkeit kennen. Ich bin dadurch neuerdings auf Betrachtung der jezt am meisten verbreiteten Theorie des Regens geführt worden, welche denselben bekanntlich lediglich durch Abkühlung der Luft und somit bewirkte Reduktion des in ihr enthaltenen Wasserdampfes entstehen läßt, und den Behauptungen der ältern Physiker, namentlich de Lücs und Lichtenbergs, wornach das Wasser bei der Verdampfung in seine Gasarten zersezt werden, und in diesem Zustande hygroskopisch nicht ferner wahrnehmbar seyn soll, keine Aufmerksamkeit mehr schenkt. Mir scheint es vielmehr, nach den Erfahrungen des merkwürdigen Jahrs 18³⁴/₃₅, als wenn die Wahrheit bei dieser Kontroverse der meist besonneneren ältern und der oft sehr arroganten neuesten Physik wie gewöhnlich in der Mitte liege. Die

nächste Thätigkeit der Atmosphäre bei dem Verdunstungsprozesse der Feuchtigkeiten besteht allerdings wahrscheinlich in bloßer Aufnahme des dadurch entstehenden Wasserdampfes; wenn lezterer aber länger in der Luft verweilt und die Umstände, welche den normalen Niederschlag bewirken sollten, nicht bald genug eintreten, so daß bei fortdauernden Verdunstungen eine Feuchtigkeitsüberschwängerung eintritt, so scheint es mir nicht ganz unzulässig, der Atmosphäre eine weitere Einwirkung auf den Wasserdampf durch seine chemische Zersetzung in Wasser- und Sauerstoffgas beizumessen und darin eine ihrer Lebensäußerungen zu suchen. Die Wiederherstellung des Wassers aus jenen seinen Elementen erfolgt sodann durch elektrische Prozesse. Als einen allgemeinen Beweis dafür habe ich immer den wohl ziemlich allgemein bekannten Umstand betrachtet, daß bei Gewittern unmittelbar nach einer Explosion der Regen immer gewaltiger herabstürzt, gleichsam als sey er durch jene bedingt. Im verwichenen Sommer nun war bei der unerhört langen Dürre eine solche Uebersättigung der Atmosphäre mit Wasserdampf gewiß erfolgt; und da es zu Niederschlägen nicht kam, und selbst schon sich bildende Gewitter immer augenblicklich durch sogleich entstehende Stürme wieder zerstört wurden, welche überhaupt während dieser ganzen Zeit eine vorherrschende Rolle gespielt haben, so hat die Atmosphäre die angegebene chemische Einwirkung auf den in ihr enthaltenen Wasserdampf ganz unzweifelhaft ausüben müssen. Die Elemente der Wasserbildung sind also in ihr enthalten, und die Feuchtigkeit des nahenden Sommers würde demnach davon abhängen, ob während desselben wieder Winde, oder aber Gewitter vorherrschend seyn werden. Ich wage es nicht, über diese Frage zu entscheiden: der Meteorolog legt meistens den kleinen Maßstab menschlicher Hoffnungen oder Befürchtungen an die unermeßlichen Operationen der Natur. Am Ende kömmt es immer zu einer Ausgleichung, das Bestehen der postdiluvianischen Welt nun schon seit mehreren Jahrtausenden zeugt dafür; wie lange es aber die Natur aushalten kann, ehe sie jenen Ausgleichungsprozeß der Dürre durch Feuchtigkeit, der Wärme durch Kälte u. s. w. eintreten läßt, ist durch *unsere* physikalischen Theorien noch nicht entschieden worden. Hier muß Alles mittelst der Erfahrung bestimmt werden; und wenn wir vielleicht durch fortgesetzten meteorologischen Fleiß einmal einen *tausendjährigen Kalender* statt des jezt so oft citirten hundertjährigen besitzen, so wird es sicherer um unsere Witterungsvorhersagungen aussehen. Mit der Andeutung dieser Idee eines *tausendjährigen Kalenders* verlasse ich für diesmal die Leser.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

Das Philippsfest.

Gestern wurde das Namensfest des Königs gefeiert. Es konnte schwerlich zu einer passendern Jahreszeit, als zu Anfang des schönen Maimonats gleichsam als ein Frühlingsfest gefeiert werden; diesmal trat es jedoch ganz zur Unzeit, mitten unter dem Getümmel der Vorbereitungen zu dem berüchtigten Kriminalprozesse, dem sogenannten Procès-monstre, ein. Ein Volksfest konnte es daher auch nur in so weit heißen, als dem Volke in den Champs elysées und an andern öffentlichen Orten in Paris die gewöhnlichen Lustbarkeiten geboten wurden, welche ihm Republik, Kaiser- und Königthum zu bieten pflegten, mit Ausnahme des ehemaligen, seit mehreren Jahren mit Recht abgeschafften Balgens um Lebensmittel, die dem Volke hingeworfen wurden. Gegen so verächtliche Behandlung desselben haben sich die Tagesblätter so häufig und so dringend erhoben, daß die Regierung sich zulezt geschämt und das Umsichwerfen mit Lebensmitteln in ein stilles Vertheilen derselben verwandelt hat. Abends gibt es in dem Tuileriengarten starke Orchestermusik, welche seit 1830 nicht unterlassen kann, auch die Marseillaise zu spielen, dann ein Feuerwerk, und hiemit ist der Tag geschlossen. Die Hauptsache aber, freilich nicht für's Volk, sind die Aufwartungen und Reden sämmtlicher Behörden und der gelehrten Gesellschaften im Tuilerienschlosse. Begeben wir uns also auf einen Augenblick dahin; denn es ist hier Manches zu schauen und zu bemerken. Bekanntlich ist das Tuilerienschloß ein langes Gebäude, das nur an den beiden Enden bewohnbar ist; denn der ganze mittlere Theil besteht aus langen Sälen zum Empfange, welche man anderswo Galasäle nennen würde, und die unter der jezigen Regierung bei den vielen und stark besuchten Festen häufig gebraucht werden, und so groß sie auch sind, doch manchmal voll werden. Die große Treppe liegt unter dem Haupteingange, in der Mitte des sogenannten Pavillon de l'horloge (weil die Schloßuhr mitten vor diesem Pavillon befindlich ist), aber die alte, breite Auffahrtstreppe, die sonst an Galatagen, oder eigentlich bei allen Vorstellungen bei Hofe gebraucht wurde, dient jezt nicht mehr; Ludwig Philipp hat eine neue zur Seite anlegen lassen, die zwar nicht so breit und stattlich ist, als die vorige, aber dagegen auch nicht mitten in's große Gemach, sondern ganz an's Ende der langen Galerie zur Rechten führt. Diese an den Wänden prächtig verzierte, aber doch sonst keine Kostbarkeiten enthaltende Galerie führt zu dem großen, hohen Saale in der Mitte des Schlosses; man nennt ihn Salle des maréchaux, weil hier an zwei Seitenwänden die Porträts der lebenden Marschälle des Königreichs angebracht sind. Stirbt einer derselben, so wird sein Porträt in die Sammlung der Marschallsbilder im Invalidenhotel gebracht. So ist jezt gerade eine Stelle leer, die nämlich des unlängst verstorbenen Marschalls Jourdan. Eine auf Säulen gestüzte, oben angebrachte Rundgalerie, schöne Lüstres und andere Verzierungen geben diesem Hauptsaale ein erhabenes Ansehen. Von hier gelangt man dann zur Linken in einen langen Saal, der dem vorigen zur Rechten des Salle des maréchaux ähnlich ist, und wie alle langen Säle eine *Galerie* heißt. Hier sind mehrere Büsten aus dem Alterthum und dem Mittelalter, mit kostbaren Steinen eingelegte Tische, Vasen, Tafeluhren u. dgl. zur Zierde aufgestellt. Schildwachen und wachehabende Offiziere finden sich im Innern des Schlosses gar nicht vor, eben so

Dies Blatt ist einzig für die Gegenwart,
Den Augenblick, fort weht es mit der Stunde;
Doch um den Dichter drängen sich geschaart
Die Enkel noch, was er mit seinem Munde
Gebrandmarkt, bleibt es; mächtig dringt das Lied
In Ohr und Herzen, sorgend, daß die Kunde
Nicht untergeht. — Von Zorneslod' durchglüht,
Wollt' ich das Bild mit seinen kleinsten Zügen —
Da liegt der Sohn! starr, blutig jedes Glied!
Der knie'nden Mutter greise Haare fliegen! —
Euch augenblicklich vor die Seele stellen,
Treu, Strich für Strich, und keiner sollte lügen.
Es war so leicht! es war Gedicht! — doch Schellen
Des Reims zu hängen an dies Wittwenkleid —
Ich mocht' es nicht! So meines Zornes Wellen
Dämmt' ich zurück in meine Brust bis heut',
Und habe nicht im Liede sie ergossen. —
Jezt denk' ich wieder an das Herzeleid
Der Zitternden, der man den Sohn erschossen.
Zwei Monden sind es — kurze Zeit fürwahr!
Und doch, in mir wie dämmernd, wie zerflossen
Das düstre Bild, wie farblos ganz und gar! —
Ich fragte hastig nach dem alten Blatte:
Verflattert war es längst, und Keiner war,
Der da bewahrt in seinem Herzen hatte
Die Schandthat des Entweihers seiner Weihen.
Da fuhr ich auf, warf zürnend auf die Latte
Den Zeitungsstoß; fast wollt' es mich gereuen,
Daß ich geschwiegen, da noch frisch im Ohr
Mir klang der Mutter herzzerreißend Schreien.
Es ist geschehn! doch red' ich jezt; — verlor
Sich in mir auch des ersten Eindrucks Frische,
Doch führ' ich das Entsetzliche euch vor,
Auf daß nicht ganz die Zeit sein Bild verwische.
Wer wehrt es mir, daß Schatten ich beschwöre?
Wohl red' ich nicht, wie am Geschwornentische
Die Wittwe sprach, berufen zum Verhör:;
Mit bessern Worten sprach sie, und mit schlichtern.
Doch — vor der Hütte blitzen die Gewehre!

(Der Beschluß folgt.)

Die Prairien.

(Fortsetzung.)

Etwa ein Dutzend Jäger machten sich, nachdem sie rasch ihre Pferde gesattelt, auf, der Gegend zu, wo die Pawnees unsere Jäger sollten angegriffen haben. Es ward nun beschlossen, falls unser Lager angegriffen werden sollte, die Pferde hinten in den Bach zu bringen, wo sie außerhalb des Bereichs von Pfeilen oder Kugeln wären, und uns selbst diesseits des Ufers des Baches aufzustellen. Im Dickicht und hinter den Bäumen, die ihn einsäumten, konnten wir uns gehörig gegen die Geschosse der Feinde decken. Die Pawnees hüten sich überdies, einen auf diese Weise gedeckten Feind anzugreifen; ihr eigentliches Schlachtfeld ist die offene Prairie, wo sie auf ihren flüchtigen Rossen gleich Geiern über ihre Feinde herfallen, oder sie umschwärmen und ihre Pfeile auf sie abschießen können. Troz dem konnte ich mir nicht verbergen, daß, war wirklich ein so starker Haufen dieser gut berittenen, kriegerischen Wilden in der Nähe, und wurden wir von ihnen angegriffen, die Unerfahrenheit unserer neu geworbenen Mannschaft, ihr Mangel an Kriegszucht und selbst der Muth mancher jüngern unter ihnen, deren Sinn auf Abenteuer und Kriegsthaten stand, uns keiner geringen Gefahr aussezten.

Allermittelst langte der Kapitän im Lager an, und Alles drängte sich neugierig um ihn her. Er erzählte, er sey auf seinem Streifzuge ziemlich weit gekommen, und habe langsam, längs des Graths einer kahlen Anhöhe seinen Rückweg in's Lager eingeschlagen, da sey ihm oben auf einem Hügel gegenüber etwas aufgefallen, das ausgesehen wie ein Mensch. Er blieb stehen und sah scharf hinüber; das Ding stand aber so regungslos, daß er es am Ende für einen Busch oder den Wipfel eines Baums an der andern Seite der Anhöhe hielt. Er ging weiter, da rückte es gleichfalls in derselben Richtung fort. Jezt ward auch eine andere Gestalt daneben sichtbar, wie wenn einer bisher am Boden gelegen oder eben über die Anhöhe herübergekommen wäre. Der Kapitän hielt an und sah hinüber; sie blieben gleichfalls stehen. Er legte sich in das Gras, da gingen sie weiter; als er sich wieder erhob, blieben sie wieder stehen, als beobachteten sie ihn. Er wußte, daß die Indier ihre Lauerposten auf diese Weise auf kahlen Anhöhen aufstellen, wo man eine weite Aussicht beherrscht, und die verdächtigen Bewegungen der Leute mußten ihn vollends stuzig machen. Er steckte seine Mütze auf die Büchse und schwenkte sie in der Luft; sie achteten nicht auf das Signal. Er schritt nun zu und betrat ein Gehölz, das ihn jenen aus dem Gesicht brachte. Als er nach einer Weile wieder freie Aussicht bekam, sah er die beiden Leute rasch vorwärts eilen. Da die Anhöhe, auf der sie gingen, in einem Bogen auf diejenige zulief, wo er selbst sich befand, so war es, als ob sie ihm den Rückzug in's Lager abschneiden wollten. Er muthmaßte jezt, sie könnten zu einem starken Haufen Indier gehören, die entweder im Hinterhalt lägen oder im Thal jenseits der Anhöhe dahinzögen; er eilte daher, nach Hause zu kommen, und da er auf einer Höhe zwischen sich und dem Lager ein paar Jäger gewahrte, rief er ihnen zu,

sie sollen die Pferde in's Lager treiben lassen, weil nach diesen die Indier zu allererst zu greifen pflegen.

So war der Lärm entstanden, der das ganze Lager in Aufruhr gebracht. Man zweifelte nicht daran, daß die Männer auf dem Hügel Vorposten der Bande von Pawnees gewesen, die unsere Jäger niedergeworfen. Von Zeit zu Zeit hörte man in der Entfernung Schüsse fallen; man dachte nicht anders, als sie rühren von dem Detachement her, das fortgeeilt, die Kameraden zu befreien. Noch mehrere Jäger, die jezt mit ihrer Rüstung fertig waren, sprengten in der Richtung des Feuers davon; andere sahen ängstlich und verlegen aus. Einer meinte: „Sind ihrer so viele, als man sagt, und so gut beritten, wie sie immer sind, so wird es uns auf unsern müden Rossen schlecht ergehen." — „Ei," erwiderte der Kapitän, „unser Lager ist fest, wir können schon eine Belagerung aushalten." — „Ja doch, aber bei Nacht stecken sie die Prairie in Brand und brennen uns aus unserem Lager heraus." — „Dann zünden wir Gegenfeuer an."

Jezt ward gemeldet, ein Reiter komme auf das Lager zu. „Es ist einer von den Jägern!" — „Es ist Clemens!" — „Er bringt Büffelfleisch!" so hieß es durcheinander, während der Reiter näher kam. Und es war wirklich einer der Jäger, die am Morgen den Büffeln nachgesezt hatten und seitdem vermißt wurden. Er kam in's Lager, sein Pferd rings behängt mit Jagdbeute, hinter ihm her seine Kameraden, alle frisch und gesund, und gleichfalls tüchtig beladen. Sie erzählten nun, wie lange sie hinter zwei Büffeln her gewesen, und wie viele Schüsse es sie gekostet, bis sie einen erlegt. — „Gut, aber die Pawnees — wo sind die Pawnees?" — „Was für Pawnees?" — „Die euch angefallen!" — „Uns hat kein Mensch angefallen." — „Ihr habt aber doch Indier gesehen unterwegs?" — „Ja, ja, zwei von uns stiegen auf eine Anhöhe, um nach dem Lager auszuschauen, und sahen auf einer Höhe gegenüber einen Kerl, der närrische Fratzen machte; allem nach war das ein Indier." — „Warum nicht gar! das war ich!" rief der Kapitän, und jezt kam Alles an den Tag: der ganze Lärm rührte vom beiderseitigen Irrthum des Kapitäns und der Jäger. Die Geschichte von den dreihundert Pawnees und ihrem Angriff auf unsere Jäger erwies sich als eine muthwillige Lüge.

Da es jezt lediglich keinen Anschein hatte, als ob es zum Gefechte kommen sollte, so dachte Jedermann an's Essen; Toni trug uns die versprochene Büffelsuppe nebst Braten auf; die Suppe war aber furchtbar gepfeffert, und der Ochs, der den Braten hergegeben, mußte ein Patriarch der Prairie gewesen seyn. Nach den Strapatzen und der Aufregung den Tag über war das Lager bald in tiefen Schlaf gesunken, mit Ausnahme der Posten, die wachsamer waren, als gewöhnlich; denn man hatte denn doch kürzlich Spuren von Pawnees bemerkt, und befand sich mitten in ihrem Jagdgebiete. Nach zehn Uhr wurden wir durch einen neuen Allarm aus dem Schlaf aufgeschreckt. Eine Schildwache hatte ihr Gewehr losgeschossen und kam in's Lager gerannt, mit dem lauten Geschrei, es seyen Indier um den Weg. Im Nu war Alles auf den Beinen; der Eine griff nach der Büchse, der Andere machte sich auf, sein Pferd zu satteln; Viele eilten zu des Kapitäns Quartier, wurden aber zu ihren Feuern zurückgewiesen. Man befragte die Schildwache: der Mann versicherte, er habe einen Indier auf allen Vieren auf sich zu kriechen sehen, daher er Feuer auf ihn gegeben und in's Lager gelaufen. Der Kapitän meinte, der vermeintliche Indier werde ein Wolf gewesen seyn; er gab dem Manne einen Verweis, weil er seinen Posten verlassen, und schickte ihn wieder hinaus. Manche schienen indessen gar sehr geneigt, dem Bericht der Wache Glauben zu schenken; die Vorfälle den Tag über hatten sie für die Furcht vor lauernden Feinden und plözlichem Ueberfall in finsterer Nacht empfänglich gemacht; lange noch saßen sie um ihre Feuer, die Büchse in der Hand, leise mit einander wispernd und scheue Blicke umherwerfend. Es fiel indessen nichts weiter vor; allgemach erstarben die Stimmen, die Plauderer nickten, schlummerten, entschliefen, und nach und nach sank Schlaf und Stille wiederum auf das ganze Lager herab.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

(Fortsezung.)

Der König als Redner. Das Versailler Museum.

Bei dem diesjährigen Namensfeste des Königs konnte sich Jedermann wieder von der außerordentlichen Geläufigkeit desselben im Stegreifreden überzeugen, eine besondere psychologische Erscheinung. Sobald der Vorstand einer Behörde oder einer Deputation vortritt und seine Anrede abliest oder hersagt, neigt sich der König zu ihm hin und horcht aufmerksam auf jedes Wort, wobei sich seine ganz besonders reizbaren Gesichtsmuskeln oft zum Lächeln verziehen: wahrscheinlich rührt jede Bewegung dieser Muskeln von einem besondern Eindrucke her, den seine Seele von den Worten des Redenden empfängt. Kaum ist nun das lezte Wort der Rede vernommen, so strömt die Antwort des Königs wie ein Fluß daher, und diese Antwort bezieht sich immer auf eine oder mehrere Stellen der eben vernommenen Rede. Kommt in der Antwort keine besondere Beziehung auf die Anrede vor, so kann man kühn daraus schließen, daß der König sie absichtlich vermieden hat, und seine Ursachen hatte, sie mit Stillschweigen zu übergehen. Zuweilen nimmt er in

der Antwort ein Wort zurück und ändert dasselbe, aber ohne Unterbrechung, und das Ganze ist wie aus Einem Gusse. Nach meiner scharf angestellten Beobachtung stelle ich mir vor, daß die Antwort in dem Maße fertig wird, wie die Rede vorrückt; denn sie fährt so schnell heraus, daß sie unmöglich erst nach angehörter Rede gemacht seyn kann. Dabei sieht er äußerst freundlich aus, und bückt sich sehr höflich, ich möchte fast sagen, sehr bescheiden gegen die Behörde oder die Deputation. Es gibt manche Redner in Frankreich, die sehr schön aus dem Stegreife reden; aber ich glaube nicht, daß es einen gibt mit dem Talente, eine feierliche Rede, oder vielmehr dreißig Amtsreden mit solch unglaublicher Schnelligkeit zu beantworten. Dies ist eine besondere, wahrscheinlich ihm angeborne Fähigkeit; denn daß sie sich durch Uebung, sey es auch eine vieljährige, erwerben lasse, ist nicht wahrscheinlich. Ludwig Philipp hat sie sogleich in den ersten Tagen seiner Regierung, ohne vorhergegangene Uebung, an den Tag gelegt. Uebrigens will ich sie keineswegs als eine hohe und besonders nützliche Gabe rühmen, sondern nur als auf eine Eigenheit aufmerksam darauf machen. Natürlich beweisen die vielen Amtsreden durchaus nichts. Die dreißig Reden und Lobsprüche verhinderten daher auch das Volk gar nicht, das Fest bei dem schönen Wetter ruhig und ohne lebhafte Aeußerung von Anhänglichkeit zu genießen oder still vorübergehen zu lassen. An diesem Namensfeste sollte das viel besprochene historische Museum, dessen Einrichtung Ludwig Philipp mit ganzer Seele betreibt, eröffnet werden; auch spielten einige Amtsreden wieder darauf an; es war aber nicht möglich, und die Eröffnung ist auf die Feier der drei Julitage aufgeschoben; aber vielleicht wird es auch dann noch nicht vollständig eingerichtet seyn. Der Plan scheint sich in den Gedanken des Königs allmählich erweitert zu haben, so daß jezt kaum das große Schloß Raum genug hat, um Alles zu fassen. Obschon die ministeriellen Tageblätter noch immer nichts Umständliches über diese großartige Anstalt geben und man sie Niemand sehen läßt, so glaube ich doch Folgendes als richtig angeben zu können. Das Museum soll eine Sammlung historischer Gemälde und Statuen oder statuarischer Arbeiten für drei Epochen werden, nämlich die Regierung Ludwigs XIV., unter welchem Versailles das geworden, was es jezt ist, die Regierung Ludwigs XV. und das Napoleonsche Kaiserthum. Hieraus folgen also drei Abtheilungen, worunter dann Porträts, Büsten, Schlachtgemälde, andere geschichtliche Darstellungen u. dgl. klassifizirt werden sollen. So viel als möglich ist, soll keine einzige Person fehlen, welche irgend eine geschichtliche Bedeutung in jenen Epochen hat. Wo aber soll man die Porträts hernehmen? Hier hat der König Rath geschafft, er hat sie nämlich nach Zeichnungen, Kupferstichen oder Denkmälern aus jener Zeit verfertigen lassen. Sind diese Porträts gut gerathen, so ist der Gedanke lobenswerth; läuft aber Fabrikarbeit mitunter, wie es bei der schnellen Fertigung dieser bestellten Arbeiten zu fürchten steht, so wäre es schlimm. Dann kommt es auch noch darauf an, ob man für die fehlenden Porträts getreue Muster gewählt hat; denn ein ungetreues Porträt ist in historischer Hinsicht keinen Heller werth. Schon seit einem Jahre sind mehrere Säle im Louvre, worin sonst Zeichnungen berühmter Meister aufgehängt sind, dem Publikum verschlossen; diese dienen den Künstlern, welche dazu berufen worden, zu Werkstätten, um die mehr oder weniger verderbenen Gemälde aus der Zeit Ludwigs XIV. zu restauriren. So z. B. werden hier die ganz verschossenen Schlachten von Van der Meulen nach den Tapeten, welche Ludwig XIV. glücklicherweise nach den Gemälden hatte wirken lassen, genau wieder hergestellt. Bei den Gemälden aus der Napoleonschen Kaiserzeit bedarf es dieser Arbeit nicht; dennoch erleiden einige dieser Gemälde eine Ueberarbeitung, die mir eben nicht sehr lobenswerth scheint. Ludwig Philipp will nämlich, daß die Kunstwerke nicht allein an und für sich da seyen, sie sollen auch ein harmonisches Ganze ausmachen und zur Zierde jedes Saales mitwirken, also mit der architektonischen Anordnung der Ausstellung in Einklang gebracht werden.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 111:

Der Druck.

Räthsel.

Unter vielen
Schönen Spielen
Hab' ich eines mir erkoren,
Dazu bin ich selbst geboren;
Ohne Glück beginnt man's nicht,
Ohne Kunst gewinnt man's nicht.

Unter feinen
Vielen feinen
Gängen sich den besten wählen,
Leicht könnt ihr die Kunst verfehlen,
Und der Narr des Spieles bleibt,
Wer es als Hazardspiel treibt.

Doch verrücken
Seine Tücken
Leicht auch eure feinsten Plane,
Bringen euch zurück vom Wahne,
Daß ihr eurem guten Spiel
Danket ein erwünschtes Ziel.

Wie sich quälet,
Wer's verfehlet,
Und ein Glück für sich zu rauben
Wähnt mit manchem Aberglauben:
Ach! wie hab' ich oft gelacht,
Ja geweint, wenn ich's bedacht.

Doch erringen,
Ja erzwingen
Kann sein Glück, wer will beachten,
Wie's die guten Spieler machten;
Ihm wird nie sein Spiel vergällt,
Ob auch schlecht sein Würfel fällt.

Trümpfe sparen
Für Gefahren,
Zeitig jedes Matt! entfernen,
Ruhig müßt ihr spielen lernen!
Denn Ein rascher Streich zu viel,
Und verloren ist mein Spiel.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 118.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 18. Mai 1835.

Versprechen ist der Geist der Zeit, es öffnet die Augen der Erwartung; Halten ist immer der Narr dabei, und außer bei plattem, einfältigem Volk ist Halten des Versprochenen ganz außer Kurs gesezt.

Shakespeare.
Timon.

Die Londoner Büchertrödler.

Unter den mancherlei theuern Dingen, die man in London dem Anscheine nach wohlfeil erhält, stehen die Bücher und Flugschriften obenan, die ziemlich auf allen lebhaften Straßen, vorzugsweise aber in der fast eine Stunde langen Orfordstraße und in der sie durchkreuzenden und nicht kürzern Regentstraße vom Morgen bis zum Abende, alle Jahrszeiten hindurch zum Verkauf ausgerufen und herumgetragen werden. Die Pamphlets sind wohlfeil, denn der Preis derselben übersteigt selten für das Stück den Betrag eines kupfernen Penny, acht Pfennige sächsisch; auch die Bücher sind wohlfeil, denn sie werden höchstens um den vierten Theil des Ladenpreises ausgeboten und, wenn man nicht hastig zugreift, um eine andere Hälfte dieses ansehnlichen Rabatts überlassen. Gleichwohl sind die auf solche Art erworbenen Bücher und Flugschriften, mit vielleicht Einer Ausnahme in hundert Fällen, theuer, sehr theuer. Der Büchertrödel wird gleichmäßig von Männern und Frauen, obgleich in der überwiegenden Zahl von erstern getrieben. Da wandeln sie denn die Straßen auf und ab, alle Taschen mit eingebundenen literarischen Produkten vollgestopft und unter dem linken Arme deren so viele, als die Krümmung zu halten vermag, während die ausgespreizten Finger beider Hände in aufgeschlagenen Büchern ruhen, um solche den Vorübergehenden zeitgemäß vor die Augen zu bringen. Zu solchen Aushängeschildern dienen namentlich die Taschenbücher, diese den Schnee ankündigenden und in merkwürdiger Regelmäßigkeit wiederkehrenden Zugvögel. Ihre goldnen Schnäbel funkeln im hellen Sonnenschein; selbst durch den dicken Nebel brechen ihre Lichtstrahlen sich Bahn, und ihr schönstes Gefieder sind die allerliebsten schwarzen Bildchen, welche die ersten zwölf oder zwanzig Seiten füllen. Trödler und Trödlerinnen verstehen die Colibrifedern so geschickt zu handhaben, daß fünf Finger vollkommen ausreichen, zehn Stück zu fassen, und sie wissen so kunstfertig damit zu manövriren, daß es fast unmöglich ist, an ihnen vorüberzustreifen, ohne sie anzusehen. Ist man dadurch zum Stillstehen und nähern Betrachten bewogen worden, so ist auch der Handel so gut wie abgeschlossen. Gleich einer Klette hängt der Verkäufer sich an, gleich einem bösen Geiste folgt die Verkäuferin, und wer nicht kauft, weil er meint, einen guten Handel zu machen, der kauft, um den schreienden Trödler, um die krächzende Trödlerin los zu werden. Und schmunzelnd steckt man das Keepsake u. s. w. in die Tasche, denn es ist doch gewiß ein preiswürdiger Kauf, für zwei oder drei Schillinge ein Buch zu erhalten, welches beim Verleger nicht unter ein-und-zwanzig Schillingen zu bekommen ist.

Man kommt nach Hause, nimmt das wohlfeil erworbene Gut aus der Tasche, durchblättert es und

entdeckt, daß man sehr theuer gekauft hat, denn der angebliche Almanach auf das nächste Jahr ist bereits drei, vier oder noch mehr Jahre alt. Wer das hört oder liest, während er gemächlich im Sopha sizt und in einer Stadt wohnt, auf deren Straßen man stundenlange Gespräche führen kann, ohne die Vorübergehenden zu behindern, der wird selbstgefällig denken oder sagen: das soll mir nicht passiren, und er kommt nach London, und siehe! es passirt ihm. Wie breit auch die Trottoirs der Oxford- und Regentstraße sind, sie haben doch nur Raum für die Gehenden, nicht für die Stehenden, und ein Stillstand von fünf Sekunden trägt zu mancher Tageszeit richtig seine zehn Rippenstöße ein. Der Deutsche glaubt seiner angebornen deutschen Vorsicht vollständig Genüge geleistet zu haben, wenn er den Titel des Buchs angesehen und sich daraus überzeugt hat, daß es dem laufenden oder spätestens dem nur eben ablaufenden Jahre angehört. Der Titel des Buchs ist allerdings, wenn der neue Besitzer es nach Hause bringt, unverändert derselbe, wie im Augenblicke der Erwerbung; aber das Unglück will, daß er schon in jenem Augenblicke falsch war, und daß mithin der Käufer für seine zwei oder drei Schillinge eigentlich nichts gekauft hat, als den neuen Titel eines alten Buchs. Nun gut, ruft der Mann, dem ich so frei war, zu bemerken, daß ungeachtet seines Glaubens an das Gegentheil ihm so etwas ebenfalls passiren könne, nun gut, ich kaufe kein Taschenbuch, und kann ich die verfolgende Sibylle nicht anders als durch einen Kauf los werden, so wähle ich mir ein geschichtliches Werk oder eine von Bulwers neuesten Novellen, die wegen des geringen Absatzes, den sie im Buchhandel finden, gewiß ein gangbarer und wohlfeiler Trödelartikel sind. — Schön, mein Herr, thun Sie das; Sie können dann sicher seyn, mit keinem Taschenbuche angeführt zu werden; aber zählen Sie, ehe sie den Handel abschließen und Ihren Beutel öffnen, die Blätter des gewählten Werks, vergleichen Sie die Zahl mit der gedruckten Seitenzahl, oder Sie laufen Gefahr, ein Werk zu erhandeln, in welchem viele Dutzend Blätter fehlen.

Und gibt's in dem gesetzlichen England gegen so betrügerischen Verkehr nicht gesetzlichen Schutz? — Ein so befragter Sachwalter antwortete: nein, und führte als Entscheidungsgründe die auch in Deutschland üblichen Redensarten an: wer die Katze im Sacke kauft, darf nicht klagen, wenn sie keine Mäuse fängt, und, wer die Augen nicht aufthut, muß den Beutel aufthun. Wie aber jene Trödler in den Besitz ihrer falschen Waare gelangen? Auf verschiedene Art. Entweder sie kaufen alte Bücher und geben ihnen neue Titel, oder sie stehlen alte Bücher und geben ihnen auch neue Titel, oder Menschen, die beides an ihrer Statt thun, geben ihnen die Bücher in Kommission, oder Verlagshandlungen, denen die defekte und nicht defekte Waare bleiern auf dem Lager lastet, suchen durch Hülfe der Trödler sich der Last zu entledigen.

Wie man die wohlfeilen Bücher theuer bezahlt, weil man für sein Geld oft etwas Unbrauchbares und höchst selten das erhält, was man zu haben beabsichtigt und zu erhalten meint, so auch mit den Flugschriften. Die Verkäufer dieser gehören nur dem starken männlichen Geschlechte an und unterscheiden sich von jenen Trödlern theils dadurch, daß sie, statt wandelnd, stationär sind, theils dadurch, daß sie nicht bloß den angeblichen Inhalt ihrer Waare mit unermüdeter Stimme ausrufen, sondern ihn auch in mächtiger Schrift auf großen, an hohen, vor sich aufgepflanzten Stangen befestigten Brettern männiglich kund thun. Darin aber stimmen sie mit jenen überein, daß sie die Käufer anführen. Was schreit der Mann dort für den Preis von zwei Pence aus? Eine Menge Menschen umstehen ihn; seine Worte sind unverständlich, aber groß und leserlich steht auf der überragenden Tafel geschrieben: Interesting disclosures. Memoirs of the public and private life, amourous adventures and wonderful exploits at home and abroad of Madame Vestris, the modern Don Giovanni, Macheath and Don Juan; auf Deutsch: Interessante Eröffnungen. Denkwürdigkeiten aus dem öffentlichen und Privatleben, verliebte Abenteuer und wunderbare Thaten im In- und Auslande, von Madame Vestris, dem neuen Don Giovanni, Macheath und Don Juan. Den lockenden Inhalt der ausgebotenen Brochüre noch lockender zu machen, ist die Tafel mit einer feinen Malerei versehen, darstellend eine hübsche weibliche Gestalt, nachlässig auf dem Sopha ruhend, hinter ihr zu ihren Häupten ein Mann mit einer Grenadiermütze auf dem Kopfe, ob Offizier oder Gemeiner, ist nicht zu erkennen, und seine Hand vertraulich auf ihrer Schulter. Es erfordert keineswegs den Scharfsinn eines Newton, um das Bild mit der Schrift in Einklang zu bringen und die weibliche Gestalt für Madame Vestris zu nehmen. Madame Vestris ist eine dem Publikum wohl bekannte Dame. Ehe sie Madame Vestris wurde, war sie Fräulein Bartolozzi, älteste Tochter eines Herrn Bartolozzi, der, wie ich glaube, um einer Religionsverfolgung zu entgehen, seine Geburtsstadt Lissabon verlassen mußte, sich nach London flüchtete und hier in dem Theile der Stadt, der Westminster heißt, als Sprachmeister auftrat. Zugleich mit ihm kam sein Bruder nach England, der berühmte Kupferstecher Bartolozzi, der seinen Namen durch seine Werke wahrscheinlich ebenso auf die Nachwelt bringen wird, wie er ihn durch sein excentrisches Wesen in den Mund seiner Zeitgenossen brachte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die irische Wittwe.

(Beschluß.)

Hört eine That, wie sie noch nicht von Dichtern
Beschrieben ward! hört eines Priesters Schmach! —
So sprach die Wittwe Ryan zu den Richtern:
„Ich war auf's Feld gegangen jenen Tag,
Unfern vom Dorf; es lag zu meinen Füßen.
Und da mir Dick gesagt: ich komme nach,
So harrt' ich sein. Auf einmal hört' ich schießen,
Und durch die Dächer sah den Dampf ich wehn.
Da kam des Nachbars Weib mit hast'gem Grüßen;
Die fragt' ich zitternd: habt ihr Dick gesehn?
Sie sagte: nein! doch drin im Dorfe wüthet
Der schwarze Bill, und vor den Hütten stehn
Dragonerhaufen, denen er gebietet.
Mit Schwert und Feuer will er zücht'gen Jeden,
Der nicht alsbald den Zehnten ihm vergütet. —
Ich keuchte heim, entsezt ob solchem Reden;
Ich selber ja noch schuldete dem Harten.
Denn ich bin arm! — Mißwachs und Hagelschäden —
Mein Gatte todt — wohl müht in Feld und Garten
Mein Dick sich ab! o Gott, er war so gut,
Und seine Freude war es, mein zu warten!
Doch wollte sich nicht mehren unser Gut,
Und dünn und dürftig fielen unsre Garben,
Der Mann im Chorrock drückt' uns bis auf's Blut;
Um ihn zu sätt'gen, mußten wir oft darben.
Ich war ihm schuldig grade jezt fünf Pfund
Und achtzehn Schillinge; — vor Christag starben
Zwei Kühe mir: dies des Verzuges Grund. —
Ich kam in's Dorf; da hielten die Soldaten,
Da, Zehnten fordernd, ritt der Mann, deß Mund —
Nicht uns! — das Wort lehrt! — Der und solche Thaten!
Zertrümmert war die Pforte meiner Hütte;
Ich war betäubt, und wußte nicht zu rathen.
Doch trat ich näher mit verzagtem Schritte,
Und sprach fußfällig ihn um Nachsicht an.
Er aber wies mich ab, und schwur, er ritte
Nur mit dem Zehnten aus des Dorfes Bann;
Er — doch mein Sohn? — es fällt mir schwer auf's Herz!
Was redet er nicht mit dem harten Mann?
Mein Dick! — die Nachbarn deuten scheunenwärts,
Wie ich den Namen meines Sohnes nenne.
Ich schreit' hinein — ihr habt von Mutterschmerz
Wohl reden hören? — sehet, auf der Tenne
Kalt, leblos liegt er, eine Jünglingsleiche,
Vom Tod entstellt, doch kenn' ich ihn! ich kenne
Mein eigen Blut! — o Gott! — ich knie, ich streiche
Aus seiner Stirn das blonde, schlichte Haar;
Ich nehm' die Hand, die blasse, marmorgleiche;
Die Arme steif, das braune Antlitz war
Bedeckt mit kaltem, kaltem Todesschweiße;
Der Mund halb offen, doch des Odems baar,
Und von den Augen sah man nur das Weiße;
Vorn aus der Jacke quoll das dunkle Blut.
O Gott, mein Sohn, mein einz'ger Sohn! ich reiße
Das Hemd ihm auf, Einhalt zu thun der Fluth:
Die Kugel war ihm recht durch's Herz gegangen.
Beschützen wollend seiner Mutter Gut,
Hatt' auf des Priesters Wink er sie empfangen. —
Da lag er leblos auf den harten Steinen,
Und Todtenblässe lag auf seinen Wangen.
Ich weinte nicht — o Gott, ich kann nicht weinen!
Ich sah ihn an, und sah ihn an — fortwenden
Die glüh'nden Augen konnt' ich nicht von seinen
Erstarrten Zügen — mag ich mit den Händen
Sie auch bedecken, mag ich fest sie schließen,
Doch seh' ich ihn! — und ließet ihr mich blenden,
Ich säh' ihn noch, wie er zu meinen Füßen
Im Blute lag! — ich seh' ihn Tag und Nacht,
Doch Thränen, weh' mir! kann ich nicht vergießen.
Schlaf? — seit dem Tage hab' ich nur gewacht,
Und meine starren alten Augen glühn,
Zu springen droh'nd; — doch seine schloß ich sacht
Mit dieser Hand; die Krieger draußen schrien.
Also geschah's, ich hab' euch Nichts verhohlen!“ —
Ich bog mich schürend vor in den Kamin,
Und eine Thräne zischte in die Kohlen.

Ferdinand Freiligrath.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, April.

Wilhelm v. Humboldt.

Es war ein warmer Frühlingstag, einer aus dem täuschenden Vorfrühlinge dieses Jahres, als man eine große Zahl Kutschen aus der Residenz nach einem der beliebtesten Vergnügungsorte, anderthalb Meilen von der Stadt, fahren sah. Die ersten Männer der Wissenschaft, der Kunst und des Staates saßen in diesen Kutschen; aber ihre ernste Miene, ihr schwarzes Kleid verliehen nichts von einer Lustpartie, auch fehlten die Frauen; und wie die Kutschen durch die dunkeln, traurigen Kiefern sich langsam dem Dorfe näherten, wurde auch einem Ununterrichteten ihre Bestimmung deutlich. Dorf und Vorwerk Tegel werden für immerdar, auch wenn es einst die austretende Havel überschwemmen, oder ein Erdbeben verschlingen sollte, in der deutschen Poesie leben. Goethe hat diesen winzigen Ort durch ein Epigramm in der Walpurgisnacht aus dem Meere der Gewöhnlichkeit gezogen. Es geschah, weil einmal in einer albernen Zeit ein alberner Geist daselbst gespukt. Seitdem wohnte dort einer der hellsten, edelsten Geister unsers Jahrhunderts, ein Geist, dessen Name die Geister der Unwissenheit, des Aberglaubens und der Engherzigkeit verscheuchte, genannt.

gefeiert in beiden Hemisphären, ein helles Licht in der Wissenschaft und in unserm Staate, ein Geist, dem ein ererbter, glorwürdiger Name aus der deutschen Vorzeit zu Hülfe kam, der es aber vorzog, durch sich und aus sich heraus ihn geltend zu machen. Dieser Geist hatte, nach vielen Leiden, seine sterbliche Hülle verlassen, und die Kutschen und die schwarz gekleideten Männer waren gekommen, bei der still feierlichen Beisetzung als Ehrenzeugen zugegen zu seyn. Die Sonne schien freundlich am Himmel, als Wilhelm von Humboldts Leiche, seinem Wunsche zufolge, in dem schönen Garten, den er aus der Verwilderung geschaffen, zur Erde bestattet wurde. Die Theilnahme sprach sich weniger in Worten und prunkenden Reden aus, als in einem alle Gegenwärtigen übermeisternden Gefühle der Wehmuth. Sie Alle fühlten, was er gewesen, was er geleistet, was er seiner Zeit bedeutet, und was sie ihm dafür gewährt hatte. Es gehört auch zur Charakteristik derselben, daß ein Mann, wie Wilhelm Humboldt, quiescirend die lezten, langen Jahre seines einflußreichen Lebens verbrachte. Angeklagt wird damit Niemand, denn man weiß nicht so genau, wer, und ob nicht er selbst die mittelbare Ursache davon ist; ich führe es aber eben auch nur als Symbolum unserer Zeitepoche an, die meint, fortleben zu können in den sichern, gegebenen Geleisen, ohne noch ferner der ungewöhnlichen Geister zu bedürfen, die in einer außergewöhnlichen Zeit sie bahnten. Unter den Gerührtesten war sein edler, hochberühmter Bruder, der nun ganz allein steht in der Sphäre, wo sich zu bewegen der deutsche Adel einst für Ehre und Pflicht hielt. Wilhelm Humboldts lezte Krankheit näherte sich schon lange mit sicherm Schritte diesem Ausgang. Er duldete viel; auch äußere Umstände kamen hinzu, ihm seine lezten Tage zu verbittern, z. B. das tödtliche Erkranken seines treuesten Dieners und Pflegers, die Entfernung seiner Familie. Aber er duldete mit der Seelenstärke, die ihn sein ganzes Leben hindurch begleitet, und scherzhaft recitirte er noch kurze Zeit vor seinem Tode griechische Verse, um zu beweisen, wie ungeschwächt sein Gedächtniß sey. Seiner bekannten Aeußerung, daß es nur zwei Dinge wären, die er nicht begreife, die Musik und ein Etwas, das ich aus Furcht vor Mißdeutungen nicht nenne, blieb er bis an sein Ende in so weit treu, als es ein so tiefer Geist, wie er, gemeint haben konnte. An falschen Auslegungen kann es auf dem Markte nicht gefehlt haben. Humboldt hinterläßt ein bedeutendes Vermögen; der schöne Park von Tegel mit dem antiken Ausbau des Schlosses daselbst ist sein Werk. Die ernsten Künste verlieren in ihm einen ernsten Freund, der in dem Sinne, wie er es war, erst wieder geboren werden muß.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, Mai.

(Beschluß.)

Das Versailler Museum.

Es trifft sich, daß einige große Schlachtgemälde des Baron Gros noch nicht groß genug sind; er muß sie also verlängern; vom Verkürzen ist glücklicherweise keine Rede; denn sonst würde das Versailler Museum ein wahres Prokustesbett für die armen Kunstwerke werden. Man behauptet zwar, wenigstens habe ich behaupten hören, die Künstler seyen nimmer abgeneigt, ihre großen Schlachtgemälde noch zu vergrößern, weil ihnen dies Gelegenheit an die Hand gebe, noch irgend eine anziehende Episode hineinzubringen; aber zuweilen muß es doch der Harmonie der ersten Anlage schaden. Dies müssen jedoch die Künstler selbst am besten wissen, und ich denke, Gros und Gérard würden nicht eingewilligt haben, ihre Gemälde zu vergrößern, wenn sie überzeugt wären, daß sie sie dadurch verderben. Von den Bildhauerarbeiten, deren Originale man nicht bekommen konnte, weil sie eine andere Bestimmung haben und bereits an einem öffentlichen Orte aufgestellt sind, z. B. von den Basreliefs am Napoleonschen Triumphbogen auf dem Carrousselplatze, hat man Abgüsse genommen, die nun statt der Originalien im Versailler Museum zur Vervollständigung des Ganzen aufgestellt werden. Fast keinen Tag läßt der König vorübergehen, ohne die Werkstätten im Louvre zu besuchen und zu sehen, wie weit die Arbeiten vorrücken. Auch sieht man fast täglich schwer beladene Wagen vom Louvre nach Versailles fahren; es muß dort schon eine ungeheure Menge von Kunstsachen beisammen seyn. Wahrscheinlich soll die Büstensammlung über die drei Epochen weit hinausreichen und sich bis in die Zeit der kapetischen Monarchie erstrecken; wenigstens sind in der gothischen Kirche zu St. Denis, wo sich bekanntlich die königlichen Grabgewölbe und Grabmonumente vorfinden, eine Menge von Köpfen für das Versailler Museum abgeformt worden. Ueber diese Zeit hinaus kann man auf keine genauen Porträts rechnen, und daher geht der Anleger des Museums auch nicht tiefer in die Geschichte hinein. Man ist nun sehr begierig auf die Eröffnung der unstreitig sehr reichhaltigen und mannichfaltigen Sammlung, worin sich Manches wieder finden wird, was man längst für verloren hielt und als verdorben und ohne Werth auf die Speicher des Louvre gebracht hatte. In artistischer Hinsicht ist das konstitutionelle Gesez der Unverantwortlichkeit der Person des Königs nicht gültig. Jedermann weiß, daß die gesammte Anstalt nach Ludwig Philipps Sinn angelegt und ausgeführt worden ist. Ist also die Anlage großartig: schön, so gebührt ihm allein Lob und Dank; wo nicht, so wird auch nur sein Kunstgeschmack getadelt werden können; denn obwohl der Architekt Fontaines, wie auch der Intendant Graf Montalivet den König oft nach Versailles begleiten, so ist doch gewiß, daß sie nur Rath geben, aber nichts leiten. Wie ich schon einmal erwähnt habe, so ist bloß das Erdgeschoß zur Aufstellung der Kunstsachen bestimmt; was nun aber die großen Appartements des Versailler Schlosses betrifft, nämlich die weltberühmte Galerie, wo die Hofleute nach einem huldvollen Blicke des mächtigen Monarchen geizten, und die Gemächer, welche Ludwig XIV., seiner Familie und auch seinen Maitressen zur Wohnung dienten, so sollen sie nach damaligem Geschmacke wieder möblirt und ausgeschmückt werden. Man hat also die ohnehin jezt wieder zur Mode gewordenen Möbeln jener Zeit aus dem Gardemeuble hervorgesucht, aufgepuzt, restaurirt und renovirt, und man wird nun bald das Vergnügen haben, die Grandsappartements ungefähr so ausstaffirt zu sehen, wie sie zur Zeit waren, als Turenne und Villars, Mad. de Sevigné und die Montespan noch in denselben umherwandelten. Die aus England herüberkommenden Lords werden entzückt seyn, hier im Großen ausgeführt zu sehen, was einige von ihnen bereits mit großen Kosten im Kleinen versucht haben, nämlich ein altes Ameublement im Geschmacke des Zeitalters Ludwigs XIV. wieder herzustellen, und gewiß werden einige ächten Tories bloß deßwegen eine Reise nach dem revolutionären Paris antreten, um im Anblicke eines Gemaches aus der ächt monarchischen Zeit einige Augenblicke schwelgen zu können. So etwas richtet das über den Sieg der Whigs niedergeschlagene Gemüth wieder auf, und das Vergangene dient zum Troste für das Gegenwärtige. Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 51.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 119.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 19. Mai 1835.

Held Nimrod selbst gestand es frei,
Nicht jeder schöne Jagdtag sey
Zum Fangtag auserkoren.
Bald kommt kein Wild ihm zu Gesicht,
Bald nicht zum Schuß, bald trifft er nicht,
Und bald versagt die Flinte.

v. Wildungen.

Die Prairien.

Nach Washington Irving.

Die Büffeljagd.

Unsere farbigen Leute waren lange ausgewesen, jezt langten sie an auf dampfenden, abgetriebenen Rossen, die rings mit Fleisch behängt waren, wie Fleischerbuden. Sie hatten jenseits des Waldes eine ungeheure, mit Büffelheerden bedeckte Prairie entdeckt und sich begnügt, vier Stücke zu erlegen. Wollte man freilich Toni glauben, so hätten sie die Büffel zu Dutzenden schießen können.

Nach einigen Stunden Wegs zeigte uns Beatte von einer Anhöhe den Ort, wo er mit seinen Kameraden die Büffel gejagt, und wir sahen in der Ferne mehrere schwarze Gegenstände sich bewegen, Büffel, die zu der Heerde gehörten. Der Kapitän beschloß, hier ein paar Tage zu lagern, um eine regelmäßige Büffeljagd anzustellen und sich Proviant zu verschaffen. Beatte versprach mir und meinen Begleitern, uns an einen Ort zu führen, wo wir der Jagdlust recht genießen könnten; wir verließen daher das Lager und wandten uns der Prairie zu. Von einer Anhöhe gewahrten wir ein Rudel wilder Pferde in der Entfernung von etwa einer Meile. Jezt war bei Beatte kein Gedanke mehr an Büffeljagd; er ritt ein kräftiges, halbwildes Pferd, die Schlinge am Sattelknopf, und machte sich auf, den Pferden entgegen; wir blieben auf der Anhöhe und sahen ihm nach. Gedeckt von einem Waldstreif, ritt er sachte dahin, so daß er ihnen ganz nahe kam, bevor sie es merkten. Kaum wurden sie aber seiner ansichtig, rissen sie alle aus. Wir sahen den verfolgenden Jäger am Horizont hinstreichen, wie einen Kaper, der auf einen Kauffahrer Jagd macht; aber nicht lange, so verschwand er sammt den Pferden. Es zeigte sich nachher, daß er ein kräftiges Pferd mit der Schlinge gefangen, dieses ihm aber sammt dem Strick ausgerissen war.

Während wir seiner Rückkehr harrten, sahen wir zwei Büffelochsen den Abhang an einem Wasser, das sich durch eine mit Bäumen bewachsene Schlucht wand, herabkommen. Ich und einer meiner Begleiter versuchten es, sie unter dem Schutz der Bäume zu beschleichen; sie erblickten uns aber schon in der Entfernung von drei-, vierhundert Yards, kehrten um und liefen die Anhöhe wieder hinauf. Das ungeheure Gewicht von Kopf und Vordertheil macht, daß der Büffel sich mühsam bergan arbeitet, bergab aber geht es eben deßhalb desto schneller. Wir waren daher im Vortheil und kamen ihnen rasch auf den Leib, konnten aber unsere Pferde nicht nahe genug hinanbringen, weil sie schon vom Geruch des Büffels scheu werden. Mein Begleiter, der ein Doppelgewehr

führte, gab Feuer, fehlte aber. Jezt schlugen die Büffel eine andere Richtung ein und sprengten pfeilschnell bergab. Da sie sich getrennt hatten, so nahm jeder von uns einen auf's Korn. Ich hatte ein paar alte Pistolen, und Pistolen sind auf der Büffeljagd sehr brauchbar, weil der Jäger nahe an das Thier heranreiten und im vollen Galopp Feuer darauf geben kann, wogegen die langen, schweren Büchsen, wie man sie auf der Grenze führt, zu Pferde schwer zu handhaben sind und man unmöglich damit sicher zielen kann. Ich bemühte mich daher, dem Büffel auf Pistolenschußweite nahe zu kommen. Dies war aber kein Leichtes; ich war trefflich beritten, mein Pferd schien feurig bei der Jagd und holte das Wild bald ein; sobald es ihm aber beinahe zur Seite war, machte es Miene, abzuspringen, mit gespizten, vorwärts gereckten Ohren und allen Anzeichen von Abscheu und Angst. Und dies war kein Wunder: kein Thier sieht, wenn ihm der Jäger hart zu Leibe geht, so diabolisch aus wie der Büffel. Die kurzen schwarzen Hörner erheben sich aus einem mächtigen Busche zottiger Haare, die Augen brennen wie Kohlen, das Maul ist offen, die Zunge trocken und halbmondförmig aufwärtsgeschlagen; der Schwanz steht gerade aufrecht und der Haarbüschel am Ende peitscht die Luft: aus seinem ganzen Wesen spricht Wuth und Schrecken im Verein.

Mit Mühe brachte ich mein Pferd nahe genug hinan, zielte, aber zu meinem Verdruß versagten beide Pistolen. Im Galopp war das Zündkraut abgefallen. Als ich die zweite Pistole abdrückte, war ich ganz nahe am Büffel, da kehrte er sich in der Verzweiflung plözlich schnaubend um und stürzte auf mich zu. Mein Pferd drehte sich, wie auf einem Zapfen, machte einen heftigen Saz, und da ich mich gerade mit vorgestreckter Pistole seitwärts hinausbeugte, wäre ich beinahe dem Büffel vor die Füße geworfen worden. Ein paar Säze des Pferdes brachten uns außerhalb des Bereichs des Feindes, und dieser, der sich nur in der äußersten Bedrängniß gegen mich gewandt, sprengte ruhig seines Wegs weiter. Sobald ich mein furchtbar geängstetes Roß wieder zur Ruhe gebracht und frisches Pulver aufgeschüttet hatte, ging es wieder dem Büffel nach, der im Lauf nachgelassen hatte, um zu verschnauben. Als ich herbeikam, riß er wieder aus, weit vorwärts gelehnt, in schwerem polterndem Galopp dahinschießend, mit wüthendem Ungestüm durch Büsche und Schluchten brechend, während verschiedene Stücke Rothwild und Wölfe, von seinem donnernden Laufe aufgeschreckt, links und rechts Hals über Kopf hinausstoben.

Ein Wild in vollem Laufe auf den Prairien zu verfolgen, ist keineswegs ein so sanfter Ritt, als man sich vorstellen mag, wenn man sich darunter eine offene, ebene Fläche denkt. Allerdings sind die zu diesem Jagdgebiet gehörigen Prairien nicht so wirr mit grünenden Gewächsen und langem Gras bedeckt, wie die tiefern Prairien, und größtentheils mit kurzem Büffelgras bewachsen; dagegen ist hier der Boden stark gehügelt, und wo er am ebensten erscheint, häufig von tiefen Spalten und Schluchten durchschnitten, welche Wasserströme nach Plazregen eingerissen, und die sich wie Fallgruben dem Jäger in den Weg legen, indem er im vollen Laufe jählings anhalten oder Hals und Bein wagen muß, um darüber zu kommen. Auch gibt es auf den Ebenen eine Menge von kleinen Thieren gegrabener Löcher, in welche das Pferd leicht bis über die Fessel tritt und mit dem Reiter stürzt. Wir waren überdies gerade jezt in einem sehr unebenen, durchschnittenen Strich der Prairie. Der Büffel, dem es an's Leben ging, achtete gar nicht darauf, wohin er lief, und stürzte sich kopfüber in Schluchten hinab, an deren Rande man nothwendig erst eine Stelle suchen mußte, wo besser hinabzukommen war. Endlich kam er zu einer Stelle, wo ein Winterstrom eine tiefe Rinne durch die ganze Prairie gerissen und zackiges Gestein bloßgelegt hatte, eine lange, von steilen, abbröckelnden Wänden begrenzte Kluft. Da stürmte der Büffel hinab, halb fallend, halb springend, und rannte dann unten weiter, während ich, die weitere Verfolgung aufgebend, anhielt und ihm vom hohen Ufer ruhig nachsah, bis er in den Windungen der Kluft verschwand.

(Die Fortsezung folgt.)

Die Londoner Büchertrödler.

(Fortsezung.)

Fräulein Bartolozzi war ein junges, bezauberndes, lebhaftes Mädchen, drei Eigenschaften, von denen die lezte ihr den Wunsch einflößte, sich auf den Brettern zu versuchen, während die beiden ersten ihr schnell ein Engagement bei der italienischen Oper erwarben. Ihr Geschmack entschied sich für die edle Tanzkunst. Vestris war Balletmeister; sie bat ihn um Unterricht, er erfüllte ihre Bitte, gewann ihre Neigung und heirathete sie. Vestris war jedoch, um mit wenigen Worten Alles zu sagen, kein Mann für seine lebhafte, damals neunzehn Jahre alte Frau. Dieser fehlte es an nichts weniger als an Anbetern; Lords, Herzoge, der Prinz selbst schmeichelten ihrer Schönheit, warben um ihre Gunst. Konnte Madame Vestris ihre Verehrer kalt von sich stoßen? Madame Vestris war Tänzerin, folglich konnte sie es nicht; auch sahen das alle Menschen ein, nur

nicht Herr Vestris. Er war streng, hart, eifersüchtig, Beweis genug, daß er kein Mann für seine Frau war. Demgemäß gehörte die Ehe nicht zu den glücklichsten. Dies zu verbessern, ging Vestris mit seiner Frau nach dem Kontinent. Sie trat dort auf, fand auch dort Anbeter, das kranke Glück der Ehe genas nicht, aber Vestris wurde krank und starb, nachdem kurz zuvor eine Trennung erfolgt war. Die junge und schöne Wittwe ging nun nach England zurück und ist jezt zwar nicht mehr jung, doch immer noch schön und nebenbei Eigenthümerin und Direktrice des Olympictheaters.

Da wir nächst dieser Skizze manch größeres Gemälde aus Madame Vestris Lebensgalerie kennen, so geschieht es nur, um unsere Kenntnisse zu vermehren oder zu berichtigen, daß wir die „interessanten Eröffnungen" zu lesen wünschen. Also reichen wir dem Ausrufer die geforderten zwei Pence und erhalten dafür, zierlich in einen blauen Umschlag geheftet, das viel versprechende Pamphlet. Kein Zweifel, sein Inhalt rechtfertigt seinen Titel; verbürgt das nicht ein Holzschnitt, den wir wider Erwarten, und vom Ausrufer unerwähnt, der Brochüre beigegeben finden, darstellend eine angekleidete Dame, die auf einem Beine steht, während ein schnurrbärtiger Elegant, ein Bein in beiden Händen, zur Thüre hinausläuft? Es steht allerdings zu vermuthen, daß dieses Bein das andere Bein der einbeinigen Dame seyn soll, allein die Darstellung ist durchaus nicht unanständig. Das gibt uns Hoffnung, daß die interessanten Eröffnungen es ebenfalls nicht seyn werden. Man kann ja Alles sagen, von Allem sprechen, ohne anzustoßen, ohne den Anstand zu verletzen. Fünf weitläufig gedruckte Oktavseiten liegen vor uns; wir lesen, wir haben gelesen und — sind angeführt. Nichts von interessanten Eröffnungen, keine Zeile von verliebten Abenteuern, kein Wort von wunderbaren Thaten, keine Sylbe von einem weiblichen Don Giovanni. Nichts als Lob über Madame Vestris öffentliches und Privatleben; wie sie auf Provinzialbühnen zum Vortheil des Unternehmers unentgeldlich gespielt, wie sie nicht hat vermocht werden können, diejenigen vor Gericht zu verfolgen, die ihr unlängst ihre Juwelen gestohlen haben, wie sie keine Klage gegen einen gewissen Anderson erhoben, weil er Leute gedungen, sie auszupochen, wie sie nie die hundert Pfund gefordert, welche die Jury wegen eines sie betreffenden Pasquills ihr zugesprochen u. s. w. Kurz, der Geist des Ganzen ergibt sich aus folgender Stelle: „das glückliche England war das Land ihrer Wahl. Wir hoffen, sie werde nie den Vorzug bereuen, den sie England geschenkt hat. Angebetet und verehrt von Allen, die Zeugen ihrer Leistungen, Bewunderer ihrer Talente sind, möge sie den schräg sich senkenden Pfad ihres Lebens sanft hinabwandeln — in Frieden, Glück und Gesundheit!"

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, Mai.

Der Nonnenaufruhr im Hospital.

Wir haben seiner Zeit in diesen Blättern über die traurigen Empörungs- und Zerstörungstage gesprochen, die 1831 und im April vorigen Jahres Lyon so schmerzlich aufregten. Wir erwähnten dabei auch rühmend des schönen Christenmuths unserer barmherzigen Schwestern in den Tagen der Gefahr. Damals glaubten wir aber nicht, daß das in Frankreichs Städten herumziehende Insurrektionsmiasma auch diese in christlicher Demuth, in Gehorsam und Wohlthun erzogenen Mädchen ergreifen und so gewaltsam und leidenschaftlich aufregen würde, wie es noch nie und nirgend geschehen. Natürlich, sehr natürlich ist dies freilich zugegangen, aber wenig im Sinn des reinen Christenthums, das diese Schwestern voriges Jahr furchtlos unter den Kartätschen und Kanonenkugeln in den Straßen hin und her trieb, um zu retten und zu helfen. Damals wurden viele Schwerverwundete in's Hôtel-Dieu geschafft, fast lauter junge, hübsche, kräftige Männer, die bald keine Gelegenheit versäumten, den Schwestern, besonders den jüngern, ihre Gefühle, Ideen und Meinungen mitzutheilen. Dabei mag manches Menschliche mituntergelaufen seyn; kurz, der Geist dieser Mädchen bekam eine andere Richtung. Ihr Aumonier, oder der ihnen vorgesezte Geistliche und Beichtvater, that nichts, um die Schwestern zur Ordnung zurückzuführen; ja, da sich seit einiger Zeit Mißverständnisse zwischen ihm und der Hospitaladministration erhoben hatten, so suchte er auch die ihm vertrauten Schwestern gegen dieselbe aufzuregen, was um so leichter war, da diese Administration sich schon mehrmals entschieden gegen die Stimmung und das Betragen der jüngern Schwestern ausgesprochen hatte. Diese erklärten nun auf einmal, die Hospitaladministration habe ihnen nichts vorzuschreiben. An ihrer Spize stand die Schwester Robert, ein junges, schönes und feuriges Mädchen, kaum zwanzig Jahre alt, die der Administration zuerst allen Gehorsam aufkündigte. Sie wurde deßhalb vor das Hospitalkonseil gefordert und erschien auch, aber nicht als eine fromme Dienerin der Kirche, oder wenigstens als ein bescheidenes Mädchen, sondern als eine gelehrige Schülerin der Insurrektion, als eine wahre Judith. Es war dem Konseil unmöglich, sie durch mildes Zureden von ihrem Unrecht zu überzeugen und zum Gehorsam zurückzuführen; im Gegentheil, sie ward immer kecker, und es war leicht, an ihren Aeußerungen zu bemerken, daß sie in der Politik der Revolution und in der Insurrektionskunde Privatunterricht bekommen, auch wohl profitirt hatte. Das Konseil sah sich also gezwungen, um nicht seine ganze Autorität aufzugeben, der Insurgentin zu erklären, sie sey von nun an von dem Hospitaldienst ausgeschlossen, und dabei wurde ihr ein Tag bestimmt, wo sie das Hotel zu räumen habe. Sie erklärte hierauf, sie sey von Gott hieher gesendet, um den Leidenden Hülfe zu bringen und ihre Schmerzen zu erleichtern, Menschen können ihr dies nicht untersagen; sie werde daher nur der Gewalt

weichen, und wolle man diese gegen sie anwenden, so werden sich gewiß Helfer zu ihrem Schutz finden; hierauf ließ sie noch einige obligate Stellen aus den paroles d'un croyant folgen. Als nun am dritten, zu ihrem Austritt bestimmten Tag die siebente Abendstunde herbeigekommen war, ohne daß das Mädchen Anstalten zum Weggang machte, sah die Hospitaladministration ein, es sey nun Zeit, Gewalt zu brauchen. Ein Polizeikommissär traf mit einigen seiner Leute ein, und für jeden Fall wurde in der Straße des Hotels ein Piket von fünfzig Mann Truppen aufgestellt, ein Kraftaufwand, der allerdings komisch scheint, wenn man bedenkt, daß nur von einem zwanzigjährigen Mädchen die Rede war, der aber bei der Stimmung des Pöbels gegen Autorität und Regierung klug genannt werden muß. Um jedoch unnützes Aufsehen zu vermeiden, wollte man die insulpirte Schwester in die Zimmer der Administration kommen und von da abführen lassen. Die andern Schwestern hatten jedoch von der Ankunft des Polizeikommissärs Wind bekommen, und die Insurgentin erschien nicht. Der Kommissär will nun ernstliche Maßregeln gebrauchen, da bricht in einem Augenblick die Insurrektion im ganzen Hospital aus. Eine dreifache Reihe Schwestern — die jüngsten im Vordertreffen — stellt sich dem Kommissär entgegen und widersezt sich jeder Untersuchung. Umsonst beruft sich dieser auf das Gesez, umsonst schwingt er seine dreifarbige Schärpe; nur Schimpfworte und Drohungen werden ihm zur Antwort. Der Hospitalökonom, der bei ihm steht, wird wirklich mißhandelt. Immer mehr steigt der Tumult, die insurgirten Schwestern stoßen so furchtbare Verwünschungen aus, daß es der Offizier des Infanteriepostens auf der Straße hört und mit seiner Schaar herbeieilt, um den bedrohten Kommissär zu schützen. Dieser aber war besonnen genug, ihm für seinen guten Willen zu danken und ihn zum Abmarsch zu veranlassen. Durch die Erscheinung des Militärs waren die Schwestern noch erboster geworden; drei verließen den Saal, eilten in die Kirche und zogen die Sturmglocke. Es wurden Soldaten nachgeschickt, und vor diesen ergriffen sie die Flucht. Wiewohl nun das Sturmläuten nur einige Minuten gedauert hatte, so waren dadurch doch in dem volkreichen Quartier und bei den in den Abendstunden sehr belebten Straßen über achthundert Menschen vor dem Hospital versammelt, und diese verlangten Eintritt, da sie glaubten, die Sturmglocke bedeute Feuer. Glücklicherweise waren die Thore fest zu, und der Schweizer versicherte auf alles Andringen, es sey kein Feuer, sondern nur ein falscher Lärm. So zog denn die Volksmasse nach und nach wieder ab, gar Manche aber nicht ohne Unwillen und Zögern, denn sie schienen zu wissen, was eigentlich im Innern des Hospitals vorgehe, warum und von wem Sturm geläutet worden sey. Hätten diese Leute eindringen können, so wäre die Verwirrung in der Dunkelheit noch viel größer geworden und hätte wohl nur ein blutiges Ende genommen. Darauf schienen es auch die Schwestern abgesehen zu haben. Während einige die Sturmglocke läuteten, eilte die Schwester Trouillod in den Saal der am Fieber darniederliegenden Frauen, wo vier Reihen Betten stehen, und schrie: „Steht auf, steht auf! man entführt, man massakrirt eure Schwestern!“ Die Wirkung dieses Zurufs auf fieberkranke Frauen ist leicht zu ermessen; mehrere fielen sogleich in Zuckungen, andere kamen im Hemd herbeigelaufen und wollten mit den Soldaten handgemein werden, darunter Gestalten, die an die Hexen in Macbeth erinnern konnten. Was geschah nun endlich? Es ist lächerlich, zu sagen, aber es ist so, es geschah — Nichts.

(Die Fortsetzung folgt.)

Berlin, April.

(Fortsetzung.)

Bettina's Briefe. Die archäologische Gesellschaft.

Die Briefe der Wittwe von Arnim mit Goethe stehen noch auf dem Niveau der höhern gesellschaftlichen Mittheilungen. Doch dringen sie auch durch Vermittelung der Leihbibliotheken bereits in die große Leserklasse, welche freilich nicht zu viel davon verstehen wird; aber sie ist es doch jezt, welche einem Werke den Stempel der Geltung aufdrückt. Die Leihbibliothekare sind die Ni[l]messer der öffentlichen Anerkennung geworden. Sie wissen besser, als Kritiker, Societätsmänner und Buchhändler, was gezündet hat und fortwirkt. Von renommirten Büchern müssen sie natürlich mehrere Exemplare ankaufen, ohne doch dem Verlangen der Neugierigen damit nur verhältnißmäßig entsprechen zu können, und wie bei einem Konkursverfahren werden die Exspectanten nach der Zeitfolge der Anmeldung in ihre Listen eingetragen und so befriedigt; ob doch auch da viel über bevorzugte Klassen geklagt wird? Für die Bettina'schen Briefe sollen schon in jeder größern Leihbibliothek Listen mit 80 — 100 Expectanten liegen. Vielleicht führt das zu einem neuen Industriezweig, der in der Mitte zwischen dem Buchhandel und den Leihbibliotheken liegt, wandelnde Leihbibliotheken für Novitäten anzulegen. In größern Städten, wo ein zahlreiches, nur auf das Moderne begierige Publikum ist, würden solche Institute gewiß rentiren und zugleich dem Bedürfniß entgegenkommen, und dem Buchhandel durch vermehrten Absaz der Novitäten helfen. Die abgelesenen Novitäten bleiben denn noch immer von Werth für die gewöhnlichen Leihbibliotheken, oder können in den Provinzen auf's Neue Novitäten werden. Einige literarische Manifeste haben die Bettina'schen Briefe auch veranlaßt, zu einem ordentlichen literarischen Bürgeraufruhr ist es indessen noch nicht gekommen. Personen wie Streitfragen liegen in der Zeit zu entfernt.

Die große archäologische Gesellschaft, welche, von Rom und Paris aus dirigirt, in der Person unsers Kronprinzen ihren Protektor hat, scheint mehr und mehr auch hier in Berlin einen festen Stapelplaz sich zu gründen. Gerhards Vorlesungen im Museum über dasselbe haben gewiß günstig gewirkt, um eine allgemeinere Theilnahme rege zu machen. Vielleicht hatte auch sein Auftreten den offiziellen Zweck, die Wächter über den Schätzen aus dem Schlaf aufzurütteln, ein Schlaf, der zwar unschädlich ist, denn die Schäze werden nicht gestohlen werden, aber die Sammlung ist noch so jung, und bedarf noch so sehr des Zuwachses, daß man billigerweise der Meinung seyn konnte, die Posten dabei dürften noch nicht zu Sinecuren werden. Dr. Panofka's, des Generalsekretärs des Institutes, Anwesenheit hier hat denn auch wohl mit diesen Zweck. Auch reist Dr. Waagen in diesem Augenblick nach England, wie man glaubt, in Aufträgen für das Museum. Am 21sten April feierte diese archäologische Gesellschaft das Palilienfest, als das mit Roms Stiftungsfest herkömmlich amalgamirte, durch gelehrte Vorträge und ein Mittagsmahl. Auch dem Scherze wurde nachher beim Weine sein Recht gewährt, wie er denn nie ganz ausgeschlossen bleiben darf, wo in einem geselligen Verein ein Fortleben beabsichtigt wird. Was hier von namhaften Künstlern, Gelehrten und Staatsbeamten, die sich für gelehrte Kunst interessiren, ansäßig ist, fehlte nicht bei diesem Feste, und der Toast des Professor Gerhard auf eine sehr alte, aber — so wurde gewünscht — immer jugendlich bleibende Dame, Roma, verfehlte unter den übrigen Gesundheiten seine Wirkung nicht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 40.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 120.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 20. Mai 1835.

Falstaff. — Gnädiger Herr, ich will diesen Ausputzer nicht ohne Antwort hinnehmen! Edle Kühnheit nennt Ihr unverschämte Frechheit?

Shakespeare.

Die Londoner Büchertrödler.

(Beschluß.)

Das ist Alles recht schön, und wir haben es mit großer Erbauung gelesen, aber angeführt sind wir doch. Wir dürfen uns indessen daraus in keiner Beziehung einen Vorwurf machen, nicht bloß, weil hundert andere Käufer unser Geschick theilen, sondern weil vor ganz Kurzem der kluge, von Alters- und Amtswegen erfahrene Lord Mayor, der König der City, gleichmäßig angeführt worden ist, und sein Fall ist um Vieles schmerzlicher. Seinen Fall haben die Zeitungen erzählt, und da er seit dem Austritte des Melbourneschen Ministeriums durch seine ultratoristische Gesinnung sich vielfach verhaßt gemacht hat, so ist er bedeutend ausgelacht worden. Als in den lezten Tagen des verwichenen Decembers die politischen Zusammenkünfte in der City mit entschiedenem Uebergewichte gegen das Peelsche Ministerium sich ausgesprochen, glaubte der Lord Mayor den Strom dadurch hemmen zu können, daß er das Herumtragen von Aufforderungen zur Theilnahme an solchen Versammlungen streng untersagte und seinen Constables befahl, alle an Stangen befestigten und herumgetragenen Anschläge, wodurch Volksaufläufe entstünden, wegzunehmen und die Träger nach Befinden zur Haft zu bringen. Da sieht nun einmal ein Constable auf der neuen Straße, welche von Mansion-house nach der Londonbrücke durchgebrochen worden und eine sehr lebhafte Straße ist, eine gewaltige Menschenmenge um zwei Tafeln versammelt. Dem ausdrücklichen Befehle gehorsam, nimmt er sie weg und überliefert sie dem Gericht haltenden Lord Mayor. Es fand sich, daß die Tafeln keinen Aufruf zu einer politischen Zusammenkunft, sondern selbst zwei Zusammenkünfte von ganz anderer Art enthielten. Auf der ersten war zu schauen die Zusammenkunft der Begründer des Menschengeschlechts, unserer ersten Eltern, und auf der zweiten die Zusammenkunft eines Herrn in geistlicher Kleidung mit einem Frauenzimmer. Der Lord Mayor war höchlich entrüstet und fragte nach dem Herumträger. Der Constable erwiderte, er habe sich bloß der Tafeln bemächtigt, denn er sey des Glaubens gewesen, daß sie vorzugsweise die Uebertreter der obrigkeitlichen Anordnung seyen, indem der Herumträger nur die Absicht gehabt, dadurch Käufer zu einem Paket Bücher zu bekommen. Die Entschuldigung schien dem Lord Mayor nicht zu genügen. Weil man aber in England nicht frischweg verhaften kann, ohne seine Börse und seine Person großen Fährlichkeiten auszusetzen, so ließ er es bei stillschweigender Unzufriedenheit bewenden und befahl, die Tafeln, bis der Eigenthümer derselben sich melden würde, sorgsam

aufzubewahren. Der Eigenthümer ließ nicht lange auf sich warten, und auf die Frage des Lord Mayor, ob er sich nicht schäme, so unsittliche Darstellungen öffentlich zu zeigen, antwortete er sehr ruhig: „er könne Seine Gnaden heilig versichern, daß der von ihm ausgestellte Gegenstand nichts weniger als Tadel verdiene. Die Abbildungen auf den Tafeln, namentlich die, welche Adam und Eva darstelle, seyen Kopien nach einem der größten Meister, und da das Original dem Publikum täglich gezeigt werde, so sey er keinen Falls mehr zu tadeln, als die Mitglieder der königlichen Akademie oder die Vorsteher der Nationalgalerie.“ — Der Lord Mayor, der im Fache der schönen Künste nicht sehr bewandert ist, hatte auf diesen Einwurf nichts zu entgegnen und verlangte nun zu wissen, was das für Bücher seyen, die mittelst solcher Ankündigungen an den Mann gebracht werden sollten. „Viel Gutes,“ sagte er, „läßt sich nicht von Büchern erwarten, die auf so zweideutige Art empfohlen werden.“ — „Es thut mir sehr leid,“ erwiderte der Eigenthümer, „daß Ew. Gnaden eine so üble Meinung von mir haben, um so mehr, je ungerechter sie ist. Nichts auf der Welt sollte mich vermögen, ein so schlechtes, verworfenes Gewerbe zu treiben, als in meinen Augen das eines Verkäufers unsittlicher Bücher ist. Ich fordere Jeden auf, mir das Schuld zu geben und seine Behauptung zu beweisen. Hier sind die Bücher, zu deren Empfehlung die Gemälde dienen sollten.“ Ziemlich lebhaft ergriff und durchblätterte der Lord Mayor die dargereichten Druckschriften, aber wahrhaftig, sie enthielten auch nicht ein Jota von Immoralität, sondern bezweckten vielmehr, den Menschen an die ungewisse Dauer seines Lebens, an seine Hinneigung zum Laster und an alles das Elend zu erinnern, welches die unvermeidliche Folge ist, wenn er sich in Versuchung führen läßt und nicht die Kraft hat, ihr zu widerstehen. Der Lord Mayor verzog das Gesicht, nannte diese Art, die Leute — und ihn — anzuführen, eine neue Erfindung, und entschied, daß, obgleich gegenwärtiges Verfahren minder strafbar sey als das entgegengesetzte, unmoralische Bücher unter moralischen Titeln zu verkaufen, es doch, als die Schicklichkeit verletzend, ebenfalls nicht geduldet werden könne. Demgemäß ging sein Ausspruch dahin, daß zwar die Bücher zurückgegeben, die Abbildungen aber vernichtet werden sollten. Der Eigenthümer war darüber so wenig betreten, daß das Ganze ein angelegter Plan schien, um die Verordnung des Lord Mayor und dadurch ihn selbst lächerlich zu machen. „Ich bedaure,“ sagte der Verurtheilte, „daß meine Abbildungen so unglücklich sind, Ew. Gnaden zu mißfallen. Abbildungen muß ich jedoch haben, wenn ich meine Bücher absetzen will. Also werde ich mich bemühen, ihren Inhalt auf andere Art zu versinnlichen.“

Die Prairien.

(Fortsetzung.)

Jezt blieb nichts übrig, als mein Pferd zu wenden und meine Begleiter aufzusuchen. Dies war aber nicht so ganz leicht: im Weidmannseifer war ich unbedachtsam weit fortgesprengt und sah mich nun mitten in einer Einöde, wo wellenförmige Hügel, kahl und einförmig, den Gesichtskreis beschränkten, und wo, weil es völlig an charakteristischen Formen, an Punkten fehlt, nach denen man sich richten kann, der Unerfahrene sich so leicht verirrt als auf der wüsten See. Noch dazu war der Himmel bedeckt, so daß ich mich nicht nach der Sonne richten konnte. Das einzige Mittel war, die Spuren, die mein Pferd im Herkommen gemacht, wieder rückwärts zu verfolgen, aber ich verlor sie oft, wo der Boden mit dürrem Gras bedeckt war. Wer nicht daran gewöhnt ist, für den hat die Einsamkeit der Prairie etwas unbeschreiblich Schauerliches; Waldeinsamkeit ist nichts dagegen. Hier ist die Aussicht durch Bäume beschränkt, und die Einbildungskraft kann sich, was dahinter liegt, so lieblich malen als sie will; dort aber eine unermeßlich hingebreitete Landschaft, ohne die Spur eines menschlichen Wesens. Es drängt sich einem das Gefühl auf, daß man weit, weit von allen menschlichen Wohnsitzen ist, es ist einem, als lebte man allein in einer ausgestorbenen Welt. Jezt, da das Feuer der Jagd verraucht hatte, war ich doppelt empfänglich für diese Eindrücke. Die Stille der Einöde brach zuweilen hier das Geschnatter eines Trupps Pelikane, die Gespenstern gleich um ein Wasser in der Ferne herwackelten, dort das unheimliche Geschrei eines Raben in der Luft, während hin und wieder ein schuftiger Wolf vor mir aufsprang, eine Strecke lief, sich sezte, und heulte und winselte, in Tönen, welche die weite Einsamkeit umher wirklich schauerlich machten. Endlich gewahrte ich oben auf einer Anhöhe in der Ferne einen Reiter, und erkannte ihn bald als meinen Begleiter von vorhin; er hatte kein besser Glück gehabt als ich. Bald darauf stieß noch ein würdiger Freund, der Engländer, oder der Dilettant, wie wir ihn nannten, zu uns; er hatte mit der Brille auf der Nase zu Pferde zwei oder drei Schüsse gethan, ohne zu treffen.

Wir beschlossen, uns nicht zum Lager zu wenden, bevor wir nicht noch einen Versuch gemacht. Wir musterten die weite Ebene und entdeckten, etwa zwei Meilen weit weg, eine Büffelheerde, welche zerstreut bei einem schmalen Streif von Buschwerk und Bäumen weidete. Es brauchte keinen starken Aufwand von Phantasie, um sich dabei zu denken, zahmes Rindvieh grase auf einer Gemeindeweide und hinter dem Gebüsch liege ein einsamer Bauerhof. Unser Plan ging dahin, die Heerde zu

umgehen, und sie von jenseits der Gegend zuzujagen, wo, wie wir wußten, ungefähr unser Lager sich befand; machten wir es nicht so, so konnten wir durch die Jagd leicht soweit hinausgeführt werden, daß es uns unmöglich wurde, uns vor Einbruch der Nacht zurückzufinden. Wir machten daher einen weiten Umweg, ritten sachte, vorsichtig dahin und hielten an, sobald wir sahen, daß ein Stück der Heerde aufhörte zu grasen. Zum Glück wehte der Wind von ihnen her, sonst möchten sie uns leicht gewittert haben. So gelang es uns, die Heerde förmlich zu umgehen, ohne sie aufmerksam zu machen. Sie bestand aus etwa vierzig Stücken, Ochsen, Kühen und Kälbern. Wir gingen jezt aus einander und rückten langsam in gleicher Linie vor, in der Hoffnung, unbemerkt ganz nahe kommen zu können. Allermittelst sezten sich die Büffel langsam in Gang und blieben alle paar Schritte wieder stehen, um zu grasen; da sprang auf einmal ein Ochs, der, unbemerkt von uns, zu unserer Linken unter einer Baumgruppe seiner Ruhe gepflegt hatte, von seinem Lager auf und eilte den andern nach. Wir waren noch ziemlich weit entfernt, aber bereits war das Wild gewarnt; wir ritten schärfer zu, die Heerde sezte sich in Galopp, und jezt ging die Jagd los.

Da das Terrain eben war, so sprengten sie sehr rasch dahin, eins hinter dem andern, zwei oder drei Ochsen im Nachtrab; der hinterste erschien durch seine ungeheure Größe, durch den ehrwürdigen Stirnbüchel und Bart von sonnenverbranntem Haar als der Altvater der Heerde, und lange schon mochte er als König der Prairie geherrscht haben. Der Anblick dieser plumpen Thiere ist schrecklich und komisch zugleich: mühsam schieben sie ihre schwere Masse vorwärts, wobei der unbehülfliche Kopf und das Vordertheil sich beständig auf und ab bewegen, der Schwanz steht in die Höhe, gleich Pantalons Schweif im Puppenspiel, stolz und spaßhaft zugleich flattert die Trodbel an der Spitze in der Luft, und aus den giftig rollenden Augen sprüht Schreck und Wuth.

Ich sprengte eine Weile neben dem Zuge der Büffel her, war aber nicht im Stande, mein Pferd auf Pistolenschußweite hinan zu bringen, so sehr hatte es sich beim Angriff des Büffels vorhin entsezt. Endlich gelang es mir doch, aber leider versagten meine Pistolen wieder. Meine Begleiter, deren Pferde nicht so flüchtig und müder waren, konnten die Heerde nicht einholen; endlich schlug der Dilettant, der der hinterste war und des Terrains wegen nicht weiter konnte, seine Doppelflinte an und that einen sehr weiten Schuß. Die Kugel traf einen Büffel über der Lende, zerschmeterte den Rückgrat, und das Thier stürzte. Er hielt an und stieg ab, um seinen Fang abzuthun; da entlehnte ich das Gewehr von ihm, in dem noch ein Schuß war, sezte mein Pferd in vollen Lauf, und holte die Heerde wieder ein, die, von unserm dritten Mann verfolgt, dahindonnerte. Bewaffnet, wie ich jezt war, brauchte ich mein Pferd nicht so nahe hinzuzwingen; ich nahm einen Büffel auf's Korn und brachte ihn durch einen glücklichen Schuß zu Boden. Das Thier war zum Tod getroffen; es vermochte sich nicht mehr aufzuraffen, sondern blieb zappelnd im Todeskampf liegen, während die Heerde über die Prairie weiter sprengte.

Ich stieg ab, fesselte mein Pferd, damit es sich nicht verlaufen konnte, und betrachtete nun mein Opfer. Ich bin kein Weidmann; die Größe des Wilds, der Reiz einer abenteuerlichen Jagd hatten mich zu dieser ungewohnten Heldenthat getrieben. Jezt, da die Aufregung vorüber war, blickte ich mitleidig auf das arme Thier nieder, das zappelnd und blutend zu meinen Füßen lag. Gerade seine gewaltige Größe, die mich eben in seiner Verfolgung so hitzig gemacht, schärfte jezt meine Gewissensbisse. Es war mir, als stände das Leiden, das ich verschuldet, im Verhältniß mit der Körpermasse meines Opfers, als wäre hier hundert Mal mehr Leben vernichtet, als durch die Tödtung eines kleinen Thiers.

Diese Regungen der Reue wurden dadurch noch schmerzlicher, daß der Todeskampf des Thiers andauerte. Wohl war die Wunde tödtlich, aber der Tod konnte erst spät eintreten. Ich konnte es nicht über mich bringen, es so liegen zu lassen, damit es noch lebendig von den Wölfen zerrissen würde, welche bereits sein Blut gewittert, und, meines Abzugs gewärtig, in der Entfernung heulend umherschlichen, so wie von den Raben, welche umherflogen und ihr unheimliches Geschrei hören ließen. Es war jezt ein Werk der Barmherzigkeit, ihm den Gnadenstoß zu geben und seinen Leiden ein Ende zu machen. Ich schüttete daher frisches Pulver auf eine der Pistolen und trat zum Büffel heran. Ich fühlte, so mit kaltem Blute eine Wunde schlagen, ist etwas ganz anderes, als in der Hitze der Jagd Feuer geben. Doch ich legte an, gerade hinter dem Schulterblatt, und diesmal that die Pistole ihre Schuldigkeit: die Kugel mußte durch das Herz gegangen seyn, denn das Thier zuckte nur noch einmal und verschied.

Während ich über die Zerstörung, die ich so muthwillig angerichtet, philosophirte, und mein Pferd ruhig neben mir weidete, langte mein Jagdgefährte, der Dilettant bei mir an; und dieser, der, wie in Allem, so auch im edlen Weidwerk trefflich bewandert war, machte sich sogleich daran, dem Büffel die Zunge auszuschneiden, und überreichte sie mir, um sie als Siegeszeichen in's Lager zu bringen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, Mai.

(Fortsetzung.)

Lyons sittlicher Zustand.

Die Schwester Robert ward überall gesucht, wo sie sich gewiß nicht versteckte, da aber, wo sie wahrscheinlich verborgen war, in dem Bette oder in dem Schrank einer andern Schwester, hielt es der Polizeikommissär doch nicht für passend, Nachsuchungen anzustellen und Gewalt zu brauchen; er zog also mit dem Offizier und seinen fünfzig Mann unverrichteter Sache wieder ab. Die Hospitaladministration konnte sich aber natürlich mit diesen halben Maßregeln nicht begnügen, ohne ihre Stellung aufzugeben; denn die Schwestern wollten ihr von nun an weder gehorchen, noch das Hospital verlassen. Das Konseil beschloß daher, fünf soeurs prétendantes (angehende Schwestern) ganz aus dem Hospital zu entfernen, eine soeur croisée (ein Kreuz tragende Schwester) zu bestrafen, überdies aber einen Kommissär zu ernennen, um über das Betragen vier anderer Untersuchung anzustellen. Glücklicherweise wurde wenigstens bei diesen Maßregeln Festigkeit gezeigt, und die widerspenstigen Mädchen unterwarfen sich, als die Schwester Robert und die andern Insurgentinnen aus dem Haus entfernt waren. Es würde wahrscheinlich gar nicht zur Empörung gekommen seyn, wenn die Behörde gleich bei der ersten Gehorsamsweigerung Ernst gezeigt und die rechten Maßregeln ergriffen hätte. Indessen wurde mit dieser Ahndung der Insurrektionsgeist der Schwestern noch lange nicht gedämpft, denn ganz vor Kurzem zeigte er sich wieder in dem Hospital, wiewohl in geringerm Maß, gerade wie die rekrudeszirende Cholera in Marseille.

Alle Erscheinungen, welche uns in und um Lyon jezt täglich beunruhigen, lassen sich nur aus diesem gänzlichen Mangel an Einigkeit und Zusammengreifen der Behörden erklären. Sie geben die Diagnose des Marasmus, in dem unsere Verwaltung versunken ist und der sich täglich mehrt. Daher die unaufhörlichen und empörenden Unsittlichkeiten und Skandale auf den Straßen, daher die unverschämten Einbrüche an den belebtesten Orten, die großen Diebstähle am hellen lichten Tag, die Kirchenräubereien, die Angriffe, Beraubungen, Verwundungen und Tödtungen in und dicht bei der Stadt, daher die immer wieder auflebenden Seidenarbeiter-Associationen, ihre vehmgerichtartigen Anmaßungen, Arbeitsverbote, Geldstrafen, Androhungen u. s. w., daher die neuen Insurrektionsscenen zwischen den Arbeitern, ihr Drohen unter einander, ihr Wüthen gegen das Militär, wo sie sich bald mit Verwundungen begnügen, bald zu heimlichen Schüssen und Dolchstößen auf die einzeln stehenden schutzlosen Schildwachen übergehen. Wäre den Lesern mit dergleichen Erzählungen gedient, so könnte ich alle Monate mit einigen Seiten aufwarten; einige andere könnten gefüllt werden mit Erzählung der versuchten oder ausgeführten, gewöhnlich durch die Nebenumstände noch gräßlicher werdenden Morde in Lyon und der Umgegend. Wir fragen Alle, wir fragen täglich: wann wird dies aufhören? werden wir wieder einen ruhigen und gesicherten Zustand erleben? werden wir in unserer schönen, reichen Stadt einmal nicht mehr für unser Hab und Gut zittern müssen? werden wir in diesem gesegneten Land seines Segens und unsers Lebens wieder froh werden? Allerdings! aber nicht eher, als bis seine Bewohner aufhören, auf der niedrigsten Stufe der Sittlichkeit und ächten Bildung unter den Völkern Europa's zu stehen, wenn sie anfangen, auch noch für etwas Anderes Sinn zu haben, als was dem gemeinsten Materialismus und Egoismus angehört. Man sieht dies auch oben recht gut ein, daher die dankenswerthen Bemühungen der Regierung, durch bessere Volksschulen und andere gute Anstalten dieser Art eine bessere Generation zu erziehen, die der Mehlthau der Revolution nicht ergriffen und verdorben hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Berlin, April.

(Fortsetzung.)

Neue Kunstwerke und Kunstbestrebungen.

Verschiedene verspätete Einsendungen zur vorjährigen Kunstausstellung — darunter auch einige aus Rom — haben es nöthig gemacht, noch einmal die Säle der Akademie dem Publikum zu öffnen, und so gering an Zahl auch die ausgestellten Kunstwerke sind, locken sie doch täglich eine große Anzahl Beschauer. Ein Altarblatt von Julius Hübner, das ein reicher Kaufmann aus Meseritz für die dortige Kathedrale bestimmt hat, nimmt als ein gewissermaßen vollendetes Kunstwerk die Aufmerksamkeit in Anspruch. Christus erscheint den vier Evangelisten. Christus als Erscheinung ist für alle Meister eine mißliche Aufgabe; sie so gelöst zu haben, daß das positiv Störende wenigstens entfernt bleibt, ist schon genug. Unter den Evangelisten, deren jeder in seiner eigenthümlichen Anschauungsweise versunken dasizt, ist besonders der jugendliche Johannes, der ihn allein ganz erschaut, gelungen. Wenige neuere Kirchen werden sich eines ähnlichen Altarblattes zu erfreuen haben. Fast ist es zu bedauern, daß das schöne Bild, welches Hübners Namen unter den Schadowschen Schülern wieder hoch in Ehren bringt, dort vergraben wird. Sonst sieht man wenig aus Düsseldorf. Einige treffliche Landschaften sind da von Ahlborn und Schirmer. Als reizende Effektstücke locken indessen zwei weibliche Porträts die Menge, eine schöne Brünette von A. Schmidt mit südlichem Anflug, und das sinnige Gesicht einer jungen Dame aus den höhern Ständen von Begas, eben so treffliche Werke, als die Schönheit der Züge ausgezeichnet ist. Unter den Skulpturen zeichnen sich mehrere Reliquien des zu früh für die Kunst in Rom gestorbenen Rudolph Schadow aus. — Die Theilnahme des Publikums für das wenige Neue, das ihm hier geboten wird, ist ein gutes Prognostikon für das gehoffte und erwartete Nationalmuseum, dessen Säle vermuthlich minder leer stehen werden, als leider die Hallen unsers großen Museums. Auch verlautet, daß der kunstliebende Graf Raczinski, welcher mit bedeutender Anstrengung und großen Opfern an einem Werke über die neuern deutschen Malerschulen arbeitet, ein Werk, das, in französischer Sprache, diese Schulen endlich auch zur Kenntniß des Auslandes bringen soll, seine eigene reiche Gemäldesammlung in seinem Hotel ausstellen und dem Publikum den Zutritt öffnen will. Möchte dies doch auch dem schwedischen Generalkonsul Wagner möglich werden, einem Manne, der das Verdienst hat, zuerst als Privatmann eine sehr große und werthvolle Sammlung von trefflichen Stücken jüngerer Maler nachgerade an sich gebracht zu haben. In dieser seiner Sammlung läßt sich auch historisch der Fortschritt der neuern Kunst verfolgen, und manches Bild, das vor zehn, zwölf Jahren auf der Ausstellung als unerreichtes Meisterwerk strahlte, tritt jezt sehr bescheiden vor der höhern Ausbildung der neuern Werke zurück. Leider kann ein Privatmann nicht immer offene Hallen unterhalten, wenn auch Herrn Wagners Humanität dies, wie wir nicht zweifeln, gern wollte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 52.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

ist in der ganzen Welt sprichwörtlich geworden, und es gibt in der That nichts Wahreres. In Paris waren selbst die geistreichsten Spieler davon nicht frei. Benjamin Constant, ein leidenschaftlicher Spieler, legte die Gold- und Silberstücke jedesmal so vor sich hin, daß die Bildnisse der Kaiser und Könige, welche darauf ausgeprägt waren, auf die umgekehrte Seite zu liegen kamen, weil er glaubte, ihr Anblick bringe ihm Unglück. Die meisten Spieler glauben steif und fest, daß ihnen das Glück nur in dem und dem Hause gewogen sey; andere kehren sogleich wieder um, wenn ihnen Jemand mit der Brille oder eine ältliche Dame beim Hinau..hen auf der Treppe begegnet. Il n'y a pas de moyen de gagner, hörte ich eines Tags einen Spieler laut ausrufen, der sich erzürnt von seinem Sitze erhob, nachdem er eine bedeutende Summe verloren hatte, quand on a devant les yeux une figure aussi horrible que celle de Monsieur, und dabei warf er dem gegenübersitzenden Pontirer grimmige Blicke zu, und ging fort, um seinen Aerger und seinen Verlust zu verschmerzen.

Ein Transparent mit blaßrothem Lichtschimmer erhellt die Nummern der Spielhäuser im Palais-royal, und dient diesen Lasterhöhlen als Aushängeschild. Am übelberüchtigtsten darunter ist Nr. 36 in der Galerie Montpensier. Wenn der Spieler von Stand und Profession ungeheure Summen verloren, wenn sein abgestumpfter Geist ihn keine Sorgfalt mehr auf sein Aeußeres und seinen Anzug verwenden läßt, und jedes Gefühl für Anstand und Sitte in ihm erstorben ist, so sieht er sich genöthigt, die vornehmen Spielhäuser zu meiden; die Thüren bei Fraskati öffnen sich nicht mehr für ihn, und er begibt sich alsdann in die Rue de Marivaux, bis er endlich in den lezten Hafen, in Nr. 36 des Palais-royal, einläuft. Dies ist das Invalidenhotel und Bettlerhospital alter, heruntergekommener Spieler, welche hier im Winter von Mittag bis drei Uhr des andern Morgens ein gewärmtes Zimmer und ein schlechtes Bier, zu jeder Jahreszeit aber ein Obdach, und, was viel sagen will, immer noch unglücklichere Leute als sie selbst finden. In andern Spielhäusern spielt man zum Zeitvertreib oder aus Gewinnsucht und Leidenschaft; hier ist das Spiel ein wirklicher Gewerbszweig. In jenen hektischen, lungensüchtigen Physiognomien, in jenen stieren, glotzenden Augen, in jenen spärlichen, grauen Haaren, in jenen von Runzeln durchfurchten, eingedrückten Hirnschädeln — ist in ihnen nicht das Spiel Fleisch und Blut geworden? kann da noch ein Funke von Leidenschaft wohnen, oder noch ein anderes Gefühl, als der thierische Instinkt der Selbsterhaltung und des Genusses aufkommen?

Vor Kurzem berichteten die Pariser Tageblätter folgenden Vorfall. Eines Abends verirrt sich ein ehrlicher Mezgermeister von Paris in Nr. 36. der Galerie Montpensier; er spielt und verliert. In der Hoffnung, seinen Verlust wieder gut zu machen, hatte er seinen Besuch zu wiederholten Malen erneuert, und am Ende sein Vermögen dabei zugesezt. Eines Abends blieb ihm nichts mehr als ein armseliges Zweifrankenstück; er sezt es, und verliert. In der Angst und Verzweiflung seines Herzens stürzt er sich zum Fenster hinaus in den Garten des Palais-royal; man findet ihn leblos auf dem Boden liegen. Unter den anwesenden Spielern befand sich ein Arzt, welcher dem Sterbenden zur Ader läßt und die Hülfe seiner Kunst an ihm verschwendet; doch vergebens, der Unglückliche stirbt nach wenigen Minuten. Die Spieldirektion bezahlt dem Arzte, einem habituellen Spieler, für seine Mühe zwanzig Franken, womit derselbe sofort zu pontiren anfängt und im Verlauf kurzer Zeit mehrere hundert Franken gewinnt. Wegen dieses unverhofften Glücks will er seine Freunde mit einem prächtigen Mittagsmahl regaliren, und die Gesellschaft begibt sich sofort vom Spieltisch zu den Trois Frères Provençaux, wo der Gastgeber während des Essens verschiedene Male äußert: Est-ce heureux, que cet imbécille se soit jeté par la fenêtre! Und nun frage man noch, ob das Spiel nicht das Herz eintrocknet, und ob Paris nicht der Mittelpunkt der europäischen Civilisation ist?

Paris ist der geeignetste Ort, wo das Talent und die rastlose Industrie sich am freiesten bewegen und am großartigsten entwickeln können; aber zu gleicher Zeit finden auch jene tausend und aber tausend Individuen, deren Existenz prekär und für einen ehrlichen Menschen räthselhaft ist, an keinem Orte so viel Gelegenheit, ihre Betriebsamkeit auszuüben und auf eine jämmerliche Weise ihren Lebensunterhalt zu gewinnen, als in Paris. Keine Stadt der Welt bietet dem Beobachter so schneidende Kontraste des menschlichen Lebens dar. Wenn der Millionär sich auf die Börse begibt, um im Tempel des neuen Jerusalems seinen Gott anzubeten, rollt sein Tilbouri an einem Manne vorüber, dessen einziges Gewerbe darin besteht, Papierstreifen und Lumpen von der Straße aufzusacken, oder kleine Stücke Eisen aus den Rinnsteinen aufzufischen. Hier spekulirt man auf Alles, auf spanische Fonds, auf Ehre, guten Namen und Ruf, auf Renten, auf Weiber, ja auf den Zufall.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, April.

(Fortsezung.)

Spanische Tänzer. Fendelmann.

Nachdem die Loissetsche Kunstreitergesellschaft, die hier merkwürdiges Glück gehabt, Berlin verlassen, hat Spanien

uns einige Nationaltänzer zugesandt. Sie kommen aus dem Süden von Deutschland, also werden Ihre Leser von hier aus keine Berichte über sie erwarten. Noch hat Natur und Anmuth die Nationaltänze der Spanier nicht verlassen; also können sie dem Publikum, das sich an unsern Balletten freut, nicht zusagen. Man findet es zu einfach, zu natürlich. Aber die Verehrer wahrer Grazie besuchen unsere Ballette schon längst nicht mehr; also fehlt es den Fremden an der Bewunderung, von der der Bühnenkünstler leben muß. — Madame Birch-Pfeiffer hat Berlin verlassen, um nach Hamburg zu gehen, während noch ihr Glöckner das Publikum in der Königsstadt zusammenläutet. Die Sängerin Vial, eine geborne Deutsche, aus Turin, erfreut sich bei ihren Gastspielen eines großen Beifalls. Auf dem königlichen Theater sind die Töchter der Crelinger, Bertha und Klara Stich, als wirkliche Mitglieder engagirt, haben aber mit ihrer Mutter Berlin zu einer längern Kunstreise verlassen. Auch wäre jezt keine Zeit für sie, zu glänzen. Alle Theilnahme wendet sich dem Einen Gaste zu, den Sie uns gesandt, und es ist kein Raum da für einen andern.

Seydelmann hat eine ältere Zeit des Berliner Theaterwesens wieder hervorgerufen. So gedrängt volle Häuser, so gespannte, athemlose Aufmerksamkeit, so viel Redens hat seit undenklicher Zeit kein dramatischer Künstler aus der Fremde erregt. Bei Künstlerinnen ist es ein anderer Fall. Ich will nicht behaupten, daß er die apathische Menge elektrisirt hat, denn dazu gehören, wie die Sachen jezt stehen, andere magische Kräfte, aber mit denen, die er besizt, hat er das Mögliche erreicht, er hat ohne allen Glanzapparat sich zum Gegenstand der Mode gemacht, und die schlafen gegangene Berliner Kritik aufgeweckt. Es kann mir nicht beikommen, Ihnen über einen Mimen, den Sie besser kennen, als wir, einen referirenden Bericht zu schreiben, selbst um ein Gesammturtheil über seine Gastspiele zu geben, wäre es zu früh; aber das berichte ich, daß Seydelmann, wie ein gewiegter Schauspieler, auch ein weltkluger Mann ist, und keinen günstigern Augenblick, herzukommen, wählen konnte. Wenn ich Ihnen sage, daß an den Abenden, wo er spielt, in dem gewöhnlich leeren Hause kein Plaz zu bekommen ist, und wenn Sie in allen Blättern sein Lob lesen und nur sein Lob, so meinen Sie indessen nicht, daß die Anerkennung oder Bewunderung eine einstimmig durchgehende ist. Der Applaus konnte Dröhnung, das Zuströmen Mode, die Sprache der Kritik Rücksicht und Pflicht der Gastlichkeit seyn, es gibt auch in der That nicht ganz unbedeutende Oppositionsstimmen, die sich später vielleicht erst laut machen, aber eben daß sie das nicht sind, spricht auch von der Wichtigkeit seiner Erscheinung. Seit zwanzig Jahren hat kein Mime von auswärts eine intensive Opposition angeregt, und während Klatscher erkauft und bestellt werden können, vermag nur eine wirkliche Größe ernste Gegnerschaft hervorzurufen. Die am meisten an ihm auszusezen haben, erkennen vielleicht durch die Würdigung, welche sie ihm werden lassen, am meisten seine Bedeutung an. — In meinem nächsten Briefe, wenn seine Gastspiele geendet sind, schreibe ich Ihnen mehr von dem Eindrucke, den er gemacht, bewahrt und zurückgelassen hat.

(Der Beschluß folgt.)

Lyon, Mai.

(Fortsezung.)

Kleinkinderschulen. Wiederherstellung der Fakultät der Wissenschaften.

Für die Erziehung dieser neuen Generation ist es gewiß von bedeutendem Nutzen, daß sich auch hier Kleinkinderschulen, oder, schöner gesagt, Salles d'asile bilden. Dazu hat die Stadt nicht allein ein Bedeutendes ausgeworfen, sondern viele Privatpersonen steuern auch ansehnliche Summen bei. Schon sind mehrere errichtet, und bald dürfte jedes Quartier Lyons seine Schüler haben. Alle Kinder der Arbeiter und der ärmern Klassen, die drei Jahre alt sind, werden hier den ganzen Tag über aufgenommen, beaufsichtigt und unterrichtet. Erst am Abend kehren sie zu ihren Eltern zurück, wenn diese selbst von der Arbeit nach Haus kommen, der sie, ohne Besorgniß für ihre kleine Familie, den ganzen Tag über nachgehen konnten. Sehr viel ist schon damit gewonnen, daß die Kinder den ganzen Tag über dem Straßenleben, und was oft noch schlimmer ist, dem Beispiel und dem Einflusse ihrer Eltern entzogen werden, daß ihre zarte, eindrucksfähige Jugend nicht mehr die Rohheit und Verdorbenheit der Eltern in Wort und That sieht, sondern in reinerer Luft aufwächst. Später kommt freilich wieder eine böse Zeit für sie, die Lehrjahre, wo besonders in großen Fabrikstädten schlechte Beispiele am gefährlichsten wirken, weil die Leidenschaften ihnen zu Hülfe kommen. Indeß sind doch immer die Eindrücke der Jugend von grossem Werth.

In der höhern Bildungssphäre ist die Wiedererhebung und Eröffnung unserer ehemaligen Faculté des sciences von besonderer Bedeutung für Lyon. Es ist dies eines der vielen und großen Verdienste, die sich der Minister Guizot um die geistige Erhebung und Läuterung Frankreichs erworben hat: Verdienste, die man erst dann recht bei uns erkennen und würdigen wird, wenn sich einmal die politischen Leidenschaften und Spaltungen mit ihren Parteinamen verwischt haben werden. Unsere alte Faculté des sciences entstand in der Kaiserzeit, als ergebene Dienerin der Universität zu Paris, schlief aber bald unter deren Einfluß ein und schlummerte auch so fort, bis sie später 1816 unter der Restauration ganz aufgehoben wurde. Man bemerkte aber dieses Hinsterben kaum, denn Frankreich hatte damals keinen Sinn für die Wissenschaften. Später, in den Friedensjahren, fing man bei uns wieder an, einiges Bedürfniß nach höherm und gründlicherm Unterricht in den Wissenschaften zu fühlen, freilich nur da, wo sie in Beziehung und Wirkung auf die Industrie stehen, und es ging endlich von unsern städtischen Behörden der Antrag auf Wiederherstellung der alten Faculté des sciences nach Paris. Besonderes Verdienst hatte dabei unser ehemaliger Maire Prunelle. Am 9ten December 1833 wurde ihre Herstellung mit sieben Lehrstühlen vom Minister beschlossen. Seitdem hat man unausgesezt an der materiellen Vorbereitung zur Eröffnung dieser Lehranstalt, besonders an den nöthigen Bauten gearbeitet. Zwar sind sie noch nicht ganz vollendet, aber doch wurde die wiedergegebene Fakultät am 29sten Januar dieses Jahres eröffnet. Bei dieser feierlichen Gelegenheit, an der alle Gebildeten Lyons und auch viele Damen Theil nahmen und sich zu dem Palais St. Pierre drängten, wurden mehrere Reden gehalten, aus denen ich hier Einiges, entkleidet von französischer Emphase und Phraseologie oder akademischer Rhetorik, für die Leser ausziehen will, weil das Gesagte nicht allein für Lyon gilt, sondern so ziemlich den jezigen verständigen Standpunkt der Wissenschaften in Frankreich überhaupt bezeichnet. Zuerst sprach der Professor Soulacroix, Rektor der Akademie.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 41.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 122.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 22. Mai 1835.

Gib nach dem löblichen Verlangen,
Von vorn die Schöpfung anzufangen! —
Da regst du dich nach ew'gen Normen,
Durch tausend, abertausend Formen,
Und bis zum Menschen hast du Zeit.

Goethe.

Die Metamorphosen des Menschengeschlechts.

Von Joh. Meesler.

Der große Meister des Alterthums, Aristoteles, unternahm es, der Isis einen Tempel zu erbauen. Ein riesiger Bau begann sich zu erheben; die Welt staunte über die gewaltige Kraft des Mannes. Aber eines Menschen Leben reichte nicht hin zur Vollendung eines solchen Werks. Der Meister starb, und es verfloß ein Menschenalter nach dem andern, und Keiner fühlte Kraft genug in sich, des alten Meisters Werk auszubauen. Die mächtigen Mauern und Säulen aber trotzten den Jahrhunderten und den Stürmen, und legten bei der Nachwelt Zeugniß ab von dem hohen Geist einer frühern Zeit.

Es war unserer Zeit vorbehalten, das unterbrochene Werk wieder fortzusetzen, und die Meister unserer Tage zeigten sich nicht unwürdig des Gründers des Tempels. Rasch ward das Werk gefördert, und je mehr es sich seiner Vollendung näherte, desto klarer wurde die Bedeutung manches Theils, den man vorher nicht recht zu deuten gewußt, desto vollkommener ward die Symmetrie nach allen Seiten. So gewährt denn schon jezt der Bau einen erhebenden und erfreuenden Anblick, und gar viel läßt sich von der Zukunft hoffen; denn die Arbeiter sind tüchtig und thätig und zahlreich.

Aber nicht bloß das Aeußere des Naturtempels hat unsere Zeit aufgebaut; auch im Innern hat überall, wie früher nie in dem Grade, der Verstand und die Phantasie gewaltet. Alles in dem todten Raume hat Leben gewonnen, und reicher Farbenschmuck prangt an den früher kahlen Wänden. Wenn Cuvier es verdient, unter denen zuerst genannt zu werden, die den äußern Bau gefördert,* so gebührt dagegen unter den Arbeitern im Innern des Tempels die Palme unserm Oken.

Oken hat am gründlichsten und am geistreichsten die Philosophie auf die Naturgeschichte übertragen, hat lebendigen Zusammenhang gebracht in das todte Aggregat der Thatsachen, und seine reiche Phantasie hat Allem Licht und Farbe und Form gegeben.

Eine der schönsten und fruchtbarsten philosophischen Ideen, die wir im Gebiete der Naturwissenschaften unserer Zeit verdanken, ist der von Oken am klarsten dargestellte und am gründlichsten durchgeführte Satz: „Der Mensch ist das vereinigte Thierreich; nur ist der Mensch das successiv, was im Thierreich zumal vorhanden ist.“ Es ist die Aufgabe des gegenwärtigen Aufsatzes, das

* Es ist hier natürlich zunächst bloß von der Zoologie die Rede.

Terrain dieser Idee nach einer Seite hin etwas zu erweitern. Es ist möglich, daß man das Ganze für ein grundloses Spiel der Phantasie erklären wird. Es kann aber auch geschehen, und ich gestehe, ich hoffe es, daß man wenigstens den Grundgedanken nicht ganz verwerflich findet, und dann nur die Ausführung für mißlungen erklärt. Würde sich dann ein geistig Stärkerer als ich dadurch angeregt fühlen, das zu realisiren, was ich nur gewollt, so wäre dies der schönste Lohn, der mir für meine kleine Arbeit werden kann. Schon ein flüchtiger Blick auf die Annalen der Weltgeschichte belehrt uns, daß das Menschengeschlecht wie das menschliche Individuum in einem fortwährenden Zustand der Entwicklung begriffen ist; eine Sache, die an sich so evident ist, daß sie im Allgemeinen nie verkannt wurde. Unsere Absicht ist es nun, die Parallele zwischen der Entwicklung des Individuums und der des Geschlechts mehr im Detail durchzuführen. Wir wollen daher versuchen, ob nicht, wie die Evolutionen des menschlichen Individuums den verschiedenen Thierklassen in ihrer Abstufung entsprechen, so sich auch zwischen den Evolutionen des Menschengeschlechts und der Entwicklung der Idee des Thiers auf den verschiedenen Thierstufen Beziehungen auffinden lassen, so daß gleichsam die im menschlichen Individuum wie im Menschengeschlechte vorüberrauschende, wechselnde Form im Thierreich dauernd abgedruckt bliebe. — Freilich werden wir bei der Aufgabe, die wir uns stellen, mehr geistige Aehnlichkeiten zwischen den Thierklassen und Evolutionsstufen finden, während der individuelle Mensch mehr hinsichtlich der körperlichen Organisation die verschiedenen animalischen Klassen successiv repräsentirt. Eine scharfe Abmarkung werden wir auch im Gebiete der Welthistorie nirgends machen können, so wenig als im Thierreich zwischen den einzelnen Klassen sich je eine scharfe Grenze ziehen läßt. Wie hier eine Klasse in die andere, so greift dort eine Periode in die andere über. Es braucht auch kaum erwähnt zu werden, daß wir, wenn wir von dem Entwicklungszustande einer Zeit sprechen, dabei nur das Hervorstechende in derselben, ihren Totaleindruck berücksichtigen. So steht der Feuerländer noch jezt auf einer der frühesten Stufen der Kultur; aber auf unser allgemeines Urtheil über den geistigen Zustand unserer Zeit kann das keinen Einfluß üben.

Die frühesten Menschengeschlechter werden nach unserer Theorie der untersten Thierklasse entsprechen, den Keimthieren, wie sie Oken nennt, unter denen die Infusionsthiere die charakteristischsten seyn möchten. Es ist bekannt, daß uns alle Data über die Zustände jener Urgeschlechter fehlen, und da überdies auch das Wesen der erwähnten Thierklasse zum Theil noch von tiefem Dunkel bedeckt ist, erhellt, daß hier von einer sichern Parallele nicht die Rede seyn kann. Eine merkwürdige Aehnlichkeit drängt sich uns aber doch auch schon hier auf: die äquivoke Schöpfung, die bei der Entstehung der ersten Menschen nothwendig stattgefunden haben muß, dann aber für immer aufgehört hat, diese findet noch jezt statt bei den Infusorien. — Ferner wird ein auf Wahrscheinlichkeit gegründetes Urtheil über den Zustand jener Menschen, die ja eben erst aus der Hand der schaffenden Natur hervorgegangen, ziemlich auch auf sie anwenden, freilich mit den nöthigen Modifikationen *, was Oken (Lehrbuch der Naturphilosophie, zweite Auflage, Seite 492) von den Keimthieren sagt: „Sie haben nur Empfindung, sonst nichts; sie vermögen gar nichts, als sich zu bewegen und zu fassen. Alle andern geistigen Verrichtungen sind für sie nicht da.“

(Die Fortsezung folgt.)

* Wir haben, indem wir diesen Aufsaz schreiben, ein gebildetes Publikum vor Augen, und hoffen daher nicht mißverstanden zu werden. Was wir hier aussprechen, ist nicht zu materiell zu nehmen.

Zeitbilder aus Paris.

(Fortsezung.)

Von Spekulanten des Zufalls ist Nr. 36 des Palais-royal angefüllt; dort haben sie ihr Bureau, ihre Audienz- und Arbeitsstunden. Man kann das Personal daselbst am füglichsten in drei Klassen abtheilen: die eigentlichen Spieler, les pontes; die Spielkünstler, les professeurs de jeu; die Freibeuter, les flibustiers. Die zur ersten Klasse gehörigen, die eigentlichen Gegenspieler, sind leicht begreiflicherweise die angesehensten und willkommensten Gäste der Spielhäuser; mit ihrem Gelde zahlen die Spielpächter die schweren Kosten der Administration und legen dabei noch ein Ansehnliches zurück. Man hat nach einem mäßigen Ueberschlage berechnet, daß jeder einzelne Spieltisch für den Abend 1500 Franks zu unterhalten kostet; darnach mache man den Anschlag, welch unermeßliche Kapitalien in diesem stets geöffneten Schlunde begraben werden. Sobald in Nr. 36 ein neuer Gegenspieler erscheint, wird er der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit; die angestellten Spieldiener, die Mouchards und anwesenden Polizeiagenten setzen sich sofort in Bewegung, umkreisen von nah und ferne den Neuangekommenen und suchen seinen Namen und Vornamen, seinen Stand und Rang auszukundschaften. Wenn dieser gar un jeu d'ambadeur, wie man in der Kunstsprache sagt, d. h. ein hohes Spiel

spielt, verdoppelt sich die Aufmerksamkeit, die Neugierde und die Nachforschungen. Daher kommt es, daß wenige der Pontirer unbekannt bleiben, und zum Ueberfluß und zur Ergötzlichkeit gibt man dann den Einzelnen entweder nach ihrem Aeußern, oder nach ihrer Art zu spielen, nach ihrem Glück oder Unglück im Spiele Spitznamen. So erhielt ein stets glücklicher Spieler den Beinamen Massena, weil dieser General vorzugsweise der Liebling der Siegesgöttin war; ein anderer hieß wegen seines kühnen, gewagten Spiels der Risque-tout, der Wag-Alles; ein dritter, welcher die Gewohnheit hatte, zu weinen, wenn er sein Geld verloren, wurde die Thränenweide, Saule-pleureur, genannt, und ein vierter endlich, welcher während des Spiels mitunter einige Verse aus den französischen Tragikern zu rezitiren pflegte, hieß Talma.

Die Spielkünstler oder Spielprofessoren verspielen keineswegs ihr Geld; stets mit einer Nadel in der Hand, merken sie den ganzen Abend hindurch auf einer vor ihnen liegenden Karte jedesmal sorgfältig an, auf welcher Seite der Gewinn oder Verlust ist, wie oft Roth oder Schwarz herausgekommen. Darnach studiren sie die ungewissen Chancen des Spiels, ziehen daraus sichere Schlüsse, bauen darauf herrliche Schlösser und gewinnen dabei unermeßliche Summen, natürlich in der Einbildung. Sie wissen besonders ihr Geld gut in Massen anzuwenden, bien masser son argent, und diese Kunst lehren sie auch, deren ganzes Geheimniß bloß darin besteht, immer um das zu spielen, was man verloren hat und so am Ende die Bank zu sprengen, faire martingaler la banque, wobei sie aber nicht bedenken, daß sie sich selbst zuerst gesprengt haben und daß, wenn andere ihren guten Rath befolgen wollten, es Allen nicht besser ergehen würde. Aus Erfahrung und langjährigem Studium kennen sie übrigens mehrere sichere Koups, die nie fehlschlagen oder mißlingen können. Der Spielprofessor hat vorigen Tags, wenn man ihn hört, 2 bis 3000 Franken gewonnen; er stellt sich gleich zu Anfang und mit Eröffnung der täglichen Sitzung ein, sucht neben einem Pontirer einen Platz zu bekommen, überhäuft diesen mit seinen Rathschlägen, unterhält ihn von seinen glücklichen Spielabenteuern und versteht oft sein Handwerk so gut, daß er den Gegenspieler am Ende überredet, ihm eine Zeitlang sein Geld anzuvertrauen, um anstatt seiner das Glück damit zu versuchen. Vom Gewinnst zieht er fünfzehn Procent, der etwaige Verlust liegt außerhalb seiner Berechnung. Diese Spielprofessoren erhalten ebenfalls ihre Spitznamen. Ein alter Spielprofessor, welcher vielleicht zwanzig Jahre lang ununterbrochen an dem Untergange der Bank gearbeitet hatte, wurde der Krontodtengräber, Fossoyeur des Trônes, benannt, und ein anderer bekam denselben Beinamen, weil er stets das Geld derer verlor, welche seine Redseligkeit beschwazt hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, April.

(Beschluß.)

Graf Spiegel vom Desenberg. Mordthat.

Vor einigen Jahren meldete sich hier bei mehreren Gelehrten ein junger, fein gebildeter Mann, ein Graf Spiegel vom Desenberge. Er nannte sich einen Neffen des würdigen Erzbischofs von Köln, und sprach über gelehrte und ungelehrte Dinge, über Toleranz und Aufklärung. Schleiermacher, Chamisso und Andere der namhaftesten gelehrten Charaktere wurden auf diese Weise von ihm heimgesucht, und das Resultat des verbindlichen Besuches war, daß der vornehme Besucher sich einzelne seltene Bücher, und namentlich Exemplare der eigenen Werke der Gelehrten auf ein paar Tage erbat. Wer sollte das dem Grafen Spiegel vom Desenberge abschlagen! Mancher fühlte sich geehrt, zumal da der feine Graf die Begier zur Wissenschaft so weit trieb, daß er die schweren Folianten selbst unter den Arm nahm und nach Hause trug. Das Schlimme bei der Sache war nur, daß keiner der Gelehrten die Bücher wieder erhielt; und als man sie wieder fand, waren sie längst im Trödelhandel an ehrliche Besitzer gelangt, wo das jus postliminii aufhörte. Der Graf Spiegel vom Desenberge wurde zwar auch, als man ihn fand, seines Oheims und sogar seines Namens beraubt, indem man ihn vor Gerichte nur als einen Handlungsdiener Fritze aus Altdamm bei Stettin wollte gelten lassen, aber was half das den Besitzern? Fritze büßte seine gelehrten Besuche durch einen freien Aufenthalt im Zuchthause, der, ich weiß nicht wie lange dauerte, ihm aber nicht allein um jener Liebe zur Wissenschaft willen, sondern auch wegen anderer kalligraphischen Experimente gewährt worden. Es war auch nicht das erste, noch sollte es das lezte Mal seyn. Ob er zulezt sein Quartier wider den Willen seiner Wohlthäter verlassen, oder als sie meinten, daß es genug sey, ist mir gleichfalls unbekannt. Es erregte aber keine geringe Verwunderung, als der geschickte Polizeiinspektor Dunker einen Chevalier von Klinkofström aus Gothenburg, indem er einen falschen Wechsel präsentirte, arretirte, und in ihm nicht allein einen von Danzig aus verfolgten Grafen von Mongelas Jessy, einen Chevalier du Vergier, sondern auch den berüchtigten Gauner, den Baron von Minigerode, entdeckte. Wie er diesen vornehmen Proteus in die Stadtvogtei lieferte, der noch im hoch diplomatischem Tone, französisch und deutsch, gegen die Willkührlichkeiten unserer Polizei protestirte, stieg indessen das Erstaunen, als der Inspektor den weltberühmten Gauner mit den Worten empfing: „I Fritze, bist Du auch wieder da!“ Zu solchem hat sich der Diplomat nun wieder bekennen müssen, wiewohl er stolz darauf scheint, aus einem Spiegel vom Desenberg noch nicht gerade zu einem Spiegelberg degradirt zu seyn. Er soll noch immer einen gewissen hohen Ton führen, und namentlich entrüstet seyn, wenn man von Mainz spricht. Dort habe er entweichen müssen, denn ein Ort, der ihn an den Pranger gestellt, könne keine Ansprüche auf Achtung von seiner Seite machen, etwas, was ihm Niemand verargen wird. Seine Lebensgeschichte dürfte eine der interessantesten Biographien liefern, wenn er seine Musestunden

und seine gewonnene Bildung dazu benutzen wollte, sie niederzuschreiben. Zu einem Gefühl von Reue scheint der vier- und zwanzigjährige, blühende Mensch indessen noch nicht gelangt; denn auf den Ausruf wehmüthiger Entrüstung, den ein angesehener Mann bei seinem ersten Anblicke that: „Noch so jung, und schon so weit!“ erwiderte er keck: „Zum Holzhauen fühle ich mich zu gut.“ Als jener bemerkte, es gebe doch viele Zwischengrade von einem Holzhauer zum Betrüger, antwortete er mit Pathos: „Das ist der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend immer neue Schuld gebiert, sagt Schiller oder Shakespeare, Herr Präsident.“ — Lustig ist, daß der Betrüger in Danzig die Rolle des Emissärs einer republikanischen Propaganda zu spielen für gut befunden, und es wirklich dahin gebracht, daß er mit aller diplomatischen Schonung unter Surveillance gestellt wurde. Vermuthlich geschah es nur, um zu prahlen, eine Versuchung, der auch ein Gauner nicht zu widerstehen vermag.

Eine räthselhafte Mordthat beschäftigt hier die Aufmerksamkeit. Man findet eines Morgens am Wasser, unfern einer Kaserne, ein schönes, junges Mädchen todt liegen, mit entsetzlichen Wunden; unter andern ist ihr die Kehle durchschnitten und alles Blut abgezapft, ohne daß man auf eine Spur davon trifft. Ueber die Persönlichkeit der Todten hat man Nachricht, ihr Lebenswandel war nicht der beste, doch fehlt jede Spur der Thäter und der Motive der That.

Lyon, Mai.

(Fortsetzung.)

Utilität und Wissenschaft.

„Bei der Wiedererrichtung der Fakultät,“ sagte Professor Soulacroix in seiner Rede, „soll nicht bloß das Lokalbedürfniß Lyons bedacht, sondern es soll auch eine wissenschaftliche Lehranstalt in weiterem und höherem Sinn, ein wissenschaftlicher Mittelpunkt für das östliche und südliche Frankreich, ja selbst für die anliegenden Länder gegründet werden, die in zu großer Entfernung von den reichen Sammlungen und Schätzen der Hauptstadt liegen. Zu diesem Zweck wurde nicht eine von den Schulanstalten gegründet, wie sie mehrere Städte Frankreichs besitzen, sondern eine Fakultät mit sieben Lehrstühlen und ausgezeichneten Professoren. Die Tendenz unserer Fakultät wird doppelt seyn, zuerst das reine Studium der Wissenschaft ihrer selbst wegen, mit dem Zweck, die Wahrheit zu erkennen und zu lehren, der Wissenschaft in ihren rationellen und theoretischen Fortschritten. Wenn unsere neue Anstalt diese Richtung nicht hätte, wenn sie den Eifer für die reinen Wissenschaften nicht erweckte und unterhielte, wenn sie selbst nur eine wissenschaftliche Fabrikanstalt wäre, so würde sie bald tief sinken. Aber in Lyon, mehr als irgendwo in Frankreich, strebt der praktische Gesichtspunkt, der Gesichtspunkt der Anwendung und Nützlichkeit, nach Herrschaft über rein scientifische Bestrebungen. Die Wissenschaften sollen bei uns vor Allem der Industrie und dem Handel dienen. Allerdings wollen sie auch diesem Verlangen entsprechen, sie werden immer dahin arbeiten, die Lage der Menschheit zu verbessern, Wohlstand und Reichthum zu befördern; der Nutzen wird ihr nie fremd oder gleichgültig seyn. Ohne ihren ersten Gesichtspunkt, die Pflege und Vervollkommnung der Wissenschaft selbst, aus dem Auge zu verlieren, wird die Fakultät den Bedürfnissen und Wünschen der Gesellschaft zu entsprechen streben, sie wird beide Rücksichten umfassen, ohne Einer ausschließlich zu dienen.“

Hierauf sprach Vachon-Imberk, der Adjunkt des abwesenden Maires Prunelle, der bekanntlich einer der Lyoner Deputirten in der zweiten Kammer ist. „Der Unterricht in den höhern Wissenschaften ging bisher in Lyon nur von einigen ganz einzeln stehenden Männern aus, die zwar voll Kenntnisse und Eifer waren, denen es aber an Zusammenwirken und Aufmunterung fehlte. Gottlob gehören die Wissenschaften bei uns nicht mehr bloß gelehrten Spekulationen an; schon seit geraumer Zeit sind sie nicht mehr im ausschließlichen Besitz einer kleinen Zahl Philosophen und einiger Männer, die ein einsames Klosterleben unter Büchern und Manuskripten führen. Wenn die Wissenschaft der neuen Lyoner Fakultät nicht aus dem Studirzimmer oder dem Laboratorium herausgehen sollte, wenn ihr Unterricht nur den Ideen- und Wissenskreis der wenigen Begünstigten und Privilegirten erweitern sollte, die sich mit ihnen beschäftigen, so wäre hier und am heutigen Tag die Gegenwart der Munizipalbehörde ganz unpassend. Hohe Wissenschaften und ihre Studien sind nur Wenigen zugänglich, die höhern wissenschaftlichen Lehranstalten sind aber darum nicht weniger für das Volk im Allgemeinen. Die in diesen höhern Schulen entwickelten Theorien dringen bald weiter in die wohlhabenden Klassen, die gern ihre Kapitalien zu nützlichen Unternehmungen verwenden, und dadurch sich selbst und Andern Vortheil verschaffen. Die städtische Verwaltungsbehörde muß sich also lebhaft für wissenschaftliche Anstalten interessiren, wenn sie zu nützlicher Anwendung führen, weil die Fortschritte in der Civilisation, wie in der Industrie immer mit den Fortschritten der Wissenschaften gleichen Schritt halten (?). Nie war die Anwendung der Wissenschaften auf wirkliche Lebensbedürfnisse stärker und herrschender, als gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts. Dieser Impuls des menschlichen Geistes war sehr glücklich, denn er dehnte die Herrschaft der Intelligenz weiter aus, er gab ihr auch eine ernste, großartige (?) Richtung, die zugleich reich an materiellen Vortheilen war. Die Chemie, die Naturlehre und Mechanik, diese Wissenschaften, welche ich wegen ihrer unmittelbaren, vortheilhaften Anwendung die Wissenschaften der Künste nennen möchte, erhielten eine unermeßliche Entwicklung. Chemie und Naturlehre nahmen nun offen und laut ihren Rang unter den positiven Wissenschaften ein, und durch ihre gegenseitige Unterstützung führten sie die Menschen zu unerschöpflichen Wundern und Reichthümern. Die Mechanik grenzt jezt an das Reich der Wunder und sezt die Welt in Erstaunen, nicht durch ihre Theorien, sondern durch ihre praktischen Leistungen. In ihr kann der scheinbar einfachste und gewöhnlichste Gedanke zu den ungeheuersten Resultaten führen. So kann ein veränderter Webstuhl in unserm wichtigsten Lyoner Industriezweig eine Revolution bewirken. Das in Dampf aufgelöste Wasser hat dem Menschen gleichsam Götterkraft gegeben, und ihn weit über das hinausgetragen, was man ehemals für möglich hielt, und noch kennen wir die Grenzen dieser Kraft nicht. All diese wundervolle, immer fortschreitende Thätigkeit der Wissenschaft, im Verein mit dem Gewerbfleiß, dürfte einst die Lösung der wichtigsten Probleme und Fragen der Staatswirthschaft herbeiführen, die unsere Zeit bewegen und aufregen; aus ihnen dürfte der ewige Friede und ein über alle Klassen verbreiteter Wohlstand hervorgehen. Ja, um uns her ist Alles im Fortschreiten begriffen, und die junge Lyoner Generation ist überzeugt, daß alle Zweige industrieller Kunst auf dem Boden der Wissenschaft gepflegt seyn und aus diesem hervorwachsen müssen, wenn sie künftig ihre wahre Bestimmung erfüllen sollen.“

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 53.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

zündet damit seine Cigarre an und wirft den brennenden Rest in's Zimmer. Da hätte man sehen sollen, wie alle jene erstorbenen Augen beim Anblick dieses brennenden Papierstreifens Leben und Glanz wiederfanden, wie jene dürren Gestalten ganz verdutzt und verblüfft, wie am Fußboden festgenagelt dastanden und die Mäuler aufsperrten. Die Bank von Frankreich gewann den Abend 1000 Franken und Mylord verlor deren 60,000.

(Der Beschluß folgt.)

Die Metamorphosen des Menschengeschlechts.

(Fortsetzung.)

Die ersten Strahlen der verbürgteren Geschichte fallen auf das nördliche Afrika und das westliche Asien. Man könnte die zweite Periode die egyptisch-asiatische nennen. Es ist bekannt, daß die alten Egypter der düstere Ernst, die Scheu vor jeder Neuerung, die große Bedächtlichkeit in allen Dingen charakterisirte. Eben so bekannt ist der epikuräische Sinn der meisten asiatischen Völker der damaligen Zeit. — Es entspricht diese zweite Periode der zweiten Thierklasse, den Mollusken. Wir begnügen uns, auch hier Einiges von dem anzuführen, was Oken zur Charakteristik dieser Klasse gibt (S. 494): „Welche Majestät in einer kriechenden Schnecke, welche Ueberlegung, welcher Ernst, welche Scheu und zugleich welch festes Vertrauen. — Bedächtlichkeit, wählerische Gefräßigkeit scheinen überhaupt den geistigen Charakter der Weichthiere auszumachen.“

Die Strahlen der historischen Sonne fallen nun auf Hellas. Die Hellenen machen sich während der ganzen dritten Periode bei weitem am bemerklichsten, und man könnte diese Periode die griechische nennen. Geist und Charakter des alten Griechenvolks ist sattsam bekannt. Man weiß, zu welch ungeheurer Höhe der menschliche Geist sich in Griechenland plötzlich aufschwang. Die höchste künstlerische und wissenschaftliche Begeisterung, nicht bloß bei Einzelnen, sondern bei dem ganzen Volke, zumal beim atheniensischen, wahre Verehrung des Kalokagathon, große kriegerische Tapferkeit, dazu südliche Glut und südliche Beweglichkeit — das sind die Grundzüge des Charakters der alten Hellenen. — Analog dieser dritten Periode im Gebiet der Geschichte ist im Gebiet des Thierreichs die dritte Klasse, die der Insekten. Oken sagt von ihnen (S. 495): „Gesundheit, Lebensfülle, Edelsinn, Großmuth, Heldenmuth wohnt in der Brust.“ Gleich darauf: „das Insekt hat ferner einen Bewegungsgeist oder die Gewandheit des Tastsinns, welche sich in der Darstellung symmetrischer Figuren offenbart. Diese Darstellung tritt besonders bei den schaffenden Geschlechtsverrichtungen hervor als Kunsttrieb.“

In der vierten Periode der Weltgeschichte treten alle andern Nationen in den Hintergrund; die Römer allein sind es, die unsere Aufmerksamkeit fesseln. Wir möchten daher diese Periode mit dem Namen der römischen bezeichnen. Die Kultur des Menschengeschlechts scheint in diesem Zeitraum einen großen Rückschritt gethan zu haben, oder vielmehr sie hat ihn gethan. Das Schwert verstanden die Römer zu führen, sie verstanden die Völker zu unterjochen und zu beherrschen; kriegerischer Muth wohnte in ihrer Brust, aber fremd war ihnen der geläuterte Sinn für alles Schöne und Gute, der die Griechen belebt hatte. Versuchten es auch Einige, die Griechen nachzuahmen (an Originalität ist vollends gar nicht zu denken), das römische Volk war und blieb ein roher Soldatenhaufe. — So sichtbar dieser Rückschritt ist, so kann er doch Keinem auffallen, der mit einigem philosophischen Sinn das Gebiet der Geschichte überblickt. Ihm ist es wohl bekannt, daß die Macht, die die Weltereignisse lenkt, zuweilen ein solches Zurücksinken auf eine tiefere Stufe zuläßt, wenn sie erkennt, daß nur auf diese Weise wieder ein frisches Vorwärtsschreiten möglich werde. So läßt oft der erfahrene Heerführer in der Schlacht seine Krieger scheinbar weichen, aber nur um bald darauf wieder desto rüstiger mit ihnen vorzudringen. — Dieser vierten Periode entspricht die vierte Klasse des Thierreichs: die der Fische. Auch die thierische Organisation scheint, nachdem sie in den Insekten schon einen so hohen Grad erreicht hat, in dieser Klasse plötzlich wieder gar tief zu sinken. Aber klar vermag der Anatom nachzuweisen, daß auch hier der scheinbare Rückschritt nur der nothwendige Uebergang zu den vollkommenern Organismen ist. — Was Oken von den Fischen sagt (S. 396), rechtfertigt unsern Versuch, ihren Charakter dem der Römer zu vergleichen: „Sie sind ahnende, ernste Thiere, welche, durch geheime Bande angezogen, die größten Reisen machen, in Flüsse und aus ihnen steigen, ihren Raub meilenweit aufzufinden wissen. Alle Kunsttriebe sind dagegen in ihnen verwischt.“

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, Mai.

(Beschluß.)

Artillerie und Wissenschaft.

Bedeutender war, was hierauf Boussingault, der Dekan der Fakultät, sagte. „In unserer Zeit — zum Lob des Jahrhunderts muß es gesagt werden — hat Jeder mehr als

je Unterricht nöthig. Schon haben die Vereinigten Staaten von Nordamerika viele gelehrte Universitäten (?), ja sogar die jungen Republiken Südamerika's machen Anstrengungen, um in ihren Ländern die Wissenschaften zu verbreiten. Um so auffallender ist es, daß Lyon, diese durch ihre Einwohnerzahl bedeutende, durch ihre Industrie und ihren Handel hochwichtige Stadt Frankreichs, bisher keine höhere Lehranstalt, keine Fakultät hatte... Die Vorlesungen der unsrigen werden ungefähr alle Zweige der Naturphilosophie (versteht sich, im französischen Sinn) begreifen, und zwar immer in genauer Beziehung und Anwendung auf Gewerbfleiß; denn auf der Höhe, wohin jezt die Industrie und die ihr verwandten Künste gekommen sind, genügt ihnen nicht mehr oberflächliche Kenntniß, es muß tiefer in die Wissenschaft eingedrungen werden. Dies hat sich auch früher schon gezeigt, es wurde nur nicht allgemein anerkannt, und man glaubte, mit halben Kenntnissen auszureichen und eben so weit zu kommen. Die jezige Zeit erfordert tüchtige Arbeiter mit tüchtigen Kenntnissen. Watt, der durch seine Vervollkommnung der Dampfmaschine eine Revolution in der englischen Industrie hervorbrachte und diesem Land eine mehreren Millionen Arbeitern gleichkommende Kraft verlieh, der geniale Watt war weder Physiker, noch Mechaniker von Profession, er verfertigte nur mathematische Instrumente, hatte sich aber durch Selbststudium große Kenntnisse in den Wissenschaften erworben. Ganz vor Kurzem ist eine für die Eisenfabrikation sehr wichtige Entdeckung gemacht worden, es wird nämlich jezt, statt kühler Luft, erhizte in die Schmelzöfen geleitet. Dieses Verfahren wurde nicht von einem Chimisten oder Physiker entdeckt, sondern von einem bloßen Eisenwerkmeister, aber von einem sehr unterrichteten und denkenden. Zur Anwendung wissenschaftlicher Grundsäze auf die Industrie gehört angestrengte Aufmerksamkeit und eine große Beobachtungskunst; um ein verwickeltes Problem zu lösen, muß man unausgesezt darüber nachdenken, und die Fähigkeit solchen Nachdenkens wird nur durch sehr ernste wissenschaftliche Studien erworben. Der große Newton wurde gefragt, was ihn auf die Entdeckung der Geseze der Schwere geführt habe. Ich dachte immer darüber nach, war seine Antwort. So war es auch mit Watt, der die Eigenschaften des Dampfes nie aus dem Sinn verlor. Von dieser Beharrlichkeit gibt uns auch Kolumbus im fünfzehnten Jahrhundert ein merkwürdiges Beispiel. Um nach Indien zu gelangen, schifften die Portugiesen immer nach Osten; Kolumbus, der den Gedanken der Erdrundung immer fest hielt, beschloß, in westlicher Richtung dahin zu gelangen. Der Gedanke war allerdings verständig, aber zur Ausführung gehörten Schiffe und unerschrockene Schiffsmannschaft; wie hätte der arme, kreditlose Kolumbus dazu gelangen können? Sieben Jahre lang reiste er nun umsonst von Land zu Land, und suchte vergebens Jemanden, der ihn anhören und begreifen wollte; bald war er so arm, wie ein Bettler, aber darum verließ er doch seinen leitenden Lebens- und Lieblingsgedanken nicht, und dieser führte ihn endlich über Ocean, Stürme und Gefahren zur Entdeckung Amerika's... Von hoher Wichtigkeit für die Industrie sind besonders Chemie und Mechanik. Erstere hat weniger auf schnelle Verbesserung althergebrachter Verfahrungsarten gewirkt, als eine Menge ganz neuer Künste auf die Bahn gebracht, mit deren bloßer Aufzählung ich eine ganze Sizung füllen könnte. Welch mächtigen Einfluß hat nicht die Chemie auf die Anwendung neuer, wohlfeilerer Färbestoffe gehabt! wie mächtig hat nicht die Erfindung der Dampfmaschinen die ganze Industrie umgestaltet! Sehr bedeutend haben auch Chemie und Mechanik auf die Metallurgie gewirkt, und große Entdeckungen lassen sich hierin noch voraussehen. Sehr merkwürdig und an's Wunderbare grenzend ist auch die Gewinnung des Zuckers aus holzigen Stoffen, und aus diesem Zucker kann bekanntlich durch Fermentation Weingeist gewonnen werden... Hieher gehört auch die Entdeckung der Sodafabrikation auf französischem Boden, wodurch unsere Fabriken von Spanien unabhängig geworden sind; die Anwendung des Chlors auf die Bleichen, die Erfindung der Zuckergewinnung aus Runkelrüben u. s. w.“

Es ist sehr zu wünschen, daß diese neue Fakultät das große und wichtige Problem lösen helfe, welches schon so lange für Lyon vorliegt, nämlich der Stadt, wenn nicht gutes, doch leidliches Trinkwasser zu verschaffen, woran es uns alle Tage mehr fehlt. Durch die immer zunehmende, sich immer mehr zusammendrängende, in engen, schmuzigen Straßen angehäufte Bevölkerung werden unsern Brunnen durch Infiltration so viele unreine und ekelhafte Bestandtheile zugeführt, daß ihr Wasser kaum mehr zu trinken ist. Auf welchem Wege ist diesem furchtbaren Mangel nun abzuhelfen? Dies ist die große Frage, über deren Lösung jezt zwei Parteien in heftigem Streit sind, die Quellpartei und die Dampf- oder Rhonepartei, und worüber ich das nächste Mal Einiges berichte.

Auflösung des Räthsels in Nr. 117:

Das Leben.

Räthsel.

Zwei Feen hat euch, beide Seherinnen,
Mein Zauberlämpchen schon erscheinen lassen,
Hoffnung, beschwichtigend für Herz und Sinnen,
Und Einsamkeit, wenn Liebes euch verlassen;
Die dritte nun, geführt an beider ersten Hand,
Wirft bunt mein Lämpchen an die weiße Wand.

An ihren Werken sollt ihr sie erkennen,
An ihrer Herrschaft in drei großen Reichen,
So weit die Strahlen eurer Sonne brennen,
Und weiterhin, wo alle Grenzen weichen;
Ein Reich des Todes ist's, das sie bewegt,
In dem sie Neigung oder Haß erregt.

Ein Reich des Friedens auch, in dem sie waltet;
Da baut sie Bettchen sich in süßen Düften,
Erneut, verjüngt, was lange schien veraltet,
Und wiegt sich in des Frühligs lauen Lüften.
So seht doch hin, wie sie mit Zauberkraft
So schöne Blumen, süße Früchte schafft!

Ein Reich des Krieges auch, dem sie den Frieden
Mit ihrer Augen wonnevollem Strahle
Zu schaffen weiß; was lang sich schon gemieden,
Küßt sich in edler Lust mit Einemmale,
Und wo sie wandelt, grüßen ihre Spur
Die schönsten Töne, Stimmen der Natur.

Sie hebt empor, was lebet, aus dem Staube
In ihres eignen Himmels lichte Hallen,
Und läßt sie dann es auch dem Tod zum Raube,
Doch ist sein Loos auf's Lieblichste gefallen;
Denn selig stirbt, wer ihr in's Auge sah:
Er ist am Ziele, ruhig ruht sich da.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 124.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 25. Mai 1835.

Ich sehe nicht gerne, wenn man gewisse Talente, die von der Zeit hervorgerufen werden, so hoch erhebt und rühmt, andere dagegen schilt und niederdrückt. Die Kehle der Nachtigall wird durch das Frühjahr aufgeregt, zugleich aber auch die Gurgel des Guckuks.

Goethe.
Dichtung und Wahrheit. 12 Buch.

Die schwäbischen Sänger.

An Goethe.

Die Nachtigall im frischen Hain
Singt wohl gar schöne Weisen,
Doch ist der Vogel nicht allein
Ob solcher Kunst zu preisen.
Kein König ist im freien Wald,
Wo bunt ringsum Gesang erschallt.

Da singet jeder seine Weis'
Nach seinem eignen Schnabel,
Ob Nachtigall, ob Fink er heiß',
Wenn schön nicht, doch passabel.
Die Wachtel bleibt beim Wachtelschlag,
Fink nicht wie Lerche singen mag.

So ist's im schwäbschen Sängerhain.
Preis, Sänger dir von Thule!
Doch hör' es unter'm Leichenstein:
Bei uns gibt's keine Schule,
Mit eignem Schnabel jeder singt,
Was halt ihm aus dem Herzen springt.

Justinus Kerner.

Die Metamorphosen des Menschengeschlechts.

(Beschluß.)

In der fünften Periode füllt sich die Scene des Welttheaters mit einem Gewimmel von barbarischen Nationen: Barbarenperiode. Auch bei diesen Völkern findet sich kriegerischer Geist, ja ihre Unerschrockenheit ist noch größer, ihr Muth wilder, als bei den Römern. Aber diese Vorzüge dienen ihnen nicht etwa wie den Römern zur Realisirung einer großen Idee. Sie wollen keine Weltherrschaft, nur einen Boden wollen sie gewinnen, der sie nährt. — Man wird vielleicht, um uns zu widerlegen, die großen Eroberungsunternehmungen einiger Beherrscher barbarischer Völker anführen. Aber wir können von dem Sinne Einzelner keinen Schluß auf den Sinn der Nationen ziehen; wir haben es, wie gesagt, bloß mit dem Totalcharakter zu thun. Daß aber die barbarischen Völker keine eigentlichen Eroberer waren, findet seinen Beweis darin, daß nach dem Tode der erwähnten Fürsten alsbald ihre kolossalen Reiche wieder zerfielen. In Rom dagegen war das Volk Eroberer; darum that keines Konsuls oder Kaisers Tod der römischen Herrschaft Abbruch. — Dieser

Periode korrespondirt die fünfte Klasse der Thiere, die bunte Klasse der Reptilien. Oken sagt von ihnen (S. 496): „der Muth, den sie als Brustthiere haben, geht mehr in Frechheit, Unverschämtheit über. Sie sind nur hungrige Helden."

Ein schöneres Leben beginnt sich zu entfalten in der nun folgenden sechsten Periode, der sogenannten Ritterzeit. Schon zeigt sich die Morgenröthe des bald anbrechenden schönen Tags. Allmählich beginnen die Wissenschaften wieder sich Bahn zu brechen, die Künste heben sich wieder auf eine bedeutende Höhe; besonders schafft die Baukunst Werke, die wir noch jezt nur bewundern, nicht erreichen können. Vor Allem aber ist es die Dicht= und Tonkunst, die in dieser Periode recht eigentlich ein Volksbesitzthum wird, nicht von Einzelnen bloß ausgeübt, wie allenfalls in unserer Zeit. Wir brauchen die nähern, hieher bezüglichen Data nicht anzuführen, sie sind bekannt genug. Dazu kam ein allgemein verbreiteter freier, leichter Sinn, ein idealischer Aufschwung der Ideen, eine gewisse romantische Färbung des Lebens. Darum erscheint auch jezt uns Allen noch das Mittelalter in einem phantastischen Farbenglanz. Man kann der Periode nicht füglich eine andere an die Seite stellen, als die griechische. — Die Vergleichungsmomente, die die entsprechende zoologische Klasse der Vögel darbietet, ergeben sich von selbst. Eben so fällt die große Aehnlichkeit der Vögel mit den Insekten in die Augen.

Die siebente Periode kann man nach ihrem hervorstechenden Charakter die wissenschaftliche nennen. Rasch und ununterbrochen folgen Entdeckungen auf Entdeckungen, Erfindungen auf Erfindungen. Die Wissenschaften erhalten eine populäre Verbreitung, wie nie vorher. Mit hellerem Blick als je erfaßt der menschliche Geist die Tiefen der Natur und des Lebens. Es ist das geistige Auge, was in dieser Zeit einen hohen Grad von Vollkommenheit erreicht. Mit Recht stellen wir daher diese Periode der siebenten Klasse der Thiere gegenüber: den Säugethieren, von denen Oken sagt (S. 498): „die Seele des Augs gesellt sich bei ihnen noch hinzu, und damit scheint ein Erkennen, ein Verstehen, ein Begreifen gegeben zu seyn."

Eine zukünftige Zeit wird der Menschenklasse selbst entsprechen. Gegenwärtig werden wir, gleich dem alten Diogenes, noch vergeblich ein eigentliches Menschengeschlecht aufsuchen. Die Wesen, die auf der Stufenleiter der lebenden Geschöpfe noch höher stehen als der Mensch, kennen wir eben so wenig, als den Zustand des menschlichen Individuums nach seiner lezten Metamorphose, nach dem Tode, und eben so wenig ist uns die späte Zukunft des Menschengeschlechts bekannt. Kann aber auch hier von keinem wissenschaftlichen Vergleiche die Rede seyn, so gibt es doch alte Ueberlieferungen, denen zufolge auch hier dieser harmonische Dreiklang der Reihe der lebenden Wesen, der Perioden des menschlichen Individuums und der Perioden des Menschengeschlechts sich wiederholte, und man braucht nicht eben Mystiker zu seyn, um auf solche uralte Lehren der Religion einiges Gewicht zu legen.

Wir begnügen uns mit dieser skizzirten Darstellung. Wir haben unsere Idee dargelegt und gezeigt, wie wir sie ungefähr durchzuführen beabsichtigen. Ein weitere Ausführung dürfte sich weniger für diese Blätter eignen und möchte auch kaum räthlich seyn, ehe das Urtheil kompetenter Richter über das Schicksal des Grundgedankens entschieden hat.

Zeitbilder aus Paris.

(Beschluß.)

In Nr. 129 des Palais=royal, in der Galerie Valois, trifft man schon eine bei weitem geringere Anzahl von Gaunern, Freibeutern und andern Industriellen, wovon Nr. 36 wimmelt, schon aus dem einfachen Grunde, weil hier um 12 Uhr Abends geschlossen wird, während dort bis Morgens 3 Uhr der Ein= und Austritt gestattet ist. Die ständigen, gewöhnlichen Besucher von Nr. 129 sind außer den habituellen Spielern eine große Anzahl alter Leute mit grauen Haaren, erloschener Stimme, schlotternden Knien und zitternden Händen, und eine Masse Spielprofessoren. Die Ersteren sind in der Regel alte Hagestolze, Pensionärs, die von einer kleinen Rente leben, Bureaudiener, welche für ihre dreißig Jahre langen Dienste eine Pension von 5 — 600 Franken beziehen. Diese alle haben in Nr. 129 ihren Sammelplatz; dort können sie ruhig sitzen, haben Feuer und Licht und brauchen doch nichts zu verzehren. Manchmal, gewöhnlich zu Anfang eines neuen Monats, wenn ihre Pension oder Rente monatlich ausbezahlt wird, wagen sie ein Fünffrankenstück, welches sie zuvor drei Stunden lang in der Hand herumdrehen, während sie die Chancen des Spiels studiren. Wenn sie verlieren, wollen sie sich vor Leid noch ihre wenigen Haare ausraufen, schlagen sich vor die Stirn und rufen unaufhörlich aus: C'est fait pour moi! ça n'arrive qu'à moi! Wenn sie gewinnen, gehen sie sogleich fort und thun sich ganz im Stillen etwas zu Gute, indem sie in ihrem Kaffeehause eine demi-tasse Kaffee mit einem Gläschen Anisette oder sonst einem feinen Liqueur trinken. Einige unter ihnen spielen gar nicht, sondern betreiben eine andere, vielleicht die sonderbarste Art von

Industrie, die man vielleicht nur hier kennt und ausüben kann. Sie bitten nämlich einen Spieler, ihnen einen Napoleond'or gegen vier Fünffrankenthaler zu geben, und sobald sie denselben haben, gehen sie in den ersten besten Wechslerladen, um das Goldstück gegen die wenigen Sous Agio auszuwechseln.

Hier in Nr. 129 sind die Spielprofessoren am zahlreichsten; man muß Stundenlang die Geduld haben, diese Leute anzuhören, um alle die bizarren Plane und Luftschlösser, welche das leere, verbrannte Gehirn dieser Thoren ausbrütet und aufbaut, glaubwürdig zu finden. Ein alter Spielprofessor hat seinen Kindern 44,000 punktirte Karten hinterlassen — ein rührendes Vermächtniß! Oft lassen sich die Spielprofessoren auch, gleichwie die fremden Sprachmeister, eigene Karten mit hochtrabenden Phrasen stechen; auf der Karte eines derselben las man: Monsieur N. N., professeur des chances aléatoires, inventeur de la sauteuse perfectionnée, de la progressive indépendante et analytique, du grand et petit chapeau parabolique. Mit diesen Titeln ließ ein Spielprofessor sich in's Journal général d'Annonces einrücken und bemerkte dabei, daß er täglich Vorlesungen von zwei bis vier Uhr in der Passage du Saumon, zwischen der Rue Montmartre und Rue Montorgueuil halte; das Eintrittsbillet koste fünf Franken. Und sollte man es glauben? er hatte zahlreiche, andächtige Zuhörer. Man weiß nicht, ob man mehr über die Unverschämtheit des Lehrers oder die Dummheit der Zöglinge staunen soll. Noch unbegreiflicher aber scheint es, daß die Polizei sich in's Mittel legte und unter dem Vorwand, daß der Herr Professor ein nicht privilegirtes Spielhaus eröffnet habe, den Saal, worin die Vorlesungen gehalten wurden, schloß und alle Gegenstände des Spielapparats konfiszirte.

Ein anderer dieser Spieldoktoren entdeckte eines Tags ein untrügliches Mittel, die Bank zu sprengen. Er theilt es seinen Freunden mit; die Entdeckung findet allgemeinen Beifall und man beschließt, sie zu benutzen und in Ausübung zu bringen; doch zuvor will man sich, um ganz sicher zu gehen, erst mit eigenen Augen und eigener Erfahrung von der Unfehlbarkeit des Vorgangs überzeugen. Man kauft Alles, was zu einem Roulettetische gehört, etablirt in einem Zimmer der zahlreichen Aktionärs eine förmliche Spieldirektion und Spielgesellschaft, und wiederholt zwei Monate lang täglich die angegebenen Versuche des Wunderspieldoktors. Anstatt mit Geld, spielten die Pontirer mit rothen Bohnen, und die Bankiers zahlten mit weißen Bohnen. Die ganze Probezeit hindurch waren die Chancen stets glücklich für die Gegenspieler, und diese gewannen eine so beträchtliche Anzahl weißer Bohnen, daß die Bank ihren Vorrath und ihre Kasse dreimal aus der Gemüsehalle mußte erneuern lassen. Endlich sezt man den entscheidenden Tag fest, an welchem man die erste Vorstellung dieses großartigen Schauspiels ernsthaft geben will: es war die erste und die lezte; denn in einer halben Stunde waren sämmtliche Fonds der Gesellschaft erschöpft. — Diese Spielsitzung erhielt den Namen: la journée aux haricots.

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, April.

Das Verhältniß der Stände.

Wenn wir jezt, bereits bis zur lezten Fastenwoche vorgerückt, noch des verflossenen Karnevals erwähnen, so geschieht dies bloß, weil er gewissermaßen einen Wendepunkt in der Geschichte des Prager geselligen Lebens bildet. Seit Jahrzehenden machte man die Bemerkung, daß die Trennung zwischen dem Adel und den höhern bürgerlichen Klassen hier schroffer und auffallender dem Blicke entgegentrete, als in Wien und den meisten andern großen Städten Deutschlands. Daß in dieser Hinsicht eine Parallele zwischen der Residenz und einer zahlreich bevölkerten Provinzstadt stets zum Nachtheil der leztern ausfallen müsse, ist natürlich, da in jener die Nähe des Monarchen gar viele Dissonanzen zur Einheit verschmilzt, insbesondere, wo der Landesfürst, wie unser Herrscherstamm, seinen Großen mit dem Beispiel einer angebornen und aus dem Herzen kommenden Humanität und Freundlichkeit voran geht. Anders ist es in der Provinz, vorzüglich in solchen Städten, wo ein reicher Adel dominirt, und kein gesellschaftliches Band beide Stände in jene leise Berührung bringt, welche allein wünschenswerth seyn dürfte. In Prag hat sie seit einem längern Zeitraum ganz gefehlt; hoher und niederer Adel, wie die höhern Bürgerklassen, waren schon in der äußern Erscheinung kastenmäßig streng gesondert, und wo in den gemischten Versammlungen — die fast nur bei den Gesellschaftsbällen der Juristen und Mediziner stattfanden — jene zusammentrafen, sahen die Adeligen so auffallend stolz und geringschätzig auf die andern Menschen herab, und mieden es so geflissentlich, sich in ihre Reihen zu mischen, daß nicht selten das allgemeine Vergnügen durch die Gegenwart des hohen Adels, nach welcher, als der Elite der Gesellschaft, gleichwohl alle Ballunternehmer geizten, mehr gestört, als der Glanz des Tanzfestes durch ihre Erscheinung erhöht wurde. Es ist unserm neuen Theaterunternehmer, Stöger (früher Bühnendirektor in Grätz, Preßburg, Triest und zulezt im Wiener Josephstädter Theater), gelungen, diesen Zauber zu lösen und eine wenigstens scheinbare Verschmelzung aller Klassen herbeizuführen, dasselbe nämlich, was wir oben eine leise Berührung genannt haben. Dieser äußerst thätige und unternehmende Mann hat im lezten Herbst nicht allein einen vergrößernden Umbau des Schauspielhauses in einer unglaublich schnellen Zeit zu Stande gebracht, sondern dasselbe zugleich so verändert, daß es mit geringer Mühe für den Sonntag des Karnevals in einen Doppelsaal verwandelt werden kann, und dieses Jahr schon zum Schauplatz der Redouten benuzt worden ist, die durch ihn, gleich dem Phönix, verschönert und verjüngt, aus der Asche wieder hervorgegangen sind, und nicht allein sehr zahlreich, sondern auch von den Personen des höchsten Ranges und Standes besucht wurden, welch leztere nicht, wie zu erwarten stand, das wogende Getümmel des Volkes nur

aus ihren Logen beschauten, sondern sich munter unter die Menge mischten; ja, die ersten Damen scheuten selbst das furchtbare Gedränge der dritten Redoute nicht, worin jeder Schritt, wenn auch nicht mit Blut, doch mit Strömen Schweißes erkauft werden mußte. Es scheint in der That, als sey es unser Adel müde geworden, immer nur sich selbst zu sehen, und wolle auch in andern Kreisen sich vergnügen, wenn ihm dazu nur anständige Gelegenheit geboten würde. Mehr zurückgezogen hielten sich die Damen des Bürgerstandes, die nur wenig von ihren Logensitzen aufstanden und sich aus der Ferne bewundern ließen.

Den Hörern der Rechte und der Medizin ist durch eine kaiserliche Verordnung vom vorigen Jahre untersagt worden, Bälle zu geben, wahrscheinlich, weil man von dem Gesichtspunkt ausging, die Jugend solle wohl die Belustigungen des Karnevals mit genießen, doch nicht die theure Zeit ihren Studien entziehen, um jene für andere zu bereiten. Nur den Kandidaten der medizinischen Doktorwürde war es in diesem Jahre gestattet worden, ein Ballfest zu veranstalten, welches, als das einzige, desto glänzender ausfiel. Auch hier erschien der Adel in bedeutender Anzahl, freundlich und gefällig; mehrere der jüngern Damen und Herren mischten sich in den Reihen der Tänzer, und im Ganzen bestritt dieser Ball, wie die Redouten, Alles, was man von der strengen Abgeschiedenheit der Stände in Prag so oft und viel erzählt hat. So sehr die Vergnügungen des Karnevals durch diese neue und erfreuliche Erscheinung an Glanz und Intensität gewannen, so unerwartet und trauervoll wurden dessen lezte Freuden durch den Tod des Kaisers Franz gestört; die zwei lezten Redouten und zahllose kleinere häusliche Tanzunterhaltungen, mit denen der Fasching lustig zu Grabe getragen werden sollte, wurden abgesagt, das Theater und alle andern öffentlichen Belustigungsorte geschlossen, und ein dichter Trauerschleier deckte sich verhüllend über jede gesellige Lustbarkeit.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, Mai.

Regsamkeit im Buchhandel.

Es herrscht jezt eine so furchtbare Thätigkeit und Regsamkeit in der Pariser Literatur, daß die Buchdrucker darüber klagen, sie können nicht so viele Gehülfen bekommen, als sie nöthig haben. Bedenkt man, daß manche Drucker mechanische Pressen haben, bei welchen die Arbeit nur mit geringer Beihülfe von selbst von statten geht, und daß manche Werke stereotypirt werden, also, einmal gesezt, beständig wieder abgedruckt werden können, ohne der Sezer ferner zu bedürfen, so läßt sich daraus schließen, welch furchtbare Menge von neuen Schriften und literarischen Unternehmen jezt zu Tage gefördert werden muß. Um nun das Publikum nicht abzuschrecken, sind die Unternehmer genöthigt, demselben ihre schön gedruckten, manchmal mit Vignetten und schönen Kupfern gezierten Novitäten, oder neuen Auflagen älterer Schriften in Heftchen wöchentlich vorzulegen, und jedesmal nur zehn, zwölf, oder fünfzehn Sous zu verlangen. Die Käufer verarmen jezt auf eine neue Weise, nämlich nicht durch den zu hohen Preis, sondern durch die Wohlfeilheit der Waare. Die auf's Kostbarste gedruckten Bücher kosten ja nur einen halben Franken das Heft; wer ist nicht im Stande, auf mehrere dergleichen zu pränumeriren, oder, da hier fast gar keine Vorausbezahlung statt findet, zu subscribiren, was auf Eins hinausläuft? Auch mancher Verleger läuft Gefahr, vor lauter Reichthum an Verlagswerken arm zu werden; denn es wird mit einer solchen Wuth darauf losgedruckt, daß man glauben sollte, es gebe keine alten Auflagen mehr, und sie seyen aus der Welt verschwunden. Nun hat freilich die Zahl der Leser bedeutend zugenommen, und die Zweisouszeitschriften haben doch so viel Gutes bewirkt, daß die Leute mehr lesen und sich mehr nach Unterricht umsehen, als sonst; allein es geht mit den Büchern, wie in England mit den baumwollenen Zeugen: es wird weit über den Bedarf fabrizirt. Die Revolution vom Juli 1830 war auch eine für den Buchhandel, weil damals alle Büchermagazine von neugedruckten Voltaires, Rousseaus, Montesquieus, Laharpes und Barthelemys vollgepfropft waren, und nun auf einmal der Sinn des Publikums eine ganz andere Richtung bekam, vor der Hand von Büchern keine Rede mehr war und die Buchhändler nicht wußten, was sie mit dem ungeheuern Büchervorrathe anfangen sollten. Der Staat mußte den Verlegern viele Millionen vorstrecken, um ihnen aus der Noth zu helfen. Manche haben sich aber so wenig herausgeholfen, daß man die Bücher von Gerichts wegen hat verkaufen müssen, um nur einigermaßen den Vorschuß zu decken, was aber wenig eingebracht hat. Man hätte glauben sollen, diese Erfahrung werde fruchten und den Buchhandel vorsichtiger machen. Einige Jahre lang ging es auch sehr langsam und bedächtig darin her; aber jezt wird ärger als je spekulirt, konkurrirt, gedruckt und angekündigt. Doch sind es keine Voltaires und Rousseaus mehr, die man um die Wette herausgibt, sondern Chateaubriands, Buffons, Walter Scotts, Coopers u. s. w., und häufiger noch Magazine mit Kupfern, Encyklopädien und artistische Museen. Dabei macht die Buchdruckerkunst große Fortschritte und thut es der englischen gleich. Das Beste dabei, wenigstens für die Käufer, ist, daß die Unternehmer zugleich für Wohlfeilheit sorgen und durch niedrige Preise einander auszustechen suchen; dennoch ist die Konkurrenz so groß, daß einige doch auf etwas Außerordentliches sinnen müssen, um die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich zu lenken. Da ist denn die Verbindung der Abonnements mit einer Lotterie zu Stande gekommen. Wenn ich nicht irre, so hat das Tageblatt Figaro das erste Beispiel davon gegeben, wofern nicht alle Unternehmer sich nach einem einzigen Muster, nämlich nach der Opernlotterie des Dr. Veron, gerichtet haben. Dieser Figaro bestand vor der Julirevolution, und machte zuweilen durch seine witzigen Sticheleien den Ministern Karls X. nicht wenig zu schaffen. Hernach aber fehlte ihm der Stoff zum Spasse, auch ist man kurz nach einer Staatsumwälzung nicht sehr zum Sticheln aufgelegt; deßhalb ging der Figaro ein. Aber seitdem sind alte Mißbräuche, alte Herrschsucht, alter Ehrgeiz, alte Kriechereien und alte Schliche wieder lebendig geworden; für einen Figaro gibt es wieder genug zu spassen, und obwohl seine Stelle unterdessen von zahllosen Witzlingen eingenommen worden ist, so ist doch auch noch für einen witzigen Barbier Platz da, wenn er nur scharf und geistreich witzelt. So ist er denn wieder erschienen, und gleich Anfangs wollten die Unternehmer etwas Neues mit ihm versuchen. Da nämlich in England Tageblätter bei den Fleischern und Bäckern zu haben sind, weil sich Jedermann an diese Leute wenden muß, so wollte man diesen Gebrauch auch in Paris einführen; es wurde also angekündigt, der Figaro werde in den Fleischer- und Bäckerbuden täglich für zwei Sous zu haben seyn. Dies war eben kein glücklicher Einfall; denn in Paris sendet man nur die Mägde zu den Fleischern und Bäckern, und manche Haushaltungen lassen sich Fleisch und Brod in's Haus bringen; der Figaro hätte also lange in den Buden unbeachtet liegen bleiben können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 54.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 125.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 26. Mai 1835.

Ich sah Euch, Königin — Euch selbst,
Nicht Euer Bild! — O welchen Schatz bewahrt
Dies Schloß!

Schiller.

Aremberg.

Das Andenken Napoleons und der Seinigen mischt sich in den Köpfen vieler Franzosen mit politischer Emanzipation auf eine Weise, welche uns nur darum so seltsam erscheint, weil die Begeisterten keine Ahnung davon zu haben scheinen, daß ihre Ideen, auf ihrem Standpunkte so abgeschmackt, aus einem höhern sich oft ganz anders gestalten könnten. Aber bei der jüngern Generation, deren mächtigste Jugenderinnerungen von den Strahlen jenes Meteors vergoldet sind, ist das Gefühl für den Mann und seine Angehörigen seiner Natur nach ein poetisches, und was dem Eindruck bei dem nicht sehr entwickelten poetischen Sinn der Nation an Tiefe abgehen mag, das setzt ihm der Nationalstolz in der Breite reichlich zu. Alexander Dumas, der Tragiker des Porte St. Martintheaters, beschreibt in seiner Weise einen Besuch bei der vormaligen Königin von Holland. Wie nun der Dichter überhaupt der Stimmführer seiner Zeit und ihrer Regungen ist, so soll uns in Folgendem einer das Gefühl seiner jüngern Landsleute und Zeitgenossen für eine Dynastie versinnlichen, unter der sie geboren sind, und die Glieder, als sie zum Bewußtseyn erwachten, das tragische Geschick über die ganze Welt zerstreut hatte.

* * *

Napoleon war gestorben, seine Adler zerstreut, flüchtig, verbannt weit und breit. — Jene Niobe, welche einen Kaiser, drei Könige und zwei Großherzoginnen geboren, lebte zurückgezogen in Rom, Lucian auf seiner Herrschaft Canino, Ludwig in Florenz, Joseph in Amerika, Hieronymus in Würtemberg, Elisa in Baden, die Fürstin Borghese in Piombino und die Königin von Holland auf dem Schlosse Aremberg. Da dieses Schloß nur eine halbe Stunde von Konstanz entfernt ist, so ergriff mich der Wunsch, meine Huldigungen zu den Füßen dieser entthronten Majestät niederzulegen, um zu beobachten, wie viel von einer Königin in einer Frau zurückbleibt, wenn das Schicksal ihr das Diadem von der Stirne, das Scepter aus der Hand und den Mantel von den Schultern gerissen; und besonders in dieser Frau, der anmuthigen Tochter Josephinens, der Schwester Eugens, des kostbarsten Juwels in Napoleons Krone.

Ich hatte so viel von ihr gehört in meiner Jugend; man sprach damals von ihr, wie von einer schönen und hülfreichen Fee, und die so sprachen, waren Mädchen, die sie aussteuerte, Mütter, deren Söhne sie losgekauft, Verurtheilte, für die sie Gnade erwirkt hatte. Wie verehrte ich sie! Nun denke man sich noch den Eindruck, welchen die Romanzen auf mich machten, die meine Schwester sang, die von dieser Königin herrühren sollten, und die sich mir im Herzen wie im Gedächtniß so festgenistet

hatten, daß noch jezt, nach zwanzig Jahren, Worte und Musik frisch in mir leben. Romanzen, die eine Königin komponirt und singt, sind etwas Mährchenhaftes und machen einen Eindruck, wunderbar und golden, wie in Tausend und Einer Nacht.

Es war noch zu früh, um mich selbst im Schlosse zu zeigen; ich sandte daher meine Karte hin, und sprang in ein Boot, das mich in einer Stunde nach der Insel Reichenau führte. In der kleinen Kirche, mitten auf dieser Insel, ruhen die Gebeine Karls des Dicken, des fünften Nachkommen Karls des Großen; seine Grabschrift, die man in dem Chor unter einem Bildnisse liest, welches für das seinige ausgegeben wird, enthält seine ganze Geschichte. Hier gebe ich sie wörtlich:

„Karl der Dicke, Neffe Karls des Großen, zog mit großer Macht nach Italien und eroberte dieses Land; hierauf erhielt er das Reich und wurde als Kaiser in Rom gekrönt; nach seines Bruders Ludwig Tode ward er durch das Recht der Geburt Herr von Germanien und Gallien. Endlich aber — da Geist, Herz und Körper ihm versagten — warf ihn ein Glückswechsel von der Höhe seiner Herrschaft in diese bescheidene Zurückgezogenheit, wo er, von allen den Seinen verlassen, starb im Jahre unsers Herrn 888."

Da es außer diesem Denkmale nichts weiter hier zu sehen gab, bestieg ich wieder mein Boot und steuerte nach Aremberg. Das Schloß Aremberg ist keine königliche Residenz, sondern nur ein schönes Haus, welches eben so gut diesem oder jenem, sogar Herrn Scribe gehören könnte. Nichts imponirte mir, und die innere Bewegung, worin ich mich versezt sah, floß daher einzig aus der moralischen Quelle dessen, was meine Gedanken beschäftigte. Diese Bewegung war aber so mächtig, daß der Wunsch, den ich sehnlichst gehegt, Madame de St. Leu zu sprechen, jezt plötzlich schwankend wurde, so daß ich bei jedem Schritte inne hielt, um den Augenblick der Zusammenkunft hinauszuschieben. Ich sandte meine Blicke nach jedem Gegenstande, der sich mir zeigte; ich betrachtete Alles ohne Unterschied mit Aufmerksamkeit, ohne etwas recht zu unterscheiden; kurz, ich war eher aufgelegt, umzukehren, als meinen Weg fortzusetzen. Die Ursache hievon war, daß ich auf dem Punkte stand, ein Hirngespinst sich verwirklichen zu sehen, oder eine Illusion zu verlieren; lieber hätte ich mich auf der Stelle wieder mit einem zweifelhaften Gefühle entfernt, statt vielleicht später völlig enttäuscht den Rückzug anzutreten. Plötzlich gewahre ich beim Einbiegen in einen Laubgang, nur etwa dreißig Schritte von mir, drei Frauen und einen jungen Menschen. Mein erster Gedanke war, die Flucht zu ergreifen, allein schon war es zu spät; man hatte mich gesehen, und ich fühlte zu wohl das Lächerliche eines solchen Benehmens. Ich heftete meinen Blick auf die Näherkommenden und glaubte die Königin zu erkennen. Ich ging ihr entgegen.

Wie sie so auf mich zu kam, konnte sie wahrlich nicht wissen, was in meiner Seele vorging; sie war gewiß weit entfernt, zu glauben, daß in den Tagen ihrer Macht schwerlich ein Mensch in dem Audienzsaal im Haag dem Throne, wo sie in der ganzen Fülle ihrer Schönheit strahlte, sich mit Empfindungen genähert habe, wie sie mich in diesem Augenblicke durchdrangen; alle schönen Gefühle, die des Mannes Herz umschließt, Liebe, Ehrfurcht, Mitleid, drängten sie nach meinen Lippen; ich war nahe daran, ihr zu Füßen zu fallen, und wenn sie allein gewesen wäre, hätte ich es gewiß gethan.

Sie mochte indessen doch von dem, was in mir vorging, etwas ahnen, denn sie lächelte huldvoll und reichte mir die Hand. „Sie sind tausendfach gut," spre[illegible], „daß Sie bei einer armen Verbannten nicht vorübergehen wollen, ohne sie zu besuchen." Ich war also gut, und ihr gebührte es, dankbar zu seyn. Schön, mein Herz, du hast dich also diesmal nicht getäuscht. Jüngling, dies ist die gute, schöne Königin deiner Kindheit; Dichter, dies ist der Ton, dies der Blick, wie du sie von Josephinens Tochter dir immer geträumt hast; laß dein Herz nur stärker schlagen! also doch einmal konnte die Wirklichkeit dem Traum gleichkommen! drum schaue, höre und sey ganz glücklich! — Die Königin stüzte sich auf meinen Arm, sie führte mich, denn ich sah nichts mehr; so gingen wir, ich weiß nicht wie lange, dann traten wir in den Saal. Hier war das Erste, was meine Sinne wieder sammelte und meine Blicke auf sich zog, ein prächtiges Bildniß.

„O, wie schön!" rief ich. — „Ja," sagte Madame de St. Leu, „das stellt Bonaparte auf der Brücke von Lodi vor." — „Dies Bild ist von Gros, nicht wahr?" — „Es ist von ihm." — „Gewiß nach dem Leben, ohne Zweifel! die Aehnlichkeit ist bewundernswerth!" — „Der Kaiser ist drei oder viermal gesessen." — „Hatte er die Geduld dazu?" — „Gros war auf ein herrliches Mittel gefallen." — „Und welches?" — „Er ließ ihn meiner Mutter auf den Schoß sitzen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Prairien.

Nach Washington Irving.

Der Prairiehund.

Ich hörte, ein großer Bau, oder wie man es nennt, ein Dorf von Prairiehunden sey auf dem ebenen Gipfel eines Hügels, etwa eine Meile vom Lager, entdeckt worden. Nachmittags machten wir uns auf, es zu

besuchen. Der Prairiehund ist ein kleines Thier vom Kaninchengeschlecht, ohngefähr so groß wie das unsrige, munter, aufgeweckt, muthwillig. Das Thier ist sehr gesellig und lebt in großen Gemeinden, deren Wohnungen oft mehrere Morgen Landes bedecken, wo stark betretene Pfade von der Rührigkeit der Einwohner Zeugniß ablegen. Es ist auch, als hätten sie immer vollauf zu thun, sey's, die Zeit zu vertreiben, oder die öffentlichen Geschäfte zu besorgen; unaufhörlich huschen sie hin und her, als besuchten sie einander in ihren Höhlen, oder sitzen im Freien beisammen und tummeln sich an den kühlen Abenden nach Regenschauern. Zuweilen erlustigen sie sich halbe Nächte lang und kläffen und bellen leise dazu, wirklich wie junge Hunde; aber beim geringsten Lärm verschwinden alle in den Behausungen und das Dorf ist völlig einsam und still. Ueberrascht man sie, daß sie nicht entspringen können, so machen sie sich zum Widerstand fertig, und ihr unmächtiger kriegerischer Trotz läßt äußerst komisch.

Die Prairiehunde sind aber nicht die einzigen Bewohner dieser Dörfer. Eulen und Klapperschlangen sollen unter ihnen hausen, ob aber als geladene oder als zudringliche Gäste, darüber ist man nicht einig. Die Eulen sind von besonderer Art, sehen lebendiger aus, sind hochbeiniger, fliegen rascher als die gewöhnlichen, und mitten am Tage. Nach einigen bewohnen sie nur die verfallenen Höhlen der Prairiehunde, welche von leztern verlassen werden, weil ihnen ein Verwandter darin gestorben; es soll dem Gefühl dieser sonderbaren kleinen Geschöpfe zuwiderlaufen, an einem Orte zu bleiben, wo sie einen der Ihrigen verloren. Andere behaupten, die Eule sey eine Art Haushälterin des Prairiehunds, und da ihr Geschrei fast ganz klingt wie das seinige, so behauptet man sogar, sie lehre die Jungen bellen und versehe so das Amt eines Hauslehrers. Was die Klapperschlange betrifft, so konnten wir nichts Bestimmtes darüber erfahren, welche Rolle sie im Haushalt der kleinen Gemeinde spielt; Manche erklären sie geradezu für einen Schelm und Verräther und behaupten, sie nehme schnöderweise die braven, leichtgläubigen kleinen Prairiehunde zu sich, und daraus, daß man hin und wieder ein junges Mitglied der Familie in ihrem Magen entdeckt, geht sattsam hervor, daß sie sich insgeheim nach etwas Besserem als Aschenbrödels Kost umsieht.

Was ich von diesen geselligen, polizirten Thierchen erzählen hören, hatte mich begierig gemacht, ihr Thun und Treiben näher kennen zu lernen, und mit lebendigem Interesse wanderte ich daher ihrem Dorfe zu. Leider war es im Laufe des Tages bereits von einigen unserer Jäger besucht, und von diesen sogar zwei oder drei Bürger erschossen worden. Daher befand sich die ganze Gemeinde im Zustand höchster Aufregung und Erbitterung; es waren wohl ringsum Wachposten ausgestellt, denn als wir uns näherten, schienen Pikete hineinzueilen und Lärm zu schlagen, worauf die vorsichtigen Bürger, welche am Eingang ihrer Höhlen saßen, ein kurzes Bellen hören ließen und unter die Erde fuhren, wobei ihre Hinterbeine in der Luft baumelten, als hätten sie einen Purzelbaum geschlagen.

Wir gingen durch das ganze Dorf, das etwa dreißig Morgen Landes umfaßte. Kein einziger Bewohner ließ sich blicken. Den Boden bedeckten zahllose Löcher auf kleinen Erdhügeln, die das Thier beim Graben aufgeworfen; sie waren leer, so weit wir mit unsern Ladestöcken untersuchen konnten. Wir gingen leise ein Stück weit hinaus, legten uns auf den Boden nieder und lauerten lange, ohne uns zu rühren. Allgemach streckte nahe bei uns hier und dort ein vorsichtiger alter Bürger langsam die Schnautze hervor, zog sie aber rasch wieder zurück. Weiterhin kamen einige ganz heraus, aber kaum wurden sie unser ansichtig, machten sie einen Purzelbaum und schlüpften in ihre Löcher. Die am entgegengesezten Ende des Dorfs bekamen endlich wieder Muth, da es so lange still blieb, und huschten herum von einer Behausung zur andern, als wollten sie Verwandte und Gevattern besuchen und die Berichte über die lezten Vorfälle austauschen. Andere, noch kecker, traten in kleinen Gruppen auf Straßen und öffentlichen Plätzen zusammen, um über den dem Gemeinwesen neuerlich zugefügten Schimpf und die himmelschreiende Ermordung ihrer Mitbürger zu deliberiren. Wir erhoben uns vom Boden und gingen sachte vorwärts, um sie mehr in der Nähe zu sehen, da lief es von Mund zu Mund: kläff! kläff! im Nu stob Alles auseinander, nach allen Seiten hin sah man Füße trippeln, und in Kurzem waren alle unter dem Boden.

Die Dämmerung machte weitern Forschungen ein Ende, aber noch tief in die Nacht hinein hörte man im Lager aus dem fernen Dorfe herüber einen dumpfen Lärm, als ob die Einwohnerschaft in allgemeiner Versammlung einen großen Mann beklagte, den das Gemeinwesen verloren.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

(Fortsezung.)

Literarische Lotterien.

Man hat den ursprünglichen Plan insoweit abgeändert, daß der Figaro zwar noch in den Bäckerbuden, aber auch außerdem noch in den Lesekabinetten und an vielen andern Orten zu haben ist. Von den Fleischern ist man ganz abgegangen; diese sezten, wie es scheint, blutwenig Figaro'schen Wiz ab. Noch erfreute sich aber das Blatt

keiner großen Abnahme; daher erfand man ein neues Mittel, das Publikum zum Ankauf zu reizen. Die Herausgeber kündigten nämlich an, daß die 8100 ersten Abonnenten, wenn sie auch nur auf ein Vierteljahr subscribirten, alle ein Loos zu einer Lotterie bekommen sollten, worin Aktien der Unternehmung, jede zu 1000 Franken, gezogen werden würden, so daß man für ein Abonnement von zwölf Franken einer der Inhaber der Anstalt werden könne. Es wurde dabei bemerkt, daß vor der Julirevolution der Figaro eines solchen Ansehens genossen, daß die Aktien desselben von 1000 Franken auf 2400 stiegen, obschon es deren, wie jezt, hundert gab. Die gewöhnlichen Mitarbeiter an allen eleganten Zeitschriften von Paris, als da sind Balzac, Scribe, E. Sue, Ph. Chasles (Jules Janin wird hier ausnahmsweise vermißt), sollen regelmäßig Beiträge liefern, und zwar soll wöchentlich einer von diesen fleißigen Artikeldichtern mit einem Aufsatze erscheinen. Ob nun diese neue Spekulation den Figaro besonders heben wird, steht dahin; wahrscheinlich werden die Aktien nach Maßgabe des in dem Blatte verschwendeten Witzes steigen. Wird derselbe den Lesern kärglich zugemessen, und haben die Herausgeber des Figaro ihnen nichts Besseres zu sagen, als was ein Duzend anderer Tageblätter schon sagt oder gesagt hat, so werden alle Bäcker der Stadt Paris nicht im Stande seyn, diesem geistig-trockenen Brode einen guten Absaz zu verschaffen, und auf der Titelvignette wird der Barbier von Sevilla vergebens sein Scheermesser aufheben, Wenige werden sich darum bekümmern, wem sein Scheeren gilt. Indessen hat der Einfall mit der Figaro'schen Lotterie bereits seine Früchte getragen, denn ein spekulativer Kopf hat davon Anlaß genommen, mit einer neuen Ausgabe der Chateaubriandschen Schriften eine Lotterie zu verbinden, und zwar nach einem weit größern Maßstabe. Mit der Herausgabe dieser Schriften hat es eine besondere Bewandtniß; es scheint, der Verfasser hat sich durch einen Kontrakt mit einem frühern Verleger des Verlagsrechts seiner Werke auf immer entäußert. Der Käufer dieses Verlagsrechts unterhandelt seitdem mit Andern, welche eine Ausgabe zu veranstalten wünschen, und es scheint, man druckt Chateaubriand ab, ohne daß er sich weiter darum bekümmert und irgend einen Nutzen davon zieht. Man behandelt ihn bereits als einen leiblich todten Schriftsteller, dessen Schriften dem Domaine public, wie man hier sagt, anheimgefallen sind, und er kann sich lebend das Vergnügen verschaffen, sich zehnmal vervielfältigt zu sehen, was andern Schriftstellern erst lange nach ihrem Tode zu begegnen pflegt. Der zulezt aufgetretene Verleger hat es nun seinen Vorgängern weit zuvorthun wollen, und das ohnehin schon große Unternehmen noch weit mehr in's Große getrieben. Er sezt nämlich voraus, daß sich 3000 Subscribenten finden werden. Anderwärts würden diese schwer zusammenzubringen seyn, besonders bei einem Werke von 52 Bänden, zu acht Franken der Band; in Frankreich ist dies aber sehr wohl möglich, und mit Hülfe großer Ankündigungen und Zeitungsartikel sogar leicht.

(Der Beschluß folgt.)

Prag, April.

(Fortsetzung.)

Die Landestrauer.

Wenn die Aeußerungen des Schmerzes bei den Bewohnern Prags nicht so laut und stürmisch waren, als jene der Wiener, die den milden Landesvater täglich sahen und vor allen andern Unterthanen vorzugsweise besaßen, so gingen jene auch nicht so schnell in frivolen Muthwillen über, der kecke, mitunter freche Witze an die feierliche Erinnerung eines großen Verlustes knüpfte. Die Trauerfeierlichkeiten begannen in Prag erst zwei Wochen nach dem Tode des Kaisers, und wurden zuvörderst vier Tage lang in der Domkirche, dann in den Pfarrkirchen, später auch von der Universität, der evangelischen Gemeinde, den Israeliten, und zum Schluß erst am 10ten April von dem Konservatorium begangen. Die vom Hofe angeordnete Landestrauer bietet uns durch die zahllosen regel- und unregelmäßigen Abstufungen, in welchen sie getragen wird, ein Bild, das freilich, da all seine wechselnden Schattirungen aus Schwarz in Schwarz bestehen, nicht bunt genannt werden kann, trotz dem aber äußerst mannichfaltig ist. Es ist natürlich, daß der ganze Adel schwarz erscheint, was bei der Kleidung der Herren, die gewöhnlich dunkle Gewänder tragen, weniger bemerklich wird, als an der Toilette der Damen, deren Kleider eben jezt in allen Nüancen des Regenbogens zu strahlen begannen; mit einem Zauberschlage ist die gesammte Farbenpracht verschwunden, und die Farbe der Nacht, die bei den vornehmsten Damen auch die Enveloppen und Ueberwürfe in Beschlag genommen, umhüllt die Gestalten aller [illegible]lichen Huldinnen. Fürsten, geheime Räthe, Kämmerer und die Ritter der österreichischen Orden, denen es Stand oder Rang gestattet, geben auch ihrer gesammten Dienerschaft schwarze Livree, mit Epauletten, Achselschnüren und andern Zierrathen verbrämt, und die zahlreichen Equipagen unsers Adels rollen wie Trauerwagen durch die Straßen. Manche Damen des niedern Adels und von geringern Vermögensumständen finden es mitunter auch recht nobel, bequem und ökonomisch zugleich, mit einem schwarzen Tibetkleide und einem Seidenhut sich mit Schneider und Putzmacherin auf ein halbes Jahr abzufinden, und zugleich eine Andeutung ihrer hohen Stellung zur Schau zu tragen. Von den übrigen Bewohnern Prags trägt das Militär auch in Civilkleidung, so wie alle kaiserlichen, ständischen und städtischen Beamten, die Universität, die Doktoren aller Fakultäten und die gesammten Studirenden unserer uralten Hochschule den bezeichnenden Trauerflor und in Gala den schwarzen Frack. Der Ueberrest der männlichen Bevölkerung, der in keinem unmittelbaren Verhältniß mit der Regierung steht, hat — mit wenigen Ausnahmen, wobei man wohl glauben machen wollte, man gehöre einer jener privilegirten Klassen an — in seiner gewöhnlichen Kleidung keine Aenderung vorgenommen. Anders ist es mit der weiblichen Welt; die Frauen hielten förmliche Sitzungen, um über die wichtige Frage zu deliberiren, wem die Trauer zukomme, und wem nicht, und man konnte bei den meisten mit Zuversicht darauf zählen, daß sie gerade das Gegentheil von dem thaten, was in diesen Sessionen ausgemacht worden war. So sieht man denn auch zwei Frauen von höhern Staatsbeamten gleichen Ranges, die eine vom Kopf bis zu den Füßen in Schwarz eingehüllt, in Gesellschaft mit schwarzem Schmuck angethan, wie die allerhöchsten und höchsten Frauen, die andere in bunten Gewändern, als hätte sie nie ein Wort von einer Hof- oder Landestrauer vernommen; hier eine in blauem oder rothem Gewande mit Trauerhut und schwarzem Schleier, dort eine zweite im schwarzen Mollkleide mit buntem Kopfzeug, wohl gar mit Blumen geziert. Mitunter legen selbst die Gattinnen angesehener bürgerlicher Beamten, die von Adel sind, durch ihre Erscheinung in bunter Tracht das schöne Bekenntniß ab, daß sie den Gatten als Haupt des Hauses anerkennen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 42.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 126.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 27. Mai 1835.

Sey mir, o Insel, gegrüßt, Friedselige, Liedergerrlesne!
Insel, du tauchest herauf aus des Ostmeers grollendem Flutbbett,
Wie aus des Nachtgrauns Schooß ein Traumbild. —

Kosegarten.

Briefe über die Insel Rügen.

Erster Brief.

Vor zwei Decennien noch las man einen Reisebericht über Rügen beinahe mit demselben Erstaunen wie weiland die Griechen einen über Colchis. Ich weiß mich noch eines Buchs aus meinen Knabenjahren zu erinnern, welches ein Engländer über seine Reise dahin herausgegeben, wogegen die Visionen der Frau v. Montangleau in neuerer Zeit als die glaubwürdigsten Wahrheiten erscheinen. Nach ihm, und als Kosegartens Gesänge auf den Kontinent herübertönten, sezten sich auch einige deutsche tollkühne Weltentdecker auf die Post und fuhren nach Norden zu, dem rügischen Drachen eine Feder auszurupfen. Mit dieser Feder schrieben sie sodann zwei Dutzend Episteln an die Sachsen und Bayern, Franken und Schwaben, und rollten vor der Welt ihr fabelhaftes Vließ auf, welches sie da drüben, jenseits Pommern, im Wunderlande erbeutet haben wollten. Wenn man diese Beschreibungen las, so wurde Einem seltsam und schauerlich zu Muthe, und man glaubte den Schauplatz von Fouqué's Mährchenwelt nun plötzlich in der Ostsee fixirt zu sehen. Bei solchen Mystifikationen thun Namen immer das Beste, und man kann sehr ungereimte Dinge glauben machen, sobald man diesen Dingen nur einige recht mysteriöse, historisch klingende Benennungen anzupassen weiß. In unserm Wunderlande fanden sich diese Benennungen schon fertig vor. Da gab es Hühnengräber, Opfersteine, Götzenbilder, Herthaburgen, Wikingersitze, Heidenvesten, heilige Haine, von denen die Drachenfänger im Namen Apolls Besitz nahmen, um sich mit ihrer Ignoranz dahinter zu verschanzen, und aus diesem Versteck die Phantasie der Lesewelt mit glühenden Pfeilen in Brand zu stecken. So wurde Rügen bekannt, und figurirte zur Zeit des Freischützen als Deutschlands Wolfsschlucht.

Seit jenen Tagen, in welchen die Literatur in mehr als Einer Disciplin Fastnacht hielt, erschienen auf der Leipziger Messe wieder einige Boten aus dem Rügenlande, doch in bescheidener Gestalt. Die Zeit der poetischen Illusionen in den Wissenschaften und die der improvisirten Reisebeschreibungen war vorüber, das erkannten die Autoren, wollten aber ihren Roman nicht gänzlich fallen lassen, und warfen sich jezt, der Mährchenform entsagend, in die Arme der Idylle. — Unter den zahmen Pinseln dieser Landschaftmaler wurde aus dem düstern Insellande der Wundersagen ein Armidagarten, ein nordisches Capri, eine Schweiz in Duodez. Die archäologischen Kuriositäten wurden jezt Nebensache, die Magie der Natur das Hauptobjekt. Man übertrieb im Eifer der Beschreibung nach Möglichkeit, machte aus

Remisen Wälder, aus Niederungen Thäler und aus Hügeln Gebirge. Daher das Erstaunen der Fremden, wenn sie ganz etwas anderes fanden, als sie erwartet hatten, und daher auch das Erstaunen der Eingebornen, wenn ein Fremder über ihren Fernsichten und den verschiedenen renommirten Naturscenen ihres théâtre pittoresque nicht sogleich in Extase gerieth oder gar erklärte, er habe sich die Sache weit besser vorgestellt.

Es mag billig auffallen, daß das deutsche Rügen den Mittel- und Süddeutschen noch zur Zeit unbekannt war, als sich ihnen bereits das Innere von Afrika aufgeschlossen hatte. Dies erklärt sich nur aus dem Umstande, daß das Land der Rugen mehr als anderthalb Jahrhunderte lang (von 1648 bis 1815) im Besitze Schwedens war und bis dahin die Peene die nördlichste Grenze Deutschlands bildete, und daß noch zehn und mehr Jahre hernach alles Land, was jenseits der Peene lag, als ein berüchtigtes Straßengebiet, und in veralteten, fremdartigen Formen verharrend, außer aller Kommunikation mit den übrigen Theilen des Staats geblieben war, dem es nun angehörte. Selbst gegenwärtig haben sich noch Reste schwedischer Normen erhalten; hie und da herrscht noch das lübische Recht und transbaltanische Gewohnheiten. Der Landmann rechnet noch gerne nach alten Stapelgulden und Schillingen, und man kann zu gleicher Zeit mit Dreien zu thun bekommen, von denen Einer nach altpommerschen, der Zweite nach schwedischen, der Dritte nach preußischen Ellen und Zollen handelt und mißt. Daß Rügen in der neuesten Zeit bekannter ist, verdankt es vornehmlich der Aufnahme der Ostseebäder, deren Gebrauch in Norddeutschland zur Mode, und womit der Besuch des malerischen Rügenlandes, dieser Oase in einer hügellosen Wüste, zur eigentlichen Sucht geworden ist. Chausseen und Dampfschiffe, Schöpfungen der neuesten Zeit, tragen nicht minder dazu bei. Mancher, der nie dazu gekommen wäre, sich die Hände in der Ostsee zu waschen, wird, ohne es sich vorgenommen zu haben, von Station zu Station gelockt, von Eilwagen in Eilwagen, von Boot zu Boot; am Ende steht er auf Rügen, und weiß selbst nicht, wie das so eigentlich gekommen.

Die Insel Rügen wird bekanntlich durch einen Meeresarm vom pommerschen Festlande getrennt. Dieser Wasserstreifen hat, ich weiß nicht warum, noch keinen geographischen Namen erhalten, heißt aber seit Jahrhunderten im Lande der Sund. Ueberhaupt wird hier unter Sund jedes Seeströmchen, unter Oie oder Oee jede Insel, unter Wiek eine Bucht, und unter Bodden jedes Bassin verstanden, das ein Meeresarm bildet; so sagt man: der Jasmunder Bodden, die Tromper Wiek ꝛc. Diese fremdartige Nomenklatur ist nicht ohne Einfluß auf die Phantasie; denn der so sehr an jeder Form klebende Menschengeist denkt sich die Dinge, welche Sund und Oie heißen, sogleich ganz anders, als wenn sie ihm unter den Prädikaten Inseln und Seeströme vorgeführt würden. Auch malte ich mir, die lezte Station vor Stralsund verlassend, schon im Geiste den mir verheißenen Sund mit bunten Farben, nach den in meiner Einbildungskraft lebenden Skizzen norwegischer Fiords, aus. Als ich aber auf der Rhede von Stralsund, das Segelfährboot erwartend, hinausblickte über die Wasser- und Landebenen des Sunds und seiner Ufer, da strich ich schnell die Unterschrift von meinem voreilig entworfenen Konterfei, welches auch nicht das Geringste mit seinem Originale gemein hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aremberg.

(Fortsetzung.)

Man denke sich die Tochter, die mir von ihrer Mutter spricht, und diese Mutter war Josephine, von ihrem Stiefvater, und der war Napoleon, die mich diese häusliche Scene mit ansehen läßt, mir den Löwen sanft und gezähmt zeigt, den Kaiser auf dem Schoße der Kaiserin, und vor ihnen jenen Gros, den Mann von Jaffa, Eylau und Abukir, den Pinsel in der Hand, mit dem er jenen großen Kopf auf die Leinwand wirft, der weit genug ist, um die Erde zu umfassen. Und alles dies war kein Traum! —

Ich sezte mich in eine Ecke, und den Kopf in beiden Händen, verlor ich mich in eine Welt von Gedanken. Als ich wieder zu mir kam, schlug ich die Augen auf und sah, wie Madame de St. Leu mich lächelnd anblickte; sie begriff zu gut die Ursache meiner Unhöflichkeit, als daß sie eine Entschuldigung von meiner Seite erwartet hätte, und ich dachte auch nicht entfernt daran. Sie stand auf und trat auf mich zu. „Wollen Sie mit gehen," sagte sie, „so kommen Sie." — „Und welche Wunder werde ich jezt erblicken?" — „Meinen kaiserlichen Reliquienschatz."

Sie führte mich vor einen verschlossenen Schrank, der Bücher zu enthalten schien und Glasthüren hatte. Sie öffnete ihn und ich erblickte hier in Fächern Gegenstände, welche Napoleon und Josephine angehört hatten. Zuerst eine Brieftasche mit J und N bezeichnet, worin die vertraute Korrespondenz des Kaisers und der Kaiserin aufbewahrt wurde. Alle diese Schreiben waren eigenhändig, datirt von den Schlachtfeldern von Marengo, Austerlitz und Jena, geschrieben auf der Lafette eines Geschützes, den Fuß im Blute. Alle enthielten ein Wort von Sieg;

dann folgten ganze Seiten voll Liebe, voll jener tiefen, glühenden, leidenschaftlichen Liebe, wie sie Werther, René, Antony * empfanden. Welch ungeheure Organisation in diesem Manne, der zu gleicher Zeit so viele Dinge in seinem Kopfe und in seinem Herzen hatte! — Ferner sah ich hier auch den Talisman Karls des Großen, dessen Geschichte ich hier mittheilen muß.

Als man zu Aachen das Grab geöffnet, wo der große Kaiser lag, fand man sein Gerippe, angethan mit seinen römischen Gewändern, die Doppelkrone von Franken und Deutschland ruhte auf dem gelben Todtenkopfe, und neben ihm der Sack eines Pilgrims und sein gutes Schwert, womit er einst, wie die Sage geht, einen geharnischten Ritter mitten von einander hieb; seine Füße stützten sich auf den Schild von gediegenem Gold, den ihm der Pabst geschenkt hatte, und um seinen Hals schlang sich der Talisman, der ihn stets siegreich machte. Dieser Talisman war ein Stück des echten Kreuzes, das ihm Irene, die Kaiserin, gesendet hatte. Es war von einem Smaragd umschlossen, der an einer goldenen Kette aus großen Ringen hing. Die Bürger von Aachen schenkten dies Kleinod Napoleon, als er seinen Einzug hielt, und 1811 warf Napoleon scherzend diese Kette der Königin Hortensie um den schönen Hals, und gestand ihr, daß er sie an den Tagen von Austerlitz und Wagram auf seiner Brust getragen habe, wie Karl der Große vor 900 Jahren.

Noch sah ich hier den Gürtel, der seinen Leib bei den Pyramiden gürtete, den Trauring, den er selbst der Wittwe Beauharnais an den Finger gesteckt, das Bild des Königs von Rom, von Marie Louise gestickt, auf dem sein lezter Blick verweilte; sein Adlerauge, bevor es sich auf ewig schloß, war auf denselben Gegenstand gerichtet, den ich jezt vor mir erblickte; sein sterbender Mund hatte diesen Atlas geküßt, sein lezter Hauch ihn berührt, und erst ein Monat war seit dem Tode seines Sohnes verflossen, der auch wieder seine verlöschenden Augen auf das Bildniß seines Vaters richtete. Die Zeit und die Freiheit werden vielleicht dieses Geheimniß der Vorsehung uns einst noch enthüllen (?); bis es geschieht, wollen wir uns beugen und anbeten! Ich verlangte den Degen zu sehen, der durch Marchand von St. Helena überbracht worden war und welchen der Herzog von Reichstadt seinem Oheim Ludwig vermacht hatte; die Königin hatte jedoch diese theure Gabe noch nicht erhalten und besorgte, es dürfte wohl nie geschehen.

(Der Beschluß folgt.)

* Lezterer ist der Held eines Schauspiels von Dumas.

Meine Schmerzen.

Ich hab' sie all zur Ruh' gebracht,
Die großen und die kleinen;
Gott geb' ihnen eine sanfte Nacht!
Ich hab' mich sacht
Davongemacht;
Von fern nur, will mir scheinen,
Hör' ich im Schlaf sie weinen.

Im Garten aber ist's nächtlich schön,
Die Sterne blitzen und blicken;
Die Blumen träumend im Mondschein stehn,
Ich kann nicht gehn,
Muß sinnen und sehn,
Muß mich nach ihnen bücken,
Ein' um die andre pflücken.

Die Blumen nehm' ich mit hinein,
Und geh' zur Kammer wieder.
Noch schlafen sie alle, groß und klein;
Sie ruhn so fein,
Die Schmerzen mein;
Auf ihren Schlummer nieder
Streu' ich die blumigen Lieder.

Ludwig Seeger.

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, April.

(Fortsetzung.)

Eberts neues Trauerspiel.

Als Gegenstück präsentiren sich selbst die Theatersängerinnen und Schauspielerinnen, wenn sie in Konzerten singen oder deklamiren, meist in tiefer Landestrauer, und bei manchen kohlschwarzen bürgerlichen Damen kann man so wenig den Grund der Landestrauer begreifen, daß man glaubt, diese trauren über das Unglück, einen treulosen Mann, jene, einen liederlichen Sohn zu haben. Doch werden viele von denjenigen, welche die Landestrauer auf solche Weise usurpirt, das stete Schwarz schon nach und nach müde, und es beginnen manche vom Haupte mit dem Hut und der Haube, andere vom Leibe mit dem bunten Gewande sich wieder zu färben. Auch die singenden und schönredenden Damen begnügen sich, im Gewande der Unschuld vor unsere trunkenen Blicke zu treten, eine ausgenommen, welche bis zur Charwoche sich nicht entschließen konnte, ihr schwarzes Kleid und einen kleinen schelmischen Reiherbusch aus schwarzen Hahnenfedern abzulegen. Erschrecken Sie nicht, wenn wir, um nach diesem vermittelnden Uebergange einen vollständigen Gegensatz zu dem ernsten Bilde einer allgemeinen Landestrauer zu ergreifen, das Wort Theater nennen. Fern sey es

von uns, die Leser mit langen und langweiligen Relationen über unsere Künstler und ihre Leistungen heimzusuchen, womit sie in andern Zeitblättern zum Ueberdruß bedient werden können; nur in manchen Fällen, wo ganz besondere Interessen durch eine dramatische Erscheinung angeregt werden, wie es zum Beispiel gerade jezt der Fall ist, können wir es uns nicht versagen, derselben in Kürze zu erwähnen. Wir haben nämlich, kurz nach der Wiedereröffnung des Theaters, in einer Woche ein paar Dramen von zwei der vorzüglichsten Dichter der österreichischen Monarchie erhalten; das erste: „Czestmir," vaterländisches Trauerspiel in fünf Aufzügen, von Karl Egon Ebert, ganz ein Eigenthum Böhmens, das zweite: „der Traum ein Leben," dramatisches Mährchen in vier Akten, von Fr. Grillparzer, das Erzeugniß eines poetischen Geistes aus dem nachbarlichen Oesterreich. Der Verfasser des erstern Trauerspiels scheint es sich vorgenommen zu haben, nur böhmische Stoffe zu bearbeiten, und wenn gleich sein erstes, „Bretislaw und Jutta," sich nur in Prag eines patriotischen Erfolges erfreute, in Wien und München aber, troz mancher großen poetischen Schönheiten, durch den alltäglichen Stoff mißfiel, hat er sich doch zum zweiten Male abermals einen noch minder glücklichen Stoff aus der Vorzeit Böhmens erwählt. Czestmir, eigentlich Stier von Ebersndw, den uns die Chronik als einen sehr tapfern Kriegsmann rühmt, zu welchem der verzagte Herzog Neklan seine Zuflucht nahm, und ihn in seiner eigenen blanken Rüstung an die Spize des Heeres gegen den ihn bedrohenden Herzog von Saaz stellte, dem Stier mit einem gewaltigen Streiche den Schild zerschmetterte, mit dem zweiten den Kopf sammt dem Helm spaltete, daß er todt vom Pferde fiel, hierauf aber selbst in der gewonnenen Schlacht umkam. So wenig bot ihm die Chronik dar, und da Alles, was er derselben hinzugefügt, sein Eigenthum ist, so dürfte uns dieses Stück wohl in den Stand sezen, zu beurtheilen, ob ihm dramatisches Talent inwohne. Der gewählte Gegenstand war nicht allein so arm, daß er weder Charaktere, noch eine tragische Handlung oder frappante Situationen darbot, sondern zugleich so schroff und abgeschlossen, daß es gar keine leichte Sache ist, Episoden an denselben zu ketten. Schon diese Wahl scheint also anzudeuten, daß er mit dem innern Wesen des Drama nicht vertraut sey. Noch schlimmere Fehlgriffe that aber Ebert in der fruchtlosen Bemühung, dieses poetische Gerippe mit Fleisch zu bekleiden. Die Nebenfiguren sind zum Theil (z. B. die beiden Wahrsagerinnen) weder interessante, noch dramatische Personen, die, statt den Mangel der Handlung zu ergänzen, vielmehr durch leeres Gespräch ermüden und Langeweile machen. Noch schlimmer ist es, daß alle episodischen Gestalten durchaus nicht so mit dem Stoff verwebt und verschmolzen sind, daß durch ihre Trennung von demselben eine Lücke entstehen würde. Abgerechnet, daß das Stück nur gewinnen kann, wenn die erwähnten zwei Heren des Landes — oder besser des Stückes — verwiesen werden, wenn nur ihre prophetischen Sprüche da blieben, so ist selbst die recht anmuthige, leider aber nur in schwachen Strichen angedeutete Episode der beiden Liebenden keineswegs mit der Haupthandlung unauflöslich verbunden. Wlastislaw könnte die Freundschaft Czestmirs, in dem er Neklans Schwert in der Wahrsagung zu erkennen glaubt, suchen, auch wenn dieser keinen Sohn hätte, und er könnte eben so gut den schwachen Neklan in der Schlacht besiegen, ohne daß die Wuth über den Verlust einer Tochter seine Tapferkeit zur Raserei steigerte.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, Mai.

(Beschluß.)

Literarische Lotterien.

Sind die 5000 Abnehmer der Chateaubriandschen Werke einmal da, so behält ihnen der Herausgeber etwas recht Hübsches vor, nämlich 70 Prämien, die zusammen 180 000 Franken betragen, und zwar soll die erste Prämie ein Drittel vom Eigenthum der Chateaubriandschen Werke seyn. Will der Gewinnende lieber Geld, als ein literarisches Eigenthum, mit welchem freilich kein Wahlrecht in den Wahlkollegien der Arrondissements verbunden ist, so erbietet sich der Unternehmer, ihm eine baare Summe von 100.000 Franken auszuzahlen. Es gibt nicht viele Schriftsteller in der Welt, deren Schriften, merkantilisch genommen, zu 500.000 Franken angeschlagen werden können, wenn dieselben bereits mehrmals aufgelegt worden sind. Die andern Prämien sollen in Büchersammlungen von 500 bis zu 15.000 Franken an Werth bestehen. Dieses Unternehmen soll also nicht allein den Unternehmer bereichern, sondern auch seinen Buchladen ausleeren, nebenbei einen der Subscribenten wohlhabend machen und 69 Bibliotheken unter die andern vertheilen. Seit einiger Zeit waren die hiesigen Zeitungen mit Annoncen von Ausspielungen österreichischer Schlösser angefüllt, ohne daß sich die Frankfurter Kollekteurs, welche diese Ankündigungen mit schweren Kosten besorgen ließen, die Mühe gaben, das französische Publikum wissen zu lassen, wie viele Theilnehmer zu diesen Ausspielungen erforderlich seyen, und wer das Ganze verbürge. Zulezt machte die Regierung dem mit diesen Ankündigungen getriebenen Unfuge dadurch ein Ende, daß sie das Gesez wieder in Erinnerung brachte, welches das Einsezen in fremde Lotterien verbietet. Jezt können die Bewohner Frankreichs durch Subscriptionen auf literarische Unternehmungen Schlösser gewinnen, die sie nicht an den Ufern der Donau oder der Wien zu suchen brauchen. Aber auch hier schwebt das Schwert des Damocles über ihrem Haupte, denn auch die einheimischen Privatlotterien sind in Frankreich nicht erlaubt. Nun überschreitet man freilich manchmal dieses Gesez, und die Beamten geben selbst das Beispiel der Uebertretung, indem sie das Ausspielen von allerlei Gewerbprodukten zum Besten der Armen begünstigen; allein die Regierung kann einschreiten, wenn es ihr beliebt, und dies that sie vor einigen Jahren, als ein freisinniger Deputirter, Audry de Puyraveau, der noch dazu großen Antheil an der Staatsumwälzung von 1830 gehabt hatte, seine Güter ausspielte, um seinen zerrütteten Vermögensumständen aufzuhelfen; die bereits in Gang gesezte Lotterie wurde durch einen Urtheilsspruch des Gerichts aufgehoben, und vielleicht haben die Theilnehmer nicht ohne Mühe ihren Einsaz zurückerhalten. Eben so kann sie jezt bei literarischen Lotterien verfahren. Nun hat bereits der Figaro dadurch der drohenden Gefahr zuvorzukommen gesucht, daß er behauptet, so etwas könne keine Lotterie heißen, weil ja kein Verlust und kein Wagniß dabei sey, und der Gewinnst dem Subscribenten als eine Zugabe, als ein unerwartetes Geschenk ertheilt werde. Vielleicht haben aber die Richter keinen so scharfen Verstand, daß sie diesen subtilen Unterschied recht einsehen, und es sollte mich gar nicht wundern, wenn einmal der Procureur du Roi seinen langen Arm ausstreckte, den von literarischen Unternehmern erfundenen Lotterien Einhalt thäte und die Sache vor die gar nicht literarisch gestimmten Gerichte brächte.

Dg.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 127.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 28. Mai 1835.



Heil dir, lächelnder Mai,
Blumenschöpfer,
Herzensfehler,
Wecker des Vergnügens,
Heil dir, lächelnder Blüthenmond.

Hölty.

Mailied.

Die Sänger all, die vorigs Jahr
Den schmucken Frühling grüßten,
Erheben ihre Stimmen klar,
Als die nicht anders wüßten;

Als wären sie auf Gottes Welt
Alljährlich, so auch heuer,
Zum Musiciren aufgestellt
Bei solcher hohen Feier.

Die Gäste, die zum Lustturnier
Seit alter Zeit einliefen,
Sie steigen auf in neuer Zier
Aus ihrer Schlösser Tiefen;

Blühn rings in magdlichem Gewand,
Gewebt mit stillem Fleiße,
Und sinnen drauf, wem ihre Hand
Wohl schlingt die Maiensträuße.

Gern mag der Ringer auf der Bahn
Fest an der Pracht sich saugen,
Und Glaub' und Lieb' und Muth empfahn
Aus frommen Blumenaugen.

Aus duftgeschwellten Lüften trinkt
Die müde Kraft sich munter,
Und aus dem blauen Himmel sinkt
Der Siegerkranz herunter.

Und schallen nun, wie's Gott beschied,
Viel tausend Frühlingskehlen,
Stimm ich auch in das hohe Lied
Zum Festtag aller Seelen.

Bis Mondessilber wird mein Haar
Aus hellem Sonnengolde,
Will ich sie grüßen Jahr um Jahr
Des Lenzes Festherolde.

Will bringen jeden Mai zum Sang
Des Frühlings meine Spende;
Denn sing' ich hundert Jahre lang,
Ich sing' es nicht zu Ende.

Ludwig Seeger.

Arenemberg.*

(Beschluß.)

Die Mittagsglocke läutete. „Schon?“ rief ich betrübt. „Sie sollen Alles morgen wiedersehen,“ sprach sie sanft. Nach dem Essen gingen wir wieder in den Saal. Nach ungefähr zehn Minuten wurde Madame Recamier gemeldet; sie war noch jezt eine Königin, eine Königin an Schönheit und Geist; auch empfing sie Hortensia wie eine Schwester. — Ich habe viel über das Alter der Madame Recamier streiten hören; zwar habe ich sie nur Abends gesehen, in einem schwarzen Kleide und Kopf und Hals verschleiert, aber die Frische ihrer Stimme, die Schönheit ihrer Augen, die Zierlichkeit ihrer Hände — wahrlich! ich hätte auf fünf-und-zwanzig Jahre mit Jedem wetten mögen. Und wie erstaunte ich, da ich diese beiden Frauen von Direktorium und Konsulat wie von Dingen sprechen hörte, die sie erlebt und gesehen. — Endlich ersuchte man die Gräfin St. Leu, sich an den Flügel zu setzen. „Wird es Ihnen Vergnügen machen?“ fragte sie mich, halb von ihrem Sitze erhoben, als wartete sie auf meine Entscheidung. „O, wie sehr!“ antwortete ich mit gefalteten Händen. Sie sang mehrere Romanzen, die sie erst kürzlich komponirt hatte. „Dürfte ich mir etwas erbitten?“ fragte ich zögernd. — „Und was?“ — „Eine ihrer frühern Romanzen.“ — „Welche?“ — „Du ziehest fort auf kühnen Ruhmeswegen.“ — „Ach, mein Gott! das ist ja das Früheste, dessen ich mich selbst noch erinnere; die Romanze ist von 1808, wie können Sie davon wissen? Sie waren kaum geboren, als sie gesungen wurde.“ — „Ich war fünf Jahre alt; aber von allen Romanzen, die meine ältere Schwester sang, war mir diese die liebste.“ — „Es ist nur ein Umstand dabei: ich weiß nichts mehr davon.“ — „O, ich kann sie auswendig.“ Dabei stand ich auf, und auf die Lehne ihres Sessels gestützt, diktirte ich ihr folgende Verse:**

> Du ziehest fort auf kühnen Ruhmeswegen,
> Mein trauernd Herz wird immer bei dir seyn.
> Schon strahlt der Nachwelt Tempel dir entgegen,
> Gehorch' dem Ruf — jedoch gedenke mein!

— „Ja, so heißt es!“ sprach die Königin traurig. Ich fuhr fort:

> Treu deiner Pflicht, bleib' treu auch deiner Milde,
> Flieh' sichern Tod, willst du dem Ruhm dich weihn;
> Und ruft die Ehre dich in's Schlachtgefilde,
> Kämpf' wie ein Held — doch stets gedenke mein!

— „Meine arme Mutter!“ seufzte die Gräfin St. Leu.

> Was soll ich thun? Nie wird mein Leiden enden,
> Friede und Krieg wird mir verderblich seyn;
> Die Schönen werden Blicke nach dir senden,
> Du siegst auch hier! — nur ach! gedenke mein!

> So wirst du stets gefallen, stets nur siegen,
> Mars und die Liebe werden bei dir seyn;
> Ich sehe dich von Ruhm zu Ruhme fliegen,
> Lebe beglückt! — doch ach! gedenke mein! —

Die Königin strich mit der Hand über die Augen, um eine Thräne zu trocknen. — „Eine trübe Erinnerung?“ fragte ich. „Ja wohl, sehr trübe,“ sprach sie. „Sie wissen ja, daß im Jahre 1808 das Gerücht von der Scheidung sich zu verbreiten begann. Es traf meiner Mutter in's Herz. Der Kaiser wollte eben nach Wagram abreisen, und sie bat Herrn von Segûr, ihr eine Romanze auf diese Abreise zu dichten. Er brachte ihr, was Sie so eben rezitirten, und meine Mutter gab sie mir, damit ich die Musik dazu machte. Am Abend vor der Abreise des Kaisers sang ich sie ihm vor. O meine arme Mutter! Ich sehe sie noch, wie sie auf dem Gesichte des Gemahls, der mich verstimmt anhörte, den Eindruck lesen wollte, den die Romanze auf ihn machte, welche sich auf ihre Lage so treffend bezog. Der Kaiser hörte bis zum Schlusse zu, endlich, als der lezte Ton des Flügels verhallt war, trat er zu meiner Mutter. „Vous êtes la meilleure créature que je connaisse,“ sagte er, dann küßte er sie seufzend auf die Stirn und ging in sein Kabinet; meine Mutter schwamm in Thränen, denn nun wußte sie es, ihr Schicksal war entschieden. Sie können leicht denken, welche Erinnerung für mich in dieser Romanze ruht, und indem Sie die Worte sprachen, berührten Sie alle Saiten meines Herzens.“ Ich bat um Vergebung und wagte um nichts mehr zu bitten. Aber die Königin sagte, indem sie sich wieder zum Flügel sezte: „Es ist so viel Unglück seitdem an uns vorübergezogen, daß mein Gedächtniß auf diesem noch am liebsten ruhen mag, denn meine Mutter, obgleich von dem Kaiser getrennt, ward doch stets von ihm geliebt.“

Ihre Finger gleiteten über die Tasten, ein klagendes Vorspiel begann, dann sang sie mit ganzer Seele, mit demselben Ausdruck, wie sie vor Napoleon gesungen haben muß. Ich zweifle, ob je ein Mensch das empfand, was ich an diesem Abend empfunden habe . . .

Seitdem habe ich die Königin Hortensie nicht wieder gesehen, auch habe ich ihr nicht geschrieben, und sie mochte wohl denken, ich habe sie vergessen, wie jene, die sie in den Tagen ihrer Macht gekannt.

---

* Bisher ist aus Versehen Aremberg gesezt worden.

** Die bekannte, einst überall gesungene Romanze der Königin von Holland:

> Vous me quittez pour aller à la gloire;
> Mon triste coeur suivra partout vos pas, etc.

Briefe über die Insel Rügen.

(Fortsetzung.)

Ueber diesen Seestrom gehen drei Fähren, welche das pommersche Festland mit der Insel verbinden. Der Reisende, der Chaussee von Berlin aus folgend, wählt stets die sogenannte alte Fähre als die bestbesorgte, obgleich der Strom hier am breitesten ist (6000 Schritt). Die Chaussee von Berlin durchschneidet einen Theil der sandöden Mark Brandenburg, dann das fette Kornland der Ukermark, überspringt im Hafen von Anclam die Peene und eilt, nun im ehemaligen Schwedisch-Pommern, jezt preußischen Neuvorpommern, durch die königlichen Forsten um Ferdinandshof über die See- und Universitätsstadt Greifswalde nach der alten Hansefeste Stralsund.

Stralsund ist berühmt geworden durch seinen Widerstand im dreißigjährigen Kriege, berühmter durch Wallensteins Wort: „und wäre es mit Ketten an den Himmel gebunden!“ es hat ein historisches Interesse. Uebersieht man die Lage der Stadt vom Marienkirchthurme, dem siebenten höchsten in Europa, so erkennt man bald ihre ehemalige Wichtigkeit als Festung. Nach Nordost von der Binnensee bespült, rundum von breiten und tiefen Teichen umfangen, liegt sie gänzlich isolirt mitten im Wasser. Mächtige Wälle umgaben sie, und innerhalb dieser, zum Schutz des Wallgangs, eine starke Stadtmauer mit einem System von Trutzthürmen, theils im Viereck, theils rund erbaut. Nur drei schmale Erddämme führen von den Vorstädten in die drei Landthore durch die Teiche. Zur Zeit ihres Glanzes verbanden diese Dammstraßen, von bombenfesten Thoren vertheidigt, die Veste mit ihren weitläufigen doppelten Außenwerken. Den Hafen beschüzten zwei mächtige Basteien in den Flanken, geradeaus ein Pallisadenwerk und im Rücken desselben eine starkarmirte Courtine. Den wichtigsten Vertheidigungspunkt von der Wasserseite besaß aber die Veste in der, ihr auf eine halbe Büchsenschußweite nahe liegenden Insel Dänholm, deren Batterien die Meerenge nach allen Seiten hin wirksam bestreichen konnten. Arnheim, der sie belagerte, hatte sich schon dieses Schlüssels bemeistert, da überrumpelten, in dunkler Nacht auf Fischerböten landend, die kühnen Bürger den sorglosen kaiserlichen Hauptmann von Schellendorf, der auf dem Dänholm kommandirte, und dieser Streich entschied den fernern Gang der Belagerung. Von den trozigen Mauern, die in jener Zeit einer kunstlosen Waffengewalt widerstanden, blicken nur die Grundlagen aus den Wasserspiegeln der See und der Teiche. Auf ihnen ruhen jezt mäßige Erdwälle, die Lineamente der alten Befestigung bezeichnend. Einige Thürme der Stadtmauer und stellenweise diese selbst haben sich noch erhalten. Die bombenfesten Thore sind verschwunden und werden durch Lünetten ersezt. Von den Außenwerken blieben wenige Spuren, und der Pflug gleicht von Herbst zu Herbst die Gräben mehr und mehr aus, hinter denen einst die Wallbüchsen der Schweden donnerten. Die vielen Wechselfälle des Kriegs, welche diese Stadt in neuerer Zeit trafen, und das Spoliirsystem Bonaparte's vornämlich, haben hier Walpurgisnacht gehalten. Einige Uferschanzen und ein Brückenkopf am Strande, dem Dänholm gegenüber, sind Denkmale aus dem Jahre 1814. Aus der Wallensteinszeit ist nichts übriggeblieben, als die Eiche im „Heinholze,“ worunter der Gewaltige saß, als die Kugel eines Bürgerschützen ihm den Becher vom Munde schlug.

Dem Hafen Stralsunds gegenüber, jenseits des Sundes, gewahrt man einen flachen Streifen Landes, mit einem dürftigen Stranddörfchen; am östlichen Ende des Streifen etwas Wald, das westliche in die Gewässer verlaufend, die sich dort, wo zwei Bergspitzen der Insel Hiddensee wie zwei Wölkchen am Horizonte hängen, in die offene See ausbreiten. Dieser fahle, sandbrüchige, mit einzelnen verkümmerten Bäumen und dem Bischen Wald bewachsene Landstreifen ist — die Insel Rügen, das Dörfchen die alte Fähre. Im Segelboote überfliegt sich der Sund in zehn Minuten. Drüben am dreißig Fuß hohen Ufer, wo der Eingang zum Dörfchen ein tiefes Defilé bildet, ausgestiegen, genießt man im auf der Anhöhe liegenden Wirthshause einer schönen Aussicht; besonders an einem klaren Morgen bei Windstille, wo die alte Stadt mit ihren Thurm- und Giebelspitzen, ihren Gärten und Windmühlen und ihrer Flotille, im vollen Sonnenglanze strahlend, im Wasser schwimmt und sich trefflich ausnimmt. Links und rechts dehnt sich im halben Kreisbogen die pommersche Küste aus, östlich mit fernen Wäldern bedeckt, westlich kahl und ersäuft in den Wassern. Nur einzelne Punkte Land, wie schwimmende Enten, schweben auf dem Spiegel, die gefährliche und nördlichste Landspitze von Barhöft bezeichnend, wo die wilde Gewalt der Wogen am furchtbarsten im Grundsande wühlt und den Eingang zum Sunde mit immer wechselnder Laune schließt und öffnet, aller Vorsicht und Macht der nautischen Kunst spottend. Kehrt man nun diesem Anblick den Rücken und wendet sich der Insel zu, da gewahrt man nach allen Seiten hin nichts als ein gewöhnliches pommersches Ackerland, flach und eintönig und zum Verzweifeln ermüdend für das Auge, wenn nicht hie und da der Wasserspiegel einer Bucht oder der See den durstenden Blick erquickte. Man nehme nun auf seiner Reise eine

Richtung wie man wolle, überall auf drei Meilen Wegs dieselbe Langweiligkeit: ein Kornacker, ein Stückchen Weideland mit unscheinbarem Vieh, ein Repsfeld, eine Torfgrube, dazwischen etwas Gebüsch, einige Kathen und Bäume, und Alles eben, wie auf einem Teller.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, April.

(Beschluß.)

Neue Theaterstücke von Ebert und Grillparzer.

Das Schlimmste, was Ebert begegnete, war, daß er, gleich dem Schiffbrüchigen, der im Sturm nach dem ersten besten Balken zur Rettung greift, in dem mühsamen Streben, den Stoff auf dem verlängernden Prokustesbette auszudehnen, sich selbst unbewußt Situationen und Gestalten aus ältern Stücken dem seinen einverleibte, die selbst dem ungeübten Auge auffallen mußten. Dieses Unglück begegnete ihm namentlich mit dem Herzog Neklan, dem er eine tragische Würde zu geben versuchte, indem er ihn zu einem Friedensfürsten erhob. Einige Stellen, die auf Kaiser Franz hindeuteten, erregten patriotische Beifallsbezeugungen, doch hinkt dieses Gleichniß noch mehr als die gewöhnlichen, durch ein altes Sprüchwort bezeichneten; denn wenn Franz I. auch gewiß der friedliebendste Fürst der Erde war, so vermied er doch nie den Krieg, wo ihn die Nothwendigkeit gebot, er scheute kein eigenes Opfer für das Allgemeine, und Ebert hat (abgesehen davon, daß derlei Behelfe, um das Publikum zu bestechen, des tragischen Dichters unwürdig sind) dem verewigten Kaiser ein schlechtes Kompliment gemacht, indem er ihn mit diesem Herzog des neunten Jahrhunderts parallelisirt, der sich höchstens bis zu einem Pendant zu Karl VII. in Schillers Jungfrau von Orleans erhebt, an den er auch durchaus mahnt, bis zu dem Zweikampf, den er dem Herzog von Saaz anbietet. Auch Czestmir, der den weichlichen Fürsten zum Kriege ermuntert, und, wie seine Worte fruchtlos verhallen, sich von ihm wendet, gleicht hierin nicht minder dem Dünois, nur mit dem Unterschiede, daß der Böhme des neunten Jahrhunderts viel glatter und zierlicher und minder kräftig spricht, als der Franzose des fünfzehnten, und dergleichen Reminiscenzen, besonders aus Schillerschen Stücken, könnte man noch sehr viele anführen. Die Aufführung ließ, wie man zu sagen pflegt, wenn man geschwind über eine unangenehme Erinnerung hinschlüpfen möchte, Vieles zu wünschen übrig, und wir können keinen der darin beschäftigten Schauspieler hervorheben, da sich keiner selbst hervorhob, was wir ihnen hier um so leichter verzeihen wollen, da nicht viel durch sie unterging. Uebrigens fand das Trauerspiel „Czestmir“ bei seiner ersten Aufführung ein so freundliches, empfängliches Publikum, wie es die Götter nur dem glücklichsten der Dichter senden können, da es den Augenblick kaum erwarten zu können schien, seinen Beifall laut werden zu lassen; aber die langweiligen zwei Schlußakte kühlten die Zuschauer völlig ab. Die zweite Aufführung zeigte eine strenge Nachkritik des Publikums, ein ungewöhnlich leeres Haus an einem Fastensonntage, wo Prag durchaus keine andere Unterhaltung darbietet, und eine Eiseskälte im Publikum. Wie wir hören, will Ebert das Stück umarbeiten; das ist löblich, wenn wir gleich nicht hoffen, daß aus diesem „Czestmir“ ein gutes Trauerspiel werde; aber er hüte sich, dasselbe dann noch einmal auf die Prager Bühne zu bringen. Daß dieses Stück dem Publikum nicht gefallen hat, ist in ein paar Monaten vergessen, und will Ebert einen dritten dramatischen Versuch wagen, so wird er kein strengeres Publikum zu fürchten haben; aber jenes Drama ist in Prag einmal gefallen und wird nicht wieder auferstehen.

Bei dem zweiten Stücke, dessen wir zu erwähnen haben, handelt es sich nicht mehr darum, ob ein reichbegabter Dichter auch dramatisches Talent besitze; Grillparzer hat sich durch seine Schöpfungen längst als einen der talentvollsten Bühnendichter unserer Zeit bewährt; wenn gleich nicht zu leugnen ist, daß er gleichfalls in der Wahl seiner Stoffe manchen Fehlgriff gethan so ist er doch meist selbst über die sprödesten Herr geworden, und findet sich hie und da Manches gegen seine Charakteristik einzuwenden, so ist er doch immer durch und durch dramatischer Dichter. Bei einem solchen dürfte die Aufgabe, die er sich selbst sezt, einen Traum uns in Handlung vor die Augen zu führen, als ein etwas absonderlicher Einfall stutzen machen. Raupach hat dieß unter den Deutschen zuerst in seinem „Mährchen im Traum“ gewagt, und wahrscheinlich hat dieser Versuch auch dem Dichter der Ahnfrau Muth gemacht, eine ähnliche Produktion seines Geistes, die schon früher begonnen und, wie wir vernehmen, bloß für den Druck bestimmt war, gleichfalls der Bühne zuzuführen. Wir kennen Raupachs Drama nicht, und können daher nicht entscheiden, welchem von Beiden die Lösung einer so schwierigen Aufgabe vollkommener gelungen sey; Grillparzer hat darin viel geleistet, und Alles, um das Publikum mit einer demselben so fremden Idee zu befreunden. Die Anlage des Ganzen, das Verschmelzen von Traum und Wirklichkeit, die Haltung der Gestalten, wie Sprache und Versbau reihen dieses Drama unter die gelungensten Werke der neuern dramatischen Kunst und sichern ihm einen erfreulichen Erfolg.

Der Zustand unserer Bühne hat sich im Ganzen seit dem Jahre, wo Stöger die Leitung derselben übernahm, wesentlich verändert; mit ihm erhielt die Oper einen bedeutenden Umschwung, was aber das recitirende Schauspiel betrifft, so sind die wichtigsten Lücken desselben noch immer nicht ausgefüllt. Auch scheint die zweimalige Schließung des Theaters — im Herbste während des Baues und mit Anfang März wegen der Landestrauer — einmal von fünf, das zweitemal von drei Wochen, statt das Publikum begieriger auf theatralische Genüsse zu machen, vielmehr eine entgegengesezte Wirkung hervorgebracht zu haben, und es dürfte derber Zugmittel bedürfen, um die Prager wieder so zahlreich in die erweiterten Räume des Theaters zu locken, als sie in der ersten Zeit der neuen Direktion sich daselbst einfanden.

M.

Beilage: Kunstblatt Nr. 43.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 128.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 29. Mai 1835.

Ehre beseelt mich, vorzudringen; wenn aber Ehre mich beim Vordringen entseelt? wie dann? Kann Ehre einen Arm ansetzen? nein; oder den Schmerz einer Wunde stillen? nein. Ehre versteht sich also nicht auf die Chirurgie? nein. Was ist Ehre? ein Wort. Was steckt in dem Wort Ehre? was ist diese Ehre? Luft. Eine feine Rechnung.

Shakespeare.

Das erste Duell.

„Lieber Freund, dies ist ein verdrießlicher Handel.“ — „Ein höchst verdrießlicher Handel,“ antwortete Franz. — „Und doch sehe ich kein ander Mittel.“ — „Wohl,“ erwiderte der Freund lebhaft, „aber glaube mir, Du stellst Dir jezt die Sache weit ärger vor, als Du es draußen auf der Wiese, dem Burschen gegenüber finden wirst. Jezt aber, gute Nacht! Mitternacht ist vorüber und um sechs Uhr müssen wir fort. Doch noch eins —“ — „Was ist's?“ — „Ich weiß wirklich nicht,“ fuhr Franz zögernd fort, „ob es der Mühe werth ist, daß ich Dich daran mahne; in Fällen wie der Deinige ist es einmal Brauch, daß man seinen —“ — „Seinen Freunden, seinen Verwandten Lebewohl sagt, meinst Du?“ — „O nein, nein, nichts weniger, und ich hoffe zu Gott, dergleichen braucht es gar nicht; Du wirst sehen, Alles läuft nach Wunsche ab.“ — „Elendes Possenspi[el]!“ sagte ich etwas bitter; „doch was meinst Du? was [w]illst Du?“ — „Eine nichtssagende Formalität!“ erwiderte er verlegen; „wäre es nicht gut, Du benüztest diese Gelegenheit und brächtest zu Papier, wie Du über das Deinige zu verfügen gedenkst?“ — „Wahrhaftig!“ rief ich, „das ist die Geschichte vom Berg und der Maus! Ueber das Meinige verfügen? das wird bald gethan seyn; ich vermache Dir meine Schulden und dispensire Dich von der Bezahlung der Zinsen. — Doch, ich danke Dir für die Mahnung, und jezt, gute Nacht! und sey pünktlich morgen früh.“ — „Sey ganz ruhig,“ sagte Franz im Hinausgehen und rief noch zur Thüre herein: „Hör einmal, Du thust gut, wenn Du ein Glas Madera trinkst, aber keinen Tropfen rothen Wein oder gar Branntwein! Du sollst mir morgen frei um den Kopf seyn und eine feste Hand haben.“

Ich war allein. „Eine liebenswürdige Geschichte!“ dachte ich. „Ja, wenn ich das Mädchen liebte, so hätte ich doch vielleicht etwas davon, wenn ich das Leben für sie wagte; aber für nichts und wieder nichts, mit kaltem Blute für eine Hexe sich todtschießen lassen, die einen auf der Welt nichts angeht, sich bloß des Ehrenpunktes wegen schlagen zu müssen, das ist doch gewiß sehr verdrießlich! Leider ist's einmal so, und der gute Freund hat Recht, sein Rath ist gut, wohl gar prophetisch. Mein lezter Wille also — Wäsche und Kleider soll die arme Lise haben; wenig wahrhaftig für ihre treuen Dienste! Leider hat sie mir vielleicht nichts mehr zu thun! Die Bücher? Nur mit Scheu erwähne ich des kostbarsten, meiner Bibel, da ich im Begriffe stehe, das Blut meines Nebenmenschen zu vergießen. Franz, Du sollst sie meiner geliebten Mutter übergeben. Sag' ihr, wie hoch ich stets ihre guten Lehren geachtet, wenn es

mir auch an der Seelenstärke gebrach, sie immer und überall zu befolgen. Ihr Herz müßte brechen, erführe sie, wie unsinnig und gottlos ich mich selbst um's Leben gebracht; erspare ihr diesen Jammer, sag' ihr, ich sey an diesem oder jenem gestorben, sag' ihr, was Du willst, aber nimmermehr erfahre sie die schreckliche Wahrheit, vor der sich Herz und Vernunft in mir empören. Ihr Sohn ein Duellant! Doch weg mit solchen Gedanken! dem Brauch muß man sich einmal fügen; an die Mutter darf ich nicht mehr denken. — Die andern Bücher — mein bester Freund soll sie haben. Sie mögen Dich, mein lieber Franz, an die frohen Stunden erinnern, die Du mit ihnen zugebracht in der Gesellschaft dessen, der Dir für Deine treue, aufopfernde Freundschaft tausendmal dankt. In der Schieblade meines Pults wirst Du ein Bildniß und einige Briefe finden; ihren Namen brauche ich nicht niederzuschreiben, Du wirst sie sogleich im Gemälde erkennen. Ich bitte Dich, Freund, ich beschwöre Dich bei Allem, was dem Menschen heilig ist, laß die Briefe in keines Menschen Hände kommen als in die ihrigen, übergebe sie ihr selbst. Verhehle ihr, so viel als möglich, die traurigen Umstände meines Todes, suche ihr die Nachricht überhaupt so schonend als möglich beizubringen, und versichere sie, daß ich, troz meiner tollen Streiche, sie stets herzlich lieb gehabt, daß ich in den lezten Augenblicken meines Lebens ihrer mit der innigsten Zärtlichkeit gedacht; sag' ihr —"

So weit war ich, da wurde ich durch ein Klopfen an die Thür unterbrochen, und Franz trat herein. „Ist es schon Zeit?" fragte ich. „Ja," antwortete er; „schön, daß Du schon gerüstet bist; es ist gleich sechs Uhr." — „Nun, da ist die Zeit unbegreiflich schnell vergangen; doch, ich bin bereit. Du sprachst gestern von meinem lezten Willen; die Vorsicht kann nicht schaden, und ich danke Dir, daß Du mich daran gemahnt. So eben habe ich etwas niedergeschrieben, nimm das Papier. Dich, Freund, beauftrage ich mit der Vollziehung; ich weiß, Du schlägst es mir nicht ab." — „Zähle auf mich," sagte Franz und drückte mir die Hand; „doch weg mit den trüben Gedanken! ich weiß gewiß, daß ich die traurige Pflicht nicht zu erfüllen haben werde." — „Ich will es wohl hoffen," erwiderte ich, „aber meine Ahnungen haben noch selten getrügt, und ich kann den Gedanken nicht los werden, daß der heutige Tag mein lezter ist." — „Sprich nicht so!" rief Franz. „Wenn ich das wüßte — Aber, großer Gott, wie willst Du Dich mit Ehren aus dem Handel ziehen?" — „Du irrst Dich; niemals sollst Du eine Gemeinheit oder eine Feigheit von mir erleben! Ueber eine unwillkührliche Regung bin ich nicht Herr; aber nimmermehr, und wäre mein Grab schon gegraben, nähme ich ein einziges Wort zurück; komm!" — Damit nahm ich ihn am Arm, wir gingen schweigend aus dem Haus und befanden uns bald an Ort und Stelle.

Mein Gegner harrte unser bereits. Ich hatte ihn noch nie bei Tag gesehen, und sein Aeußeres war nichts weniger als tröstlich: ein bleicher, hagerer, großer und sichtbar ausnehmend starker Mann mit einem ungeheuern Schnurrbart. Wir begrüßten uns kalt und wandten uns beide ab, während die Sekundanten sich miteinander besprachen. Die Unterhandlungen schienen meinem Gegner zu lange zu währen; er trat ungeduldig vor und sagte: „Um Vergebung, ihr Herrn, daß ich unterbreche; ich meine aber, die Sache sey sogleich ausgemacht. — Zuerst also," so wandte er sich mit entschlossener Miene zu Franz; „schießen wir auf fünfzehn oder auf zwanzig Schritte?" Franz antwortete sogleich, zwanzig scheine ihm recht, und ich las in seinem Auge, daß Besorgniß für mich ihn so sprechen ließ. „Gut," sagte der Schnurrbärtige, stieß den Absatz seines Stiefels tief in den Rasen und zählte die Schritte ab. Ich gestehe, in Betracht seiner gewaltig langen Beine war es mir gar nicht unlieb, daß er sich selbst dem Geschäft unterzog; aber dieser Hoffnungsschimmer erlosch bald, denn der Spitzbube sezte kaum einen Fuß vor den andern und trippelte dahin wie ein Weib.

(Der Beschluß folgt.)

Briefe über die Insel Rügen.

(Fortsezung.)

Diese Pinselstriche geben ein Bild vom Hauptlande, der eigentlichen Insel Rügen. Das Land Rügen ist ein Inselkontinent, bestehend aus vielen Inseln, Halbinseln, Erdzungen, Inselchen und Sandbänken, sogenannten Böcken und Hacken. Jedes dieser Aggregate bildet gleichsam ein eigenes Land, eine Provinz, und unterscheidet sich durch Eigenthümlichkeiten der Natur und des landwirthschaftlichen Lebens. Der Bewohner von Jasmund spricht vom Wittower, wie der Schwede vom Norweger; der Mönchguter hält sich für ein eigenes Volk und unterscheidet sich, seit Jahrhunderten immer derselbe, durch besondere Tracht, Sitte und Gewohnheit von allen übrigen. Von den beiden zu Rügen gehörenden größern Inseln, Ummanz und Hiddensee, bietet nur diese einiges Interesse. Schon ihre sonderbare Gestalt auf der Karte würde zum Besuch reizen. Sie ist ein langer, schmaler Erdfaden, am nördlichen Ende in einen Knoten von mäßigen

Bergen auslaufend. Zwei Drittheile des Landes sind ein niedriger, mit dem Spiegel der See beinahe eben liegender Sandboden, dessen Unterlage Mergel und eine Art von Porzellanerde bildet. Die Natur und der Zustand, worin hier der Mensch lebt, erscheinen in der traurigsten Gestalt. Die Insel ist größtentheils von Fischern bewohnt, welche sich vom Heringsfang nähren, und wegen der eigenthümlichen Tackelung ihrer Böte und als vorzügliche Segler berühmt sind. Diese Böte führen ein langes Bogspriet mit zwei schmalen dreiecki- gen Segeln und sind dadurch schon von Weitem vor an- dern zu erkennen. — Der gebirgige Theil der Insel hat ein romantisches Ansehen, zeigt aber auch nur geringe Spuren von Kultur. Auf einer der Höhen lag ehemals ein Mönchskloster, welches die Schweden zerstörten und dem damals die Insel gehörte. Einige Ueberreste al- ter Grundmauern deuten auf ein tüchtiges Gebäude. Am Abhange des Vorgebirgs, wo die Brandung der See an Felsengewölbe stößt, ist das Revier des See- hunds, welcher von Zeit zu Zeit hier geschossen wird. Auf den höchsten Punkten genießt man eine prächtige Aussicht auf das naheliegende Rügen und Pommern, die offene See und die ferne Däneninsel Moen. In meteorologischer Beziehung ist die Insel noch merkwür- dig als sicherer Barometer für die Nachbarn. Steigt sie am Horizonte höher empor und nähert sie sich schein- bar dem Auge, so ist Sturm und Regen gewiß; senkt sie sich und entfernt sich wieder, so tritt bald schönes Wetter ein.

Von den großen Halbinseln des Landes Rügen sind, Mönchgut wegen seiner schon erwähnten Originalität ausgenommen, die beiden größten und nördlichsten: Jasmund und Wittow, die merkwürdigsten und die ei- gentlichen Träger des Rügischen Ruhms. In ihrem Bereiche liegen die schönsten großen Binnenwasser und die See am offensten, liegen die denkwürdigsten Gegen- den, Oerter und Plätze, die interessantesten Denkmäler der Vorzeit. Doch bevor ich von diesen beiden spreche, will ich, mich der Leitung der Landstraße überlassend, erst bei dem Seebade Putbus verweilen, dem Haupt- quartiere aller auf Rügen Reisenden.

Nach dem Aussterben der Rügenschen Linie nahmen die dänischen Dynasten und Barone des Namens Putbus (Putbutzle, Podebosch) von den Besitzungen ihres Hauses auf Rügen Besitz. Dies war im Jahre 1702. Damals stand auf der Stelle, wo sich das Städtchen Putbus er- hob, nichts als ein altes, einsames Jagdschloß, welches vor zwanzig Jahren nebst einigen Wirthschaftsgebäuden noch die ganze Zier der Wusternitz ausmachte. Seit dieser kurzen Zeit ist auf dieser Stelle erstaunlich viel geschehen. Die finstere Waldung ist zu einem der rei- zendsten Parks umgeschaffen, in dessen Mitte jezt auf den Grundmauern des alten Jagdhauses sich ein stattli- ches Schloß mit moderner Façade und einem von Säulen getragenen Portikus im griechischen Style erhebt. Im Winkel mit der Fronte des Schlosses und diesem nahe befinden sich die sehr eleganten Ställe des Fürsten von Putbus mit einer Reitschule. Diesen gegenüber, auf einer mäßigen Anhöhe, über welche sich ein herrli- cher breiter Rasenteppich ausspannt, zwischen Bosquets exotischer Holzpflanzen, gewahrt man ein geschmackvoll angelegtes Gewächshaus. Teiche, mit Wassergeschöpfen belebt, ein zierlich eingezäunter Thiergarten mit zah- mem Dammwild, eine kleine Fasanerie zieren die ver- schiedenen trefflich geordneten Partien. Reizende Per- spektive und Aussichten auf die See, die Pommer- sche Küste, die fern im blauen Dufte schwimmt, und auf die waldige Insel Vilm, die wie ein frischer Kräuterstrauß aus den Wellen blüht, vollenden die An- muth und den großartigen Effekt dieser umfassenden Anlagen. Oestlich von der See begrenzt, stößt der Park westlich an die Stadt, die längs einer schönen Allee, welche den Badegästen zur Promenade dient, in einer Reihe zierlicher, weiß getünchter Häuser hinläuft. In dieser Reihe stehen der große „Fürstenhof" (das Gast- haus) und das sehr geschmackvolle Theater. Diese bei- den Gebäude bilden beide Ecken des Marktes, der im Viereck, in seiner Mitte eine Pappelpartie, sich nach der hintern Stadt zurückzieht. In der Mitte der ge- nannten Hauptallee führt eine andere von mächtigen Linden, der zu Töplitz ähnlich, in den Park hinein, auf das Portal des Speise- und Tanzsalons zu, eines sehr artig ausgeschmückten Gebäudes. Links von diesem und mit seiner Fronte einen Winkel bildend, steht auf einer Sockelerhöhung von drei Stufen eine Art Halle, welche die Spiel- und Gesellschaftszimmer, einen Konditor-, einen Putz- und einen Galanteriewaarenladen enthält. Am nördlichen Ende des Parks läuft eine Straße, mit doppelter Baumreihe besezt, über ein Weideland nach dem über eine halbe Stunde entlegenen Badhause. Rechts genießt man die schon erwähnte Aussicht auf die See, links breitet sich eine coupirte Gegend mit dem malerisch gelegenen Dörfchen Vilmnitz aus, in der Ferne ragen in bunten Wellen die Höhen Jasmunds. Das Bad- haus lehnt sich an das waldige Vorgebirge, die roman- tische Goore, und ist ein schönes Gebäude mit vielen Säulen geschmückt. Hinter dem Vorgebirge befinden sich die kalten Bäder hinausgebaut in die hier flache See. Ihr Grund ist sanft und weich, belegt mit dem röth- lichen, feinen, glänzenden, der Ostsee eigenthümlichen Sande.

(Die Fortsetzung folgt.)



Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

Der Mann mit der Puppe. Theater.

L'homme à la poupée ist gegenwärtig eine der Sehenswürdigkeiten von Paris, oder eine von den vorübergehenden Celebritäten, mit denen man sich zur Abwechslung beschäftigt, bis etwas Anderes, nicht erheblicheres, dieses wieder verdrängt. Der Mann wird sich vielleicht sechs Wochen bis zwei Monate im Tagesgespräch erhalten, dann aber wird seine Zeit unwiderruflich verstrichen seyn, und er wird sich nach einem andern Schauplatze seiner Kunstfertigkeit umzusehen haben. Er heißt eigentlich Valentin, und scheint aus Belgien gebürtig. Sein Talent besteht in der Bauchredekunst, die er auf besondere Weise anwendet. Diese Kunst, wenn sie mit Witz ausgeübt wird, kann manchen Spaß gewähren, und Paris besitzt fast immer einige Bauchredner, die ihr Publikum angenehm zu unterhalten wissen. Bei Valentin ist daher auch nicht so sehr das Bauchreden merkwürdig, als die Art, wie er im théâtre du Palais-royal und in Gesellschaften Possen damit spielt. Der Mann hat vollauf zu thun, fast jeden Abend tritt er in diesem kleinen Theater auf, und dann erscheint er noch in Soirées, zu welchen er bestellt wird. Ich sah ihn neulich in einer solchen Soirée, wo er aber erst um eilf Uhr Abends oder Nachts erscheinen konnte, so beschäftigt war er den Abend gewesen. Er trat mit einem Sack unter dem Arm auf, und zog eine große Puppe aus demselben hervor, die einen acht bis zehnjährigen Jungen vorstellte und so gekleidet war. Er und diese Puppe erscheinen immer zusammen, weßhalb er auch kurzweg l'homme à la poupée genannt wird, ohne daß man sich weiter um seinen Namen bekümmert. Mit diesem Jungen nun beginnt er ein Gespräch, und dieses wird zuletzt sehr lebhaft. Der Junge kann Arm und Bein bewegen, und gestikulirt wie ein kleiner Südländer. Der Mann bleibt ernsthaft, der Junge aber ist muthwillig, antwortet manchmal sehr drollig, zuletzt wird er etwas zu ausgelassen; sein Herr will ihn wieder in den Sack stecken, der Junge wehrt sich, muß aber doch der Uebermacht nachgeben, und damit ist der erste Auftritt zu Ende. In einem Zimmer ist die Täuschung der Zuschauer nicht so stark, wie auf einem Theater, wo man, bei der Entfernung des Mannes und seiner Puppe, sich kaum überreden kann, daß dies kein wirklicher Junge ist und daß sein Herr für beide spricht und handelt. Besonders wenn das Wechselgespräch zuletzt so lebhaft wird, so läßt es sich kaum denken, wie der Mann so schnell Ton, Rolle und Sprachweise wechseln kann, ohne sich zu irren. Vermuthlich ist das ganze Gespräch eine wohleinstudirte Rolle; allein auch als solche ist es noch eine erstaunliche Erscheinung. Im zweiten Auftritt stellte er eine Wiege mit einer kleinen Puppe, die einen Säugling vorstellen sollte, auf, und dann kam er mit einer mittlern Puppe und dem obigen Jungen hervor. Nun hatte er für drei Personen zu sprechen, und noch obendrein für den Säugling zu schreien oder zu quäken. Auch hatte er noch hinter der Thür einen aus der Ferne antwortenden Bedienten und dessen kranken Vater darzustellen. Dies thun andere Bauchredner auch, und ich fand hier nichts Neues. Es sollte noch ein dritter Auftritt kommen, ich habe ihn aber nicht abgewartet. Das Beste war, daß, als er im Zwischenakte seinen Sack mit dem Jungen hatte auf der Erde liegen lassen, eine Dame, welche sich aus dem Saale wegbegeben wollte, zufällig den Fuß auf den Sack setzte, worauf man vernehmlich die Worte hörte: Ach, Sie thun mir entsetzlich weh! worüber die Dame so erschrack, daß sie den Fuß schnell zurückzog. Erst dann bemerkte man, daß der Bauchredner einige Schritte davon stand. Außer diesem homme à la poupée hat das kleine Palais-royal-Theater noch mehrere neue Schnurren, wovon sich einige aus der Faschingszeit herschreiben und, weil sie lustig anzuhören sind, das Publikum noch immer ergötzen, unter andern les beignets à la cour, worin die muthwillige Dmlle. Dejazet, der Abgott der Studenten und Notarien-Clercs, die Rolle des jungen Königs Ludwig XV. spielt. Ein Muster guter Sitten wird in dieser Farce eben nicht aufgestellt; so etwas erwartet aber auch kein vernünftiger Zuschauer, wenn ihm der Hof des wollüstigen Vorgängers Ludwigs XVI. vorgeführt wird. Seitdem das nun eingegangene Théâtre nautique durch ein chinesisches Ballet die Bewohner Chinas wieder in Erinnerung brachte, hat Scribe für die komische Oper ein mit Chinesen angefülltes Singspiel verfertigt, wofern sein Plan nicht älter ist, als jenes Ballet, und diesmal hat Auber, sein Mitarbeiter, wieder Anklänge an jene heitere, gefällige Musik, die er seit seiner „Stummen von Portici“ nicht mehr treffen konnte. Im Odeon war neulich eine Benefizvorstellung, zu welcher die komische Oper drei Stücke geliefert hatte, und eines von diesen dreien war der „Freischütz,“ daher dauerte die Darstellung auch bis Mitternacht. Die beiden andern Stücke waren Operetten von einem jungen Tonkünstler Namens Adam, der seit einiger Zeit durch mehrere leichte Operetten sich Eingang in die Theaterwelt gebahnt hat, und aus dem noch etwas werden kann, wenn er so fortfährt, oder vielmehr, wenn er es noch besser macht, als bisher. Das erste Operettchen heißt Le chalet, die Schweizerhütte, hat einen Scribe'schen Text, und soll das Beste seyn, was Adam bis jetzt geliefert hat. Der Inhalt gleicht einem Stücke aus der Florianschen Schule und schildert die unschuldig-naive Liebe eines jungen Alpenbewohners mitten in dem Kriegsgetümmel; vielleicht hatte es der junge Tonkünstler so verlangt, um die einfachen Hirtentöne mit der lärmenden Trommel in Gegensatz zu bringen. Das geschieht denn auch schon in der Ouverture und wird durch das ganze Stück durchgeführt. Die Musik ist rasch, gefällig und kein gewöhnliches Geleier; auch gibt die komische Oper diese Operette häufig als Nachspiel zu einem größern Stücke. Darauf folgte die Operette la Marquise, die zwar nicht von Scribe, aber doch in seiner Art gedichtet ist; einige witzige Kollegen haben ihm, wie es scheint, seine Manier abgemerkt und ahmen sie kühn nach. Die Intrigue des Stücks beruht auf der Neigung, die eine spanische Marchesa zu einem französischen Schauspieler wegen seines gefühlvollen Spiels faßt, und die sie bereut, da sie in der ersten Unterredung erkennt, daß der auf der Bühne so leidenschaftliche Spieler ein gefühlloser, eitler Narr ist. So zeigt sich wenigstens der Schauspieler; dieser Mensch bekommt jedoch Ehrgefühl, als ihn ein spanischer Grande verhöhnen will, und als ihn auch die Marchesa ihre Verachtung blicken läßt. Er wird ein ganz anderer Mann, und die Marchesa empfindet zuletzt Hochachtung für ihn und gewinnt ihn lieb. Zu einem solchen Konversationsstücke eine Musik zu setzen, war eine allzuschwierige Aufgabe, als daß ein junger Tonkünstler sie hätte befriedigend lösen können.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 55.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 129.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 30. Mai 1835.

Wer bist du, der des Wandrers Herz
Mit unbekanntem Grau'n durchströmt,
Sein Haar ihm leise sträubt?
O Hain der Hertha, Lieblingssitz
Der hehren Göttin, Heiligthum
Der Vorwelt, sey gegrüßt!

Kosegarten.

Briefe über die Insel Rügen.

(Fortsetzung.)

Man macht dem Bade hier den Vorwurf, daß es zu geringen Salzgehalt biete, und der Wellenschlag, durch die vor der Bucht liegende Insel Vilm gebrochen, von zu geringer Wirkung sey. Die Theorie der Seebäder ist noch zu wenig entwickelt, als daß man sich geradehin dieser Meinung anschließen könnte. Gewiß aber ist es, und durch die Erfahrung bestätigt, daß bei dem Gebrauch von Bädern jeder Art der Genuß der Luft, die Beschaffenheit derselben und der Einfluß der Naturscene auf das Gemüth des Gastes eine höchst wichtige Rolle spielen. Was nun die Luft und die Annehmlichkeit des Orts und seiner Umgebungen betrifft, so läßt Putbus kaum etwas zu wünschen übrig. Es ist ein allerliebstes Miniaturbild, ein Dosenstück der Natur und Kunst. Hier ist Alles elegant, frisch und freundlich, und man glaubt sich bald in ein hesperisches Thal, bald auf den Landsitz eines Reichen nach dem blühenden Wales versezt. — Die Frequenz des Bades beginnt mit halbem Juni, ihr Kulminationspunkt ist der dritte August, der allgemein gefeierte Geburtstag des Königs. Bis zur Hälfte dieses Monats verlieren sich allmählich die Gäste, und nur reisende Zugvögel schwärmen bis in den Spätherbst über seine Fluren. Der Herbst ist die günstigste Jahrszeit für den, welcher Rügens Fernsichten genießen will; denn die Ausdünstungen der See bei warmem Wetter verhüllen zur Sommerszeit mit wenigen Unterbrechungen den Horizont.

Die beiden großen Halbinseln, deren ich erwähnte, sind durch dünne Erdfäden an das Hauptland gebunden und schwimmen gleichsam wie ein Fisch an der Angelschnur im Wasser. Die Verbindung der ersten: Jasmund, geschieht durch das kleine Waldgebirge, die Prora, einen schmalen, mit Holz bewachsenen Erddamm zwischen dem Jasmunder Bodden und der großen See eingeengt. Dieser Waldamm läuft gegen die Halbinsel in eine Düne, die sogenannte „schmale Heide“ aus. Sobald man, von welcher Seite man auch kommen mag, die beiden großen Binnenwässer (den großen und kleinen Jasmunder Bodden) erblickt, öffnet sich Einem ein reizendes Naturtheater. Mit je hundert Schritten vorwärts ändert sich die pittoreske Scene, obgleich die Stücke, aus denen sie besteht, immer dieselben bleiben. Jenes Bassin, jenes Vorgebirge, jenes Inselchen machen noch vor wenigen Augenblicken die Koulissen, jezt stellen sie sich gegenüber in ganz anderer Gestalt als Hintergrund dar, und die übrigen Landschaftstücke, welche früher die Courtine bildeten, machen

jezt den Rahmen aus. So bieten sich hunderterlei Aus- und Ansichten, von denen sich kein deutliches Bild durch Beschreibung geben läßt. Die merkwürdige Zerstücktheit des Landes, das wie ein verronnenes, im Gusse erstarrtes Stück Wachs auf den Wassern liegt, von diesen nach allen Richtungen und in den abenteuerlichsten Figuren eingerissen und durchfluthet, dies ist es, was Rügen seine Eigenthümlichkeit, seinen besondern Reiz gibt. Aber man muß, wenn man es nicht in der Natur gesehen, die Karte zur Hand nehmen, um von diesem seltsamen Gemenge von Wasser und Land einige Vorstellung zu bekommen.

Jasmund ist ein schiefliegendes Kalksteinplateau, das sich binnenwärts in seine Bodden flach absenkt, seewärts aber an 600 Fuß hoch über die Meeresfläche steil emporragt. Der Boden ist mit guter fruchtbarer Erde bedeckt, welche viele wellenförmige Hügel schlägt, die, bunt zerstückt in kleine Gevierte Ackerland und Weiden, mit einzelnen Höfen und kleinen Dörfern bespickt, ein anmuthiges Landschaftbild gewähren, dessen Hintergrund nach drei Seiten stets und überall die offene See ausmacht. Da nun, am nordöstlichen Ende, wo der dichte Buchenwald, die Stubnitz, auf 3000 Morgen ausgebreitet, das hohe Ufer bedeckt, da findet man die gepriesensten Wunder des so lange fabelhaften Eilandes. — Man denke sich einen sonnenhellen Tag im Juni, dessen Glanz im blaßblauen Himmel, dessen Abglanz auf den blanken Wassern und der buntschillernden Ebene das Auge bis zum Erblinden angestrengt. Man tritt nun in die Kühle und die Schatten des dichten Waldes. Man weiß, daß man sich der Burg der alten Göttin Hertha nähert, daß man den klassischen Boden eines unsern Voreltern heiligen Haines betritt, daß man an der Schwelle einer großen Naturscene wandelt. Im Walde geht es nun höher und unmerklich höher hinan; ehe man es gewahr wird, steht man schon 500 Fuß über der Fläche des Meeres. Und jezt noch einige Schritte, und plötzlich öffnet sich die Waldwand, und zwischen riesigen, blendendweißen Kreidezacken liegt vor unserm Blick die unendliche See. Man tritt nun hinaus an den tiefen, gähen, kreideweißen Abgrund, der in vielen seltsamen Rissen und Pfeilern abstürzt unter dem Waldsaum. Ganz unten wuchert ein Kranz frischer Buchen, in der Perspektive aber so klein wie Strauchwerk. Die schäumende Brandung bespült ihre Wurzeln und leckt an den ausspringenden Kreidefelsen, die jährlich ihre Gestalt wandeln, tiefer einreißen und abstürzen, in die Gewässer sich auflösend. — Das ist Stubbenkammer.

Die Eingebornen halten sehr auf diesen Standpunkt und meinen, es gebe keinen zweiten der Art in Deutschland. Das ist aber nur insofern wahr, als man es buchstäblich nimmt. Ueberhaupt genießt nur der hier das Außerordentliche des Eindrucks, dem der plötzliche Anblick der offenen See noch etwas Neues ist.

Ich breche hier ab und behalte die Beschreibung der Alterthümer auf Stubbenkammer und Wittow, und was sich von allgemeinen Betrachtungen daran anschließen möchte, einem zweiten Briefe vor.

Das erste Duell.

(Beschluß.)

Als mein Gegner mit dem Abmessen der Distanz fertig war, wandte er sich wieder zu Franz in kaltem, ruhigem Ton, der einen an dergleichen Händel gewohnten Mann verrieth: „Nun, Herr, laßt jezt sehen, womit schießen wir? Ihre Pistolen kommen mir herzlich schlecht vor; aber die meinigen schießen vortrefflich, man könnte ein Haar damit spalten, wenn es seyn müßte. Ich denke, wir nehmen sie; wir kommen desto schneller in's Reine.“ — „Ohne allen Zweifel,“ dachte ich. — „Was sagst Du dazu?“ fragte mich Franz. — „Mache, was Du willst,“ erwiderte ich und zwang mich zu einem gleichgültigen Lächeln; „ich verlasse mich ganz auf Dich.“ Franz nahm den Vorschlag des Gegenparts an. „Wohl,“ fuhr dieser mit unerschütterlicher Kaltblütigkeit fort, „jezt handelt es sich nur noch darum, wer den ersten Schuß hat. Hat Jemand einen Thaler in der Tasche?“ fragte er leichthin, nahm aber zugleich einen aus dem Beutel und sagte: „Da ist einer.“ Er gab ihn seinem Sekundanten, dieser warf ihn in die Luft, und das Loos entschied gegen mich.

Franz trat zu mir, drückte mir die Hand und sagte mit bewegter Stimme: „Muth, lieber Freund! Du siehst wohl, der Schurke denkt Dich durch sein prahlerisches Wesen einzuschüchtern; aber nur Courage! und Alles geht gut. Komm, laß Dich stellen: Du bist schlank, mache Dich noch dünner; glaube mir, kehre ihm nur die Seite zu. Man streitet viel darüber, ob es besser ist, sich so oder geradeaus zu stellen; aber folge kecklich meinem Rath! So, mache Dich dünner, und es müßte mit unrechten Dingen zugehen, wenn er Dich träfe. Gott sey mit Dir!“ sprach er gerührt, drückte mir noch einmal die Hand und trat zur Seite.

Wir machten uns fertig, und das Zeichen ward gegeben. Ich blickte hinüber und sah meinen Gegner die Pistole aufheben und zielen; er fixirte mich, wie der Falke seine Beute, und mit dem Blicke des Meisters. Es war das Werk einer halben Sekunde, aber ich wußte, er sey seiner Sache gewiß, und den Augenblick darauf

fühlte ich eine starke Erschütterung an meinem rechten Ellbogen, und etwas wie Eis lief mir am Arm vor, der kraftlos niederhing und die Pistole fallen ließ. Wie der Blitz war Franz an meiner Seite und band mir sein Halstuch um den Arm. „Ist Dir schwach?" fragte er; „nein," erwiderte ich; „aber rasch! ich muß Revanche haben!" — „Ist der Herr verwundet?" fragte mein Gegner mit schlecht verhehltem Spott. — „Kaum gestreift," erwiderte ich; „nicht der Mühe werth!" Er machte mir eine höfliche Verbeugung. „Kannst Du im Ernst fortmachen?" fragte Franz ängstlich. — „Gewiß," erwiderte ich; „sey ruhig, gieb mir nur die Pistole!" Ich faßte sie, bemühte mich aber vergeblich, sie aufzuheben; mein Arm mußte schlimmer zugerichtet seyn als ich gedacht. „Versuche es mit der Linken!" sagte Franz; ich folgte sogleich seinem Rath, fand aber die Pistole weit schwerer als ich geglaubt, ja weit schwerer, als eine Pistole überhaupt seyn soll; mit der linken Hand konnte man sie unmöglich führen. Ich blickte auf und sah meinen Gegner eine Fratze schneiden wie Mephistopheles; da überfiel mich eine unbeschreibliche Wuth und ich rief: „Hölle und Teufel! soll ich dem verschmizten Schurken keine Kugel durch den Leib jagen können!" — „Ich fürchte, Du hast nicht die Kraft dazu," sagte Franz ängstlich; „aber," fuhr er lebhaft fort, „gieb her! herzlich gerne binde ich mit seinem Sekundanten an!" — „Nimmermehr!" erwiderte ich; „laß mich noch einmal versuchen." Ich strengte meine ganze Kraft an, die Pistole aufzuheben, es war unmöglich, und ich überzeugte mich jezt, daß es nicht mit rechten Dingen zugehe; ich betrachtete das Gewehr: kein Zweifel, es mußte mit Blei ausgegossen seyn. Der Betrug lag offen zu Tag und der ganze Zusammenhang war mir klar. Um den ersten Schuß war mit einem Thaler geloost worden, der dem Gegner angehörte; wahrscheinlich war er für dergleichen Fälle zugerichtet und hatte wohl auf beiden Seiten dasselbe Gepräge. Nach meinem rechten Arm hatte er gezielt, für die linke Hand war seine Pistole zu schwer — sonnenklar, ich war das Opfer einer Spitzbüberei! „So geht es nicht!" rief ich jezt, stieß Franz zurück, der vor mir stand, und lief auf den Schurken zu, entschlossen, ihm die Kugel durch den Kopf zu jagen. Ich stemmte die Pistole an die Brust und wollte ganz dicht vor ihm losdrücken, da fiel mir Franz, der von meinem Argwohn nichts wußte, in den Arm, riß mir die Pistole weg und rief: „Willst Du einen Mord begehen?" — „Bei einem solchen Spitzbuben machte ich mir wahrhaftig kein Gewissen daraus!" entgegnete ich rasch; jener aber, da er sich jezt in Sicherheit sah, blickte mich mit so teuflischem Lächeln an, daß mich die Wuth übermannte und ich auf ihn losstürzte. Wir rangen eine Weile, aber der Blutverlust mußte mich erschöpft haben, ich verlor das Bewußtseyn. Doch nicht lange, so wurde ich von einer derben Hand aufgerüttelt.

Ich schlug die Augen auf, Franz stand vor mir und rief: „Auf, Freund, aufgestanden! es ist spät!" — „Aufstehen? und warum?" — „Warum? Deine und meine Ehre zu retten! Es scheint, Dir liegt die Sache eben nicht sehr am Herzen, und so muß ich daran denken. Es ist drei Viertel auf sechs Uhr, und Du weißt doch wohl, wohin wir zu gehen haben." — „Was soll das heißen? weißt Du nicht mehr, daß ich eine Wunde habe?" — „Eine Wunde! und von wem in aller Welt, da Du nicht aus dem Bett gekommen? Auf! auf! Du hast einen bösen Traum gehabt."

Und so war es auch; ich hatte den Tisch an das Bett gerückt, um meinen lezten Willen aufzuzeichnen; ehe ich die Seite voll geschrieben, war ich eingeschlafen und hatte Alles geträumt. „Also," sagte ich seufzend, „müssen wir noch einmal daran, und diesmal wird es Ernst mit der Wunde!" — „Das wohl schwerlich, Gottlob!" erwiderte Franz; „eben höre ich, Dein Gegner, dem Deine feste Haltung bange gemacht, sey gestern Abend auf und davongegangen." — „Wirklich?" fragte ich, so kalt ich nur konnte, und sagte Gott im Herzen Dank dafür. „Ja," fuhr Franz fort, „so ist's; aber komm, wir müssen hinaus und eine Stunde auf den Schurken warten; so will es der Brauch." — „Von Herzen gern," erwiderte ich; in fünf Minuten war ich fertig und schritt, die Cigarre im Munde, rüstig dahin. Ich gestehe, seit vier-und-zwanzig Stunden hatte mir das Herz nicht so ruhig geschlagen.

Wir trafen draußen den Sekundanten meines Gegners, ganz außer Fassung über die Nachricht, die ihm eben zugekommen. Wir warteten eine ganze Stunde, kein Gegner ließ sich blicken, da wandte sich Franz an den Sekundanten: „Kapitän, Sie werden hoffentlich meinem Freunde bezeugen, daß er sich als Mann von Ehre betragen?" — „Von ganzem Herzen," erwiderte der Kapitän, und wir sahen uns alle drei nach einem guten Frühstück um.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

(Beschluß.)

Theater. Vorstellungen im Gabeschen Institut.

Besser hätten die Dichter gethan, wenn sie ein Vaudeville aus dem Stücke la Marquise gemacht hätten. Der Tonkünstler hat eine pompöse Arie gesezt, worin der spanische Grande seine Grandezza besingt; dies ist beinahe das einzige

Dramatische, das er anbringen konnte. Nun sind freilich manche italienische Stücke eben nicht reichhaltiger an dramatischen Situationen, und dennoch haben sich manche eines langen Beifalls zu erfreuen gehabt. Dieß war aber zu einer Zeit, als man von der Oper noch nicht forderte, was man jezt von derselben fordert; auch sind alle neuern italienischen Stücke auf eine interessante Handlung gestüzt, und keine bloßen Lustspiele, wie es ehemals der Fall war. Es mag also wohl nicht Adams Schuld seyn, daß er mit seiner „Marquisin“ wenig Beifall eingeerntet hat. Indessen ist doch auch dieses Stück nicht verworfen und wird fast wöchentlich gegeben. Zulezt ward der „Freischüz,“ oder wie er in hiesiger Einkleidung heißt, Robert des Bois gegeben, und zwar mit schöner scenischer Ausstattung, was die große Odeonbühne weit besser zuläßt, als die kleine der komischen Oper, wo dieses Stück gewöhnlich gegeben wird. Der Gesang läßt noch Manchts zu wünschen übrig; die komische Oper hat viele Mühe, sich in dieser Hinsicht wieder auf ihren vorigen Standpunkt zu erheben, der Chor ist aber besser, als sonst; er hat Gelegenheit gehabt, sich nach dem deutschen Chore, den man unbedachtsamerweise hieher verschrieben hatte, zu bilden, und wahrscheinlich sind mehrere Deutsche, anstatt nach ihrem Vaterlande zurückzukehren, bei dem Chore der Pariser komischen Oper geblieben. Eine außerordentliche Vorstellung am Odeon kann nie ohne das Absingen der Marseillaise vorübergehen. Auch diesmal unterließen die Studenten, welche im Parterre die Mehrzahl ausmachten, nicht, das Orchester zum Spielen aufzufordern; da nun die Musikanten wissen, daß Widerstand oder die vis inertiae hier nichts hilft, so waren sie auch sogleich bereit, und der herrliche Marseiller Marsch, das einzige Lied aus der Revolution, das zu einem wahren Nationalliede geworden ist, ward in einem raschen Tempo gespielt; das ganze Parterre stimmte in den Refrain ein. In einem vollen Saale nimmt sich ein solcher mit Begeisterung einstimmig gesungener Freiheitshymnus vortrefflich aus, obschon er nicht mehr auf die friedliche Zeit paßt, in der wir jezt leben. Als der allgemein ausgesprochene Wunsch vom Orchester befriedigt war, verhielten sich die jungen Leute ruhig, und es fiel nicht die geringste Störung vor. — Neulich gaben auch die Zöglinge der Gaßschen Erziehungsanstalt, wie im vorigen Jahre, eine theatralische Vorstellung, wozu man sehr viele Personen eingeladen hatte. Diesmal bestand die Darstellung aus einem deutschen Lustspiele (Kozebues „Kleinstädtern“), einem englischen Lustspiele (Allinghams Weathercock) und einem spanischen (Canizares Advokat und Gespenst). Alles natürlich abgekürzt; voran ging die Ouvertüre aus Aubers Fra Diavolo, mit vollem Orchester, auch von den Zöglingen aufgeführt. Am besten wurde der englische „Wetterhahn,“ in welchem eigentlich nur eine einzige Rolle ist, die des jungen Wetterhahns, gegeben, und zwar von dem Sohne des Direktors der Anstalt. Die Engländer haben wenig gute Lustspiele in einem Aufzug; meistens sind es Farcen; von der Art ist auch der Wetterhahn, den man eher einen Narren betiteln sollte; denn ein Mann, der in Zeit von einigen Stunden zehnmal die Neigung ändert, eine Viertelstunde lang Advokat werden will, dann in der folgenden plözlich einen Soldatenrock anzieht, in's Feld rücken will, mit dem Säbel um sich ficht und dem armen Cicero auf dem Pulte die Nase abhaut, zulezt ein Gärtner wird und die Blumenbeete begießt, kann doch nur verrückt seyn. Auf der französischen Bühne würde dieses Stück gar keinen Beifall finden. Uebrigens wurden die drei Stücke in drei verschiedenen Sprachen natürlich nur sehr mittelmäßig dargestellt, und konnten bloß als Beweis dienen, daß die Schüler Fortschritte in den drei Sprachen gemacht hatten. Dieß könnte aber wohl zweckmäßiger erprobt werden, wenn man sie eine Auswahl von guten prosaischen und poetischen Stücken aus jenen Sprachen, mitunter auch einige Bruchstücke aus dramatischen Gedichten deklamiren ließe. Daß die Knaben Schauspieler seyn sollen, kann ja kein vernünftiger Mensch von ihnen verlangen, und wenn sie es wären, so würde man daraus folgern müssen, daß sie etwas anders lernen, als was sie lernen sollten. Indessen ist es lobenswerth von Gaße, daß er in seiner Erziehungsanstalt den anderwärts so nachlässig betriebenen Unterricht in fremden Sprachen mit so vielem Eifer betreibt. Ein deutsches Lust- oder Trauerspiel von Zöglingen aufführen zu lassen, ist bisher in Paris noch Niemand im Stande gewesen, als er. Nur sind die meisten Zuhörer bei seinen theatralischen Darstellungen nicht so weit, als seine Schüler; denn um ihnen die Stücke genießbar zu machen, ist er genöthigt, ein sogenanntes Programm drucken und vertheilen zu lassen, worin der Inhalt jeglichen Auftritts angegeben, auch wohl eine Hauptstelle oder ein spaßhafter Einfall französisch übersezt ist, damit die Zuhörer doch darüber lachen können. Dennoch bleibt ihnen Manches unverständlich; so z. B. begreifen die Pariser nicht recht, warum in den Kozebueschen Kleinstädtern die Frau Staar so plözlich Hochachtung vor einem Fremden bekommt, weil er auf einem eben angekommenen Briefe „Herr Kommissionsrath“ heißt. Solch einen von Titeln ausgeübten Zauber begreift man in Paris gar nicht.

Dg.

Auflösung des Räthsels in Nr. 125:

Die Liebe.

Räthsel.

Ich bin ein flinker Webersmann;
Magie ist meine Kunst, sie stellt
Mich jedem Weber weit voran,
Denn mein Geweb' regiert die Welt.

Im Zettelwerk liegt das Genie:
Straff und gedrang, doch kurz und klein,
Bricht es stets ab und reißt doch nie;
Den Einschlag werf' ich spielend ein.

Mein Dessin ist oft garstig kraus,
Doch von unsterblichem Gehalt,
Gar oft armselig überaus,
Doch schmuck, symmetrisch von Gestalt.

So lang mein Arm am Stücke schafft,
Schafft auch verfolgend der Verstand;
Den Rest versucht des Armes Kraft,
Und prägt das Werk zum Werk der Hand.

Beilagen:

Intelligenzblatt Nr. 16 u. Monatsregister Mai.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Neun und zwanzigster Jahrgang.

1835.

Juni.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1835.

Das „Morgenblatt für gebildete Stände“ enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, rc. Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltenen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, rc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerei, Bildhauerei, Baukunst, Gartenkunst rc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beiträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen rc.

V. Kleine Reisebeschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satirische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergleichen.

VIII. Besondere Beilagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte so wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im „Morgenblatt“ Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beilage unter dem Namen des „Kunstblatts“ für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, troß Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beifall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das „Kunstblatt“ in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des „Morgenblatts“ eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbstständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwei, wöchentlich erscheinenden Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerei und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerei und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beiträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beiträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unpartheilichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dies wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beitragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „Kunst-Blatt“ bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem „Literatur-Blatt.“ — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beilagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bei der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beilagen damit nur beweisen, daß wir bloß auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beide, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . 3 fl.
das „Kunst-Blatt“ . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Nro. 45.

Vierter Bericht von den Arbeiten auf der Akropolis in Athen. — Kunstverein in München. — Alterthümer. — Malerei. — Medaillenkunde.

Nro. 46.

Neue Kupferstiche. 1) La Madonna del San Francesco di Correggio etc. — 2) La Madonna della Cattedrale di Lucca etc. — 3) Franciscus I. Imperator Austriae, Rex Hungariae etc. — 4) Amsler, Professor der Kupferstecherkunst an der königlichen Akademie in München. — Kunstverein in München. (Schluß.) — Lithographie. Paulus predigt zu Athen. Gemalt von Raphael, auf Stein gezeichnet von F. Schöning; herausgegeben von J. Velten in Karlsruhe. — Kunstausstellungen. — Zeichnende Künste.

Nro. 47.

Artistische Miscellen aus München. — Alterthümer. — Sammlungen. — Sculptur.

Nro. 48.

Ausbildung der Emailmalerei in Frankreich. — Artistische Miscellen aus München. (Schluß.)

Nro. 49.

Numismatik. Numismata antiqua inedita, Commentariis et tabulis illustravit M. Pinder. — Oeffentliche Bauten in Paris. — Alterthümer. — Nekrolog. — Literatur.

Nro. 50.

Oeffentliche Bauten in Paris. (Schluß.) — Ciselirkunst. — Daniel Schultz, Federviehmaler. — Ausgrabungen. — Kunstgeschichtliches.

Nro. 51.

Kunstgeschichte. 1) Die Geschichte der bildenden Künste bei den Alten, von A. Hirt. — Akademien und Vereine. — Numismatik.

Nro. 52.

Kunstgeschichte. 2) Ueber das Sittliche der bildenden Kunst bei den Griechen, von Dr. Karl Grüneisen. — 3) Beiträge zur Geschichte der Ausbildung der Baukunst, von Dr. Stieglitz dem Aeltern, nebst erläuternden Beilagen und 25 Steindrücken. — 4) Handbuch der Archäologie der Kunst, von C. O. Müller — 5) Denkmäler der alten Kunst, von C. O. Müller und K. Oesterley. — Monumente.

Literatur-Blatt.

Nro. 56.

Werke über Italien. 1) Italien, wie es wirklich ist. Bericht über eine merkwürdige Reise in den hesperischen Gefilden, als Warnungsstimme für Alle, welche sich dahin sehnen, von G. Nicolai.

Nro. 57.

Werke über Italien. 1) Italien, wie es wirklich ist. Bericht über eine merkwürdige Reise in den hesperischen Gefilden, als Warnungsstimme für Alle, welche sich dahin sehnen, von G. Nicolai. (Forts.)

Nro. 58.

Werke über Italien. 1) Italien, wie es wirklich ist. Bericht über eine merkwürdige Reise in den hesperischen Gefilden, als Warnungsstimme für Alle, welche sich dahin sehnen, von G. Nicolai. (Forts.)

Nro. 59.

Werke über Italien. 1) Italien, wie es wirklich ist. Bericht über eine merkwürdige Reise in den hesperischen Gefilden, als Warnungsstimme für Alle, welche sich dahin sehnen, von G. Nicolai. (Schluß.) — 2) Geschichten des Königreichs Neapel von 1414 bis 1443, von August Grafen von Platen. — 3) Italiens Schicksale seit 1789 bis Ende 1831. — 4) Handbuch für Reisende in Italien, von Dr. Neigebaur.

Nro. 60.

Werke über Italien. 5) Moderne Kunstchronik. Briefe zweier Freunde in Rom und der Tartarei über das moderne Kunstleben und Treiben; oder die Rumfordische Suppe, gekocht und geschrieben von Joseph Anton Koch in Rom.

Nro. 61.

Werke über Italien. 5) Moderne Kunstchronik. Briefe zweier Freunde in Rom 2c. (Schluß.)

Nro. 62.

Werke über Italien. 6) Rom im Jahr 1833. Mit einem Grundriß der Stadt Rom.

Nro. 63.

Werke über Italien. 6) Rom im Jahr 1833. Mit einem Grundriß der Stadt Rom. — Monographien. Hymenopterorum Ichneumonibus affinium Monographiae, genera Europaea et species illustrantes. Scripsit Christ. Godofr. Nees ab Esenbeck.

Nro. 64.

Moralisch-sociale Literatur. 1) Choix d'articles tirés d'un dictionnaire de la vie sociale, par le baron Chèvremont. — 2) Aufsäze aus den Papieren eines Verstorbenen, herausgegeben von C. Frhrn. von Hacke. — 3) Meine Jugendtage. Eine Erzählung. Aus dem Englischen. — 4) Moralische Briefe, geschrieben aus unserer Zeit. — 5) Blicke aus meinem Eckstübchen in's Menschenleben, von G. Werner. — 6) Abälard und Heloise, oder der Schriftsteller und der Mensch. Eine Reihe humoristisch-philosophischer Aphorismen, von L. Feuerbach.

Nro. 65.

Französische Literatur. Études de moeurs et de critique sur les poëtes de la Décadence, par Nisard.

Nro. 66.

Französische Literatur. Études de moeurs et de critique sur les poëtes de la Décadence, par Nisard. (Schluß.) — Werke über Italien. 7) Vita di Benvenuto Cellini, orefice e scultore fiorentino, scritta da lui medesimo.

№ 130.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 1. Juni 1835.

Gedulde dich! dies Licht, das dunkle Schatten bleichen,
Reicht hin, zu leiten dich durch diesen dunkeln Ort.
Schau mich an, wer ich bin, und wandle fort mit Schweigen;
Thut nicht die Welt deßgleichen
Auf ihres Gottes Wort?

G. Schwab.
Nach Lamartine.



Aus dem Volksbüchlein.

Das bekannte Volksbüchlein, enthaltend die Geschichte des ewigen Juden, die Abenteuer der sieben Schwaben, nebst vielen andern erbaulichen und ergötzlichen Historien, wird nächstens in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in einer neuen, bedeutend vermehrten Auflage erscheinen. Wir theilen daraus einige Stücke von verschiedenem Charakter mit.

* * *

Die Wunder.

Es hielten zwei Männer der Gemeinde vertrauliche Zwiesprache über die Irren und Wirren ihrer Zeit. Der eine, ein Mann in rüstigen Jahren, nach allen Seiten hin umsichtig und rührig, der sich aber überall gehemmt sah in seiner Wirksamkeit und betrogen in seinen besten Erwartungen, blickte mit Kummer auf die Gegenwart hin, und ohne Hoffnung in die nahe und ferne Zukunft. Er klagte dies seinem Nachbarn, einem bejahrten, vielgeprüften Mann, der nach mannichfaltigen Erfahrungen eines langen Lebens eine Ruhe, Sicherheit und Klarheit im Geist und Gemüth errungen hatte, wie wir sie an dem Spiegel unseres Innern, an dem Himmel wahrnehmen, wenn er nach stürmischen Gewittertagen wieder seine Heiterkeit gewinnt und rein und mild auf die Erde niederschaut. — „Es drängt sich mir, sagte jener, mit jedem Tage mehr der furchtbare Gedanke auf, als sey die Welt aus ihrem Fundamente gerissen und als Spielball preisgegeben den bösen Mächten, welche ein zürnender und strafender Gott losgelassen zur Züchtigung eines verderbten Geschlechts. Wohin wir die Augen wenden, wir sehen überall nur Zerrüttung und Verkehrung menschlicher Verhältnisse. Alte Throne stürzen ein, die auf Granitvesten erbaut zu seyn schienen; neue errichten sich auf Sandhügeln, welche der Wind des morgigen Tages wieder verwehen wird. Die Völker sind und — sind nicht mehr; denn die Satzungen und Rechte der Väter wurden verworfen, und es haben sich neue eingeschlichen und eingedrängt, welche die Auflösung schon in ihrem Entstehen in sich tragen. Ueber den Formen, um welche man streitet, wird das Wesen, der Bestand und Gehalt des Volkslebens bloßgestellt, und indem man vorgibt, immer nur das Bessere zu suchen, verliert man vollends das Gute. Und in Allem, was sie satzen, treiben und thun, ist es überall nur auf das Irdische, das Vergängliche abgesehen, und Eigennutz regiert die Welt. Was sonst als der Anfang der Weisheit gegolten hat, und als das Ende alles Lebens und Strebens, und als der Mittelpunkt, an dem sich das Wohl und Wehe ganzer Völker, so wie Einzelner



angeknüpft und gehalten hat: das Ewige, Göttliche, es ist aus dem öffentlichen Leben, von dem unheiligen Markte verschwunden, und mit ihm Wahrheit, Recht und Gerechtigkeit. Und die wenigen, die ihr Herz dem Heiligen noch erschlossen und geweiht, retteten sich und ihr Geheimniß aus dem Marktgetümmel und verbleiben einsam und stumm; denn ihre Stimme, wie die Stimme des Rufenden in der Wüste, würde doch nur eitel verhallen an den Ohren und Herzen eines thörichten Geschlechts. O Freund!" schloß der Bewegte, „wer soll in diese Irren und Wirren Ordnung und Licht und Frieden bringen? Wenn hier kein Wunder geschieht, so steht der Welt Auflösung nahe in Blut und Feuer." — Der Nachbar sah ihn mild lächelnd an, und indem er seine Hand ergriff, sprach er mit dem Tone der Zuversicht und des Glaubens: „Wahrlich! es geschehen noch Wunder; und wenn wir sie auch mit unsern Augen nicht schauen können, sie geschehen doch, wie das Licht die Nacht des Gewölkes durchdringt und die Luft den Verschluß des Abgrunds, obgleich wir den Quell nicht gewahren, aus dem sie strömen. Es geschehen noch Wunder! Erst noch neulich habe ich deren zwei gesehen, die mir ein eben so großes Vertrauen gegeben, als sie mich in Erstaunen gesezt haben. Es war in einer Nacht, als ich vor Kummer nicht schlafen konnte; da trat ich in's Freie, und ich erblickte nun ein hohes, weites, unermeßliches Gewölbe über meinem Haupte, und unzählige Sterne funkelten an dessen Decke, und die schlummernde Erde ruhte sicher, wie ein Menschenkind, unter dem schützenden Obdach. Und nirgends sah ich doch Pfeiler, darauf der Meister das Gewölbe gesezt hätte, und es fiel dennoch der Himmel nicht ein, und er stand fest, auch ohne jene Pfeiler. Da sprach ich zu mir: Sollen wir armen Menschen darum zappeln und zittern, den Einfall und Sturz des Himmels befürchtend, weil wir die Stützen nicht greifen noch sehen, die ihn halten? Und soll es uns nicht genügen, zu wissen, daß Gottes wunderbare Hand den Bau gebildet, und daß ihn dieselbe Hand in der sichern Schwebe trägt und erhält? Und ich ging beruhigt in meine Hütte zurück und überließ mich getrost dem Ruheschlummer, da ich wußte, daß ein Wächter wacht über die Welten und über die Hütten der Menschen. — Und ein anderes Mal, als ich an einem Tage von schwerer Trübsal niedergedrückt war, blickte ich zum Fenster hinaus, und da sah ich große, dicke Wolken über mir schweben, und sie zogen einher, wie Meereswogen vom Sturme fortgetragen, und die Gewässer drohten herabzustürzen und schier den Erdball zu ersäufen. Aber es floß der Regen gar sänftiglich nieder und erquickte Feld, Wald und Flur, und das Gewölke zog fort, um den Segen weiter zu verbreiten in die Länder der Menschen. Da sprach ich zu mir selbst: Wo ist denn der Boden, auf dem die Wolken ruhten oder fußten? oder wo die Kufen, darein die Gewässer gefaßt wären? Und wessen Hand leitet diese gewaltigen Massen in den Lüften hin, und wessen Arm stützet die hohen, schweren Wassersäulen, daß sie nicht mit all ihrer Wucht auf uns zumal herabstürzen? Und sieh! indem ich mich noch so fragte, da erbaute sich in der Ferne ein lichtglänzender Bogen mitten in die Wolkennacht hinein, und ich erkannte ihn sogleich als jenes Zeichen, das Gott unsern Vätern gesezt hat zum Bunde zwischen ihm und uns, daß er das Menschengeschlecht nimmer vertilgen werde auf Erden. — Seit jenen Tagen, da mir diese Gesichte geworden, kann kein Zweifel mehr mein Gemüth beschleichen, und aller Kummer verschwindet vor dem Lichtblicke, der in mein Innerstes gefallen." — Der Freund verstand und würdigte die Worte des Freundes. Und er klagte nicht mehr über die Irren und Wirren der Zeit; wohl aber trug er, nach dessen weisem Rathe, desto mehr Sorge für den engern Kreis seiner Familie und der Gemeinde, daß sie so viel möglich gesichert ständen gegen den Ungestüm des Verhängnisses, welches die Völker und Länder zu bedrohen schien.

Mancherlei über die Pflanzen- und Thierwelt im alten und neuen Deutschland.

Dritter Artikel.

Wir springen von den Säugethieren zu den beweglichen, im Reich des Klanges lebenden und klangreichen, gefiederten Geschöpfen über und stellen die Betrachtung voran, daß der Vogel, seiner luftigen Natur gemäß, zwar keine Schranken kennt und in kürzester Zeit den weitesten Raum durchschneidet, indem er der Alpen, der Flüsse und Meere spottet; daß er aber bei alle dem, fast noch mehr als das Säugethier, an ein festes Heimathland, an eine bestimmte Gegend gebunden ist, in die er, selbst nach den weitesten Wanderungen, immer wieder zurückkehrt, um zu nisten und zu brüten. Manche von ihnen hausen durchaus nur in der heißen Zone, andere dagegen in der kalten, und diese kommen nur als Seltenheiten zu uns. Die meisten leben in dem gemäßigten Gürtel, und zu diesen gehören nun auch besonders die Vögel, die wir in Deutschland finden und die wohl schon vor vielen tausend Jahren dort gewesen sind, ausgenommen einige hühnerartige, Vogelvögel, bei Oken, und Fischvögel oder Aufen, wie sie Oken benennt, die entweder erst später zu den Deutschen gekommen sind, oder vor der Entdeckung der neuen Welt unmöglich dahin kommen konnten.

Beginnen wir die Betrachtung der Vögelwelt in Deutschland sogleich mit zweien von leztern, nämlich dem *Pfau* und dem *Puterhahn*, deren beider Geschichte merkwürdiger ist, als die mancher Menschen, welche eben so buntfarbig und stolz aussehen, oder eben so lächerlich vornehm und abgeschmackt zornig sich benehmen.

Es bleibt immer merkwürdig, daß ein aus dem entferntesten Orient, der heißen Zone gebürtiger Vogel nun seit vielen Jahrhunderten in ganz Deutschland und in Scandinavien so einheimisch und verbreitet ist, daß man ihn auch im Gehöfte des armen Bauern sein Rad schlagen sehen und seine Esels- oder Wagenradstimme vernehmen kann.

Noch zur Zeit des athenischen Redners Antiphon, des auch durch sein tragisches Ende berühmten Lehrers des Thukydides, war der Pfau in Griechenland eine große Seltenheit, wie aus einer eigenen davon handelnden Rede, die diesem Griechen zugeschrieben wird und worin er ihn mehreremal bloß den buntgemalten Vogel nennt, zu ersehen ist. Viele aus Lakedämon und Thessalien, sagt er, seyen nach Athen zu einem gewissen Demos gekommen, um die Pfauen zu sehen, die dieser hielt. Man schäzte das Pfauenpaar auf hundert Drachmen. Auch in des Aristophanes geist- und witzreichen Possen wird des Pfauen als eines seltenen Vogels oft erwähnt. Aber doch sagt schon Antiphanes, ein komischer Dichter der mittlern Komödie, irgendwo, daß seit der Zeit, da ein Pfauenpaar nach Griechenland gebracht worden, dies sonst so seltene Geflügel nun häufiger gefunden werde, als die Wachteln, die bekanntlich ein Lieblingsvogel der Griechen waren, und welche sie ähnliche Kämpfe anstellen ließen, wie die wettgierigen Engländer ihre Hähne. — Mehr und mehr verbreitet wurde der Pfau durch Alexanders Feldzüge im Orient, die überhaupt die Geographie und Naturgeschichte zur Freude seines naturforschenden Lehrers, des Aristoteles, der die Thierwelt und Flora der eroberten Länder untersuchte und beschrieb, mit neuen Eroberungen bereicherten. — Im Mittelalter war der Vogel, der bereits im Kapitulare Karls des Großen erwähnt wird, wie bei den alten Römern, wo Hortensius der erste war, welcher ihn essen lehrte, eine Zierde des festlichen Mahls an den Hoftagen der Fürsten und Herren, mehr seines herrlichen Gefieders, als des Fleisches wegen. Bisweilen wurde er in eine Pastete gethan, an deren einem Ende der Kopf mit seinem Gefieder und mit vergoldetem Schnabel hervorragte, am andern aber der Schweif in seiner ganzen Herrlichkeit sich ausbreitete. Dies geschah besonders, wenn Ritter sich anstellten, ein schweres Abenteuer zu bestehen, und von diesem Gebrauch soll sich der Schwur: bei Pfau und Pastete! herleiten. Bekanntlich schmückten auch die Troubadours sich mit Pfauenfedern, so wie sie auch auf den Helmen und Hüten der Ritter prangten.

Wundern wir uns aber noch, daß ein ostindischer Vogel im Norden von Europa so weit verbreitet ist, z. B. auch in Norwegen, wo es *weiße* Pfauen gibt — wohl eine Folge des Klima's, während Vögel, wie Pflanzen und Kerfe, unter wärmerem Himmel auch mit heißern Farben prangen — wundern wir uns noch, frage ich, über diese Verbreitung, wenn wir bedenken, daß ein anderer wohlbekannter und weit nützlicherer Vogel, dem besonders Plinius in einer malerischen Schilderung (X, 24) seine Hochachtung zollt, das Symbol der deutschen Hörigkeit und des wachsamen Kirchenlehrers, darum auch auf die Kirchthürme erhöht, und das Wappen des orleanischen Frankreichs, kurz, unser *Haushahn* mit seinen gefiederten Odalisken, ursprünglich auch aus Ostindien gebürtig und doch seit Jahrtausenden über Persien in die andern Länder gekommen und allgemein verbreitet ist? — Weil er zunächst aus Persien kam, nannten ihn die Griechen den persischen Vogel, eine Benennung, welcher Aristophanes in seinen *Vögeln* eine komische Wendung gibt: er heiße wohl deßwegen so, weil er früher über die Perser geherrscht habe; deßhalb schreite er auch jezt noch, wie der persische Großkönig, mit einer aufgerichteten Kyrbasia oder Turban auf dem Kopfe gar stolz einher. — Der die Natur und ihre Geschöpfe, besonders aber die Vögel, mit genialischer Komik auffassende Dichter hat das Sultanische des Hahns schon wohl bemerkt; dazu stimmt auch dessen persischer Name Churchan, d. i. Sonnenfürst, da er gleichsam der Sultan im Hühnerhofe ist und die Sonne krähend verkündigt und begrüßt. Und leicht kann man wieder zwischen Chan (Fürst) und dem altnordischen und deutschen han und Hahn eine Verwandtschaft finden. Auch haben schon Wachter und Frisch das Wort vom persischen Fürwort han (Er) herleiten wollen, das auffallend auch im Schwedischen (hann) vorkommt; es wäre dann so viel als das männliche Huhn vorzugsweise; eine Ableitung, die Adelung Anfangs wahrscheinlich fand, weil man auch im Deutschen das Geschlecht der kleinern Vögel durch Er und Sie unterscheide, später aber verwarf, weil die Gothen jenes Fürwort nicht, aber doch das Wort hana (Hahn) kannten, und überdieß der Vogel in andern Sprachen seinen Namen von der Stimme erhalten habe. *J. Grimm* dagegen bemerkt: „auffallend, aber tief begründet ist die Aehnlichkeit der persönlichen Fürwörter Hann und Hun in der nordischen Sprache mit den Substantiven Hahn und Huhn (gallina). Man erinnere sich, daß beide Ausdrücke häufig im weitern Sinne für jedes Männliche (Er) und Weibliche (Sie) in dem Vogelgeschlecht gelten. Völlig und individuell wird diese Einstimmung nirgends, indem z. B. auf nordisch

der Hahn hani, die Henne hana heißt. Hün bedeutet auch einen Welp (catellus); das deutsche huon (Huhn) ist dagegen neutral.“

Ob der Hahn erst von den Römern nach Gallien und vielleicht von da aus nach Deutschland gebracht worden sey, oder ob ihn schon die ältesten Deutschen mit aus Asien gebracht haben, mögen Andere untersuchen; genug, er findet sich schon frühe daselbst, und ward beim Beginne des Feudalwesens das vorzüglichste Symbol der Hörigkeit in der deutschen Rechtssymbolik. Ich verweise vor Allem auf die, je nach Eigenschaft und Verhältniß der Bevogteten und Zinspflichtigen, so wie nach Zeit und Umständen der Abgabe verschiedentlich benannten Zinshennen, welche an vielen Orten, als Zeichen der Hörigkeit, noch jezt entrichtet werden müssen. Bei Eisenhart (von deutschen Rechten und Sprüchwörtern) finden sich viele darauf bezügliche symbolische Redensarten, z. B. die Henne geht in den Wald, geht bis an die Kirchmauer, fliegt aber nicht darüber, trägt das Handlohn auf dem Schwanz, hühnert fort, ist die Henne mein, gehören mir auch die Eyer, wenn die Henne nicht mitscharrt, gewinnt der Hahn nichts, und dergleichen mehr. — Die Henne, meinen Manche, sey deßhalb ein lebendiges Symbol und ältestes Kennzeichen des deutschen Schutzes und Schirmes, weil sie mit mütterlicher Sorgfalt ihre Küchlein vor allen Unfällen und Ungemach unter ihren Flügeln schirme und schütze und vor dem Habicht warne. Diese Eigenschaft ward wohl von den Alten schon im Bilde und Sprüchworte hervorgehoben; am kräftigsten tritt sie aber hervor in jenem Gleichnisse aus dem Munde Jesu, da von ihm Jerusalem in feierlicher Klage angeredet wird, dessen Kinder er so oft, aber umsonst, unter seine Flügel habe versammeln wollen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Mai.

Außerordentlicher Aufschwung der Dampfschifffahrt.

„Und als der Frühling kam mit seiner warmen Luft, das Eis der Berge schmolz, die Lerche zwitschernd zum Himmel aufstieg, die Schwalben wiederkehrten und neue Kräfte die Natur verjüngten, da zog es auch mich aus dem engen Kreise fort und nach dem Süden hin.“ So ungefähr mag der Uebergang zur Erzählung der Reiseerlebnisse in dem Tagebuche manches sentimentalen Engländers und mancher sentimentalen Engländerin lauten, seit der kalte April sein Regenwetter eingestellt, der Mai die Lust zum Reisen geweckt, jede Zeitungsnummer die sichersten, bequemsten und wohlfeilsten Mittel, den Kontinent zu erreichen, angekündigt und empfohlen, und demgemäß die Wanderung des reisesüchtigsten Volkes auf Erden begonnen hat. Unter den gerühmten Ueberfahrtsmitteln stehen natürlich die Dampfschiffe oben an, und in der That wird unter den englischen Schiffern, Fischern, Bootführern und Seeleuten nach und nach die Besorgniß rege, daß die Dampfboote alle übrige Schifffahrt vernichten, und besonders den Verdienst der sogenannten Wassermänner in London auf Null bringen werden. Diese Besorgniß ist keine leere. Sie muß sich Jedem aufdrängen, der die Themse hinabschwimmt oder von der neuen Londonbrücke den Fluß überschaut, da er zu allen Tageszeiten schwarze Rauchwolken die Abfahrt oder Ankunft der Dampfboote verkünden sieht, und sich erinnert oder erzählen läßt, wie das vor Jahren war. Die Vermehrung der Dampfschifffahrt grenzt wirklich an's Unglaubliche. Es sind kaum zwanzig Jahre, seit das erste Dampfboot auf der Themse erschien, und einige Jahre lang beschränkten sich die Wasserdampfreisen auf die Fahrten nach Margate, Gravesend und Calais. Jezt ist während des Sommers gewiß kein Tag, und während des Winters nur wenige Tage, wo nicht Dampfschiffe auslaufen nach den vorzüglichsten Häfen Englands, Schottlands und Irlands und nach allen Theilen Europa's. Fast wöchentlich treten neue Dampfschiffgesellschaften zusammen, und einige derselben besitzen nicht bloß bedeutende Fonds, sondern wahre Dampfflotten. Die General Steam Navigation Company mustert vier-und-zwanzig große Paketboote, die Gravesend and Milton Steam Packet Company sechs, die Old Margate Company zwölf, die zwischen Margate, Herne-Bay, Gravesend, Ramsgate und London geben, die London- und Margate-Gesellschaft drei, die Star Gravesend Company sechs. Außerdem sind jezt im Bau begriffen: vier für die Commercial Steam-boat Company, deren Theilhaber meist aus Viktualienhändlern bestehen, drei für die neue Herne-Bay Company und eben so viele für die Greenwich-Gesellschaft. Hiezu sind noch drei Dampfboote zu rechnen, welche seit vorigem Sommer den größten Theil des Woolwichhandels betreiben. Und nun, welche zahllose Dampffahrzeuge zwischen London und Dublin, Cork, Edinburg, Newcastle, Stockton, Dundee, Rotterdam, Ostende, Antwerpen, Hamburg, Richmond, Brighton, Southend, Sheerneß u. s. w., der Dampfboote nicht zu gedenken, welche unter dem Namen tug-boats andere Schiffe die Themse auf und niederschleppen. Es kann demnach nicht fehlen, daß fast der ganze Küstenhandel in Kurzem nur von Dampffahrzeugen betrieben werden wird, und in der That sieht man bereits mehrere jener herrlichen Segelschiffe, die den Namen Scotch smacks führen, aus Mangel an Beschäftigung ruhig und verlassen beiliegen. Die Einführung der Greenwich- und Woolwich-Dampfboote muß dem zahlreichen und fleißigen, obgleich allerdings auch etwas stark zum Prellen geneigten Korps der sogenannten Wassermänner die größten Nachtheile bringen. Niemand wird mehr ein Boot miethen, um die halbstündige Ueberfahrt von den Treppen des Towers nach Greenwich zu machen. Fast jede Viertelstunde laufen Dampfschiffe hin und zurück, und der Verlust, den die guten Wassermänner hiedurch nur allein an lezten Ostern erlitten haben, muß sehr bedeutend und um so fühlbarer gewesen seyn, je gewisser ihnen bisher nach einem langen, erwerbslosen Winter in der Osterwoche eine erste Frühlingsernte war; denn welcher Londoner hätte nicht wenigstens einmal, sey es zu Ostern oder Pfingsten, den berühmten Jahrmarkt von Greenwich besucht! Ein Fremder, der an einem dieser beiden Feste in London ist, darf nun vollends gar nicht unterlassen, dahin zu gehen, und so — von den Freuden und Leiden des Jahrmarktes selbst will ich ein anderes Mal sprechen — bot sich von jeher den Wassermännern in diesem Umstande eine Ernte, in welche dieses Jahr ein bitterer Mehlthau gefallen ist.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 56.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 131.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 2. Juni 1835.

Ein giftig Maul hat dieser Fleischerhund,
Und ich kann's ihm nicht stopfen.

Shakespeare.
Heinrich VIII.

Der König und die Königin von England und das englische Volk.

Es ist in der Welt gegenwärtig viel die Rede von der Königin Adelaide, der Gemahlin des vierten Wilhelm, von ihrem vermeinten Einflusse auf das Staatsregiment und von der Abneigung, in welcher sie vorzüglich deßhalb bei der Masse der Nation steht. Einen Beweis für beides und zugleich einen Beweis für die merkwürdige Freiheit der englischen Presse enthält ein an sie überschriebener Brief, welcher, nach dem Sturze des Peelschen, oder richtiger zu sagen, des Wellingtonschen Ministeriums, indem unter Peel's Rocke stets der Marschallsstab sichtbar war, und vor Lösung der der Bildung eines neuen Ministeriums sich entgegenstellenden, vielleicht entgegen geworfenen Schwierigkeiten, zuvörderst in einer sogenannten Sonntagszeitung — Weekly Dispatch ist sie getauft — und dann im Pennyhandel durch ganz London erschien. Wenn es der Mühe werth wäre, den Brief seiner ganzen Ausdehnung nach mitzutheilen, so dürften wir die Leser und besonders die Leserinnen nur bitten, sich auf den historischen Standpunkt zu versetzen und denselben als einen Beleg für die unheimlichen Gesinnungen der radikalen Partei in England zu betrachten. Auch die politische Censur würde, von diesem Gesichtspunkte ausgehend, uns nichts in den Weg legen; aber schon die häßlichen Ausfälle auf die Prinzessinnen von nicht englischer Abstammung, welche sich seit der Thronbesteigung des Hauses Hannover bekannt gemacht, nöthigen uns selbst zur Censur, und da es zu nichts frommen kann, das Sendschreiben in seiner ganzen Grobheit und Plumpheit zu geben, so theilen wir nur soviel davon mit, als hinreicht, die Gesinnung, aus der es hervorgegangen, zu charakterisiren und die Betrachtungen zu begründen, die sich über das Verhältniß des Königs und seiner Gemahlin zur Nation und über die englische Presse daran knüpfen werden.

„An die Königin. — Madame, die Ehrfurcht und Ergebenheit, von welcher die Europäer gegen ihre Königinnen durchdrungen waren und welche selbst die Asiaten und Afrikaner in einigen Fällen empfunden haben, ist in England untergegangen. Eine der vornehmsten Ursachen dieser Erscheinung liegt in dem barbarischen, unsinnigen Gesetze, welches unsere Fürsten den Gefühlen für die Eingebornen des Landes tyrannisch entfremdet und sie zu ehelicher Verbindung mit Ausländerinnen zwingt, die in ihren Grundsätzen, in ihren Sitten und in ihrem ganzen Seyn und Denken nur wenig mit der englischen Nation gemein haben. Ist es nicht erwiesen, daß die Ausländerinnen, welche unsere Fürsten nach England übergeführt haben, um später Königinnen eines

sittlichen und freien Volkes zu seyn, sehr wenig gethan haben, um Achtung einzuflößen, sowohl für ihre Persönlichkeit, als für den öffentlichen Charakter der Königinnen?

„Das Anstößigste von Allem, was nach englischen Begriffen Anstoß findet, ist — eine politisirende Königin. Die Zartheit, der Eifer, die Ergebenheit, die Begeisterung, ja die Schwärmerei, womit der Mann am Weibe hängt, wird den Engländer stets vermögen, in der Königin das Weib von der Königin zu scheiden. Deßhalb rede ich zu Ew. Majestät nur in letzterer Eigenschaft. Wenn das Ohr des Publikums nicht auf das Schändlichste getäuscht worden ist, so sind es vorzugsweise, wenn nicht einzig und allein, Ew. Majestät, welcher das Volk die Schmach, die Schande, die Kränkung beimessen muß, daß vor Kurzem das Ruder des Staats in die Hände der Torypartei gelegt wurde, einer Rotte politischer Missethäter, einer zusammengeflossenen Masse kleinerer und größerer Verbrecher, Räuber, die mit dem öffentlichen Raube sich behängen und, um den Raub sich zu sichern, alle Grundsätze des Eigenthums und gesellschaftlichen Vertrags so verkehrt und verwirrt haben, daß ein großer Theil des Volks jetzt fürchten muß, alles Eigenthum sey in Gefahr, und das einzige Mittel, es zu schirmen und zu schützen, sey Unterwerfung unter eine Toryherrschaft und Ergebung in Torymißbräuche. Diese Uebel bürdet das Volk Ew. Majestät auf, und Ew. Majestät haben den Glauben des Volks bestätigt, indem Sie sich mit Männern umgaben und um Ihre Person Männer dulden, deren einzige Auszeichnung darin besteht, daß sie ausgezeichnete Glieder der dem Volke so verhaßten Partei sind. Ist das schicklich? ist das klug?

„Ein beredter Schriftsteller, der volksthümlichste und gefeiertste des Tags, hat den zahmen Versuch gemacht, das Betragen Ew. Majestät, sey es wirklich so oder nur vermeint, zu entschuldigen. „Ich bin, sagt er, als braver Mann zu ritterlich gesinnt, um Frauen Verirrungen beizumessen, die ihnen schwerlich zur Last zu legen sind und von deren Folgen sie fast ohne Ausnahme keine Ahnung haben. Ich kann mir sogar denken, daß, wenn des Königs Gemahlin oder der weibliche Theil seiner Familie wirklich einen Einfluß auf die Angelegenheiten des Staats ausüben sollte, die Triebfeder ihres Handelns keine andere wäre, als die liebevollste Rücksicht für die Interessen des Königs und für seine Würde. Auf einen engen Kreis beschränkt sich und muß des Weibes Umsicht sich beschränken. Selbst auf niedriger Stufe des bürgerlichen Vereins fühlt sich das Weib ängstlich befangen für das Interesse derer, mit denen es verbunden ist, und das macht sein Urtheil oft krankhaft eifersüchtig auf die geringste anscheinende Verminderung des Glanzes oder der Macht derselben. Der Gedanke, daß, je fester ein Monarch an seinen Vorrechten hängt, um so fester sein Thron steht, ist ein dem weiblichen Geschlechte angeborner Irrthum.“ Ew. Majestät Ritter erschüttert den Thron in seiner untersten Feste! Also eine unordentliche Besteurung, einen verschwenderischen Staatshaushalt, schlechte Gesetze, wankendes Eigenthum, verkümmerte Bestrebungen und unterdrückte Reformen — mit Einem Worte, ein Toryregiment soll das englische Volk haben oder von einem Toryregiment soll das englische Volk unablässig bedroht seyn, weil ein König unter dem Einflusse von Frauen steht, weil es die Natur des Weibes ist, seine Umsicht auf einen engen Kreis zu beschränken, weil sein Urtheil krankhaft eifersüchtig, und weil seine Begriffe von königlichen Vorrechten ein dem weiblichen Geschlechte angeborner Irrthum sind! — So werden Ew. Majestät vertheidigt!

„Hätten Ew. Majestät Kinder, so würden Sie das englische Volk jedes Jahr sechzigmal die Summe gekostet haben, mit welcher Amerika seinen obersten Herrscher besoldet. Aber selbst jetzt, die Nebenvortheile eingerechnet, welche eine verwittwete Königin von England genießt, wird der geduldige Engländer Ihnen jedes Jahr wenigstens dreißigmal mehr bezahlen, als was vierzehn Millionen unserer amerikanischen Abkömmlinge für die Handhabung der besten Regierung in der Welt entrichten. Der Gedanke, daß eine Frau, daß eine eingeborne Frau, daß eine talentvolle Frau das amerikanische Volk benachtheiligen oder Einfluß üben könnte auf die Angelegenheiten des Staats, würde jenem klugen und stolzen Volke eben so lächerlich dünken, als wenn der Präsident von Amerika alle öffentlichen Vorfälle nach dem Poltern seines Theekessels entscheiden wollte. Seyen also Ew. Majestät dankbar für die wahnsinnige Verschwendung, womit das englische Volk den Erwerb seiner sauren Arbeit Ihnen zu Füßen geworfen hat, und wollen Sie oder müssen Sie, mittelbar oder unmittelbar, sich schlechterdings in öffentliche Angelegenheiten mischen, so bilden Sie Ihre Ansichten nach und vereinigen Sie dieselben mit denen des englischen Volks und vernichten Sie den Glauben, im Bündniß zu stehen mit einer Partei, welche jeder Engländer, sobald er die freie Sprache seines Herzens redet, als eine Bande Missethäter bezeichnet, die allein die ganze Schuld alles Unglücks tragen, das dieses Land betroffen. — Publicola.“

Wer dieser Publicola ist? Einer der vielen, wenn auch nicht großen Unbekannten, welche der täglichen Presse ihre Feder widmen und ihren täglichen Unterhalt verdanken. Was vorerst auffällt, ist, daß diese Schreiber so reichlich bezahlt werden. Wäre England Frankreich, so dürfte man glauben, es geschehe aus Rücksicht für den zu Abfassung solcher Briefe erforderlichen Muth, und als Entschädigung für den wahrscheinlichen temporären Verlust der Freiheit; wäre England Deutschland,

so dürfte man noch anderes glauben. Aber in England, wo solche Sachen heute gelesen werden, um morgen vergessen zu seyn, wo kein Hahn nach ihren Verfassern kräht, und die Herausgeber sich ruhig zu Bette legen können, sobald sie nur die Stempelgebühr entrichtet und den Namen des Druckers beigesezt haben, in England beweist das hohe Honorar, welches die Schreiber beziehen, daß es zu Fertigung solcher Aufsätze entweder an Lust oder an Geschick fehlt. Bei der hohen Achtung, welche ich für die deutschen Schriftsteller hege, gebe ich mich gern dem Glauben hin, daß es ihnen zwar nicht an Geschick, bessere, aber an Lust fehlen würde, ähnliche Briefe, wie der mitgetheilte, in die Welt zu schicken. Dennoch ist es mir um ihretwillen lieb, daß kein deutscher Zeitungsredakteur für ein Machwerk, wie das vorstehende, die Summe bieten wird, welche der Herausgeber des Weekly Dispatch bezahlt hat, die Summe von zwanzig Guineen, d. h. einhundert und vierzig Thaler sächsisch. Wäre das nicht für die deutschen Schriftsteller eine fürchterliche Versuchung, obgleich um so ehrenvoller, ihr zu widerstehen?

(Die Fortsezung folgt.)

Mancherlei über die Pflanzen- und Thierwelt im alten und neuen Deutschland.

(Fortsezung.)

Zulezt möge zur Ergözlichkeit des Lesers noch eine Schilderung des Haushahns voll naiver Anschaulichkeit stehen, die sich in des alten Bonerius 45ster Fabel findet.

> Sie (die Mäuse) liefen in, sie liefen us,
> Do kam ein hahne in das hus
> Geflogen mit den hennen sin;
> Vil stolz war seines lambes schin,
> Ein sporn ihm suser stunden an;
> Die mäuse wunderen began,
> Wer der herr möchte wesen u. s. w.

Und später sagten die Mäuse zur Mutter: Har kam mit großem schalle Ein krönter herr mit seinem sporn.

Bekanntlich ist der Pfau kein guter Freund vom Hühnergeschlecht; desto besser verträgt er sich aber mit einem andern Vogel, der eben so viel von ihm, als vom Haushahne selbst an sich hat, daher er auch von den Systematikern Gallopavo, d. h. Pfauhahn, getauft wurde. Schade, daß Aristophanes den cholerischen, lächerlich vornehmen, dumm aufgeblasenen Puter- oder Truthahn nicht kannte, wir hätten eine komische Scene mehr in seinen Vögeln. Aber so ist er kein Landsmann aus der alten Welt; nicht aus Kalekut, der ostindischen Stadt, wie selbst noch Frisch annimmt, durch den Klang des Namens Kalekutter verführt, sondern aus Amerika ist dieses Geschöpf im Jahre 1530 nach Deutschland gebracht worden. Bekanntlich heißt er auch noch hie und da, z. B. in Bayern, der Indian, in Wien der Indier, wie im Französischen, außer dem gewöhnlichen dindon, coq d'Inde, englisch dagegen the turkey (der Türke); nicht viel besser oder schlimmer, als der gleichfalls aus Amerika zu uns herübergebrachte Mais das türkische Korn, oder die in Südamerika einheimische, bei uns zur Zierde in Lauben gepflanzte Bohnenart, phaseolus multiflorus, mit hochrothen Blumen, die türkische Bohne, oder die aus Brasilien herstammende Bisamente auch türkische Ente genannt wird. Den Namen Kalekuter und Puter erhielt er wohl von seinem kollernden Geschrei; Piphahn heißt er entweder von der Pipe oder Pfeife, d. i. dem fleischigen Zapfen oberhalb der Nasenwurzel, oder auch vom Gepip, Geschrei, besonders der Jungen; Trut scheint Trutz, Streit, zu bedeuten, oder bezeichnet auch das Geschrei. — Beiläufig erwähnen wir, daß er als Zierde eines Mahles bei uns vorzugsweise der Konsistorialvogel zubenannt ist, während er in Frankreich der Jesuite heißt. Heute speisen wir, sagt man da zu Lande, einen fetten, mit Trüffeln gefüllten Jesuiten. Dies kommt daher, weil Jesuiten, wenn sie auch nicht die Ersten waren, die ihn nach Frankreich brachten, doch seine Verbreitung besonders beförderten.

Wann der Fasan oder Phasan, der schon durch seinen Namen an den Fluß Phasis in Colchis, dem heutigen Mingrelien, erinnert, wo er zu Hause ist, und von wo ihn die Argonauten nach Griechenland gebracht haben sollen, nach Deutschland gekommen, läßt sich nicht ermitteln. Aber schon im oft erwähnten Kapitulare und dem Fundbuch werden die Phasane genannt, von denen ja schon der Gothe Jornandes sagte, daß sie in der ganzen Welt für die Tafeln der Großen in reichlicher Menge gehalten würden, und später kommen sie in mittelhochdeutschen Schriften zuweilen vor; wenigstens ist unter dem Vaßhann, den im Gedichte Wigamur der junge Ritter schießt und seinem hungrigen Fräulein zur Zubereitung gibt, nichts anderes zu verstehen, als der Fasan, wobei wirklich an einen Hahn gedacht wird, zu dessen Gattung er ja doch mit gehört. In Böhmen, das überhaupt reich an nützlichem Geflügel ist, leben bekanntlich wilde Phasanen; auch auf einigen Rhein- und Donauinseln soll dieser freiheitliebende Vogel im wilden Zustande sich befinden.

Das Perlhuhn oder der numidische Vogel, das bei uns noch selten gehalten wird, in Amerika aber schon verwildert ist, kam erst vor einigen Jahrhunderten aus Afrika nach Frankreich, von wo es nach Deutschland gebracht wurde.

Daß der Schwan, der Lieblingsvogel der alten Gallier, auf deren Flüssen er sich häufig aufhielt, und welchem ein kälteres Klima nicht zuwider ist, namentlich dem wilden, der von Nordafrika bis nach Island gefunden wird, auch im alten Germanien einheimisch war, läßt sich, auch ohne ausdrückliche Zeugnisse, von selbst annehmen. Er heißt auch in manchen Ländern, z. B. der Schweiz, Elbsch oder Elbitsch, entweder vom celtischen alp (lateinisch albus), weiß, oder vom skandinavischen Alf oder Elf, d. h. See, Fluß.

Ein wohlbekannter, sehr nützlicher Vogel war urkundlich schon frühe in Deutschland einheimisch: das welthistorische Geschöpf, das einst in den Mysterien der Isis so bedeutungsvoll war, noch wichtiger in der römischen Geschichte als Retter des Kapitols und somit römischer Herrschaft und Sprache erschienen ist, später auch wirksam eingriff in das Leben des h. Martinus von Tour, indem es den bescheidenen Mann an seine Verfolger, d. h. diejenigen, die ihn mit aller Gewalt zum Bischof machen wollten, durch sein Geschrei verrieth: die weltberühmte Gans. Gleich vorauf müssen wir bemerken, daß sie im Sanskrit hansa heißt, womit das griechische χὴν (dorisch χὰν), noch mehr das lateinische anser, das althochdeutsche kans, das altnordische gâs und das slavische gus oder hus (man denke an die böhmische Gans in Kostnitz) mehr oder weniger zusammenstimmen. Auch heißt die verwandte Ente im Sanskrit ondana. Zu ermitteln aber, ob der deutsche Name des Vogels von der Stimme oder Farbe herkomme, ist hier nicht der Ort. Nur soviel: verlockend war die Aeußerung des Plinius (H. N. X, 27), der bekanntlich selbst in Deutschland gewesen, daß weiße Gänse, jedoch von etwas kleinerer Art, in Germanien gantae oder ganzae hießen. Vermuthlich kamen dem Römer zuerst weiße Gänse, die auch jezt noch die häufigsten sind, und zwar gerade etwas kleinere zu Gesicht; er hörte den Namen ganza, gleich schloß er nun, daß bloß die kleinern weißen Gänse so hießen. — Im erwähnten Kapitel berichtet Plinius kurz vorher, daß die Federn der deutschen Gänse sehr gesucht seyen. In Rom galt das Pfund solcher Gansfedern fünf Denarien, ohngefähr 2 Thlr. 8 Gr. — Gantae sind im mittelalterlichen Latein besonders die wilden Gänse, wie noch jezt in Languedoc eine solche durch gante bezeichnet wird, und in Westphalen heißen die Gänseriche Gente.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Mai.

(Beschluß.)

Uebelstände der Dampfschifffahrt.

Da die meisten Menschen, und ganz gewiß die meisten Engländer, eine angenehme, wohlfeile und sichere Flußfahrt einer staubigen, theuren und nicht immer gefahrlosen Landfahrt vorziehen, so sind die Wassermänner nicht die Einzigen, welchen die Dampfschiffe den Verdienst schmälern. Die Kutscher zwischen London und den an der Themse gelegenen Orten klagen ganz jämmerlich. Auf solche Art würde das große Publikum der allein gewinnende Theil und dies allerdings auch die Hauptsache seyn, wenn nur aus der Ueberzahl der Dampfboote und aus der Pfeilschnelligkeit, mit welcher sie den Fluß auf und niederschießen, nicht Nachtheile entständen, welche die Wagschale des großen allgemeinen Nutzens um ein Gutes leichter machen. Sieht man von der Londonbrücke in das Gewirr der Schiffe, das von hier aus, Ameisen ähnlich, den Fluß bedeckt, so muß man sich allerdings mehr wundern, daß die jagenden Dampfboote nicht größeres, als daß sie so großes Unheil anrichten. Das ist aber für die darunter Leidenden ein schlechter Trost, und da doch viele Individuen des großen Publikums aus Gründen mannichfacher Art sich fortwährend der kleinen Schifferbarken bedienen, so ist dies eben der bemerkte, den Nutzen mindernde Umstand. Mir selbst war es vor wenigen Tagen beschieden, Zeuge eines Unfalls zu seyn, wie sie nach Versicherung der öffentlichen Blätter sich in Masse ereignen. Ein alter Fischer und sein Junge ruderten stromaufwärts ein sogenanntes wherry, das ein langes, mit Eisen beladenes Boot im Schlepptau hatte. Ein Dampfschiff flog den Strom abwärts; der alte Mann sah es auf sich zukommen, und seine ganze Kraft strengte er an, theils der gefährlichen Nähe zu entrinnen, theils den Leuten auf dem Dampfschiffe die ihm drohende Gefahr zuzurufen. Aber kein Gehör und kein Entrinnen; gegen das kleine wherry stieß das mächtige Dampfschiff, und gleich als sey nichts geschehen, als sey das Boot nicht überfahren und der alte Mann und sein Junge nicht dem Wellengrabe preisgegeben, sezte es seinen Flug fort. Es ist wahr, der alte Mann und sein Junge wurden von einem herzueilenden Fischerkahne gerettet, und der Eigenthümer des Dampfschiffes mußte den dem wherry zugefügten Schaden mit drei Pfund und zehn Schillingen vergüten; was hätte aber die verlorenen Leben bezahlen können? und selbst für eine starke Verletzung seines Schenkels wurde dem alten Manne keine Entschädigung zuerkannt. Und hat denn in einem Lande wie England, wo die Oeffentlichkeit so unbeschränkt und von so mächtigem Einflusse ist, ihr Ruf noch nicht an das Ohr der Gesetzgeber geschlagen? Allerdings. Wie man jedoch in Sachsen an den abschüssigsten Wegstellen nur erst Barrieren befestigt, wenn einige Wagen hinabgerollt und einige Menschen dabei um's Leben gekommen sind, und wie man überhaupt in Deutschland den Stall erst verschließt, wenn das Pferd gestohlen ist, so hat es auch auf dem Themseflusse des Verlustes einiger Leben und des Versenkens einiger Boote bedurft, ehe die Gesetzgebung sich entschlossen hat, dem eingerissenen Unfuge Schranken zu setzen. Allein sie hat es nun, und kann sie auch die armen Fischer nicht von dem Verderben retten, welches die Dampfschifffahrt ihrer finanziellen Existenz droht, so sollen sie wenigstens gegen zu vermeidendes Unglück geschützt werden. Wundere sich daher Niemand über das Erscheinen der vorbereitenden Verordnung, daß kein Dampffahrzeug bei namhafter Strafe einen bestimmten Grad von Schnelligkeit während der Flußfahrt übersteigen soll.

W. S.

Beilage: Kunstblatt Nr. 41.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 132.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 3. Juni 1835.

Die Seele, jüngst so hoch getragen,
Sie senket ihren stolzen Flug,
Sie lernt ein friedliches Entsagen,
Erinnerung ist ihr genug.

Uhland.

Gedichte von J. L. Pyrker.

Meine Berge.

Seh' ich euch dort in nebelgrauer Ferne,
Emporgethürmt in's blaue Himmelszelt,
Und, nun vom Mond, im milden Glanz der Sterne,
Nun von dem Gluthenstrahl der Sonn' erhellt,
Mir winken — o, wie zög' ich da so gerne
Zu euch; das Herz pocht auf, die Thräne fällt,
Ergriffen senkt der Geist die regen Schwingen,
Und heiß vor Sehnsucht will die Brust zerspringen!

Oft wandelt' ich auf euren Alpenräumen
Im jugendlichen Herzensmuthe hin;
Was Sterbliche sich sonst von Glücke träumen,
Ward dann mir stets zum sicheren Gewinn:
Denn jedem Gräschen sah ich es entkeimen,
Und hob's an meine Brust mit frohem Sinn;
Entrückt der Ebne qualmbeladnen Triften,
Fühlt' ich mich frei in euern freiern Lüften.

So schwand mir dort der Abend, so der Morgen
In ihrer hehren Stunden goldnem Schein,
Vor jedem herben Lebenszwang geborgen,
Jauchzt' ich laut auf — die ganze Welt war mein!
Nun kommt die Nacht mit ihrem Grau'n und Sorgen,
Der Pilger steht auf öder Wüst' allein:
Nicht können ihn, wie sonst in Jugendtagen,
Zu euch empor die müden Füße tragen.

Meine Bäume.

Ich liebt' euch stets, ihr hochgethürmten Bäume,
In eurer stillerhab'nen Majestät;
Ihr ragt empor in saphirblaue Räume,
Wo frei des Aethers reiner Odem weht;
Ich liebt' euch stets, und meiner Jugend Träume
Nah'n mir in holdem Licht auch jezt noch spät,
Mit all den süßen, wonnevollen Stunden,
Die mir vor euch so selig hingeschwunden.

Noch weil' ich freudig auf des Berges Höhen
Bei euch: die Welt täuscht oft — Natur ist treu!
Die rege Brust wird still bei eurem Wehen,
Und fühlt sich bald von jeder Bürde frei;
Denn lieblich ist es, dort sich zu ergehen
In munt'rer Vögel jubelndem Geschrei,
Zu seh'n im Thal die Abendlandschaft glühen,
Und über euch die ersten Sterne sprühen.

Doch rast' ich, kehrend, dann, ihr Doppellinden,
Die ihr des Friedhofs stille Pforte schmückt,
Bei euch noch aus — da scheint mein Stern zu schwinden;
Der lebensmüde Pilger sizt gebückt,
Er glaubt sich endlich an dem Ziel zu finden,
Das ihn des Schicksals Pfeilen mild entrückt,
Und möcht', entschlummert, dort in's beſſ're Leben,
Von euerm Duft umhaucht, hinüberschweben.

Mancherlei über die Pflanzen- und Thierwelt im alten und neuen Deutschland.

(Fortsezung.)

Im Gänserich wie im Enterich (Antrach bei Fischart, althochdeutsch anet recho, englisch drake) wohl auch im seltenern Täuberich, dänisch durik, will man das altdeutsche rih oder reho, gothisch reiks, d. i. Fürst, wiederfinden. Im Schwedischen heißt er gaskarl (Ganskerl oder Gansmann), wie umgekehrt im Englischen carlcat (Kazenmann) der Kater heißt.

Als Schimpfname kommt Gans schon frühe vor, so z. B. im Parcival von Eschenbach. — Man könnte auch fragen, ob etwa das griechische χαίνω und unser mit ihm verwandtes Gähnen, den Mund aufsperren, nicht von χὴν und Gans herkomme, also: den Mund aufsperren, wie eine Gans? — Das Völklein der weiland Kechenaten ist aus Aristophanes zur Genüge bekannt; aber die Maul- und Gähnaffen (jan-lorgnes) sind auch bei uns noch nicht ausgestorben. — Zulezt frage ich noch, ob man nicht die hochfliegenden, wilden Gänse, die Boten des Winters, mit rauher Naturpoesie, die zahmen dagegen, die aufgeschreckt halb laufen, halb fliegen, und das immer an der Erde hin, nicht mit einer gewissen poetischen Prosa vergleichen könnte?

Plinius erwähnt außer den Amseln und Staaren auch der Drosseln, die als Wandervögel zur Winterszeit in Deutschland gesehen würden, wo sie ihr Futter suchten, wovon bereits früher, in Bezug auf den Wachholder die Rede war. Unser Krametsvogel, dänisch kransfugl, schwedisch kramsfogel, in's neuere Deutsch übersezt, so viel als Grünholzvogel, bleibt also nicht nur für den Jäger und Vogelsteller, sondern auch für den Etymologienjäger, eine Jagd, die heutzutage gar fleißig getrieben wird, oder, wenn man lieber will, für den Wortwurzelgräber ein interessanter Vogel.

Daß unter dem attagen des Plinius (X, 68) der, seinem Zeugnisse zufolge, auch in den Alpenländern gefangen wurde, der tetrao francolinus, der Frankolin, gemeint sey, und daß dieser sich auch in Deutschland aufgehalten habe, weil unter den Alpen die Norischen u. s. w. zu verstehen seyen, dies hat der Eine und der Andere behaupten wollen, aber mit Unrecht, denn der Frankolin lebt, wie Oken versichert, bloß im wärmeren Europa, namentlich Spanien und Italien. Ohne Zweifel ist darunter unser tetrao bonasia (französisch bonasse), das köstliche Haselhuhn zu verstehen, aber keineswegs die nahverwandte, bis an die Krallen behoste, einer Ringeltaube ähnliche Art, tetrao lagopus, unser Schnee- oder Morasthuhn, welcher schneeliebende Vogel zwar auch in Deutschland, namentlich auf den deutschen Alpen und im Schwarzwald als Standvogel sich aufhält, und gleichfalls köstlich schmeckt — praecipuo sapore, sagt Plinius — aber von diesem ausdrücklich unter dem Namen lagopus (Hasenfuß), welchen er wegen der rauchen Füße erhalten, vom Attagen verschieden genannt und gleichfalls an Größe einer Taube gleich geachtet wird.

Ohne Zweifel trappten auch schon vor Alters Trappen in Deutschland umher, die jezt bloß noch in Sachsen, namentlich Thüringen angetroffen werden. Diesen Strauß der nördlichen Länder, unsern größten Vogel, scheint Plinius (X, 29) unter der einen Art von tetraopes zu verstehen, welche noch an Größe den Geier übertreffe, dem sie auch an Farbe gleiche. Kein Vogel, außer dem Strauß, gelange zu so großem Körpergewicht, dermaßen, daß er auf der Erde unbeweglich bleibe und so gefangen werde. Ihre Heimath seyen die Alpen und die nördlichen Gegenden u. s. w. Ferner sagt er: ihnen zunächst verwandt seyen jene Vögel, die man in Spanien aves tardas, in Griechenland ὠτίδας nenne. Nun versteht man aber unter diesen gemeiniglich den Vogel, den die Franzosen nach jenem lateinischen Namen outarde nennen, nämlich unsere Trappe.

Auch die Schnepfen verdienen Erwähnung, da sie, als dem Norden zugehörige Vögel, wohl schon frühe in unserm Vaterlande gestrichen haben, bevor man noch daran dachte, ihre sogenannten Excremente, eigentlich, wie Oken annimmt, die darin enthaltenen Eingeweid- und andere Würmer, gebraten auf Semmelschnitten zu verspeisen. — Der Name kommt vom alten Schneppe, niedersächsisch snepp, angelsächsisch snebbe, altnordisch neff, niederländisch neb, sneb, d. h. Nase, Schnabel und Mund. Schnabel scheint nur Verkleinerungswort und verwandt mit schnauben, schnaufen, schnupfen, schniffeln u. s. w. Unser Vogel heißt so wegen des ausgezeichneten Schnabels, wovon der obere Theil etwas länger ist, als der untere. Von snepp, als Mund, kommt auch das niederländische snappen (schwazen). Vielleicht ist auch das englische snap damit verwandt; a merry snap ist ein lustig plaudernder Kamerad. Ferner

vergleiche man schneppern, Schnepperin (Geschwätzige), schnippisch und Schnepperer, wie der Nürnberger Meistersänger, Hans Rosenplüt, zubenannt ist. — Nach Sueton (Vitellius, c. 18) bedeutet becco im Gallischen einen Hahnenschnabel, und noch heutiges Tags das französische bec; mehrere Wörter sind davon gebildet oder damit zusammengesezt, so becasse, Waldschnepfe, becassine, Wasserschnepfe. Dem deutschen Schnepperin entspricht das französische becquenant, ein albern schwatzendes Mädchen. — Im Isländischen heißt die Schnepfe hrossa-gaukr, Roßkukuk, wegen des Geschreis, das dem Wiehern eines Pferdes gleichen soll.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der König und die Königin von England und das englische Volk.

(Fortsetzung.)

Was aber Königin Adelaide zu jenem Briefe gesagt hat, vorausgesezt, daß sie ihn gelesen? Ich bedaure, das nicht zu wissen, fordere jedoch auf der andern Seite Glauben für die Versicherung, daß, wenn sie ihn gelesen, er bis zum zweiten oder dritten Tag nach seinem Erscheinen einen sichtbar übeln Eindruck auf ihre Gesundheit nicht gemacht hatte. Es geschah nämlich an einem dieser Tage, daß die Königin, begleitet von den dienstthuenden Damen Lady Clinton und Miß Hudson, so wie von den dienstthuenden Herren, den Grafen Howe und Denbigh, den zoologischen Garten in Regents-Park besuchte, sich bei dieser Gelegenheit dem Volke und mir zeigte und mich und das Volk ihre blühende Gesichtsfarbe sehen ließ. Weniger glücklich, als uns dieser Anblick machte, drohte der königliche Besuch, welchem auch der Prinz Georg von Cambridge sich anschloß, den Schoßhund der Königin und einen Affen der Menagerie zu machen. Das verhielt sich folgendermaßen. Wie Kleines immer an Großem Anstoß findet, so fand der Königin Schoßhund am königlichen Elephanten ein Aergerniß, und drückte sein Mißfallen durch wüthendes Gebell aus. Keine Bemühung der Königin vermochte dem kleinen Kläffer den Mund zu stopfen, und da selbst der unartigste Schoßhund einer Königin gewisse Rücksichten verdient, so blieb das Mittel unangewendet, welches den kleinen Störefried unverzüglich bewogen hätte, mit zwischen die Beine geklemmtem Schwanze den Rückzug anzutreten. Seine Großmuth vergessend, nahm der Elephant von dem Gebelle Notiz und geruhte sogar, sich darüber dergestalt zu erzürnen, daß dem königlichen Gefolge angst und der kleine Hund immer lauter wurde. Die Grenzen der Verwegenheit überspringend, unternahm er es, den Elephanten in den Rüssel zu beißen. Aber nach ihm griff, ihn erfaßte der Rüssel, mörderisch quiekte der Hund, und wäre nicht der Wärter, solchen Ausgang vorhersehend, schnell als Vermittler dazwischen getreten, der Schoßhund würde wahrscheinlich in seinem ganzen Leben keinen Elephanten wieder angebellt haben. Von hier wendete sich der Zug zu den Käfigten zweier großen Affen. Wenn ich in Gesellschaft von Damen eine Menagerie besuche, so eile ich stets so viel als möglich, an den Affen vorüber zu kommen. Der königliche Zug that das nicht, und Miß Hudson besonders schien an dem größten der beiden Affen einen, dem Zartgefühle der englischen Damen gar sehr widersprechenden Gefallen zu finden, und sie ließ sich sogar herab, mit ihm zu tändeln. Ihre grünseidene Börse in der Hand, klimperte sie dem Affen vor. Mißbilligend, gleich manchem Zuschauer, schüttelte der Affe sein Haupt; noch näher rückte ihm Miß Hudson, da wendete er sich, und schnapp! laut schrie Miß Hudson, und verschlungen war die grünseidene Börse. Auch hier trat der Wärter unverzüglich als Vermittler auf, packte den Affen und würgte das arme Thier, bis es die Börse sammt Gold und Silber wieder von sich gab. Diesmal war indessen die Intervention minder gefahrlos gewesen. Der Affe hatte den Wärter derb gebissen; das Blut tropfte ihm von der Hand, und Miß Hudson knüpfte das gereinigte Geld in einen Zipfel ihres Taschentuchs.

Die vielfache Besprechung, welche der Hunde- und Affenvorfall erfuhr, das sinnlos neugierige Zuströmen des Volks, sobald ein königlicher Wagen sich in der Ferne zeigt, das stundenlange Harren zahlloser Menschen, um den König oder die Königin oder sonst ein namhaftes Glied der königlichen Familie ein- und aussteigen oder vorüberrollen zu sehen: alles das weist mich auf das Verhältniß des Königs zur Nation und sodann auf einen Gegenstand hin, der schon während der ersten Tage nach meiner Landung in London mir in die Augen gefallen war, sich dem Beobachter in allen englischen Städten darbietet, in Windsor und Brighton, wo König Wilhelm meist sein Hoflager hält, sehr erklärlich ist und an allen übrigen Orten als ein seltsamer Widerspruch mit dem englischen Charakter erscheint.

Es bedarf eben nicht der außerordentlichen Veranlassung eines Ministerwechsels, um bei öffentlichen Zusammenkünften sehr ungezwungene Aeußerungen über König, Königin, und über Alles zu vernehmen, was zu des Königs und der Königin Haushalt gehört. Bei Gelegenheit wichtiger, anscheinend oder wirklich vom König ausgehender Maßregeln begegnet man dergleichen in jedem Zeitungsblatte, und es muß, meines Erachtens, mindestens merkwürdig freimüthige Sprache genannt

werden, wenn ein Herr Galloway schlechtweg in einer großen Versammlung, welche wegen Sir Robert Peels Ernennung zum Premierminister in London gehalten wurde, mit Bezug auf des Königs Vorrecht, seine Minister nach Belieben zu ernennen und zu entlassen, sich folgendermaßen äußerte: „Ich bestreite des Königs Vorrecht keineswegs, der König hat es, aber das Volk beaufsichtigt den Gebrauch, den er davon macht. Die verantwortlichen Minister handeln für den unverantlichen König, und der König bleibt König, sie mögen gut handeln oder schlecht. Wer ist der Gewinnende, wenn sie gut, wer der Verlierende, wenn sie schlecht handeln? Das Volk und immer nur das Volk. Wessen Interesse ist also bei Ministerwahlen mehr betheiligt, das des Königs, oder das des Volks? — kein Zweifel, das des Volks. So mag der König das Recht haben, zu sagen, den wünsche ich zum Minister, das Volk hat das Recht zu sagen, den wollen wir zum Minister, und es wäre schrecklich, wenn es umgekehrt wäre; dann läge des Volkes Wohl nur in des Königs Hand. Und welche Gewähr hätten wir? Ich habe drei Könige erlebt, der erste war wahnsinnig, der zweite ein Wüstling, der dritte ist ein schwankendes Rohr.“

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, Mai.

Lyons Wassersystem.

Die Trümmer römischer Aquädukte in der Nähe Lyons beweisen, wie wichtig dieser Gegenstand den Eroberern und Besitzern Galliens schien. Lugdunum hatte vier Aquädukte. Zuerst erbauten die Römer den des Mont-d'or, dessen Wasser Julius Cäsars Truppen diente, als sie bei Ecully unter Marc-Anton gelagert waren. Da jedoch dieses Wasser nicht hinreichte, so erbauten diese Truppen bei Feurs eine zweite Wasserleitung, die aus der Loire das noch nöthige Wasser zuführen sollte. Dieser Aquädukt leitete es jedoch nur bis auf die Höhen von Fourvières, wo bekanntlich die Paläste der Kaiser und Präfekten standen, und von hier aus ward später der große Aquädukt von Pila erbaut. Er verdankte dem aus Lyon gebürtigen Kaiser Claudius seine Vollendung. Später wurde noch ein vierter, weniger bedeutender gebaut, der nur die untere Stadt mit Rhonewasser versah. Es ist bewiesen, daß bloß jener Aquädukt von Pila in vier-und-zwanzig Stunden über eine Million Kubikfuß Wasser in die Stadt führte. Dabei aber war gewiß eine Menge Luxuswasser zur Unterhaltung großer Fontainen und anderer Wasserwerke, denn diese Wassermasse übertrifft bei Weitem das Bedürfniß der damaligen Stadt. Zum Bau dieser Aquädukte verwandten die Römer in Gallien ihre Legionen, wenn sie nicht in Kriegsdienst waren. Welches Beispiel für unsere heutigen Militärstaaten! Aber gehen wir zur neuern Zeit über. Schon im Jahr 1770 fühlten die städtischen Behörden das Wasserbedürfniß, das seitdem mit der Vermehrung der Einwohner und dem zunehmenden Verderben der alten Brunnen immer größer geworden ist. Schon damals gab die Akademie deßhalb einen Preis auf, aber die eingekommenen Denkschriften entsprachen ihrer Forderung nicht. Später kamen sechs andere ein, und eine davon wurde auch gekrönt; örtliche Umstände und die kurz darauf ausbrechende Revolution hinderten jedoch die Ausführung des Plans. Im Jahr 1808 wurde die Frage abermals aufgegeben, aber es kam gar keine Denkschrift ein. Auch unter dem thätigen Maire Rambaud und später unter dem verschwenderischen Lacroix de Laval wurden zahlreiche Projekte gemacht, deren Ausführung Millionen gekostet hätte; es kam aber nicht dazu, zumal unsere städtischen Finanzen durch den höchst kostspieligen Theaterbau — von dem in diesen Blättern schon öfters die Rede gewesen ist — und andere unsinnige Anlagen schnell in großen Verfall geriethen. Es ist merkwürdig: Frankreichs erste Städte, Paris und Lyon, haben Alles im Ueberfluß, was in die Augen fällt: sie haben prächtige Theater, Kays, Brücken, Triumphbogen, Säulen, prächtige Passagen, Gasbeleuchtung u. s. w., aber was für das Leben so nothwendig ist, freilich nicht in die Augen fällt, das haben beide nicht. Paris und Lyon leiden Mangel an gutem, trinkbarem Wasser. Ein charakteristischer Zug für Frankreichs Hauptstädte! Da jedoch in Lyon das Bedürfniß immer dringender wurde, so suchte man ihm wenigstens zum Theil abzuhelfen. Im Oktober 1832 ließ die Munizipalität eine hydraulische Maschine aufstellen, die wenigstens einiges Rhonewasser in die Brunnen treiben sollte; dadurch wurde täglich fast eine halbe Million Litres (Maaß) gewonnen, was freilich für die zweite Stadt Frankreichs mit 146 000 Einwohnern sehr unbedeutend ist. Ueberdieß erkannte man bald, daß dieses Rhonewasser nicht mit dem in Genf verglichen werden kann; dort strömt es klar und saphirblau aus dem See, und wird durch die hydraulische Maschine in die obere Stadt geführt, wo es alle Brunnen überflüssig versieht. Bei uns ist es in der Regel trüb und unreinlich, wie die Rhone. Der Maire Rambaud hatte 1824 in seinem Prospektus eine Wasserlieferung von drei Millionen Litres in vier-und-zwanzig Stunden gefordert, und bei dieser Annahme legte er das Verhältniß zum Grund, welches gemeinlich für das Wasserbedürfniß in England und Frankreich angenommen wird, nämlich einen Zoll Wasser auf tausend Personen, oder ungefähr zwanzig Litres auf den Kopf. Die Erfahrung hat aber gezeigt, daß überall, wo klares und gesundes Wasser in die Brunnen geliefert worden ist, der Verbrauch bedeutend zunahm. So war es in London, Manchester, Liverpool, Glasgow, Edinburg, Dublin und andern Orten, so daß die Wasserkonsumtion dort jezt mehr als fünfzig Litres für den Kopf beträgt. Auch Paris bekommt durch seine Wasserleitungen, Pumpen, Dampfmaschinen, Bassins und Kanäle täglich nur 19 200.000 Litres zugeführt, was lange nicht für den Bedarf einer Population von 800.000 Einwohnern zureicht; und von diesem Wasser ist überdies der größte Theil trüb und muß vor dem Gebrauch gereinigt werden, besonders das Seinewasser; das Wasser aus dem Ourcqkanal ist den Parisern noch mehr zuwider. Um diesem Mangel abzuhelfen, wird Paris jezt ein großes Wasser- und Brunnensystem anlegen, das freilich 40 bis 50 000.000 Franken kosten, aber auch statt der jezigen tausend Zoll künftig sechstausend oder fast 116.000 000 Litres täglich liefern soll.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 57.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 133.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 4. Juni 1835.

O harter Stand, der Größe Zwillingsbruder!
Dem Odem jedes Narren unterthan! —
Was hat ein König, das den Einzlen fehlt,
Als allgemeine Ceremonie nur?
Und was bist du, du Götze Ceremonie?
Shakespeare.

Der König und die Königin von England und das englische Volk.

(Beschluß.)

Wer auf dem Kontinente über diese lästerliche Rede erschrickt, den wird die Gänsehaut überlaufen, wenn er hört, daß ein angesehener Einwohner von Birmingham den König bei derselben Veranlassung in einer dortigen öffentlichen Zusammenkunft einen Schwachkopf nannte, mit dem Zusatze, er glaube dies ohne Hochverrath sagen zu können. Daß dieser kecke Grobian, so wie jener lästerliche Redner, statt gebührend so oder so bestraft zu werden, nicht einmal in Anklagestand versetzt wurde, das ist es nicht, weßhalb ich beider gedenke. Ich wünsche bloß durch diese zwei aus Hunderten von Thatsachen herausgegriffene Beispiele den Satz zu unterstützen, daß Respekt vor König, Königin und Königthum und jene in den Staub sinkende Verehrung alles dessen, was damit in Verbindung steht und aus ihm seinen Ursprung nimmt, mit dem Charakter der Engländer, wie er gegenwärtig sich kund gibt, nicht knorpelfest verwachsen ist. Gleichwohl — und das ist eben der angedeutete sonderbare Widerspruch — gleichwohl, wo wird dem Namen, der Person, der Familie des Königs tiefer, ich möchte sagen gewissenhafter gehuldigt, als gerade in England? — Der Herzog von Glocester starb, der Hof legte Trauer an und allen bemittelten Einwohnern Londons schien ein Blutsverwandter gestorben zu seyn. Die Männer trugen schwarzen Krepp um ihre Hüte, die Frauen gingen schwarz vom Scheitel bis zur Zehe, und wer bunt gekleidet in eine Gesellschaft eingetreten wäre, hätte mindestens hinter seinem Rücken, vielleicht aber auch in's Gesicht, die Vermuthung gehört, es geschehe in Ermanglung eines schwarzen Anzugs. — Eine Anzahl Freunde hat sich zu einem kleinen, eine ganze Stadt hat sich zu einem großen Mahle vereinigt; es sind Einige unter jenen, Viele unter diesen, die, wenn sie öffentlich als Redner aufträten, just so sprechen würden wie Galloway und Konsorten. Aber das Tischtuch wird abgehoben, frische Flaschen, frische Gläser werden aufgesetzt, the king, sagt der Wirth, der seine Freunde bei sich sieht, sagt der Präsident, den Stimmenmehrheit auf den Stuhl gerufen hat, und Alle stehen auf, und Alle trinken schweigend, ehrerbietig des Königs Gesundheit. Ihm, dem Ersten im Staate, gebührt das erste Glas, der erste Trinkspruch. Wer nie Zeuge der feierlichen Stille war, welche den zwei kurzen, eine der schönsten Kronen der Welt bezeichnenden Worten folgt, der kann viel Erhebendes, aber nirgends ein einfach treueres Bild wahrer Loyalität gesehen haben. Die Person des Königs ist heilig, seiner Person gilt der erste

Trinkspruch; aber er kann Handlungen vollziehen, die über das Wohl und Weh eines großen Volks entscheiden, und deßhalb steht über solche Handlungen jedem Einzelnen im Volk ein freies, offenes, ungekränktes Urtheil zu.

Ich habe am Geburtstage mehr als eines deutschen Herrschers stehend mein Glas geleeet auf sein Wohl; aber weder die bekränzte Büste, noch die Reden, noch die Thränen haben mich so tief ergriffen, den Glanz des Herrschers mir so rein und die Achtung vor seiner Person so edel gezeigt, als die Weise, wie in England bei dem nächsten besten Gastmahl jene zwei kurzen Sylben ausgesprochen und aufgenommen werden: the king!

So auffallend und widersprechend die Erscheinung seyn mag, die Familie und Persönlichkeit eines Königs hoch gefeiert und doch seine Handlungen der schärfsten Kritik unterworfen und mit den stärksten Ausdrücken der Mißbilligung belegt zu sehen, so geht sie doch nur daraus hervor, daß sich der Engländer durch das Wesen seiner Verfassung daran gewöhnt hat, die Person von der Sache zu trennen und den König in zwei große Hälften zu spalten, den Repräsentanten der Nation und den ersten Diener derselben. Was dagegen wirklich als Widerspruch erscheint, was mich bei meiner Ankunft in London und während eines Aufenthalts in Brighton und Windsor überraschte, das war in diesen wie in vielen andern englischen Städten die Anziehungskraft, welche die handeltreibenden Klassen den Namen des Königs und der königlichen Familie beimessen. To their Majesties, to their royal Highnesses, und dann die einzelnen Namen aller Mitglieder des regierenden Hauses — man geht wahrhaftig in London nicht zwanzig, in Windsor nicht fünf Schritte, ohne jene Aufschriften und diese Namen über den Gewölben der Krämer und über den Laden der Handwerker zu finden. Seit ich sogar die Königin Adelaide als Patronin von Fabrikaten gelesen habe, die, mit dem Namen einer Frau in Verbindung gesezt, nothwendig Lachen erregen müssen, bin ich versichert, daß es kein Gewerbe und keinen Handelszweig gibt, die nicht die Güte ihrer Waaren durch fürstliche Kundschaft zu beweisen suchen. Und dabei wieder auf der andern Seite, welche Petulanz! Eine große Menge englischer Gasthäuser und Tavernen führen die Namen: the kings head, the queens head, des Königs, der Königin Haupt, und Viele lassen es sich eine hübsche Summe Geld kosten, um durch ein schönes Gemälde die Aufschrift zu versinnlichen. Sollte man nun nicht glauben, daß der Besitzer eines zum Haupte der Königin getauften Gasthauses auf der Straße von London nach Windsor, eines Gasthauses, an welchem die Königin fast wöchentlich vorüberfuhr, schon aus Rücksicht für ihre Anhänger und seinen eignen Vortheil, wenigstens die äußere Achtung gegen sie nicht verletzen würde? Gewiß; was geschah aber? Kaum war das Melbournesche Ministerium aufgelöst und die Königin als Urheberin bezeichnet worden, da nagelte der Wirth unter der Königin Brustbild ein Paar — gelblederne Beinkleider. Daß die Königin diesen schlechten Spaß nicht gleichgültig hinnahm, bewies die Thatsache, daß sie von dem Tage an, wo sie dieses Zeichen ihrer männlichen Herrschaft zum erstenmale erblickte, auf ihren Fahrten von London nach Windsor eine andere Straße einschlagen ließ. Ging nun etwa der ungalante Gastwirth in sich und bezeugte seine Reue durch Wegnahme der inexpressibles? Keineswegs; er hing an den Fuß derselben einen — Pantoffel, und obgleich das Ganze sich nun drollig genug ausnahm, so wurde die Königin dadurch nicht bewogen, auf die verlassene Straße zurückzukehren.

Man kann an der Richtigkeit des den Krämern und Handwerkern untergelegten Grunds beabsichtigter Anziehung zweifeln und fragen, ob das Mittel dem Zwecke entspreche, ob es überall sich bewähre? Ueberall sicherlich nicht, denn unter hundert Bankerotten, welche die London Gazette anzeigt, befinden sich bestimmt einige Dutzend Firmas, die in irgend einem Angehörigen der königlichen Familie ihren Patron oder ihre Patronin verehrten. Aber in Windsor, in Brighton, und überall, wo der König Hof hält, warum da nicht? — Eine Dame der Königin trug einen Hut, welcher der Königin, ein Kavalier des Königs trug ein paar Schuhe, welche dem Könige gefielen. Wo haben Sie diesen Hut gekauft? fragte Königin Adelaide, die den Engländerinnen immer noch nicht die eigenthümliche Geschicklichkeit im Hutaufsetzen abgelernt haben soll, und, wie heißt Ihr Schuhmacher? fragte der vierte Georg, dem bekanntlich die Kunst, sich nett zu kleiden, für die höchste aller Künste galt und in welchem die Geschichte den Erfinder der gestärkten Halskragen rühmt. Und mit Stolz nannte der Kavalier den Namen des Schuhkünstlers, denn er konnte hinzusetzen: shoemaker to your Majesty. Aber die Dame der Königin versicherte später, daß nie in ihrem Leben eine Frage sie so erschreckt und daß sie gefürchtet habe, auf der Stelle des Todes zu seyn; denn — schrecklich! sie konnte dem Namen der Putzmacherin nicht den Zusatz geben: milliner to your Majesty. Entspräche das Mittel seinem Zwecke nicht, würde es so allgemeine Anwendung finden? und haben etwa die deutschen Residenzen nichts Aehnliches aufzuweisen? Freilich kenne ich in einer respektabeln Hauptstadt eine Hofbuchhandlung, die unter allen Buchhandlungen die schlechteste ist.

Mancherlei über die Pflanzen- und Thierwelt im alten und neuen Deutschland.

(Fortsetzung.)

Die Tischler oder Zimmerleute unter den Vögeln, als welche sie Aristophanes in seiner Komödie aufführt — die Spechte sind unter den Pelikanen dort zu verstehen — mögen, wie bereits oben angedeutet worden, schon vor Alters nicht nur im Spessart, sondern auch in andern deutschen Wäldern gehaust haben. — Pezronius, dem Kanne beistimmt, leitet das Wort Specht vom lateinischen picus, mit dem vorgesetzten Zischlaute, her, und dieses wieder vom deutschen picken; Grimm dagegen vermuthet, es könne picus soviel als pictus seyn, d. i. Buntspecht. — Plinius bemerkt ausdrücklich, daß dieser an sich kleine, aber für die Augurien so wichtige Vogel des Mars dem alten Könige Picus seinen Namen zu verdanken habe. Augenscheinlich kommt Specht oder Spech (alt Speht) vom altfränkischen spiohan, spähen, ausforschen; daher Spech ein Spion — z. B. im Hagenschen Chronicon: es kam den Deutschen ein Spech — und das französische espion; der Vogel wäre also ein Späher, der erstlich, mit seinen Kletterfüßen die Bäume auf und nieder steigend — schleichend, nach Art der Katzen, bemerkt Plinius — mit dem festen Schnabel an die Rinde klopft und durch den Klang ausforscht, ob der Baum von Würmern und Larven angefressen sey, und dann mit seiner Pfeilzunge hineinbohrt, um sie heraus zu holen.

Wir können mit Recht annehmen, daß auch die alten Deutschen zur Zeit des Frühlings jener Vogel besucht hat, den wir als Boten des Mai's so freudig begrüßen, trotz dem, daß er, wie Oken sagt, ein so phlegmatischer, wehmüthiger und schwermüthiger Vogel, und überdies noch sehr verrufen, ja, nach Plinius, nichts weiter ist, als ein verkappter, zu gewissen Zeiten in einen Kukuk sich verzaubernder Habicht: nämlich der Kukuk, oder Gukuk, denn er schreibt sich auch, wie wir Deutschen, bald so, bald so. Er ruft sich in den meisten Sprachen selbst aus, nicht nur in den germanischen und in der griechischen und lateinischen, sondern auch in den slavischen, z. B. russisch: kokuschka, böhmisch: kukacka, polnisch: kukulka; ferner im Syrischen coco, im Bretagneschen coucou. Die alten Hispanier nannten ihn tucu. Das deutsche Kukuk, das persische kuku und das ungarische kakuk stimmen am meisten zusammen. Im Angelsächsischen heißt er geac oder gaec, wovon das deutsche Geck und das englische gawk, das verwandt ist mit unserm Gouch oder Gauch. — In neuern Zeiten unterschied man Gukuk, als den ältern, und das davon abgeleitete Gauk, gewöhnlicher Gauch, Gäuchlein, Geck, als den jüngern, unbefiederten Vogel: daher Gauchbart. — Von der Unsitte, seine Eyer in fremde Nester zu legen, von der ihn aber der gute Frisch freisprechen will, und von dem Benehmen der jungen Gauche gegen ihre Pflegeeltern, haben sich schon frühe bei Griechen und Römern, so wie bei den Deutschen scherzhafte oder schimpfliche Nebenbedeutungen des Namens hergeleitet. Gauch (Gouch) überhaupt bedeutet im Mittelalter eine Kukuksbrut, d. i. Ehebrecher, Bastarde, Undankbare. Im Nibelungenliede V. 3481 sagt Hagen in Bezug auf die rühmende Aeußerung Sifrits, daß er die starke Brunhild bewältiget: „suln wir gouche ziehen?“ d. h. sollen wir Kukuksbrut, Bastarde aufziehen? Auch bedeutet Gauch und Geck: thöricht, unbesonnen, eitel, närrisch, besonders von jungen Leuten; im Isländischen heißt gaukari ein dumm anmaßender Mensch. Schon bei Notker steht Gouch für Unweiser. „Dumber Gauch!“ schilt seinen Gegner Heinrich v. Ofterdingen im 9ten Liede des Wartburger Sängerkampfes. Und wer kennt nicht Murners „Geuchmatt,“ d. i. Narrenwiese, die noch bis auf den heutigen Tag fortgrünt und wohlbesezt ist?

Ob aber, wie Manche wollen, Gaukler (althochdeutsch gauklâre, gukler), d. i. Possenreißer, Narr, als welcher der Zwergenkönig Luarm dem Dieterich von Bern nach seinem Hofsitz folgen mußte, ferner das gothische koukal, Gaukelwerk, Zauberei, gleichfalls von Gauk, Gauch herkomme — etwa weil der Gukuk gern von einem Baume zum andern fliegt, und bald hier, bald dort, wie mit absichtlicher Täuschung seine Stimme erschallen läßt, so daß oft einer für mehrere gelten kann, wie schon Hesychius bemerkt — oder ob es lieber von Gogel oder Kogel, d. i. der bekannten spitzigen Narrenkappe, oder auch von gauken (verkleinernd gaukeln), sich hin und her bewegen, oder endlich vom lateinischen jocari (davon im Mittelalter joculatores, jongleurs) herzuleiten sey, ist eine Frage, die ich mir nicht entscheidend zu beantworten getraue. Bekanntlich gilt Gukuk oft für den bösen Geist. — Vom Kukuk (der im Schwäbischen, wie Prälat Schmidt in seinem trefflichen Wörterbuche bemerkt, auch Gukkigau (gauch), und im Bayrischen, nach Schmeller, auch Gucker, Gukkegezer heißt), haben viele Pflanzen den Namen, so die schön und seltsam gebildeten Blumen der Orchis, die zur Zeit blüht, wenn der Kukuk kommt oder schreit.

Nach der deutschen Volkssage soll er ein verwünschter Bäckerknecht gewesen seyn, der den Leuten Teig gestohlen habe, während, wie aus Shakespeares Hamlet zu ersehen, die englische Volkssage die Eule zu einer verwandelten Bäckertochter gemacht hat.

Auch der Wiedehopf, in manchen Gegenden Kukukslakai genannt, weil er gewöhnlich bei seiner Zurück-

kunft im Frühjahr etliche Tage vor jenem erscheint und ihn gleichsam anmeldet (s. Bechstein zu Lathams Vögeln, 1ste B. S. 561), soll, nach Vielen, seinen Namen vom Geschrei: hupp, hupp haben; im Lateinischen, wo er upupa heißt, ist es gewiß, auch wenn es nicht schon Varro bemerkt hätte. Auch der Orientale benennt ihn darnach; er heißt dort hudhud, und spielt überhaupt in der morgenländischen Sage als kupplerischer Zwischenträger zwischen Salomo und der Königin von Saba eine Rolle. Im Armenischen heißt er popop. Sein griechischer Name, epops, könnte auch wohl vom Federbusche über dem Kopfe herkommen, so wie sein deutscher Name von wit, weit, und hopp, huppe, Haube, d. i. Federbusch, welchen, als Helmbusch, auch Aristophanes an dem aus dem Könige Tereus einst verwandelten Vogel hervorhebt. Nach Andern wäre es so viel, als das isländische veidehoppa, ein in Weiden (wide), wo er sich gerne aufhält, herumhüpfender Vogel.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, Mai.

(Fortsetzung.)

Lyons Wassersystem. Unfälle auf der Eisenbahn.

Lyon hat jezt, Alles zusammengenommen, nur so viel Wasser, daß täglich nicht mehr als drei Litres auf den Einwohner kommen, und davon ist nur der geringste Theil trinkbar. Man hat in der neuern Zeit behauptet, wir müßten uns, wie die Pariser, mit Filtrirbrunnen helfen, um das Rhonewasser zu reinigen. Gegen diese haben jedoch die Einwohner eine große Abneigung, und auch in Paris bedient man sich deren nur sehr ungern. Wozu auch kostbare hydraulische Maschinen, wenn sich derselbe Zweck auf einfacherm, reinlicherm und bei weitem wolfeilerm Weg erreichen läßt? Wir haben in der Nähe Lyons auf dem schönen Plateau, das sich um unsere Stadt zieht, von Caluire an über Neyron, Miribel, St. Maurice de Benoist, Sathonay, Fontaines und Cuire, eine Menge Quellen guten Bergwassers, das sich bei einigem Nachsuchen gewiß vermehren würde; dieses Wasser müßte man in ein großes Reservoir leiten, und von da könnten 19/20 Theile Lyons mit gutem Wasser versehen werden. Die Kosten der ersten Ankäufe, Anlagen u. s. w. wären ungefähr 700,000 Fr., und die der jährlichen Unterhaltung 75,000 Fr. In Lyon selbst könnten dann viele größere und kleinere Brunnen angelegt und mit Statuen aus Gußeisen verziert werden, das jezt so gut und wohlfeil in Frankreich geliefert wird. Auf diese Weise könnte unsere Stadt eine große, ganz öffentliche Sammlung der merkwürdigsten Bildsäulen, Basreliefs und Büsten des Alterthums werden, von unverwüstlicher Dauer. So ungefähr hat sich Thiaffait in einer Denkschrift ausgesprochen, die er über diesen Gegenstand der hiesigen Akademie überreichte, und die auch von dieser nach langer Prüfung den ausgesezten Preis erhielt. Gegen ihn sind hierauf einige industrielle Spekulanten bei der Munizipalität aufgetreten, haben jenen akademischen Konkurs lächerlich zu machen gesucht und ein ganz anderes Anerbieten gemacht, das allerdings Manches für sich hat. In ihrer Denkschrift suchen sie darzuthun, daß das Wasser aller jener von Thiaffait angegebenen Quellen schlecht, ungenügend und unzuverlässig sey, sich oft vermindere, oft ganz ausbleibe, daß seine Kostenberechnung überdies auf ganz falschen Voraussetzungen beruhe, wogegen sie sich für einen weit geringern Preis anheischig machen, die geforderte Wassermenge durch Dampfmaschinen aus der Rhone in die Stadt zu treiben, da zu reinigen und dann nach allen Gegenden hin zu vertheilen. Es fragt sich nun: welcher von beiden Theilen hat Recht, und wie ist dies genügend zu ermitteln? Wir werden später auf den Ausgang der für unsere Stadt so wichtigen Sache zurückkommen.

Gewiß, wenn Lyon einmal hinlängliches und gutes Wasser hat, so fehlt ihm nichts Wesentliches mehr, denn die vier wichtigsten industriellen Erfindungen des vorigen Jahrhunderts haben es bereits mit trefflichen Anstalten versehen. Die Dampfschifffahrt hat dem Verkehr auf der Saone und Rhone ein bewundernswürdig reges Leben gegeben, wodurch Industrie, Handel und Verkehr im Lande bedeutend gewonnen haben. Zur Dampfschifffahrt sind die Eisenbahn von Lyon nach St. Etienne, die hängenden Eisenbrücken von Draht und Ketten und die Gasbeleuchtung gekommen. Damit will ich jedoch nicht sagen, daß alle diese Anstalten den großen, darauf verwendeten Kosten und der Erwartung entsprochen hätten; am wenigsten die Eisenbahn und die Dampffahrt darauf. Es ließe sich in unserer journalreichen Zeit ein eigenes Blatt schreiben, ein Journal des accidens, über die Unglücksfälle auf der Eisenbahn zwischen Lyon und St. Etienne. Sprechen wir gar nicht vom vorigen Jahre, wo die Sache noch neu war und die vielen traurigen Unfälle dem Mangel an Erfahrung zugeschrieben werden konnten, wiewohl es gewiß sehr traurig wäre, wenn jede neue Einrichtung in der fortschreitenden Mechanik so viel gebrochene Glieder und Menschenleben kostete. Allerdings ist dabei der Administration viel Schuld zuzuschreiben. In den ersten Tagen des Januars wurde ein Reisender, von St. Etienne kommend, der einen Augenblick abgestiegen war, von dem Wagen ergriffen und in einem Augenblick zu Tod gequetscht. Bald darauf kam eine Wagenreihe von St. Etienne und traf auf der Eisenbahn andere Wagen an, die Steinkohlen führten. Zu warten, bis sie vorüber waren, schien den Reisenden zu lang, sie stiegen daher ab, und dies war ihr Glück, denn gleich darauf kamen mehrere schwer beladene Wagen, welche mit solcher Gewalt gegen die leeren, kurz vorher von den Reisenden verlassenen Wagen getrieben wurden, daß diese gleich in Stücken herumflogen. Bald darauf — immer noch im Januar — traf ein Wagenkonvoi auf andere stehende und beladene Wagen und stieß so heftig auf sie, daß die vordersten eine große Strecke zurückgeschleudert wurden und dabei der Kondukteur jämmerlich umkam, viele Reisende aber beschädigt wurden. Kaum hatte man sich darüber müde gesprochen — und dies geht bei uns sehr schnell — so sank nahe bei St. Etienne der Boden der Eisenbahn um acht Zoll, und in den folgenden Tagen immer mehr, bis auf fünf Fuß. Darunter waren alte Steinbrüche, deren Gewölbe den Weg wohl noch lange getragen hätten, wenn sie nicht durch allzugroße Lasten und die schwer beladenen Wagen eingedrückt worden wären. Glücklicherweise geschah dabei kein Unglück; der ganze Zustand des Weges ist aber beunruhigend. Unser Präfekt hat zwar neue Verordnungen wegen der Fahrt auf der Eisenbahn gegeben, sie haben aber neuere Unglücksfälle nicht verhindern können.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 45.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 134.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 5. Juni 1835.

Es öffnet sich des Walles Ring,
Den rings die Väter schütteten
Zum Schirm des Heiligthums.
Wie brüllt das Meer! wie saust der Wald!
Wie glänzt der blut'ge Opferstein!
Der schwarze Pfuhl verdampft.

Kosegarten.

Briefe über die Insel Rügen.

Zweiter Brief.

Ich habe am Schluß des vorigen Briefs den Leser auf die Höhen von Stubbenkammer geführt, und trage nach, was über diesen interessanten Punkt weiter zu sagen ist.

Der höchste Punkt des Kreidefelsens ist der sogenannte Königsstuhl (Friedrich-Wilhelmsstuhl). Eine Büchsenschußweite am Ufer hinab ragt aus dem am Saum der See wachsenden Buchenkranze eine ähnliche kleinere Kreidemasse von höchst abenteuerlicher Gestalt. Dem Schiffer erscheint dieses seltsame Schnitzwerk wie eine gebleichte Burgruine mit Warten, Thoren und Thürmchen. Dies ist klein Stubbenkammer, oder plattdeutsch zu reden: de kleene Stowe. — Die Schönheit der Vegetation Jasmunds wird hier zu Lande hoch gerühmt; aber eigentlich ist auch hier die Buche, obgleich an Wuchs und Kraft in ganz Pommern und Rügen König, dennoch ein Zwerg im Vergleiche mit dem Holzschlage des mittlern und südlichen Deutschlands. Ihre Wurzel vermag kaum vier Fuß tief einzudringen, denn höher liegt die Dammerde nicht über dem Fels. Was die Buche aber an Höhe und stattlichem Ansehen verliert, gewinnt sie an Konsistenz und Zähigkeit, und so liefert sie in technischer Beziehung ein herrliches Material, besonders für den Maschinenbau.

Hat man nun noch eine Strecke hinab einen Wildbach besucht, der durch die Risse und Zacken des Kreidestrandes in Kaskatellen der See zustürzt, so ist man mit der Betrachtung der Naturwunder Jasmunds zu Ende und kann nun auf die archäologische Jagd ausgehen. Tausend Schritte vom Strande landeinwärts gelangt man zu einem Erdwall oder alten Burgring. Er ist von nicht unbedeutender Höhe, in Eiform errichtet und hat zwei Eingänge von der Breite, daß ein Wagen hindurch kann. Sein hohes Alter bezeugen die auf ihm erwachsenen Buchen, die ihn an vielen Stellen so dicht bedecken, daß eine nähere Ermittlung seiner ursprünglichen Beschaffenheit nicht gut möglich wird. Unzweifelhaft aber ist dieser Wall eine Dossirung und kein durch Alluvion gebildeter Damm, wie viele Zweifler behaupten wollen. Der eine Einschnitt des Walles führt zu einem ganz nahen, dem sogenannten „schwarzen" See, welcher süßes Wasser hält. Nach diesem Umstande hat man eine Stelle im Tacitus, wo dieser vom Götzendienste der alten Germanen und dem Tempel der Göttin Hertha auf einer „insula in oceano" und davon spricht, daß die Jungfrau, welche die Göttin bei feierlichen Umzügen vorstellen mußte, nach der Rückkehr in den Tempel sogleich in dem nahen See ersäuft wurde, auf Rügen,

diesen Erdwall und den See bezogen, Andere dagegen haben diese Stelle, freilich mit eben so gutem Rechte, für Island oder Helgoland in Anspruch genommen. Die Tradition im Munde des Volks nennt übrigens diesen Erdring seit undenklichen Zeiten den „Burgwall“ und schweigt gänzlich von seiner ehemaligen religiösen Bedeutung, obgleich sich für den ganz ähnlichen Burgring der Veste auf Arcona eine allgemein bekannte Ueberlieferung vom Dienste des Svantevit erhalten hat. Auch bewohnten den nördlichen Theil der Insel zu jener Zeit nur Slaven, welchen die Göttin Hertha wahrscheinlich unbekannt war. Das mag nun seyn wie es will, dieser Burgring bleibt immer ein interessanter Ueberrest des Heidenthums, und außerdem genießt man auf seinem Rücken eine herrliche Aussicht durch den Wald auf Arcona und die See, besonders bei der reizenden Optik des Sonnenuntergangs.

Ein ähnlicher Wallring findet sich südlicher, und unweit davon, in der Nähe eines Förstergehöfts, zwei Granitblöcke, welche die Antiquare für Opfersteine erklärten. Sehr möglich, daß auch dieser Wallring zu religiösen Versammlungen diente, obgleich viele Andere hieher den noch nicht fixirten Wikingersitz des in der rügischen Geschichte berüchtigten Seeräubers Störtebeck verlegen, der hier auf Jasmund gehaust haben soll. — Vergleicht man aber diese beiden Wallringe mit den Ueberresten des ebenfalls ringförmigen Erdwalles der Veste Arcona, und die Lage dieser drei Fortifikationen auf der Karte miteinander, so möchte man annehmen, daß Herthaburg, der Wall beim Forsthause und jene Veste Glieder eines kombinirten Küstenbefestigungssystems waren, wobei diejenigen Forts, die ehemals da, wo jetzt Ackerland ist, liegen mochten, von dem ebnenden Pfluge vertilgt wurden, und somit nur die vom Walde beschützten und die auf der Spitze des Caps für die Nachwelt sich erhalten konnten.

Die Stubnitz ist außerdem noch reich an alten Heidengräbern und Denkmalen des slavischen Götzendienstes, deren ich am Schlusse mit andern Antiquitäten erwähnen werde. Für jetzt wende ich meine Aufmerksamkeit der zweiten großen Haldinsel des Rugenlandes, Wittow, zu.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mancherlei über die Pflanzen- und Thierwelt im alten und neuen Deutschland.

(Fortsetzung.)

Auch die frechen, oft mit lächerlicher Grausamkeit verfolgten, aber, gleich den zerstreuten Beduinen, immer wieder in neuer, größerer Anzahl zurückkehrenden Sperlinge mögen auf den Aeckern und Fruchtbäumen der alten Germanen schon tüchtig geschwärmt haben. Sie sind Freunde der Landeskultur und ziehen gerne dahin, wo wüstes Land angebaut wird, z. B. in Sibirien, um ihren Zehnten in Empfang zu nehmen. Der Name des kleinen Vogels scheint verkleinert aus Spaer, spar, altfränkisch spar-o, was, wie das angelsächsische speara, spearwa, noch jetzt englisch sparrow, anfänglich auch jeden andern kleinen, zwitschernden Vogel bedeutet hat. Bei Ulfila heißt er spar-wa, isländisch spörr, dänisch spurv, schwedisch sperf. Vielleicht kommt das Wort von spieren, soviel als singen, zwitschern. Gespirk ist wirklich in der ältern Sprache Gesang. Dazu stimmt Sperk, wie der Vogel in Oberdeutschland auch heißt.

Sperber ist nichts anderes als Spar-aar, Aar, Raubvogel, der auf kleinere Vögel, besonders Sperlinge stößt. Das mehr komisch klingende Spatz kommt wohl nicht aus dem griechischen spiza (zwitschernder, kleiner Vogel, besonders Finken), sondern ist etwa ebenso aus Spar oder Spärling gebildet, wie Kunz aus Konrad, Maz aus Matthaeus, Hinz aus Heinrich u. s. w. — Ein Meistersänger gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts, ein satirischer Kopf heißt Spervogel; wozu ich bemerke, daß noch jetzt die Bayern gern zu dem Namen eines Vogels den Klassennamen selbst setzen, so Hennevogl, Antvogl (Ente), gerade wie auch die Dänen und Schweden ihr fugl und fogel hinzufügen.

Es war, nach Tacitus, Sitte der alten Deutschen, gleich den Tuskern, Griechen und Römern, der Vögel Stimme und Flug zu befragen, weil das ihnen inwohnende, noch heutiges Tags von Landleuten und Jägern wohl bemerkte und beachtete Witterungsvermögen sie auf die prophetische Natur dieser Geschöpfe hinführen mußte. Vielleicht gehörte unter ihre oscines und praepetes auch die den Menschen sich freundlich zugesellende, schon frühe auch in Deutschland für heilig gehaltene Schwalbe, die uns immer noch als Sommerbote so lieb ist, und als segensreicher Hausfreund erscheint, den man schützen und hegen müsse. — Von den Schwalben, die man als lebendige Symbole der politischen Bewegung ansehen könnte, ließe sich noch viel sagen. So ist ihr Gezwitscher höchst mannichfach. Nach Oken, der, wie einst der Trojaner Helenus, die Sprache der Vögel versteht, singt die Rauchschwalbe im neuesten Hochdeutsch: „da ich fortzog, da ich fortzog, waren alle Kisten und Kästen voll; da ich wiederkam, da ich wiederkam, war alles wüst und leer!“ was sich recht gut auf die vielen Ausgaben, die die Winterergötzlichkeiten, z. B. Bälle, Fasching mit sich brachten, beziehen läßt. — Was die Schwalbenbettelei und die dazu gehörigen Volkslieder bei Alt- und Neugriechen und bei den Deutschen anbelangt, kann

man Anziehendes und Belehrendes beim Athenäus, bei Fauriel (neugriechische Lieder), in des Knaben Wunderhorn (1. Bd. S. 115) und zumal in jenem Aufsatze lesen, welchen über diesen Gegenstand vor mehreren Jahren der unvergeßliche Wilhelm Müller in das Morgenblatt geliefert hat. — Woher aber der Name unsers Vogels in den germanischen Sprachen? — Gothisch swalama, bei Notker swalew, angelsächsisch swalewe, davon englisch swallow, isländisch svala, schwedisch swala, bei Gotfrid von Strasburg schwalme, bei Boner schwaln, in Oberdeutschland und der Schweiz noch jezt Schwalm, Schwälmle. Etwa von Schwelle, als ein gern an der obern Hausschwelle sich anbauender Vogel? oder vom isländischen und schwedischen swâl, Hausflur, Halle, aus eben der Ursache? oder von schwalg, Schlund, wovon schwelgen, wegen des ihm eigenthümlichen weiten Schlundes? oder auch von wallen, wegen des Flugs oder des Wanderns? — Schwalpen ist in der Schweiz: hin und her schwanken, davon schwalpig. Da frägt nun Stalder: kommt wohl der Eigenname der Schwalbe von ihrem schwalpigen Flug her? — Das könnte wohl seyn, füge ich hinzu, da auch im Isländischen und Schwedischen svamla hin und her schwanken bedeutet (unser schweimeln).

An die Schwalbe schließt sich füglich ein anderer Zugvogel an, der Frühlingsbote Storch, der uns Deutsche alle Frühjahr regelmäßig besucht, um bei uns zu brüten, also ein einheimischer Vogel, der aber, wie Latham berichtet, in seiner Heimath, England, nur selten angetroffen wird. — Schon Plinius sagt von den Störchen, daß man noch nicht wisse, woher sie kommen, und wohin sie gehen; daß wir zwar wahrnehmen, wenn sie abziehen wollen, aber noch keiner habe sie abziehen sehen; beides geschehe zur Nachtzeit. — Auf einem freien Gefilde in Asien, sagt er ferner, halten sie Versammlungen und besprechen sich mit einander; die zum lezten dabei erscheinen, werden zerrissen. — Sie waren nicht bloß in den altpelasgischen Ländern am Kaystros und in Thessalien, wo, nach Plinius, die Tödtung dieses, durch Schlangenvertilgung so heilsamen Vogels wie Menschenmord bestraft wurde, sondern auch den Hunnen unter Attila heilig, und sind es noch jezt den Türken und Tataren, so wie den meisten europäischen Völkern. Merkwürdig ist, daß das Männchen allezeit zuerst ankommt, dann wieder fortfliegt und das Weibchen mitbringt, welches während der Reise wenig auf Sauberkeit und Toilette halten muß, da es gewöhnlich schmutzig und kothig aussieht. Von dem berüchtigten Blutgerichte der Störche, meint Bechstein, scheine so viel gegründet zu seyn, daß sie bei der Versammlung zum Wegzuge diejenigen tödten, welche unfähig sind, die Reise mitzumachen. — Der Name des hochgebornen und hochbeinigen Vogels in den germanischen Sprachen — angelsächsisch, niedersächsisch, schwedisch, dänisch, so wie noch bei Häuslein (im Vögelbuch) Stork — mag wohl vom alten stor, groß, stark (altnordisch gleichfalls stór, davon storfiskr, d. i. Großfisch, Wallfisch), herkommen. Kommt Störger (Landstreicher) von Storch, oder beide von einer Wurzel? — Das braunschweigische: Heilebart bedeutet wohl: Heilbringer; bart, von baren, d. i. tragen, bringen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

Neue Verbindung zwischen Frankreich und dem deutschen Norden mittelst der Dampfschifffahrt.

Nun ist man doch ernstlich darauf aus, die Verbindungen der Länder über Land und See zu vervollkommnen und die Mittheilungen zu beschleunigen. Ein Gesez ist im Vorschlage, um eine Eisenbahn zwischen Paris und Dieppe anzulegen, und von da gehe es bereits mit Dampfschiffen schnell nach England. Schon zwischen Calais und Douvres bleibt man aber zuweilen einen ganzen Tag unterwegs, wenn stürmische Winde sich der Ueberfahrt entgegensezen, obschon die Entfernung nur drei und eine halbe Meile beträgt; zwischen Dieppe und Brighton ist die Ueberfahrt noch weit länger. Aber wie viel Jahre werden vergehen, ehe eine so ungeheure Eisenbahn, wie die zwischen Paris und Dieppe, falls der Gesezvorschlag dazu von den gesezgebenden Kammern wirklich angenommen werden sollte, wird vollendet werden können! Die Eisenbahn würde wahrscheinlich erst dem künftigen Geschlechte dienen können, denn das jezige möchte sie schwerlich vollenden sehen. In Erwartung dieser Eisenbahn nun ist ein wichtiger Schritt zur Verbindung des Nordens und Südens durch die Einrichtung der Dampfschifffahrt von Havre nach Hamburg geschehen, und da man von Paris nach Rouen in einer Nacht fährt, und von Rouen nach Havre mittelst des Dampfbootes, ungeachtet der Krümmungen der Seine, ziemlich schnell hinüberkommt, so ist auch dadurch ein bedeutender Schritt zur bessern und bequemern Verbindung zwischen dem nördlichen Deutschland und der Hauptstadt Frankreichs gethan worden, der für beide Länder außerordentlich ersprießlich seyn kann. Bisher sah es mit der Handelsverbindung zwischen Hamburg und Frankreich sehr kümmerlich aus, ausgenommen für Waarenversendungen im Großen über See. Ich will hier nur einen Handelszweig nennen, der mir besser bekannt ist, als andere. Wollte man z. B. Bücher aus Dänemark hier beziehen, so wurden die Pakete oder Ballen von Kopenhagen an einen Kommissionär in Hamburg geschickt. Dieser wartete eine Gelegenheit ab, und wenn sich nach Verlauf von einigen Monaten keine vorgefunden hatte, so entschloß er sich, die Bücher an einen Frankfurter Spediteur zu versenden. Lezterer machte sich die Sache, da sie ihm wenig erheblich schien, auch bequem, ließ das Paket liegen, bis ihm einmal einfiel, es sey doch Zeit, desselben los zu werden, und sandte es dann per Fuhr nach Frankreich; zuweilen kam es noch in die Magazine eines dritten Spediteurs, von dessen Laune

es nun ebenfalls abhing, ob das Paket früher oder später besorgt wurde. Ein halbes Duzend Mauthen machten sich unterwegs über das arme Paket her, öffneten es und machten es wieder zu, oder thaten so, als ob sie es wieder zumachten. Einige ließen sich für die Mühe bezahlen, andere hatten die Gewogenheit, sie unentgeldlich zu übernehmen. Die Frachtkosten liefen ungeheuer an, bis denn nach Verlauf von acht oder zehn Monaten derjenige, der in Paris die Bücher erwartete, so glücklich war, sie zu erhalten, nachdem er, wie es sich von selbst versteht, die Summe erlegt hatte, welche die Addition der von Speditionen und Mauthen entstandenen Kosten ergab. Ich rede hier aus eigener Erfahrung, und wahrscheinlich bin ich nicht der Einzige, welchem dergleichen begegnet ist. Ich setze nun den Fall, die Anlegung des Dampfbootes zwischen Havre und Hamburg gebe einem oder mehreren Buchhändlern in lezterer Stadt den glücklichen Gedanken ein, der oder die Vermittler zwischen dem Süden und dem Norden zu werden, was hätten sie nun zu thun? Sie müßten sich einerseits mit Paris und Havre, andernseits mit Berlin, Kopenhagen, Stockholm und Petersburg in Verbindung setzen, auch wo möglich, ohne Bestellungen zu erwarten, aus allen diesen Hauptstädten die wichtigsten, eben erschienenen literarischen Werke und auch die ältern verschreiben. Von Havre würden nun die Bücher mit sehr geringen Kosten, in wenigen Tagen und ohne irgend einer Mauthplackerei ausgesezt zu seyn, nach Hamburg und von da nach dem ganzen Norden gelangen, und umgekehrt. Die größte Schwierigkeit lag bisher in dem Mangel einer direkten Verbindung zwischen den Hauptstädten. Paris und Hamburg waren, was Bücherversendungen betrifft, wie durch eine Kluft von einander getrennt; jezt wird sie ein eben so bequemes, als wohlfeiles Mittel unter einander verbinden, und was das Beste und Wichtigste ist, kein Zwischenstaat vermag diese Verbindung zu erschweren oder zu hemmen. Sollte nun einmal die Eisenbahn zwischen Paris und Havre (als Nebenzweig der Eisenbahn zwischen Paris und Dieppe) zu Stande kommen, so würde die Verbindung noch weit mehr befördert werden, und Paris sowohl, als Hamburg einen Grund mehr haben, ihre gemeinschaftlichen Verhältnisse zu erweitern. Indessen müßten auch die Hauptstädte des Nordens unter sich bessere Verbindungen einleiten. Man versichert, daß z. B. zwischen Kopenhagen und Stockholm so wenig Buchhändlerverbindung herrscht, daß es für Kopenhagener Gelehrte fast eben so schwierig ist, Bücher aus Schweden, als aus Frankreich zu bekommen. Soll also die eben eingeleitete Dampfschifffahrt zwischen dem Norden und dem Süden den größten Nuzen hervorbringen, so müssen die Hauptstädte des Nordens unter sich und mit Frankreich in nähere Verbindung treten, so wie andernseits die Hauptstädte im Süden mit Paris oder Havre. Die Pariser überlassen sich zuweilen träumerischen Hoffnungen, und Projektenmacher versprechen ihnen ungeheure Dinge. Vor mehreren Jahren sollte Paris ein Hafen werden, und Seeschiffe sollten am Marsfelde anlegen und ihre Waaren ausladen können; dann versprach ihnen Herr Lennor, sie durch die Luft nach London überzuschiffen, und zeigte ihnen seinen ungeheuern Luftballon. Von diesen prahlerischen Projekten ist man jezt enttäuscht. Eisenbahnen und Dampfschifffahrt haben sich durch vieljährige Erfahrung als höchst nüzlich bewährt; an diese beiden Verbindungsmittel wird man sich also halten müssen, ohne Gefahr zu laufen, seine Kapitalien zu vergeuden. Dampfboote versehen bereits auf der Seine ihren Dienst. Eines derselben führt die Reisenden nach Melun und Montereau aufwärts, ein anderes fährt die Seine hinunter, wo aber wegen der großen Windungen und Krümmungen des Flusses die Schifffahrt nicht so nüzlich ist. Eisenbahnen fehlen noch, und vielleicht werden sie zu kostspielig seyn, so lange man nicht durch Herabsezung des Mauthtarifs die Einfuhr fremden Eisens begünstigt; mit den Eisenbahnen wird es daher auch nicht so schnell gehen, als mit den Dampfschiffen. Da man jedoch in wenig Jahren gelernt hat, gute Dampfschiffe in Frankreich zu bauen, so läßt sich hoffen, daß man es auch dahin bringen wird, gute Eisenbahnen anzulegen. Was läßt sich nicht lernen, wenn der Privatvortheil dabei in's Spiel kommt! Dg.

Lyon, Mai.

(Beschluß.)

Straßenpolizei.

Unsere Straßen werden brillant mit Gas beleuchtet, aber sie sind, besonders bei anhaltendem Regenwetter, stinkend und voller Unflath. Selbst wer die engen Gassen von Paris im November oder März kennt, wird finden, daß die Kloacität bei uns noch einen höhern Grad erreicht hat. Ich bin überzeugt, daß man sich nirgend in Deutschland einen Begriff von diesen drei Zoll tiefen Kothflüssen macht, die einen entsezlichen Geruch verbreiten, besonders wenn sie durch Wagen und Pferde aufgerührt werden. Wenn sie so hoch werden, daß sie in die Kellerlöcher zu fließen drohen und dem Lyoner für seinen Wein bange wird, kehrt sie freundlich ein Nachbar dem andern zu, der seinerseits aufpassen muß, daß diese schwarze, kühle Lava nicht bei ihm einfließt und ihm den Weg zu seinen Viktualien oder Weinbouteillen versperrt. Sie fragen, ob es hier keine Polizei gibt? Wo denken Sie hin? Unsere französische Polizei hat mehr zu thun, als sich um Kleinigkeiten wie Reinlichkeit, Sitten und Gesundheit zu bekümmern. Sie muß vor Allem auf das Politische spioniren. Die Arbeiter-Associationen und Bewegungen, die nie aufhören, und bald mehr, bald weniger bedeutend sind, nehmen fast allein ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Als unsere städtische Behörde noch ausschließlich für die Reinlichkeit der Straßen zu sorgen hatte, war zwar Lyon immer schmuzig, sehr schmuzig, aber die Straßen wurden doch von Zeit zu Zeit gereinigt. Nun aber hat die Präfektur oder Departements-Regierung einen Zweig der Polizei nach dem andern an sich gezogen, und da geschieht nichts mehr. Es ist so arg, daß unser Conseil de salubrité dem Medizinalkonseil Vorstellung gemacht hat, damit dieses der Behörde bemerklich mache, wie gefährlich dieser Schmuz und sein Miasma sey, und wie leicht er eine Epidemie erzeugen könne. Hierauf wird die Präfektur schon in einigen Wochen Bericht an das Ministerium des Innern nach Paris erstatten und da anfragen, was zu thun sey, und gewiß wird sich dieses im Juli oder August beeilen, zu antworten: „bei so gestalten Sachen müsse es bei dem bisherigen Stand der Dinge sein Bewenden haben, zumal indessen die eingetretene warme und trockene Witterung dem Uebelstand ein Ende gemacht haben werde; sollte sich derselbe aber später wider Verhoffen erneuern, so sey abermals an das Ministerium zu berichten." Möge indessen die Cholera so gefällig seyn, nicht die Rhone herauf nach Lyon zu kommen, denn sie würde bei uns ein furchtbares Schlachtfeld für ihre Thätigkeit finden.

Beilage: Literaturblatt Nr. 58.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 135.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 6. Juni 1835.

Alle Geschlechter versammeln wir hier
Ahnender und langhalsiger Vögel.
Her denn eilt zum Wort, ihr alle!

Aristophanes.
Die Vögel.

Mancherlei über die Pflanzen- und Thierwelt im alten und neuen Deutschland.

(Fortsetzung.)

In Bezug auf die Kraniche, die besonders den Galliern werth waren, so daß sie als Feldzeichen von ihnen gebraucht wurden, wie man unter andern auf den Basreliefs am Triumphbogen zu Orange ersehen kann, bemerkt Bechstein, daß man sie jezt in Thüringen nur einzeln im Winter und auf ihren Wanderungen antreffe, daß sie aber sonst nach der Sage in mehreren Gegenden (so wie z. B. im Brandenburgischen noch jezt) einheimisch gewesen seyen; denn es gebe sogar Oerter, die ihre Namen vom Kranich haben, z. B. Kranichfeld am Ilmfluß. Nach Oken sind sie in wasserreichen Gegenden Deutschlands, z. B. Pommern, Meklenburg, Schlesien nicht selten. Aus Afrika, wo die Fabel vom Pygmäenkrieg vielleicht aus der Thatsache entsprang, daß man dort wirklich gegen diese schädlichen Zugvögel wie zu Felde ziehen mußte, kommen sie im März zu uns, und zwar mit großem Geschrei, wovon vielleicht der griechische, lateinische und deutsche Name, das die Griechen besonders durch ihr, mit unserem Klang verwandtes κλαγγη bezeichnen. Und so mögen sie wohl mit Veranlassung zur Sage vom wüthenden Heer gegeben haben.

Auch von dem prophetischen Vogel, der besonders in der altnordischen Sage und Dichtkunst, namentlich als unablässig, gleich den Gedanken, herumfliegender Liebling Othins, dann als schauriger Begleiter der Walkyrien auf das Schlachtfeld, so bedeutungsvoll erscheint, haben deutsche Ortschaften ihren Namen, z. B. Ravensberg und Ravensburg, so wie die Städte Lyon und Leyden, ursprünglich Lugdunum, was auf Deutsch gleichfalls Ravensberg bedeutet. Denn schon Klitophon (beim Plutarch: von den Flüssen) sagt: die Gallier nennen in ihrer Sprache den Raben lugus, dunum aber bedeutet einen Hügel, und er erzählt hierauf: „als man, dem Ausspruch eines Orakels zur Folge, den Grund zu jener ersten Stadt auf einem Hügel legte, erschienen plötzlich Raben.“ Noch jezt heißt im Irischen und Kymrischen der Rabe lug, so wie dun Hügel, Anhöhe, das noch in Düne, Sandhügel am Meeresufer, gebräuchlich, und auch in den Namen anderer Städte, sowohl im eigentlichen Gallien, als auch in Vindelicien, und selbst in den sogenannten Zehntländern Germaniens, im Südwesten zwischen der Donau, dem Main und dem Rheine, zu finden ist. — Raven ist in älterer Sprache Rabe, bei Willram rhab, auch rhaban, davon der Name Rhabanus Maurus, englisch und dänisch noch raven und ravn, schwedisch rafn und ramn, in mittelhochdeutschen Schriften, z. B. bei Boner, Rapp, nach Analogie von Knapp

aus Knabe. Der Name Wolfram (Wolveram, mittelhochdeutsch) ist also Wolfrabe; Nachtram, Nachtrabe, heißt auch die Nachteule. — Ist Rabe, Ram verwandt mit dem altsächsischen und altdänischen Ran, d. i. Raub, womit rapere und rauben zu vergleichen wäre? oder mit ravus, ravis, das ebenso von Stimme als Farbe gebraucht wird, als dunkel, heiser, rauh? Auch im ältern Deutsch gehen die Begriffe von Ton und Farbe gern in einander über, z. B. die von hell; so ist Gold (isländisch gauld) vorzugsweise das hellglänzende und helltönende Metall, aus dem gothischen galan, gallen, gelten, ja es soll sogar des hellschreienden Hahnes lateinischer Name, gallus, nach Einigen Gäller, Geller, d. i. Lautschreier, bedeuten.

Vom Geschrei kra, kra, wovon das angelsächsische crawan, das althochdeutsche kraen, kreien (creyant, der Kräher, heißt auch der Hahn im Reineke Fuchs), krächzen, krähen, kreischen gebildet ist, benennt sich, ohrvernehmlich, die Krähe; immer schimmert die Bedeutung des Rauhen, Heischern hindurch. Auch die Aelster, oder Atzel, früher agalastra, aglastra (davon noch Aglastershausen, zwischen Mosbach und Heidelberg), später Agelster, nennt sich vom Geschrei (nach Frisch von agå, abå); Grimm findet galan, gellen, und aster, etwa rauh bedeutend, darin.

Dieses galan, gellen, singen, ist unverkennbar auch in Nahtigala, Nachtigall, die in den mildern Gegenden am Rhein, dem Neckar u. s. w. gewiß schon vor Alters sich vernehmen ließ; von ihr singt Gotfrid von Strasburg: „die natigall, dies liebe, süße Vögelein — das kallete aus der Blût;“ und noch jezt ist, nach Groote, am Niederrhein kallen soviel als schwatzen, singen; ferner tönt es in Steingall, wie sonst wohl der in steinigen Orten gern hausende Steinschmatzer heißt; so wie in Sergall, wie in der Schweiz noch jezt der Kiebiz (schwäbisch Geiwitz) geheißen wird, welcher durch lautes, ängstliches, fast wie sein Name klingendes Geschrei sein am Wasser befindliches Nest verräth.

Daß der Lieblingsvogel der Deutschen, die Lerche, bei unsern Altvordern Bardale, Sängerin vorzugsweise, wie die Nachtigall bei den Griechen, geheißen habe, bemerkt Klopstock zur schönen Ode dieses Namens, gibt aber die Urkunde nicht an, wo er das Wort gefunden, das übrigens selbst Blumenbach mit aufgenommen hat. Auch der liebe goldfarbige Emmerling (Golmer), der ja in ganz Europa zu Hause ist und selbst im Winter bei uns aushält, hat schon den alten Germanen sein hübsches Liedchen vorgesungen, das nach Oken so viel heißt als: „wenn ich e Sichel hitt, wollt' ich mit schnid.“ Auch die muntern Finken haben schon damals geschlagen, die, wie die Deutschen und Schweizer, in einer Entfernung von je vier bis fünf Stunden immer einen andern Dialekt sprechen oder singen, aber eine ziemlich einsylbige Hauptsprache haben, die ihnen den deutschen, englischen (finch) und holländischen Namen (vinke), wohl auch den französischen (pincon) verschafft hat, denn lezteres ist aus dem barbarischen pincio gebildet, in welchem wieder das pink, pink vernehmbar ist. — Grimm dagegen möchte den Namen vom gothischen finkan, funkeln, flimmern, wegen der goldgelben Farbe des Vogels, herleiten. — Bekanntlich war der Finkenfang ein Haupttheil des Vogelfangs bei den ältern Deutschen, daher Finkler soviel als Vogelsteller, wie der große Städtegründer Heinrich zubenannt ist; oder Fink scheint überhaupt, etwa wie Sperling, für kleinere Vögel, besonders Gesangvögel, genommen worden zu seyn.

Da man annimmt, daß alle Vögel, sie seyen Stand-, Strich- oder Zugvögel, die bei uns Nester bauen und brüten, auch schon im alten Germanien sich aufhielten, so läßt sich erwarten, daß auch der Papagai in unsern Tannenwäldern, der Krunitz oder Kreuzschnabel, schon vor Alters dort gehaust hat, der sogar im December und Januar bei der strengsten Kälte bei uns nistet und brütet, was eine russische Natur voraussezt. — Und so hast auch du schon den alten Germanen gesungen und gepfiffen, guter, lernbegieriger Gimpel, oder Liebich, oder Dompfaff, oder Giger, oder wie du sonst noch geheißen seyn willst, der du mit Kind und Weib, was fast bei allen Vögeln der Fall ist, von Haus aus musikalisch bist, zehnmal gescheiter bist, als manche andere Vögel, die weit pfiffiger aussehen, und keine vier bis fünf Jahre brauchst, um auszustudiren, sondern schon in dreiviertel Jahren als tüchtiger Sänger absolvirt hast.

(Der Beschluß folgt.)

Briefe über die Insel Rügen.

(Fortsetzung.)

Wittow enthält dreierlei Sehenswerthes: seine Veste Arcona, seinen Leuchtthurm und jenen Ufervorsprung, welchen man als die äußerste nördliche Spitze Deutschlands bezeichnet. Wittow und Jasmund sind schlagende Kontraste der Natur: dieses ein lachendes Fruchtland, waldbewachsen, vor den verderblichen Ostwinden durch seine Stubnitz geschützt; jenes ein ödes, kahles Steppenland, ewig kalt, unausgesezt von Stürmen durchfegt. Die natürliche Brücke, welche die beiden Halbinseln verbindet, ist eine schmale sensenförmige Sanddüne, mit Feuersteinscherben besät, auf der einen Seite vom Jasmunder Bodden bespült, auf der andern nördlichen von der hier stets zürnenden Brandung gepeitscht. Schon von Ferne gewahrt man den

hellweißen Kreisbogen, womit der Schaum der sich brechenden Wogen die Düne besäumt. Ein langweiliger und beschwerlicher Weg führt über diese Brücke. Die Räder versinken im Wellsande, die überschlagenden Wogen benetzen sie, der kalte Windzug erregt Frost und Unbehagen. So geht es eine halbe, ja, je nachdem das Wetter ist, eine ganze Stunde auf dem schmalen Sandstreifen mitten durch das wogende Element. Eine Reise, einzig in ihrer Art!

Auf Wittow verändert sich die Scene in ein zerwühltes Terrain voll Hügeln und kleinen Thälern, hie und da verkümmertes Dorngestrippe und einzelne Bäume. Der Westküste zu gewinnt das Land ein fruchtbareres Ansehen, und dort liegen einige erträgliche Güter, aber der Baum mangelt überall. Sezt man den Weg an der östlichen Küste fort, so geht es Hügel auf, Hügel ab, über karge Heiden, wo selbst die Tanne nicht gedeiht. In einem kleinen Thale hart am Strande ist das Fischerdörfchen Vitte, bemerkenswerth wegen seines Gottesdienstes, welcher während des Häringsfangs unter freiem Himmel vollzogen wird. Hier hielt der bekannte Kosegarten seine schönen Uferpredigten. Nun geht es nach der Nordspitze der Halbinsel, wo auf dem höchsten Hügel, nicht ganz am Ufer, sich der Leuchtthurm erhebt. Es ist ein vierkantiges, thurmähnliches Gebäude aus Backsteinen ohne Anwurf mit Cement gefügt. Im Erdgeschoße wohnt der Wächter, im ersten und zweiten Stockwerk sind Passagierstuben angebracht. Seine mit einer Ballustrade versehene Plattform trägt die runde Laterne, aus Eisen konstruirt und mit 3 Linien dicken und 25 Zoll in der Höhe, 18 Zoll in der Breite messenden Glasscheiben verschlossen. Im Innern der Laterne trägt ein eisernes Gerüste, im Halbbogen der See zugewendet, 17 Reverberlampen mit silberplattirten parabolischen Spiegeln von ausgezeichneter Arbeit. Der Reflex im Fokus dieser Spiegel ist so kräftig, daß die Flamme einer dieser gewöhnlichen argantischen Lampen mit cylindrischem Docht auf fünf Meilen und mit der Luftspiegelung wohl auf mehr als sechs Meilen in ihrer ganzen Größe und Helle erscheint. Die Lichter dieser Lampen fallen nicht in einem Kegel zusammen, sondern sind so angebracht, daß auf der See nur immer eine sichtbar wird, wenn die andere verschwindet, wodurch der Schiffer zugleich über die Vertikale des Winkels seiner Entfernung vom Lande unterrichtet wird. — Das ganze Etablissement ist in etwas kleinem Maßstabe ausgeführt, erfüllt jedoch seine Aufgabe vollkommen, die Schiffer vor dem gefährlichen Ufer zu warnen, welches mit seinen Untiefen und Klippen bis zum Jahre 1826, wo der König diesen Leuchtthurm errichten ließ, der Schauplatz unzähliger Strandungen war.

Vom Leuchtthurme ab sind etwa hundert Schritte bis zum Rande des steilen, zweihundert Fuß hohen Ufers. Es ist eine von Regenbächen zerfurchte Lehmwand, kreidehaltig und grau. Der Uferrand springt hier in eine stumpfe Ecke aus, deren eine Kante der vielbesuchte nördlichste Punkt der deutschen Vatererde ist, die andere aber jener, worauf einst die Veste Arcona und in ihr der Tempel des Svantevit stand.

Festung und Tempel wurden im Juni 1168 durch die Dänen zerstört. Saxo Grammaticus, welcher Augenzeuge der Belagerung war, berichtet von ihr, daß sie von einer Seite von dem steilen Ufer des Meeres beschützt, auf der Landseite von einem starken Erdwall und einem Balkenwerk umgeben war. Nur ein von einem hölzernen Thurm vertheidigtes Thor führte in das Innere, wo der Tempel des Götzen sich erhob. In Friedenszeiten war sie unbewohnt. Granza, der Feldherr des Fürsten der Rugier, Ratze, vertheidigte, Fürst Pridislaw von Mecklenburg und Borno, Bischof von Schwerin, die Heerführer des Dänenkönigs Waldemar, belagerten sie. Sie wurde durch Feuer bezwungen. Mit ihrer Eroberung endete der Götzendienst auf Rügen und in Deutschland. Mit dem größten Interesse stieg ich den kahlen Hügel hinan, trat ich durch den Einschnitt im Wall, wo einst jener Thurm in's alte Rugenland schaute, in den Ring der Burg. Ein großer Theil des Kreideplateau's, worauf sie gestanden, ist, von der Brandung unterhöhlt, in die Wellen versunken. So steht nur noch der halbe Kreisbogen des alten Walles von der Höhe einer mäßigen Schanze. Von allem Andern, selbst von dem einst hier nahen Eichwalde, aus welchem die Dänen ihr Belagerungswerkzeug nahmen, keine Spur mehr. In dem Halbzirkel des Burgrings, in der Region ewiger Stürme, wächst gutes Korn. Im tiefen Bette der See bekränzt den Fuß des Ufers eine Lage von Feuersteinscherben; Felsengerölle, Blöcke und Klippen ragen, weitverstreut, aus den Wassern. Hieher komme man bei trübem Himmel und bewegter Fluth. Auf dem Rücken des alten Walles gelagert, in dessen Ring auf der einst mit Heldenopfern blutgetränkten Erde der dürre Rocken rauscht, über sich den eilenden Zug schwerer Wolkenmassen in vielfachem Grau, unter sich, zweihundert Fuß tief, die tobende Brandung, über die Bänke und Untiefen schäumend, die Klippen überschlagend, in dem Scherbenbette der Feuersteine rasselnd, um sich die Oede des Landes, die tiefe Stille einer menschenleeren Landschaft, vor sich die graugrüne, wallende, unabsehbare Fläche der See, kein lebendiges Wesen, so weit das Auge reicht, als eine einsame Möve, die wie ein weißes Meergespenst über die Wogen streicht, dazu die historische Bedeutung des Standpunktes — wer fühlt nicht das Poetische dieser Situation!

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Mai.

Der Verein der in Wasserfarben malenden Künstler.

Ende Aprils öffnete der Verein der in Wasserfarben malenden englischen Künstler und Künstlerinnen seine in einem meiner frühern Berichte erwähnte Ausstellung; es war die ein-und-dreißigste. Wenn ein Buch das Schicksal hat, ein-und-dreißig Auflagen zu erleben, so ist dies zwar kein triftiger Beweis für die Güte seines Inhalts, aber gewiß ein schlagender für die Güte seines Absatzes. Bei einem Künstlervereine hingegen, der ohne andere Unterstützung, als die seine eigene Kraft ihm gibt, und, was in England eben so selten, als vielbedeutend ist, nicht einmal mit patronisirenden Namen an seiner Spitze sich ein-und-dreißig Jahre blühend und in steigendem Ansehen erhält, muß nicht bloß die Vermuthung für seine Trefflichkeit sprechen, sondern seine Gediegenheit muß eine Wahrheit seyn. Und das ist bei der Society of Painters in water colours der Fall. Das allgemeine Urtheil stellt diesen Verein auf gleiche Höhe mit der vom König und von der ganzen königlichen Familie patronisirten und vom Staate wenigstens einigermaßen begünstigten königlichen Akademie, und das gereicht dem Vereine um so mehr zum Ruhme, je stolzer seine Mitglieder darauf seyn können, daß ihr eigener Werth ihr alleiniger Beschützer ist, daß sie durch sich selbst ihren jetzigen Standpunkt erkämpft und daß sie ihn behauptet haben, wie sehr auch der Neid gegen ihr Institut gerungen und Konkurrenz sich ihm entgegengestellt hat. Diesem Vereine dankt England vorzugsweise den Glanz und Ruhm seiner Wasserfarbengemälde, und da der Vorrang, welchen die englische Kunstwelt in dieser Beziehung vor den Künstlern des Kontinents einnimmt, wesentlich eine Folge der Bestrebungen jenes Vereins ist, so glaube ich, daß einige Worte mehr darüber den Lesern willkommen seyn werden. Der Verein zählt dreißig Mitglieder, von denen sechs dem sogenannten schönen und die übrigen vier-und-zwanzig dem auch nur sogenannten starken Geschlechte angehören. Die Damen, um dies auf einmal zu bemerken, nehmen an dem Vereine nur insofern Theil, als sie jedes Jahr durch eines oder mehrere ihrer Werke zur Ausstellung beitragen, und wie sie den Verein schmücken, so verbürgt die Mitgliedschaft das Talent der Meisterinnen. Von der innern Verwaltung der Vereinsangelegenheiten sind sie ausgeschlossen, und weder beim Gewinne, noch beim Verluste interessirt. Nur den Gesetzen des Instituts müssen sie sich fügen, von denen die hauptsächlichsten darin bestehen, daß vor der Aufnahme zwei Gemälde zur Beurtheilung eingesendet, und nach der Aufnahme — sofern nicht bündige Entschuldigungen stattfinden — bei Verlust der Mitgliedschaft, zu der jährlichen Ausstellung Lieferungen gemacht werden müssen, daß nur Originalgemälde, und einmal ausgestellte Gemälde nicht ein zweites Mal ausgestellt werden können, so wie, daß die Mitglieder dieses Vereins nicht zugleich Mitglieder eines andern in Wasserfarben malenden Künstlervereins seyn dürfen. Gewinn und Verlust ist gemeinschaftlich. Das alleinige Einkommen des Vereins besteht in dem Eintrittsgelde und in dem Erlös aus dem Verkaufe der Kataloge während der Ausstellung, jenes ein Schilling für die Person, dieses ein Sixpence für das Stück. Die Ausgabe ist bei jedem Unternehmen dieser Art in London nicht unbedeutend. Ein elegantes Lokal ist ein erstes Erforderniß, und elegante Lokale zahlen in London einen hohen Miethzins; dann wollen Portiers und Sekretäre besoldet, Zeitungsavertissements — in England ebenfalls keine Kleinigkeit — bestritten, Aufwärter und Arbeitsleute gelohnt, Druckkosten getragen und das ganze Heer von Ausgaben bedacht seyn, das in jeder guten Rechnung das Kapitel Insgemein füllt. Es darf daher nicht überraschen, daß die ersten Lebensjahre des Instituts ein Defizit von einigen tausend Pfund Sterling verursachten, und wenn gegenwärtig die Einnahme die Ausgabe übersteigt und der Saldo den männlichen Mitgliedern einen schönen Vortheil gewährt, so ist ihnen dies gewiß nur zu gönnen, nicht aber zu neiden. Gleichwohl geschieht dies seit den Jahren des Gewinns auf vielfache Art. Viele öffentlichen Blätter, die den Verlierenden wohl ihr Bedauern, doch keinen Pfennig Ersatz angedeihen ließen, nennen es jezt eine unverzeihliche Abgeschlossenheit, daß die Gewinnenden den Ueberschuß für sich behalten, anstatt ihr Institut allen Künstlern desselben Fachs zu öffnen und den Gewinn dem Verdienste zuzutheilen. Daher jedes Jahr laute und bittere Klagen über Mangel an liberaler Gesinnung, natürlich aus den Federn Solcher, die in der beschränkten Zahl der Vereinsmitglieder die einzige Ursache sehen, warum sie nicht Aufnahme und Theil am Gewinne finden können. Der geringste Schein von Schuld wird dem Institute zum Verbrechen gemacht, und wenn die Wahrheit nicht genügenden Stoff zu Beschuldigungen liefert, erlauben die ungünstig Gesinnten ihrer Einbildungskraft kleine beliebige Abschweifungen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 129:

Der Setzer.

Räthsel.

Sey mir verflucht, lebendig oder todt,
Bist du geschaffen, um im Ernst zu trügen;
Wie viel Verstand, wie scharfes Aug' ist noth,
Um durchzuschauen alle deine Lügen!

Dein Wangenroth, wohinter Bleichsucht steckt,
Dein Lilienweiß, um garst'gen Fleck zu decken,
Den Lebensfirniß, wo der Tod schon heckt,
Den Goldglanz, um Arsenik zu verstecken;

Der Katze leises Schleichen, wenn sie maust,
Die himmelwärts gedrehten Schalkenblicke,
Die fromme Miene, wo der Teufel haust,
Und sie vorschiebet vor des Herzens Tücke;

Die dünne Rinde, die den Sumpf bedeckt,
Um für den Wandrer einen Weg zu lügen,
Die schöne Haut der Schlange, die nur leckt,
Um mörderisch dem Feind sich anzuschmiegen.

Sey mir gegrüßt, wenn du nur kommst zum Scherz
Und wiederbringst die alten goldnen Zeiten
In unsere Jahrhunderte von Erz,
Daß Keinem einfällt, um den Rang zu streiten,

Daß Alle sich begrüßen Du und Du,
Als wenn sie heut' noch alle Brüder wären,
Sey mir gegrüßt, führst du uns freundlich zu
Des Dichters Menschen und der Vorzeit Lehren.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 136.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 8. Juni 1835.

> Die Einbildungskraft wird von ihren eigenen Flügeln getragen und geführt, und indem sie sich hin und her schwingt, bezeichnet sie die wunderlichsten Bahnen, die sich in ihrer Richtung stets verändern und wenden.
>
> Goethe.

Bilder aus dem Seeleben,

in Mährchen und Sagen.

Meerlilie.

Am Bord eines holländischen Schiffs befand sich ein Knabe, den das Schiffsvolk nur Dick, den Träumer, nannte. Er war ein schlanker, hochaufgewachsener Bursche mit großen dunkeln, träumerischen Augen und wildhängenden blonden Locken, frische Jugend auf den Wangen und der vollen Lippe, selten ordentlich und geregelt in der Kleidung, und in seinen Pflichten als Schiffsjunge oft nachlässig. Dafür war Dick ein Sonntagskind, in der gefährlichen Stunde geboren zwischen Predigt und Mittagsbrod, wo die bösen Geister Macht erlangen über den armen Menschen, daß er vor den Begierden des Magens die Anforderungen des unsterblichen Geistes vernachlässigt. Kinder, in solcher Stunde geboren, sind nie treu und zuverlässig im täglichen Geschäfte, sie sind leicht zu bethören und zu verführen, da die Mutter nur die halbe Predigt angehört hat, und weil sie vom Mittagsmahle nichts versäumen wollte, kann der Böse nun den armen Knaben durch eine gutbesezte Tafel oder durch ein schönes Weib zu Allem bringen. In Dicks Leben sollten die Beweise hiezu nicht fehlen; die Geister der obern und untern Welt schienen ihn recht zu ihrer Freude geschaffen zu haben; er war so schön, so träumerisch und thöricht, so verliebt, so träge und so unverdorben, daß sie sich offenbar kein besseres Spielzeug wünschen konnten.

In den Stunden, in denen der thätige Schiffsmeister den armen Dick nicht zur Arbeit vor sich hertrieb, lag er gewöhnlich am Vordermaste und sah in die Meerestiefe hinab. Er dachte sich dabei vielerlei; wie ein Wanderer wohl in das liebe Haus seiner Eltern hineinschaut und besonders in ein verhängtes Stübchen, wo er die Geliebte schlummern weiß, so schaute Dick in die Woge hinab, als wäre sie sein Vaterhaus, so suchte sein Auge die stillen Kammern des alten Mährchenreichs, in dem er recht heimathlich bekannt war.

Es gibt Stellen in den Gewässern des südlichen Oceans, wo die Meeresfläche gleich dem schönsten flüssigen Krystalle wird, so daß das Auge, mit tiefem Wunderschauer niederblickend, auf dem hellen Sandboden jede träumerische Blume ihr Haupt neigen sieht. Das sind die Oasen in der todten Meereswüste, das ist das Meeresparadies, in dem die ersten Eltern, nachdem sie oben den Himmelsgarten eingebüßt hatten, gebannt wohnen müssen; so erzählt es die Schiffersage. In eine dieser wunderbaren Gegenden gelangte nun auch das holländische Schiff. An einem Morgen, als sich die Mannschaft aus den dumpfen Kajüten hervormachte,

schrien sie plötzlich wie mit Einer Stimme: „Hilf Himmel, das Schiff schwebt in der Luft, wir sind verloren!“ der Schiffskapitän und einige alte verständige Matrosen traten jedoch lächelnd an den Bord und schauten mit altklugen, prüfenden Augen in die Tiefe, und der Kapitän sagte: „Laßt euch das nicht anfechten, Kinder, es ist eine ganz bekannte Erscheinung, die ich wohl schon zu Dutzendmalen erlebt habe, und heißt die Meeresklarheit.“

Von diesen weisen Worten vernahm Dick an seinem Schiffsende nichts; er hätte sich auch nicht so leicht bei ihnen beruhigt, denn weil er eben ein Sonntagskind war, so drang sein Auge tiefer und sein Gehör weiter als bei dem vielgereisten Kapitän und seinen klugen Matrosen. Als diese schon, der neuen Erscheinung überdrüssig, unten in der Kajüte beim Punschnapf zusammensaßen, starrte er daher noch immer, mit weitoffenen Augen, übergelehnt in die Tiefe, und Thränen der Sehnsucht liefen über seine Knabenwange, als er unten die heimlichen, stillen Gärten sah, und darüber hin durch das lufthelle Wasser die Wanderzüge fröhlicher Fische, die mit spitzigen Mäulern und rudernden Seitenflossen in den Korallenbaumgängen auf und nieder glitten und gleichsam wie hoffährtige, geputzte Bürgersleute mit Weib und Kind spazieren gingen. Und je weiter das Schiff glitt, desto stolzere Gewächse, desto schönere, überraschendere Gärten kamen unten zum Vorschein. Bald war es, als zögen sich Gänge, von Menschenhand geebnet, deutlich durch die Baumgruppen hindurch, bald ging wieder jede Spur von Ordnung und Regelmäßigkeit in einer phantastischen Pflanzenwildniß unter. Die Blätter und Stauden hatten allesammt etwas Fremdes, so bekannt sie auch auf den ersten Blick schienen, auch die Blumen, wenn man ihnen recht tief in's Auge sah, zeigten ein völlig fremdes Antlitz; auch war es seltsam und unheimlich, daß statt der bunten, hellen Schmetterlinge und geschwätzigen Vögel immerdar stumme Fische auftauchten und die Blumenhäupter umkreisten und vertraut mit ihnen scherzten. Goldene und purpurne Schlangen glitten auf den Kieseln des Bodens pfeilschnell dahin, und plötzlich lagen sternartige Figuren da, die sich langsam regten und endlich schwerfällig fortwanderten.

Dick konnte seine Erwartung nicht zähmen, er hoffte bestimmt, daß gegen Abend nun bald unten eine herrliche Stadt hervorkommen werde, oder ein schöner Königspallast unter den Gärten, allein es blieb bei den stillen Hainen, die sich immer mehr in Schatten hüllten, so daß nur hie und da eine hochaufschießende rothe Blume, wie eine Flamme aus dem Dunkel, sichtbar ward. Endlich war Alles in Nacht versunken; Dick hätte weinen mögen, wenn er daran dachte, daß das Schiff jezt so gefühllos über so viel geheimnißvolle Schönheit der Tiefe dahinglitt, ohne daß das Auge auch nur das Mindeste davon erfassen könne. „Gewiß,“ rief er bei sich, „kommen jezt die Palläste des Meerkönigs, und wir reisen ihnen in Nacht und Dunkelheit vorüber, ohne daß Einer von dem Andern weiß.“ In diesen Gedanken lehnte er sich noch einmal weit hinüber und seine Augen drangen mit den sehnsüchtigsten Strahlen in die verschlossene Tiefe. Doch siehe da, sie blieb nicht verschlossen. Dick hatte nicht lange hinabgeschaut, als tief unten eine feuchte, hellglühende, grüne Kugel erglomm und, wie es schien, langsam auf dem Meeresboden dahinrollte. Das funkelnde, milde, dunkle Grün ward immer klarer und warf immer hellere Scheine um sich; zulezt sah der Knabe, daß das, was er für eine fortlaufende Kugel gehalten, nur der Schein eines durch die grünen Bogengänge dahinschreitenden Lichtes war. Bald trat nun ein Männlein hervor, das tief unten auf dem Meeresboden mit einer Laterne herumwandelte, wie Einer, der zu später Nachtzeit von dem Besuche bei Freunden nach Hause geht. Dick war so freudig erschrocken, daß der Athem in seiner Brust stockte, er hätte gerne sogleich den stillen Wanderer bei Namen gerufen, aber wußte er wohl, wie er hieß? Er begnügte sich daher, seinen Gang zu verfolgen und bemerkte, wie der seltsame Mann oft mit seiner Laterne in die Kelche der schlafenden Blumen am Wege hineinleuchtete und wie es dann die herrlichsten rothen, blauen oder violetten Scheine gab. Einer dieser Scheine leuchtete in Dicks Antlitz, und plötzlich sah er, wie der Mann unten eines der hochstaudigen Gewächse erfaßte, rasch an den Blättersprossen hinanklimmte und bald die schwankende Krone erreicht hatte, von der er mit einem blassen menschlichen Antlitze bittend herübersah, indeß unten auf dem Meeresboden die zurückgelassene Laterne leuchtete. Dick warf ihm geschwind ein loses Seil zu, er ergriff es geschickt und behende, und ehe der Knabe es sich versah, saß der unheimliche Gast neben ihm auf dem nächtlichen Verdeck.

(Die Fortsezung folgt.)

Mancherlei über die Pflanzen- und Thierwelt im alten und neuen Deutschland.

(Beschluß.)

Auch der liebe Zaunkönig, nebst Vetter Goldhähnchen mit dem gelblichgrünen Gefieder, die Colibris unserer Breiten, dürfen nicht vergessen werden. Sie haben gewiß auch schon in den Gehölzen und auf den Zäunen und um die Wintererdhütten der alten Deutschen ihre Stimmlein erschallen lassen; denn rauhes Klima schadet ihnen nichts, den kleinen, aber kecken und muntern Geschöpfen.

Hier werde noch erwähnt, daß der Zaunkönig den Namen König mit Recht führt, da er noch höher fliegen kann, als der Adler selbst.

Wir kommen auf diesen und seine ganze Sippschaft, die Oken die Hachte nennt. Wir überfliegen die Neuntödter und kommen gleich zu den Beizvögeln, als da sind Sperber (schon oben erwähnt), der gemeine Habicht, angelsächsisch hafuc, in den bajuvarischen Gesetzen hapich (so Ganshapich, Anethapich), ein Name, womit der ältere Deutsche fast alle Raubvögel außer dem Adler und Geier bezeichnet, und dessen Wurzel im alten haben, heben, festhalten, fassen, oder im happen, an sich raffen, zu suchen ist; ferner zu dem edlen Volk der Falken, worunter der Wanderfalke und vor allem der isländische Edelfalke, der bei den ältern Deutschen und den Scandinaviern als der beste und gelehrigste Beizvogel berühmt und gesucht war, vorzugsweise Falken genannt werden. Das deutsche Falk (isländisch valr) und das lateinische falco sind eins. Kommt dieses von falx, Sichel, wegen der einwärtsgebogenen Kralle, oder vielmehr, da es vor Konstantin dem Großen bei keinem Schriftsteller vorkommt, aus dem Deutschen her und wurde latinisirt? Vielleicht ist walken, hin und her treiben, oder fallen, einherstürzen, oder fällen, niederstoßen, die Wurzel; oder ist diese im althochdeutschen walah, angelsächsisch vealh, wälisch, welsch, fremd (noch in Wallnuß, isländisch valhnot, sichtbar), zu suchen? Wirklich heißt der Wanderfalke, der besonders zum Beizen abgerichtet wurde, im Angelsächsischen vealh-hafuc, d. i. welscher, fremder Falke oder Habicht.

Die Jagd mit Beizvögeln ist schon uralt. Außer den Indiern haben sich auch die alten Thracier damit beschäftigt. Auch den Griechen und Römern blieb sie nicht fremd; im höchsten Grade der Vollkommenheit erscheint sie aber im Mittelalter, wo sie ein Hauptstück der hohen Jagd gewesen ist, namentlich aber im zwölften und dreizehnten Jahrhundert. Friedrich der Rothbart soll die ersten Falken nach Italien gebracht haben; ja Friedrich II., überhaupt der Jagd wie der Naturforschung sehr ergeben, schrieb ein eigenes Buch über die Kunst mit Falken zu jagen. Absonderlich war das Beizen auf die Reiher, deren es zu allen Zeiten, zum Schaden der Fischweiher, genug in Deutschland gegeben hat, ein ritterlich und fürstlich Vergnügen bis auf die neuere Zeit. Auch nahmen die Frauen großen Antheil an der Falkenjagd. Eine komische Erneuerung dieser Jagd, die seit dem Gebrauch des Schießpulvers nebst andern Vergnügungen und Spielen der feudalen Vorzeit immer mehr in Abnahme gerieth, hat Washington Irving in „Bracebridgehall“ auf ergötzliche Weise erzählt.

Daß Adler das zusammengezogene Adel-Aar ist, weiß schon Jedermann, weniger, daß noch in Niedersachsen Aar für jeden großen Raubvogel gilt. Adler, selbst der herrliche Goldadler, werden zuweilen noch in Schwaben, Tyrol, auch in Franken und Thüringen gesehen. Adler mit doppelten Köpfen, die bekanntlich in Wappen und namentlich als bedeutendes Sinnbild des deutschen Kaiserreichs figuriren, soll es doch schon wirklich als Mißgeburt gegeben haben, wenn den Berichten zu trauen ist.

Die in Deutschland nicht seltenen, kahlköpfigen, unedlen, freßgierigen Geier, althochdeutsch gir und gier — woraus im mittelalterlichen Latein gira, altfranzösisch goire geworden ist — noch jezt niederländisch ghier, mögen wohl von geren, begehren, sich benennen; wie vielleicht vultur von vult? könnte man fragen. Isländisch, wo grip auch Raub bedeutet, heißt er gripfugl, was aber auch den fabelhaften Greif bezeichnet. Gothisch heißt greifen greipan, angelsächsisch gripan, griopan, was sich mehr oder wenig im Dänischen, Englischen, Niederländischen, selbst in dem französischen gripper wiederfindet, und wobei man wohl das persische giriftan, greifen, das isländische und altschwedische grip und greip, die Hand, und das Griff der Jägersprache, d. i. Klaue der Raubvögel, vergleichen kann. Das griechische und lateinische gryphus scheint von derselben Wurzel; in allen ist der Begriff des Zugreifens, Raubens herrschend. Dieser ist auch offenbar in grippi, grifi, griffones, d. i. Seeräuber, gleichsam Seegreife, im mittelalterlichen Latein.

Die Greife der Alten, von denen sie viel fabeln, wie die Morgenländer von ihrem Vogel Rock, sollen, wie man gewöhnlich annimmt, nichts seyn, als in's Fabelhafte karrikirte Geier. Oder deutet vielleicht jener oft genannte gryphus antiquitatis der Naturbeschreiber, von welchem noch ungeheure, seltsam gebildete Ueberreste bei Gibraltar und am Eismeer gefunden worden sind, auf ein wirkliches Geschöpf dieser Art hin?

An diese Frage knüpfe ich eine andere, die Oken aufgeworfen hat: ob die Singdrossel, die von den Bäumen herab den ganzen Sommermorgen und Sommerabend hindurch ihr: David! David! u. s. w. erschallen läßt, und die zu ihrem Neste auch faulendes Holz nimmt, das bekanntlich des Nachts leuchtet, vielleicht jener leuchtende Vogel im herconischen Walde seyn möchte, von welchem Plinius spricht? — Antons Meinung, es möchte etwa unter diesem Vogel eine große Art Laternenträger (fulgora laternaria oder candelaria), die das damals sehr sumpfige Germanien hervorgebracht und der Römer für Vögel gehalten habe, zu verstehen seyn, scheint mir deßwegen ganz unhaltbar, weil die genannten Insekten sich nur in Südamerika und in Asien aufhalten, und eine Abart, die fulgora europaea, die sich hie und da in Deutschland, besonders auf dem Wollkraute, vorfindet, so viel ich weiß, keinen solchen Glanz verbreitet.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Mai.

(Fortsezung.)

Der Verein der in Wasserfarben malenden Künstler.

Wie mit Verläumdungen, so hatte der Verein, seit der Neid ihn jenen aussezte, auch mit einer Konkurrenz zu kämpfen, die aus dem Zusammentritte einer Anzahl in Wasserfarben malender Künstler entstand, deren Absicht keine geringere war, als dem alten Vereine die Grabesglocke zu läuten. An Anstrengung, den Zweck zu erreichen, hat es nicht gefehlt. Die neue Gesellschaft hat es selbst nicht unter ihrer Würde gefunden, zum Behuf einer möglichen Täuschung des Publikums den Namen des alten Vereins sich beizulegen. Aber, wie tüchtige Mitglieder sie auch zählt, noch ist ihre Anstrengung hinter ihrem Zwecke, noch sind ihre Leistungen hinter denen des alten Vereins zurückgeblieben. Wenigstens ist dies das entschiedene Urtheil unparteiischer Kritik, und das große Publikum stimmt ihm insofern bei, als es die Ausstellung des alten Vereins um Vieles zahlreicher besucht, als die gleichzeitig geöffnete des neuen. Es ist in London bei allen Kunstausstellungen Gebrauch, einen oder zwei Tage früher, als die eigentliche Eröffnung stattfindet, einer erlesenen Zahl vornehmer Herren und Frauen und den Patronen und Patroninnen mittelst besonderer Einladungen eine Privatschau zu gewähren. Obgleich gegen diesen Gebrauch sich Manches einwenden läßt, so hat er doch auch seine Vortheile, und besteht so allgemein, daß, wie ich glaube, Niemand daran denkt, ihn abzuschaffen. Demgemäß bot ebenfalls der ursprüngliche Künstlerverein seine diesjährige Galerie den Blicken einer erwählten Versammlung gratis, ehe er sie Tags darauf gegen Bezahlung aufthat, und wem daran gelegen war, sich in vornehmer Gesellschaft zu befinden, der brauchte nur, wenn er nicht zu den Eingeladenen gehörte, von einem der Mitglieder ein auszustellendes Gemälde für die Kleinigkeit von hundert Guineen zu kaufen, und der Verein machte es sich zum Vergnügen, ihn zur Privatschau zuzulassen. In der Erwartung guter Gesellschaft würde er sich nicht getäuscht haben. Der Saal war mit Leuten von Stand und Fashion gedrängt voll, denn als solche dürfen doch wohl bezeichnet werden die Grafen von Tankerville und Cawdor, die Viscounts Clive und Stormont, Lord Prudhon, der Bischof von Winchester, der General Phipps und viele Andere mit gleich gut klingenden Namen, ihre schönen Frauen und noch schöneren Töchter natürlich eingeschlossen. Damit nun aber das Ausland nicht rufe: da seht das freisinnige England! Aristokrat muß man dort seyn, wenn man bemerkt und beachtet werden will! so muß ich schnell eines andern Gebrauchs gedenken, der für das Gegentheil zeugt, der nicht bloß bei Kunstausstellungen, sondern überall stattfindet, wo es für das Publikum etwas zu sehen und zu hören gibt, und den ich herzlich gern in Deutschland eingeführt sähe, nicht weil er die öffentliche Achtung für einen Stand bekundet, welchem ich zufällig angehöre, sondern weil ein Land die Achtung gegen sich selbst nicht schöner kund zu geben vermag, als durch Auszeichnung derer, welche mit der Presse in Verbindung stehen — gentlemen of the press; denn das eben ist jener andere Gebrauch, daß die gentlemen of the press überall zuerst freien Zutritt haben, und daß überall, wo etwas geschieht, woran das Publikum zur Theilnahme berechtigt oder aufgefordert ist, zuvörderst für die gentlemen of the press gesorgt wird durch bequeme Size, durch Gewährung der besten Uebersicht und durch Raum zum Schreiben. Thut man das aber etwa, um die schreibenden Federn für sich zu gewinnen? — Nun, wenn man es in dieser Absicht thut, so findet man sich wenigstens oft genug darin getäuscht; keinem, nicht dem feindseligst gesinnten Journale wird der Zutritt verweigert und der Raum gesperrt.

Die Grenzen eines Korrespondenz-Artikels beschränken mich in Bezug auf den Inhalt der Ausstellung auf einige wenige Bemerkungen. Was bei Künstlervereinen nicht immer der Fall ist, daß der Würdigste den Präsidentenstuhl einnimmt, das ist hier der Fall. Copley Fielding verdient zuerst genannt zu werden. Seine sonnigen Seeufer und seine dunkeln Meeresfelsen, seine trockenen Dünen und seine saftigen Wiesen — es dürfte nicht leicht seyn, ihm das nachzuahmen, und wie aufstrebend und glänzend auch die Talente jüngerer Mitglieder sind, seine Gemälde gehören unstreitig zu den Perlen der Ausstellung. Da sind seine Klippen zu Seaford, seine Ansicht des Waldes von Sussex, mit dem Blicke über Burted und Uckfield und in der Ferne die südlichen Dünen, sein Bowhügel in Sussex, an dessen Fuße bei Stoke in der Nähe von Chichester sich eine tiefe Schlucht durch die Dünen hinzieht, in deren Mitte ein alter Hain ehrwürdiger Bäume aufragt, so alt, daß mancher Baum älter seyn mag, als die Zeit der Eroberung, bekannt in der Geschichte durch die blutige Schlacht, welche die Sachsen und die norwegischen Eindringlinge dort unter Vikingr fochten, viel besucht wegen der Gräber der in der Schlacht gefallenen Seekönige, und zur Erinnerung an jenes Treffen der königliche Grund genannt: die Wahrheit dieser Gemälde ist so schlagend, daß sie verkleinerten Landschaften gleichen, wie sie in einer camera lucida sich dem Auge bieten. — J. F. Lewis versezt den Zuschauer nach Spanien. Eine spanische Posada, wie sie nach einem Stiergefechte aussieht, eine Weinbergsscene in Granada, ein Mönch aus dem Orden Los Trinitarios Descalzos, Bettelmönche, die Almosen empfangen, eine, ich weiß nicht aus welchem Grunde, für den Prinzen Georg von Cambridge gemalte Spanierin, spanische Kapuziner, die in Sevilla zum Besten ihres Klosters predigen — alle diese Gemälde sind eben so viele überzeugende Beweise, welcher Höhe von Vollkommenheit die Kunst, in Wasserfarben zu malen, fähig ist, und zu welcher sie in England sich emporgeschwungen hat. Sehe man auf die Mannichfaltigkeit des Charakters, oder auf den Glanz der Farben, man muß bekennen, daß die Kunst, in Oel zu malen, ihren frühern Vorzug nicht mehr ungetheilt besizt.

(Die Fortsezung folgt.)

Fürstenau, im Großherzogthum Hessen, Mai 1835.

Auch in der hiesigen Residenz hat die Idee eines dem unsterblichen Schiller zu errichtenden Denkmals ausgezeichnete Anerkennung gefunden. Der regierende Graf Albert zu Erbach-Fürstenau, ein thätiger Beförderer alles Schönen und Edlen und ein hoher Verehrer Schillers, veranstaltete bereits im Januar dieses Jahres ein Darstellung von „Wallensteins Lager“ auf dem schon lange bestehenden hiesigen Hof- und Liebhabertheater zum Vortheil des Denkmals, deren Ertrag sich auf 66 fl. belief. Eine Privatsammlung des Herrn Grafen betrug 27 fl. 36 kr. — Vor einigen Wochen fand nun eine abermalige dramatische Darstellung für das Denkmal, bei welchem der von Herrn Professor Schwab zu der Darstellung des „Fiesko“ auf dem k. Hoftheater zu Stuttgart gedichtete Prolog mit angemessenen Ortsabänderungen gesprochen wurde, unter allgemeiner Theilnahme statt, und der Ertrag, zu dem noch einige anderweitige Beiträge des Herrn Grafen, der gräflichen Verwandten und der Dienerschaft hinzukamen, ist mit 550 fl. dem Vereine für Schillers Denkmal in Stuttgart zugestellt worden.

Beilage: Literaturblatt Nr. 59.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 137.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 9. Juni 1835.

Eher verwandt ist hier dem gewaltigen Schaumelemente
Als der beackerten Scholle der Mensch und dem üppigen Saatfeld.

Platen.

Briefe über die Insel Rügen.

Dritter Brief.

Schon eine weite Reise habe ich jezt durch das Rügenland gemacht, und schon so viel davon gesprochen, daß ich befürchten muß, den Leser zu ermüden. Ich übergehe daher manchen andern reizenden Punkt, manche zauberische Aus- und Ansicht, und eile dahin, wo sich eine Totalübersicht aller andern einzelnen Landschaftbilder aufthut — zu dem Hauptpunkte der Insel.

Gegen die Mitte der Hauptinsel nämlich erhebt sich das Land und bildet hier gleichsam den Brennpunkt der konveren Linsenform des Erdbodens. An dieser Stelle liegt **Bergen**, die Hauptstadt, freilich nur ein Städtchen und unscheinbar gebaut, eine an sich traurige, kleine Siebenhügelstadt mit wellenförmig auf- und absteigenden krummen Straßen, aber ihrer Lage nach mit nur wenigen die Konkurrenz fürchtend.

So weit man aus der Ferne, wohl auf fünf Meilen im Umkreis, ihre Thürme erblickt, so weit schweift von ihr aus der Blick über das ganze Land, die pommerschen Küsten, die hohe See. Und so hoch die Stadt liegt, so gibt es doch eine Stelle auf dem Markte, von wo aus man über den Dächern der gegenüberstehenden Häuserreihe die Schiffe am Saum des Meeres vorüberziehen sieht, wie fliegende Schwäne. Zwei große Hügel außer der Stadt, und an die Höhe, worauf diese liegt, grenzend, haben wegen der Aussicht, welche man von ihren Gipfeln genießt, Bedeutung. Der kleinere, Raddaß genannt, ist mit englischen Anlagen bedeckt und gewährt nicht den ganz vollen Ueberblick der Umgegend wie sein berühmterer Nebenbuhler, der **Rugard**. Dieser Hügel ist gegenwärtig Eigenthum des für Rügen so wohlthätigen Fürsten zu Putbus. Er ist ganz kahl, mit spärlichem Heidekraut bewachsen, und die Kunst hat hier nur so viel gethan, um dem Besteiger die Wege so angenehm zu machen, als er wünschen kann, und die Schonung der Eigenthümlichkeiten der Naturformen es gestattete.

Auf der Spitze dieses Hügels, welcher in gleicher Ebene mit der Spitze des Marienthurms zu Stralsund liegen soll, erhält man eine vollständige Rekapitulation aller merkwürdigen Punkte. Gegen West und Südwest breitet sich das Flachland Rügens, in kleine Areale getheilt, aus. Gegen Nord und Nordost übereilt der Blick die Bodden, Halbinseln und Inseln, und nach allen Seiten hin taucht er in die See. Dieser Standpunkt ist sehr berühmt, und in sofern man von ihm eine ganze, nicht kleine Insel überblickt, hat er etwas Außerordentliches. Es kommt aber sehr auf die Optik des Tages an, ob der Eindruck, den man hinwegnimmt,

sich mit aller Magie der Erinnerung an imposante Naturscenen nachfühlt.

Von hier aus will ich noch einen kleinen Absprung nach Südost machen, wo in merkwürdiger Zerrissenheit sich das Land in die See hinaushängt und die Halbinsel Mönchgut bildet. Die wieder sehr reizenden Aussichten abgerechnet, bietet die Natur hier wenig Bemerkenswerthes. Dagegen bleibt dieses durch seine Lage und die Sitten seiner Bewohner vom Hauptlande isolirte Ländchen in historischer Beziehung interessant. Denn seit Jahrhunderten hat der Mensch hier in seinen socialen Verhältnissen nichts geändert und kaum einen Schritt weiter vorwärts gethan. Der Mönchguter spricht heute noch sein eigenthümliches Patois, trägt seine besondere Tracht, webt die Zeuche dazu selber, lebt in patriarchalischer Ungebundenheit und Zucht. Unter andern merkwürdig ist bei ihm die in Europa gewiß hier einzige Sitte, daß sich die Mädchen ihre Männer wählen und der Heirathsantrag von dem Weibe, nicht umgekehrt, wie sonst bei uns, ausgeht. Die Insel war vor Zeiten Eigenthum eines Mönchsklosters, was eben ihr Name bezeichnet.

Ich komme jezt auf die Denkmale und Ueberreste der deutschen heidnischen Vorzeit, welche sich auf Rügen fanden und finden. Der Erdwälle und Burgringe habe ich bereits erwähnt, und es bleibt mir nur noch übrig, von den sogenannten Hühnengräbern und Opferhügeln und ihrer Ausbeute etwas im Allgemeinen zu sagen. Was Rügen an solchen Denkmälern besizt, muß um so schätzbarer erscheinen, wenn man erwägt, wie bei allem Reichthum unserer Antiquitätenkammern und jener klassischen Gegenden unsers Vaterlands, wo jeder Morgen Landes eine interessante Ruine einschließt, die Alterthumsforschung sicherer Belege aus der Urzeit unserer Nation beinahe völlig entbehrt, während die Reste des altrömischen und altgriechischen Lebens, ja selbst die der egyptischen und indischen Vorzeit und die aus dem spätern Mittelalter ihr bis zum Uebermaße vorliegen. Bei der geringen Kultur der das alte Deutschland bewohnenden Völkerstämme und ihrer dürftigen Baukunst konnte auf der nach allen Richtungen vom eisernen Kriegsbesen durchfegten Erde freilich wenig überbleiben, und selbst dieses Wenige verwischte der Fleiß und die Intelligenz späterer Jahrhunderte. Auf unserer einsamen, von den großen Völkerbewegungen weniger berührten Insel erhielten sich daher solche Denkmäler der rohen Zeit um so glücklicher, als auf sie auch das Mittelalter und die neuere Zeit geringen Einfluß äußerten. Doppelt schätzbar werden diese Ueberreste dadurch, daß sie aus zwei verschiedenen Epochen der einheimischen Geschichte stammen und uns zugleich von Slaven und Wenden sprechen, welche nacheinander Bewohner des deutschen Nordens waren.

(Der Beschluß folgt.)

Bilder aus dem Seeleben,

in Mährchen und Sagen.

Meerlilie.

(Fortsetzung.)

Das Männlein hatte ein dunkles Kleidchen an, um das blasse, welke Greisesantlitz legten sich schlichte, lange, grüne Haare, die erloschenen Augen blickten wehmüthig vor sich hin, indeß er mit sanfter Stimme sprach: „Schöner Knabe, die Unterirdischen haben es erfahren, daß die flüchtige Welle in Dir ein geheimnißvolles Glückskind trägt, das zu unsrem Wohl, zu unsrer Freude geboren worden. Ich muß mich kurz fassen, damit das Schiff nicht entgleitet und ich meine Laterne noch wiederfinde; vernimm also, daß die schöne Meerlilie mich sendet und anfragen läßt, ob Du, holder Freund, ihr Retter seyn willst aus schmählicher Gefangenschaft.“ Dick sah staunend in die wasserhellen Augen des kleinen Greises und fragte: „Sage mir nur, Gevatter Wassermann, wer ist die schöne Meerlilie, und auf welche Weise kann ich ihr Befreier werden?“ — „Das Erstere,“ entgegnete der Greis, „erfährst Du wohl zu seiner Zeit umständlicher, das Zweite kann ich Dir jezt gleich sagen.“ Er warf einen Blick auf seine Laterne, und da sie schon entfernter schimmerte, sezte er eiliger hinzu: „Meerlilie ist eine süße, wunderschöne Jungfrau, die von dem übermüthigen Korallenfürsten, weil sie seine Liebe nicht erwidern wollte, sammt ihren Freunden und Angehörigen in den Grund des Meeres verzaubert worden ist, wo sie in einem jener Zaubergärten, die Du unten gesehen hast, so lange hingebannt schlummern muß, bis ein schöner, unschuldiger Knabe, den die Geister lieb haben, den Zauber überwindend, sie befreit. Willst Du nun die schöne Meerlilie sehen, und geht Dir ihr herbes Leid zu Herzen, so entschließe Dich, mit mir in die Tiefe herabzusteigen, ich will Dich schnell und sicher zu ihr führen. Vorher aber prüfe Dich, ob Du Stärke genug besitzest, die Probe zu bestehen: drei Nächte nämlich hintereinander mußt Du neben der schönen Lilie wachen, ohne Dich von den Zaubertönen, die um ihr Blumenlager erklingen werden, in Schlummer wiegen zu lassen. Gelingt Dir dieses, so ist das Schwerste überstanden und die andern Bedingungen, die sie Dir selbst aufgeben wird, sind leicht zu erfüllen.“

Dick hörte diese Rede mit freudefunkelnden Augen. „Gevatter Wassermann!“ rief er, „wenn Du mit scharfem Geistesblick mich ausersehen hast, so sollst Du sehen, daß ich gerade der Mann bin, den Du suchst. Komm, zeige mir die Wege zu der schönen Lilie, das Andere laß mich machen.“ Der Kleine schüttelte, als er diese

Worte hörte, mißvergnügt das Haupt. „Wie schnell und unbesonnen!“ rief er, „als gälte es, einen Apfel vom Baum zu brechen! Die Angelegenheit ist zu wichtig, ich gebe Dir drei Nächte Bedenkzeit, dann komme ich, Dich abzuholen. Wisse, daß wenn der Schlaf Dich unten übermannt, Du auf ewige Zeiten dort eingeschlossen bleibst, nie das Auge der Deinigen wieder siehst, noch jemals die grünen Wiesen und Fluren der Oberwelt betrittst. Bestehst Du aber die Probe, so sind große Schätze und die Liebe der schönen Meerfee dein. Nun weißt Du, was Du wissen sollst. Gieb wohl Acht, am Abend des dritten Tags wird das Schiff an den Kelch einer ungeheuern, prächtigen Meerlilie heranschwimmen; das soll Dir ein Zeichen seyn, daß Deine unbekannte Geliebte Dich erwartet. Jezt lebe wohl, ich muß hinunter, meine Haare fangen an trocken zu werden und nur noch wie ein fernes Pünktchen schimmert die Laterne.“ Er ergriff bei diesen Worten eiligst das Seil, löste es so lang wie möglich und schwang sich in's Meer hinab; Dick sah ihn in die schwarzen Wellen untertauchen und spurlos verschwinden. Es ward ihm weh um's Herz, denn er hatte in diesen wenigen Minuten den alten Wassermann ordentlich lieb gewonnen. Jezt saß er wieder einsam da, und wie ein Traum war die ganze seltsame Erscheinung in die Wellen hinabgeglitten, das Meer todt und stille.

Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als Dick erwachte, heftig geschüttelt vom Arme des zornigen Schiffsmeisters; verstört blickte er in die Höhe und rief: „Aber so sagt doch nur, warum kann die schöne Lilie nicht den Korallenfürsten lieben?“ — „O Du Kröte!“ schrie der Schiffsmeister und gab ihm einen derben Schlag, „wer spricht davon? hinunter sollst Du in den Raum, die Kajüte auskehren, das Geräthe zusammenstellen! seht doch den trägen Meerwurm!“ — Er packte in die blonden Locken des Knaben, zerrte ihn in die Höhe und stieß ihn vor sich die kleine Stiege zur Kajüte hinab.

Es ist eine schlimme Zeit, wenn die Sonntagskinder arbeiten müssen; der Kehrbesen ward wie Blei in Dicks Händen, der leichte Staubwedel kam nicht von der Stelle, und die wenige Arbeit wurde und wurde nicht fertig. Es regnete nun wieder Schläge und Scheltworte; Dick nahm sie geduldig hin, indem er bei sich dachte: sie können mir doch nicht die Liebe der Meerfee rauben, und die Schätze, die ich gewinnen werde. Fand er einen Augenblick müßige Zeit, so lag er auf seinem Plätzchen am Bord und blickte hinab und erstaunte im süßen Schrecken, wie Alles unten um Vieles prächtiger und schöner wurde. Das helle Wasser schien noch durchsichtiger und krystallreiner, üppiger und seltsamer waren Gewächse und Gesteine, bunter durcheinander spielten die herrlichen Fische. Am zweiten Tage fing Dick an, schon nach dem Kelch der Meerlilie auszuschauen; doch so weit er sein suchendes Auge schickte, war nichts als Wasser und Himmel; aber am Morgen des dritten Tages tauchte am Horizont etwas Weißes auf, das hell in der Sonne flimmerte, und das die Schiffleute für die äußerste Spitze eines Kreidefelsen hielten. Zu gleicher Zeit wurden Alle inne, daß ein süßer, unendlich lieblicher Duft sich um das Schiff her zu verbreiten anfing; Einige, die ihre Augen mit Gläsern bewaffnet hatten, sahen nun, daß das, was ihnen als ein Kreidefelsen erschienen, der Kelch einer ungeheuern weißen Blume war, die ruhig auf dem glatten Spiegel schwamm und die himmlischen Düfte ausstreute. Darüber verwunderten sich Alle nicht wenig, und selbst der Kapitän wußte nicht gleich, wie er diese neue Seltsamkeit gehörig verständlich erklären solle. Dick allein trug das ganze Verständniß im Herzen. Er schlich an den einsamsten Platz, um sein Entzücken und die bangen Schauer, die seine Brust durchbebten, nicht vor den Leuten sehen zu lassen; verstohlen blickte er von hier aus auf die Blume, die näher und näher heranschwamm. Die Abendsonne füllte den silbernen Kelch mit Purpurstaub, und widerspiegelnd schwebten die glänzendsten rothen und weißen Scheine im Wasser; endlich war das Schiff der Blume ganz nahe, es war Nacht geworden, und weit hin auf der schwarzen Fläche breiteten sich die riesigen Blätter im Monde wie ein Schneefeld glänzend aus; zugleich füllte ein durchdringender Duft die ganze Atmosphäre, so daß eine Betäubung sich der ganzen Mannschaft bemächtigte und sie in Schlummer sank, troz den Befehlen und Drohungen des Kapitäns. Dicks Sinne blieben allein völlig wach; er hatte sich auf seinen gewohnten Platz begeben, und niederschauend in die Wellen, erwartete er den geheimnißvollen Boten, der ihn hinabgeleiten sollte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Mainz, Mai.

Theater. Fruchthalle.

Unsere Theatersaison ist mit dem 16ten Mai zu Ende gegangen, und das nachbarliche Wiesbaden, das im Sommer so viel Schönes in sich aufnimmt, nimmt uns auch diesen Genuß. Immerhin; diesmal wenigstens haben wir nicht Ursache, uns zu betrüben, daß Thalia einige Monate feiert. Unsere Bühne laborirte acht Monate lang an einer Krankheit, von welcher die Genesung nicht abzusehen ist. Die Krankheit besteht aus einzelnen Symptomen; sie heißen: Lässigkeit des Direktors, Unfleiß des Personals, Charakterlosigkeit des Repertoires u. s. w. Wir Theaterbesucher unsererseits haben durch faktische Theilnahme an dem hiesigen Theaterwesen gezeigt, was der Direktor hoffen könnte, wenn

er nur einigermaßen den billigen Wünschen des Publikums entgegenkäme; aber es ist nicht geschehen, und die Jeremiaden über abermalige Täuschung der Abonnenten sind mehr als gerecht. Sonderbar! auf unserm neuen Hause ruht ein wahrhafter Fluch. In den ersten Jahren seiner Existenz wurde es von zwei einsichts- und geschmacklosen Menschen dirigirt; sie gingen mit unserm guten Gelde weg, und lachten sich in's Fäustchen. Diesmal hat man die Leitung einem Manne gegeben, der der Sache kundig ist, und auch gerade keinen bösen Willen hat, aber er spart zu sehr auf die etwa kommenden dürren Jahre, und traktirt uns mit allzu magerer Kost. Sind 90,000 fl., der jährliche Ertrag unserer Bühne, etwa nichts?

Es unterliegt nun keinem Zweifel mehr, daß wir vielleicht noch in diesem Jahre in unserer Stadt eine großartige Fruchthalle werden emporsteigen sehen, wodurch einem Bedürfnisse abgeholfen seyn wird, das bisher die armen Bauern, die uns so reichlich mit Brod versehen, am schmerzlichsten empfanden, indem sie, unter freiem Himmel oft der schlimmsten Witterung ausgesezt, sich und ihre Waare zu Grunde richteten. Die Wichtigkeit, ja die europäische Bedeutsamkeit unsers Fruchtmarktes kann ein Opfer von etwa 50,000 fl. allerdings verlangen. Ich sage europäische Bedeutsamkeit; denn wie das Fallen und Steigen der Staatspapiere zu London und Paris in den Börsen kleinerer Städte die Richtschnur der Handelsunternehmungen wird, so fragt man zu Amsterdam, Straßburg, London und Marseille nach dem Stande der Fruchtpreise zu Mainz. Ja, vor einigen Jahren versah ein einziges hiesiges Handelshaus mehrere französische Departements mit ihrem Fruchtbedarf aus dem Ueberflusse von Franken und Hessen. Auch läßt sich die Bedeutsamkeit des hiesigen Fruchtmarkts leicht erklären. Wir besizen den Markt, auf welchen die gesegnete, getreidereiche Provinz auf so leichte und wenig kostspielige Weise ihre Vorräthe schaffen kann, da die ungehinderte Zufuhr auf dem Main, Rhein und den Kunststraßen den Fruchthandel natürlich an den Hafen von Mainz festbannen muß, besonders wenn man diesen vollsaftigen Handelszweig gehörig zu würdigen versteht. Nur um den Plaz handelt es sich noch, wo die Fruchthalle zu gründen sey, ob in die Nähe des neuen Theaters, wo ein umfangreicher Raum sich vorfindet, oder an dem Rhein, wo zwar der Plaz nicht so groß, aber die Lokalität günstiger wäre. Dieser im Ganzen unwichtige Streit wird bald geendet seyn, und die lang ersehnte Fruchthalle wird erstehen.

(Der Beschluß folgt.)

London, Mai.

(Fortsezung.)

Der Verein der in Wasserfarben malenden Künstler. Italienische Oper.

Ich kann nicht umhin, bei dieser Gelegenheit die Kunstwelt auf ein Werk aufmerksam zu machen, welches Lewis als Frucht eines längern Aufenthalts in Spanien emsig vorbereitet. Es wird im Verlage von Hodgson, Boys und Graves erscheinen und den Titel führen: Sketches and Drawings in Spain, made during a tour in that country, in the years 1833 — 34, consisting of a selection of twenty-five of the most interesting Sketches from his Portfolio, including the Figures, Animals and Scenery of Spain. Drawn on Stone, in exact imitation of the original Sketches, entirely by John F. Lewis. Der Name des Verfassers und der Ruhm, den sein jüngst erschienenes Alhambra sich schnell erworben hat, verbürgen den Werth der zu erwartenden Erscheinung. — Nächst Fielding und Lewis dürfen G. Cattermole und J. D. Harding nicht ungenannt bleiben. Ersterer hat in dem Abt ein herrliches Gemälde gegeben, mag man auf die Hauptfiguren oder auf die Einzelnheiten sehen. Der schlafende Würdenträger, der Laienbruder, der die Reste des eben beendigten Mahls entfernt, und der Mönch, der seinen Superior in die Arme des Morpheus hineingelesen hat, und nun keinen Augenblick zu verlieren wünscht, um sich nach Möglichkeit und Bedürfniß zu erfrischen, sind drei lebenswarme Bilder, während das Geräth, so wie das ganze Innere des Zimmers mit einer bewunderungswerthen Sorgfalt gearbeitet ist. Von Harding ist der große Kanal in Venedig, unstreitig das vollendetste Musterbild dieses Fachs in der ganzen Galerie. Ich wüßte kaum, was ich in Glanz der Farben und in Schönheit des Effekts ihm zur Seite stellen könnte, und ich stimme ganz dem Ausspruche eines Kunstrichters bei, welcher sagte: it combines the truth of Canaletti with the gorgeous brilliancy of Turner. Wie ich höre, soll in Kurzem ein Kupferstich davon erscheinen. Ich würde mich eines Eingriffs in die Rechte des Kunstblattes schuldig machen, wollte ich die vorgeführten Gemälde näher analysiren, oder auch nur mit gleicher Flüchtigkeit die ganze Galerie durchgehen. Daß aber ein Verein von Künstlern, unter denen sich die Namen eines David Cox, Hunt, Friedrich Nash, Samuel Prout, Richter, Stephanoff befinden, und daß eine Sammlung von 327 Gemälden, die alle der Ausstellung werth geachtet worden sind, von Seiten der Kunstfreunde besondere Aufmerksamkeit verdiene, kann wohl keinem Zweifel unterliegen.

Seit ich zulezt der italienischen Oper gedacht habe, sind la gazza ladra, Anna Bolena und Semiramide in ziemlich rascher Folge über die Bretter und durch das Orchester dieses fashionabeln Hauses gegangen. Wenn das Publikum bis auf einige Ausnahmen zufrieden ist, so, sollte ich meinen, muß Laporte ohne alle Ausnahme zufrieden seyn. Das theure Haus ist regelmäßig, bisweilen zu sehr gefüllt, und wenn Laporte am Schlusse der diesjährigen Season mit Schulden abtritt, ja, wenn er nicht Mittel erübrigt, die Schulden früherer Zeit zu bezahlen, so geht das entweder nicht mit rechten Dingen zu, oder das Bestehen seines Unternehmens ist eine reine Unmöglichkeit. London muß reiche Bewohner haben, da in die Kasse eines einzigen Theaters jeden Abend so viele Tausende fließen! — La gazza ladra wurde hauptsächlich in der Absicht gegeben, Mademoiselle Grisi in einer ihrer besten Rollen, in der der Ninetta, auftreten zu lassen. Aus allen Theilen des vollen Hauses wurde sie mit der lebhaftesten Theilnahme begrüßt, und in der That, sie rechtfertigte die hiedurch ausgesprochene Erwartung, denn trefflich, wie durch die ganze Rolle, ging sie besonders mit Kraft und Leben durch die berühmte Cavatine: di piacer mi balza il cor. Es ist einige Zeit her, daß sie zum lezten Male in London gehört wurde, aber seit dieser Zeit hat ihre Stimme bedeutend an Stärke und Umfang gewonnen, und ihre übrigen Kunstfertigkeiten haben sich so vortheilhaft ausgebildet, daß Mademoiselle Grisi gegenwärtig ohne Zweifel mit den ersten Sängerinnen des Tags auf fast gleicher Höhe steht. Auch ist ihr dramatisches Talent kaum geringer, als ihr musikalisches Geschick. Ersteres konnte wohl nicht besser erprobt werden, als in der Rolle der Ninetta, die, wie uninteressant sie auch im Ganzen seyn mag, doch an die Darstellerin bedeutende Ansprüche macht.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 46.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 138.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 10. Juni 1835.

— Ohne Wunder, Gold und Edelstein,
Kann ohne sie das bunte Mährchen seyn?

Wieland.

Bilder aus dem Seeleben,

in Mährchen und Sagen.

Meerlilie.

(Fortsetzung.)

Nicht lange, so erglomm tief unten wieder der lichte, grüne Schein, wurde schnell größer, und zugleich rankte sich eine schwarze Staude mit ihren krausen Blättern aus dem Wasser heraus, indem sie sich an die Seite des Schiffs, gleich einer Leiter, anlegte. Das kleine, häßliche Gesicht des Greises tauchte empor und nickte dem armen Knaben, dem jetzt weh und unheimlich zu Muthe wurde, mit freundlichem Grinsen zu. „Nun, welchen Entschluß hast Du gefaßt, Söhnchen?“ — „Gevatter Wassermann, wenn es seyn kann, so wollen wir die ganze Unternehmung bleiben lassen.“ — „Elender Knabe,“ zürnte der Geist, „bist Du so kleinmüthig und unzuverlässig? — Wenn Dich die reichen Schätze nicht locken, so sollte Dich der Schmerz der schönen Meerlilie rühren, die sich durch Deine Thorheit jetzt um ihre Hoffnung betrogen sieht. Geh, einfältiger Bursche, Du warst Deines Glückes nicht werth!“ — Mit diesen Worten machte sich der Kleine bereit, wieder niederzusteigen, als Dick sich rasch ermannte, allen kecken Muth zusammennahm und rief: „Nun, nicht so eilig, ich folge Dir nach! — aber,“ setzte er hinzu, „werden die Gefährten nicht unterdessen fortsegeln, mich verlassen?“ — „Sey ohne Furcht,“ war die Antwort, „der magische Duft der Lilie hält sie und ihr Schiff während dieser drei Tage und Nächte, da Du unten weilest, fest gezaubert an diese Stelle, wir finden sie noch schlummernd, wie wir sie jetzt verlassen.“

Jetzt stiegen der Wassergeist und Dick auf den Boden des Meeres hinab. Unten sah Alles seltsam und traumhaft aus; in der Dunkelheit ragten die riesigen Gewächse und Blumen wie mit drohenden Armen weit in die stillen Gewässer hinein; die Laterne des Alten warf wunderbare Schimmer, und wie er sie ergriffen und die beiden Wanderer jetzt still neben einander auf dem Meeresboden hinwandelten, da wurde Dick mit Entsetzen inne, wie er so gar nichts kenne in dieser ihn umgebenden Welt, kein Gestein und keine Blüthe, wie Alles ihn mit fremden, unheimlichen Augen ansehe. Zahllose Fische schwammen ihnen entgegen und bogen scheu vor dem Lichte der Laterne aus. Endlich gelangten sie zum Ruhebette der schönen Meerlilie. Sie lag auf einem weichen Lager von Wassergras, die Augen waren geschlossen, und durch ihre dunkeln, aufgelösten Locken war ein Kranz weißer Lilien geflochten, deren eine gerade über der Stirn hinaufrankte bis auf die Oberfläche der Wasser,

und dort aus ihrem Riesenkelche jene zauberhaften Düfte spendete. Hoch über das Lager wölbten sich schimmernde Korallenzweige dicht durcheinander und bildeten, von einzelnen weißen Lilien durchflochten, einen köstlichen Thronhimmel. Dicks Knie beugten sich unwillkührlich vor dem Lager der Schlummernden, er hatte nie eine so herrliche Mädchengestalt gesehen, und sein trunkenes Auge sog gierig nie gesehene Reize ein. Wie glücklich pries er sich jezt, daß er dem Alten gefolgt war, mit welcher stolzen Zuversicht sah er sich schon als Befreier der reizenden Geliebten an! — Jener kam und sezte seine Laterne neben den Jüngling. „Ich verlasse Dich jezt," rief er, und seine Worte tönten schauerlich durch die tiefe Stille umher; „vergiß nicht, wo Du bist und welches Wagestück Du unternommen. Deine Wacht nimmt jezt ihren Anfang. Sieh Dich vor, daß das Licht der Laterne nicht erlischt, denn der darin eingeschlossene Geist ist ein guter und wird Dir mit seinen Kräften beistehen."

Dick dankte, und der Alte entfernte sich, indem er in eines der Gebüsche einlenkte. Jezt war der Arme in der tiefen Einsamkeit völlig verlassen. Kein Laut regte sich um ihn; er saß auf dem hellen Sandboden, die Laterne neben ihm. Die ersten Stunden der Nacht vergingen, indem er fast unverwandten Blicks die schöne Lilie betrachtete, dann aber fühlte er, daß ihr schlummerndes, bleiches Antliz wie betäubend auf ihn wirkte, so daß auch seine Sinne der Schlaf anwandelte. Erschreckt wandte er sich ab und lauschte ängstlich in die Nacht hinaus nach einem Geräusch, das ihn zerstreuen und wach erhalten könne, allein es blieb still, es zog kein Frühlingswind durch die Blätter, kein Vogel erhob sich singend aus den Zweigen, kein Käfer summte im Grase. Wie glücklich und froh begrüßte er die ersten Strahlen des Lichtes, die in die Meerestiefe hinableuchteten; mit ihnen zugleich erschien der Alte und löste ihn von seinem Posten ab. Er führte ihn hinauf zum Schiffe, und nachdem Dick hier unter seinen schlummernden Kameraden den Tag hingebracht hatte, kam die zweite Nacht heran, wo der Alte sich noch ängstlicher und vorsorgender zeigte und die größte Sorge für die Laterne empfahl.

Kaum war er fort, als der Knabe seine Warnung fast vergaß über dem wunderbar herrlichen Schauspiel, das sich ihm kund that. Der Mond zog leise herauf, und indem er von der dunkeln Himmelskuppel niederleuchtete, goß er seine lieblichsten Strahlen unten in die Meereseinsamkeit; alsbald wölbte sich ein farbiger Bogen über Dicks Haupte, der, wie von flüssigen Edelsteinen gebaut, in dem hellen Krystall flimmerte und die holdesten Töne von sich gab. Die Einsamkeit, vom Mondesglanz erfüllt, übte einen magischen Zauber aus, und ein unendlicher, süßer, himmlischer Friede glitt auf die stillen Wege und Gebüsche nieder. So süß hatte noch nie eine lebende Seele im holden Mährchenreiche geathmet. Wie in Entzückung eingewiegt, fuhr der Knabe plözlich empor, indem es ihm schien, als griffe ein in lange Gewänder gehüllter Arm nach seiner Brust; seine erste Bewegung war, die Laterne zu erfassen, die, seitwärts im Gebüsche versteckt, nur noch einen spärlichen, verlöschenden Schimmer von sich gab. Als er die Flamme gereinigt hatte und sie mit erneuetem Glanze leuchtete, kam wieder Muth in seine Seele; sichtlich erbleichte der magische Mondenglanz und der schimmernde Krystallbogen.

Als der Alte am Morgen erschien, zeigte er sich besonders erfreut und sprach seine Zuversicht für das endliche Gelingen aus. Er hatte sich auch nicht geirrt, Dick bestand auch die Probe der dritten Nacht, obgleich hier noch süßer der Mondenglanz schimmerte, der helle Bogen sich über seinem Haupte noch betäubender wiegte und Einsamkeit und Stille noch lockender zum Schlummer einluden. Bei den ersten Strahlen der Morgensonne richtete sich die schöne Lilie von ihrem Lager empor, und zum erstenmal sah der glückliche Jüngling, der zu ihren Füßen kniete, in die dunkeln Liebesaugen der Meerfee. „Ich danke Dir, Sterblicher," begann sie mit holder Stimme, „Du hast vollbracht, wornach Viele vergeblich rangen; Dein Muth und Dein Glück sind mir Bürge, daß Du hiebei nicht stehen bleiben, sondern nun auch die noch übrigen beschimpfenden Bande, die meine Freiheit fesseln, lösen wirst. Versprich mir dieses, und ich will Dir einen Theil meiner beklagenswerthen Schicksale erzählen." Dick, als er die schöne Lilie so sprechen hörte, als ihr bittendes Auge in dem seinigen ruhte, und ihre reizende Gestalt halb an seiner Schulter lehnte, versprach mit den kräftigsten Betheurungen, Alles zu vollbringen, was sie nur von ihm fordern würde. Seine Bereitwilligkeit rührte die Schöne, und sie nahm mit einem wehmüthig klagenden Tone das Wort.

(Die Fortsezung folgt.)

Briefe über die Insel Rügen.

(Beschluß.)

Die Slaven, unter dem Namen der Ranen bekannt, scheinen schon frühe, vor Roms Heerzügen nach Germanien, hier gehaust zu haben und von den spätern Einwanderern, den Wenden, welche von dem größten Theile der Ostseeländer Besiz nahmen, nach und nach gegen den nördlichsten Theil der Insel verdrängt worden zu seyn, denn hier findet sich in dem Namen der Ortschaften beinahe allgemein das slavische Idiom. Noch glaubwürdigere geographische Zeugen dafür sind die vielen

über das Land zerstreuten Grabhügel und Steinkisten, die sogenannten Hühnengräber (Riesengräber). In der Stubnitz, wie auf Jasmund und Wittow überhaupt, wo die Ranen hausten, finden sich nirgends nach germanischer Art errichtete Todtendenkmale, sondern diese bestehen hier durchaus aus jenen Steinkisten, worin die Slaven ihre Todten unverbrannt bestatteten. Es sind dies im Viereck aus Feldsteinen oder großen rohen Granitquadern gefügte Behältnisse von verschiedenem Umfang, und gewöhnlich von der Höhe, daß ein Mensch darin aufrecht sitzen kann. An einigen Stellen trifft man auf solche Todtengemächer von ungeheurem Umfang und aus so mächtigen Felsstücken zusammengesetzt, daß man glauben muß, jenem rohen Volke der Ranen seyen die besten mechanischen Hülfsmittel zu Gebote gestanden. Man hat viele dieser Gräber geöffnet und beinahe überall aufrecht sitzende Gerippe gefunden, die beim Eindringen der Luft zerfielen. In einem derselben fand man sieben Gerippe im Kreise sitzend. Einige Lappen, Armspangen und die damals üblichen Waffenstücke aus Feuerstein waren nebenher noch die Ausbeute.

Dagegen erblickt man auf dem Hauptlande Rügen und den südlichern Inseln und Halbinseln von dieser Art von Gräbern keine Spur, um so mehr aber von jenen großen Todtenhügeln, worunter die alten Wenden die Aschenurnen ihrer Todten begruben. Mit diesen Hügeln, deren sich viele auch an der pommerschen Küste finden, ist Rügen übersät, und seltsam erscheint es, daß man sie größtentheils zu sieben bei einander antrifft. Bei dem Dorfe Woorke liegen aber dreizehn solcher Grabhügel, worunter drei von ungewöhnlicher Größe. Sie haben alle die Gestalt eines abgestumpften Kegels und sind mit Heidekraut, Buschwerk und Bäumen bewachsen. Oeffnet man diese Riesengräber, so erhält man beinahe immer dasselbe Resultat. Sie enthalten gewöhnlich einen oder auch zwei Aschenkrüge von roh gebranntem Thon, daneben vielleicht einiges werthloses Geräthe und Waffen.

Diese Hühnengräber waren mir das Werthvollste, was ich auf Rügen vorfand. Die Erde hat für den Menschen nur Bedeutung als Tummelplatz seines Geschlechts, und ihre Schönheiten, wie sehr sie auch das Herz erquicken, lassen den denkenden Geist öde, wo unter die Mäler der Gottesschöpfung sich nicht die Spuren seines Schaffens mischen. Wie den Buddisten die Fußtritte ihres Gesetzgebers heilig sind, so ehren wir diese Todtenhügel als Fußstapfen eines erloschenen Volks, welches wir zu unsern Voreltern zählen.

Was sich sonst auf, oder vielmehr in dem klassischen Boden Rügens fand, ist in Bezug auf die Kulturgeschichte seiner Urzeit interessant. Nach dieser Ausbeute scheinen die Ranen und Rugen die Bearbeitung des Eisens und dieses wohl selbst nicht gekannt zu haben. Die Ueberreste aus jenen Zeiten, welche in Menge der Erde entnommen wurden und die noch jährlich die Pflugschar auswühlt, bestehen in Opfermessern, Speerspitzen und einer kurzen Faustwaffe in Form eines flachen Keiles, von ungefähr acht bis zehn Zoll Länge und zwei in der Breite. Diese sämmtlichen Stücke sind aus einem fahlgelben Feuerstein gearbeitet, welcher sich noch heutigen Tages an den Küsten der Insel in Menge vorfindet. Die Bearbeitung dieses Materials scheint durch Schlagen und Absplittern geschehen zu seyn, denn die rohen Exemplare zeigen auf ihrer Oberfläche eine netzförmige Unebenheit, und nur wenige von den aufgefundenen sind durch Schleifen völlig geglättet. In so rohem Zustande die Intelligenz jener Völker seyn mochte, so hatten sie dennoch schon einen Antheil an den Künsten, und die Arabeske, diese Lieblingsmanier in der Zeichnung wilder Nationen, war bei ihnen ziemlich ausgebildet. In den Sammlungen rügenscher Alterthümer finden sich Opfermesser und jene Waffen oft in prachtvollen Exemplaren vor, welche, wenn man die technischen Hülfsmittel, die damals vorlagen, bedenkt, wunderbar zierlich gearbeitet sind, und auf denen gutgezeichnete Arabesken, durch den Grabstichel fixirt, den Maßstab liefern von der künstlerischen Phantasie und dem mechanischen Geschick jener Jahrhunderte.

In wenigen Tagen hatte ich das freundliche Eiland lieb gewonnen wie mein Vaterland. Ueber dem sorglosen Schaukeln in dieser romantischen Natur hatte ich die Gewohnheiten des Stadtlebens vergessen; nur mit Mißbehagen wandte ich meine Schritte wieder zurück nach den Steingassen und Schornsteinen. Jasmunds Höhen und die schönen Ufer der großen Bodden sanken hinter mir hinab unter den Horizont, vor mir tauchten die drei hohen Thurmspitzen Stralsunds auf. Der Wagen rasselte den Hohlweg hinunter. Bald saß ich wieder im Segelboote und flog über den Sund nach der pommerschen Küste.

F.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Mai.

(Fortsetzung.)

Die diebische Elster im italienischen Theater.

Ivanhoff trat als Gianetto auf, wurde mit Wärme empfangen, war bei guter Stimme und sang die schöne, dem Charakter angemessene Arie mit vielem Geschmack; aber — nicht daß der Deutsche überall ein Aber anhängt — aber sein Spiel war unter dem Gefrierpunkte kalt und, wie man in Sachsen sagt, unter der Würde erbärmlich. Alle Versuche der liebenswürdigen Grisi, ihm etwas Leben und Bewegung

einzubauchen, waren verlorene Mühe; er stand so steif und ungelenk, und sah so tölpisch und uncomfortable aus, als hätte er die abhanden gekommenen Löffel nicht allein gestohlen, sondern sogar verschluckt. Er erinnerte mich an den Dresdener Zezi in der Rolle des Don Giovanni. Ich begreife nicht, wie es zwei solche Musterexemplare von Steifbeinigkeit geben kann. Tamburini als Vater wurde mit eben so lauten und anhaltenden Zeichen des Beifalls bewillkommt, wie Rubini, der in den Zwischenakten die Prachtscene aus dem Pirata im reinsten Styl und in höchster Vollkommenheit gab. Aber der rauschendste und herzlichste Willkommen wurde dem zu Theil, der am Abende dieser Vorstellung während der jezigen Season zum ersten Male erschien, dem alten, bewährten Liebling der Habitués der italienischen Oper, dem Signor Lablache, der die zwar nicht interessante, aber vorragende Rolle des Podesta übernommen hatte. Von ihm kann allerdings nicht gelten, was ich von der Grisi in Betreff der Wirkungen gesagt habe, welche der Gang der Zeit auf sie geübt; aber die Jahre, in welchen Lablache hier nicht gehört worden ist, scheinen für seine Stimme still gestanden zu haben, und das, sollte ich denken, ist auch etwas. Er ist genau und unverändert derselbe, den das italienische Opernhaus so oft als unnachahmlichen Geronimo gesehen hat, und es kann keinen Falls einen bessern Podesta geben, als den alten Lablache. Mademoiselle Brambilla — Pippo — hatte unstreitig das glückliche Geschick, diese Rolle zu geben. Ihre Solopartien, obgleich nur wenige, hatten schlagenden Effekt und ernteten reichen Beifall. Warum jedoch in der Gefängnißscene des zweiten Aktes das wunderschöne Duett zwischen Ninetta und Pippo weggelassen wurde, wer kann mir das sagen? Ein dichter Schleier scheint das Koulissengeheimniß zu decken, und da ich einen verwegenen Finger weiß, der den Schleier lüften wollte und dafür einen tüchtigen Klapps bekam, so mag ich meinen Finger nicht an die Entscheidung wagen. Es ist wahr, dasselbe Duett ist auch früher weggelassen worden, und zwar, als Madame Malibran Ninetta und Mademoiselle Bartolozzi Pippo gab. Nun ja, das war etwas Anderes. Auch wunderte sich damals Niemand darüber. Die Weglassung ist natürlich, wenn Pippo einer zu unverhältnißmäßig ungeschickten Kehle anvertraut wird; und die Malibran und die Bartolozzi! Es war ganz vernünftig, daß das Duett wegblieb; aber die Grisi und die Brambilla — mich dünkt, zwischen diesen beiden Damen findet kein so ungeheures Mißverhältniß statt, um die Weglassung zu gebieten, zu entschuldigen. — Der stürmische Beifall, welcher der ganzen Vorstellung gezollt wurde, war eine sehr natürliche Folge des Umstandes, daß nie zuvor in London diese Oper von einer solchen Vereinigung von Talenten über die Bühne geführt worden ist, alle so geeignet, die musikalischen Schönheiten zu steigern, welche das entschiedene Eigenthum der gazza ladra sind. Wäre die Tenorpartie in Rubini's Händen gewesen, so würde die Gesammtkraft der Darstellenden keinen Wunsch übrig gelassen haben. Doch ein Aber und ein Wenn hängt ja allem Menschlichen an. Nächst der Theilnahme der Zuschauer an dem Wesentlichen der Oper zeigte sich zum ersten Male eine Spur von Theilnahme für das Unwesentliche, die Bühnendekoration, und sie verdiente die Beachtung. Am Schlusse wurde die Grisi gerufen. Sie erschien, begleitet von dem übrigen Personal, und donnernder Beifall empfing und entließ sie. Es gereicht wahrhaftig der Ausdauer eines Publikums zu nicht geringem Ruhme, nachdem es stundenlang gesessen und noch stundenlang zu sizen hat, seine Hände zu solchem Klatschen anstrengen zu können.

(Der Beschluß folgt.)

Mainz, Mai.

(Beschluß.)

Die neue Anlage. Guttenbergs Denkmal. Die Veteranen.

Daß der Sommer da sey, erfährt man in Mainz, wenn er auch durch kein anderes Merkmal sich ankündigte, aus den Freitags-Vergnügungen in der neuen Anlage. Diese haben nun begonnen. Es ist schwer, diesen Lustort mit Worten zu schildern. An den Ufern des alten, ehrwürdigen Rheins, dort, wo die Wellen des Mains sich sanft in diesen verlieren, erhebt sich dieser prachtvolle englische Park, den wir unsere neue Anlage nennen. Ist man auf dessen erhabensten Punkt gelangt, so eröffnet sich dem Auge ein pittoresker, nie genug zu bewundernder Anblick. Das schöne Mainz mit seinem weltgeschichtlichen Dom breitet sich imposant aus, gegenüber zieht sich das Taunusgebirge hin, an diesem die üppigen, gesegneten Fluren des reichen Nassauer Landes, das majestätische Schloß Biedrich, vom Rheine fast umspült, weiterhin das lachende, romantische Wiesbaden. Eben so überraschend ist der Anblick rheinaufwärts, wo die rebenreiche, stolze Pfalz beginnt. — Zu diesem von der Natur zur Lust der Menschen geschaffenen und von der Kunst sorgsam, lieblich und geschmackvoll gepflegten Plaze eilt im Sommer jeden Freitag Abend die Mainzer frohe Welt, und ergözt sich an dem heitern Genusse, welchen der Aufenthalt in freier Natur an dieser einladenden Stelle so überreich gewährt. Neben diesem findet sie dort eine vortreffliche Militär-Harmoniemusik der hier garnisonirenden österreichischen und preußischen Regimenter. Wem es darum zu thun ist, des gewöhnlichen Tagesdruckes müde, eine heitere, ungezwungene, freie Unterhaltung zu suchen, der wird überrascht seyn, hier die feinste Konversation offen und frohsinnig walten zu sehen.

Mit Guttenbergs Statue geht es rasch vorwärts; wir denken, sie mit dem Schlusse dieses oder doch mit dem folgenden Jahre an einem der schönsten Pläze in unserer Stadt prangen zu sehen. Dieser Tage noch ist der Guttenbergskommission eine Anweisung von 500 fl. von einem anonymen Geber zum Behufe dieses Denkmals aus Leipzig zugesendet worden. Wenn der von dem berühmtesten Meister zu Paris zu verfertigende Erzguß der Statue vollendet ist, so wird das kolossale Werk unverweilt aufgerichtet werden. — Noch ein anderes Monument ist kürzlich hier errichtet worden, und zwar von der Gesellschaft der „Veteranen,“ die sich hier gebildet hat. Diese Gesellschaft besteht aus hiesigen Bürgern, welche unter der großen Armee Napoleons gedient haben. Denjenigen der hiesigen Bürgersöhne, welche unter jenem Banner den ruhmvollen Schlachtentod gefunden, weihten die Uebriggebliebenen dieses Monument zur Erinnerung an jene denkwürdige Epoche. Das Monument ist auf dem hiesigen Kirchhofe errichtet worden, und bietet in plastischer Beziehung vieles Interesse dar, denn es ist von unserm bekannten Plastiker Scholl sinnig und talentvoll ausgestattet. — Diese ehrenwerthe Gesellschaft feiert jährlich ein Stiftungsfest, unterstüzt die Armen aus ihrer Mitte, und bethätigt überhaupt alle jene brüderlich-kameradschaftlichen Beziehungen, die wir die Freundschaft des Kriegers zu nennen gewohnt sind.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 17.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 139.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 11. Juni 1835.

— Es seufzt unter dir,
Schwermüthige Wucht, Gedanke, —
Mein Nacken tiefgebeugt!

Platen.

Gethsemane, oder der Tod Julia's. *

Von Lamartine. Uebersezt v. G. Schwab.

Von Mutterbusen an war ich ein Kind des Schmerzens,
Die Thräne statt des Bluts in meinen Adern quillt,
Und selbst nicht diese mehr, die Zähren meines Herzens,
Versteinert hat sie Gott, sie flossen ihm zu mild.
Mein Honig ist das Salz, die Trauer meine Freude,
Ein brüderlich Gefühl zieht mich zu jeder Gruft;
Es fesselt mich kein Weg, wo nicht ein Bild von Leide,
Ein Bild mir von Zerstörung ruft.

Seh ich ein grünend Feld, und drüber Himmelshelle,
Ein sanftes Thal, das Meer im aufgeschloss'nen Arm,
Vorüber eil' ich dann! das ist nicht meine Stelle,
Das ist ein Platz für Glück, sprech' ich in bittrem Harm.
Nur wo man seufzet, hallt's in meinem Geiste wieder,
Mein Herz ist nur zu Haus, da wo geweinet ward.
Am liebsten leg' ich mich auf einen Boden nieder,
Wenn er von Asch' und Thränen hart.

Und fragtet ihr warum? ich könnt' es euch nicht sagen,
Es schlüge wild empor des bittern Abgrunds Schmerz,
Und Schluchzen fände nur mein Mund anstatt der Klagen,
Doch wenn ihr lesen wollt, so reiss' ich auf mein Herz.

In jede Fiber ist des Mordes Dolch gedrungen,
Und ihre Zuckung quält im lezten Kampf sich ab;
Ein Kirchhof ist mein Herz, der Todte gnug verschlungen,
Mein ganzes Wesen ist ein Grab.

Und drum, dem Strand genaht, wo Christ zur Welt gekommen,
Begehrt' ich nicht zu schau'n der Oerter Heiligkeit,
Wo man die Predigten des ew'gen Worts vernommen,
Wo Palmen vor den Fuß die Armen ihm gestreut,
In seinen Einzug sich das Hosianna mischte,
Die Zähre heil'ger Frau'n die Hand beregnete,
Mit der er von der Stirn sich Schweiß und Flammen wischte,
Und kleine Kinder segnete.

Führ' hin mich, wo man weint, führ' hin mich, frommer Vater,
Zum Trauergarten, drin der Heiland sich entschloß,
Verlassen von der Welt, verlassen von dem Vater,
Zu schwitzen Todesschweiß, der unter Blut ihm floß.
Laß mich allein darin; ich auch, ich möchte fühlen,
Wie viel hier Schmerz gebar endloser Stunde Noth.
Laß den Verzweifelnden im Todeskampfe wühlen!
Hier ist mein Gottesdienst, der Tod.

* Aus Lamartine's Reise in den Orient. Bd. 2. Stuttgart, bei Mezler.

Am staub'gen Oelberg ist mir der Altar errichtet,
Im Schatten jenes Walls, vor welchem Zion fiel,
Wo auf der Sonne Strahl die tiefe Schlucht verzichtet,
Der Kidron halbversiegt hinsickert ohne Ziel.
Hier hüllt sich Josaphat in seine Hügelfalten,
Und Trümmer kleiden hier, wie Gras, den Boden ein,
Und hohler Stämme lang geschlungne Wurzeln spalten
Der Gräber berstendes Gestein.

Dort zwischen Felsgeklüft wölbt sich die dunkle Grotte,
Wo einst des Menschen Sohn den Todeskelch geschmeckt;
Wo er, erwartend schon die mörderische Rotte,
Die Freundschaft, welche schlief, dreimal umsonst geweckt.
Der Boden blutet noch von Tropfen jenes Kelches,
Die aufzuschlürfen sich die Lippe zitternd senkt,
Der Felsen Rippe mahnt noch an das Opfer, welches
Mit feuchtem Schweiß die Wände tränkt.

Da saß ich auf dem Stein, die Stirn in beide Hände
Gelegt, und dachte, was die Gottesstirn gedacht;
Dann ging ich bei mir durch vom Ursprung bis an's Ende
Die Thränen, deren Lauf mein Leben hohl gemacht.
Ich nahm, und nahm auf's Neu, und wiegte meine Lasten,
Ich zählte Tod um Tod, um Leben Leben ab,
Bis endlich meinen Geist, den irren, Träume faßten,
Und führten — Himmel! — wo hinab?

Nicht ferne war im Schirm des Mutterarms zu finden
Mein Kind, mein Töchterlein, mein Bangen, ach! mein Glück;
Ich sah die Stirn' ihr sich von Lenz zu Lenz erst ründen,
Ihr Geist war, wie ihn gern der Himmel ruft zurück.
Sein Bild war nimmermehr aus ihrem Aug' zu scheiden,
Bei ihrem Strahlenblick folgt' Alles ihrem Gehn,
Und keinen Vater gab's, der, ohne mich zu neiden,
Sie hätte können wandeln sehn.

Sie war's, was ich allein aus langem Sturm geborgen,
Die einz'ge Liebesfrucht aus Blumenüberfluß,
Für meinen irren Herd ein ew'ger Festesmorgen,
Sie, Thräne ganz beim Gehn, beim Kommen sie ganz Kuß;
Sie auf mein Fenster mir ein Strahl der Frühlingssonne,
Ein zwitschernd Vögelein, das von dem Mund mir trank,
Nachts neben meinem Bett ein Athem leiser Wonne,
Und beim Erwachen ein Umfang.

Mehr noch! sie war das Bild von meiner Mutter Zügen,
Von ihrem Auge war ihr Aug' ein Widerschein,
Ich sah Vergangenheit vor mir als Zukunft liegen,
Mit neuem Antlitz schien's mein altes Glück zu seyn.
Aus ihrer Stimme klang mir ein Jahrzehnt vom Glücke,
Die Luft ward voll von Reiz, wenn sie durchschritt den Saal,
Es stieg die Thräne mir in's Aug' bei ihrem Blicke,
Ihr Lächeln war mein Sonnenstrahl.

Auf ihre Stirne flog mein leisester Gedanke,
Ihr blaues Auge war des meinen Spiegel nur,
Bei meiner Sorge trübt' und nezte sich der blanke,
Durch klares Wasser so schwimmt eines Schattens Spur.
In ihrer eignen Brust war nur das Milde waltend,
Es schwebt ein strenger Zug um ihre Lippe nie,
Als wenn in Mutterhand sie beide Hände faltend,
Vor ihrem Gott sich senkt' in's Knie.

(Der Beschluß folgt.)

Bilder aus dem Seeleben,

in Mährchen und Sagen.

Meerlilie.

(Fortsetzung.)

„Einen Theil meines Elends," fuhr die Lilie fort, „wirst Du selbst ermessen könnnen, wenn Du erfährst, daß ich als eine Prinzessin geboren worden bin, die in Glanz, Fülle und Herrlichkeit lebte und die jezt auf das Grausamste vom Hofe und von ihren liebsten Vertrauten getrennt worden. Von dem Könige, meinem Vater, der der Beherrscher einer der reichsten Inseln dieses Meeres war, wurde ich einem liebenswürdigen jungen Prinzen zur Gemahlin bestimmt, und Du kannst Dir denken, wie nahe ich schon dem Ziel meiner Wünsche war, wenn Du erfährst, daß wir schon unsere gegenseitigen Porträts gewechselt hatten und ich den Kammerherrn erwartete, mit dem ich der Form nach mich vermählen sollte. Da erschien eines Tags, ach, ich sehe ihn noch vor mir! der abenteuerliche Korallenfürst an unserem Hofe. Er sah mich, verliebte sich in mich und machte Anstalten, sich mit mir zu verbinden, obgleich man ihn wiederholt versicherte, daß ich bereits die Verlobte eines schönen und liebenswürdigen Prinzen sey, ja daß sogar schon der Kammerherr sich eingefunden habe, um mich in Besitz zu nehmen. Er erklärte dagegen mit einer unverschämten Leichtfertigkeit, daß ihn dieses Alles wenig kümmere. Meines Vaters Stolz wurde jezt rege; um meine Person vor jedem räuberischen Anfall zu schützen, ließ er mich in einen festen Thurm bringen, wo ich bleiben sollte, bis mein stürmischer und ungelegener Freier sich von der Insel würde entfernt haben. Der Tückische, als er sah, daß mit offener Gewalt nichts zu thun sey, nahm seine Zuflucht zur List, und leider fanden sich unter meiner nächsten Umgebung verrätherische Diener, die ihm mit Rath und That zur Hand gingen, um sich später durch die Dankbarkeit jenes Elenden in den Besitz großer Schätze zu setzen. Dem Himmel sey Dank, die Abscheulichen haben ihren Lohn dahin!"

Dick sah mit seinen großen, wehmüthigen Augen die Erzählerin an. „Schöne Lilie!“ rief er endlich und seine Stimme zitterte, „ich fürchte, Du wirst der Tücke des Korallenprinzen unterlegen seyn.“ — „Fürchte nichts,“ versezte sie mit einem kleinen, stolzen Lächeln, das ihre reizenden Lippen entzückend schön kleidete. „Ich war entschlossen, lieber den Tod zu wählen, als seine Umarmung, und ich hätte meinen Entschluß sicherlich ausgeführt, wenn das Schicksal es nicht anders gefügt. Unter den Damen meiner nächsten Umgebung befand sich eine alte Oberhofmeisterin, die schon meiner Mutter gedient hatte und deren Treue ich deßhalb versichert zu seyn glaubte; nichts desto weniger war sie die Erste, die sich von den Versprechungen des Korallenprinzen verführen ließ, mich ihm auszuliefern. Ihre Helfershelfer bei diesem ruchlosen Unternehmen waren ein nichtsnutziger, eitler, wohlbeleibter Hofkaplan und der alte Hofgelehrte, der von dem Prinzen kirre gemacht wurde durch das Versprechen einer zahlreichen und kostbaren Büchersammlung voll der seltensten Ausgaben der alten Autoren. Diese drei Elenden wußten es nun dahin zu bringen, daß ich meinen sichern Thurm verließ und an einem schönen Sommerabende am Gestade der Insel spazieren ging. Ein Jüngling, der mir sehr ergeben war, und den mein erlauchter Vater als seinen Hofpoeten im Sold hatte, warnte mich auf das Zärtlichste, doch ich verspottete seine ängstlichen Befürchtungen, und hatte gleich darauf Ursache, es bitter zu bereuen; denn plözlich brachen die elenden Räuber hervor, brachten mich und meine treulosen Gefährten auf mehrere versteckt gehaltene Schiffe, und diese eilten schnell mit uns davon. Fordere nicht, geliebtester Jüngling, daß ich Dir ausführlich meine Leiden schildere, die in der Gefangenschaft meiner warteten; genug, ich blieb, allen Bitten und Drohungen zum Troz, standhaft, und der Elende, der verzweifelte, mich zu seinem Willen zu bewegen, wendete in einem unglückseligen Momente seine ganze verderbliche Zauberkraft an und verwünschte mich mit meiner Gesellschaft in den Grund des Meeres, indem er meine Erlösung an die schwierigsten und fast unmöglichen Bedingungen knüpfte. Doch das Geschick ist gütiger als ich hoffen durfte, es hat mir Dich gesendet, und ich zweifle nicht länger, daß ich Dir meine völlige Rettung danken werde. Höre nun, wie Du mich und jene Elenden, die mit mir in der Verzauberung schmachten, befreien kannst. Die Treulosen sind sämmtlich in Meerungeheuer verwandelt worden; es wird schwer seyn, sie aufzufinden, doch mußt Du sie suchen, um von ihnen die drei magischen Gaben zu erlangen, ohne die ich nicht völlig erlöst werden kann; sie werden sie Dir verweigern, aber Du mußt durch List oder Gewalt sie ihnen rauben. Es ist ein kleiner silberner Stab, ein Ring und eine goldene Kette.“

„Wie finde ich aber Deine treulosen Diener, schöne Prinzessin?“ fragte Dick. „Nimm diese Perle,“ entgegnete die Meerfee, indem sie eine große, gelblich schimmernde Perle von ihrem Halse löste, „sie wird Dir die Gabe verleihen, gefahrlos unter den zahllosen Bewohnern des Meers umherzuwandeln, ja Du wirst sogar die Sprache, die unter ihnen üblich ist, verstehen. Entdeckst Du nun eine ungestalte Robbe, und merkst Du an ihren eiteln und prahlerischen Reden, weß Geistes Kind sie ist, so bist Du sicher, jene unwürdige alte Oberhofmeisterin gefunden zu haben; sie hat den Ring im Besiz. Begegnet Dir dann ein schwerfälliger Seehund, mühsam durch die Fluthen daherkeuchend, oder müßig am Strande schnarchend, so sey gewiß, daß es der verrätherische Kaplan ist, der mein silbernes Stäbchen verwahrt, und endlich, kommt Dir die widrige Gestalt eines mit gläsernen Augen glotzenden Hummers zu Gesichte, so hast Du meinen dritten Feind, den alten Hofgelehrten, gefunden, von dem Du die Kette erbeuten mußt. Sind diese drei Kleinodien in meinem Besiz, so schwindet sogleich der Zauberbann, und ich befinde mich wohlbehalten mit dem ganzen Gefolge auf meiner heimathlichen Insel. Dann, mein süßer Freund, zähle auf meine Dankbarkeit; sie wird ohne Grenzen seyn, wie es schon jezt mein zärtliches Gefühl für Dich ist. Eile, der Tag steht schon hoch.“

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, Mai.

Der poetische Bäcker. Periodische Literatur.

Von sehr untergeordnetem Interesse sind bei uns alle literarischen Fragen, Ereignisse und Erscheinungen, denn sie greifen fast gar nicht in unser Höchstes und Wichtigstes, in das Haben, Habenwollen, Hatten, Hätten u. s. w., ein, auf denen sich unser ganzes Leben, wie auf mächtigen ehernen Angelhaken, hin und her dreht. Und doch ist in dieser Beziehung nicht Alles ohne Interesse bei uns. Sie haben gewiß schon von Reboul, dem genialen Bäckerdichter in Nimes, gehört, da Lamartine in einer Ode so Ausgezeichnetes von ihm gesagt hat. Wir sahen ihn vor einiger Zeit hier, und mir wurde die Gelegenheit, seine Bekanntschaft zu machen. Glücklicherweise hat er bei all seinem wirklich schönen und seltenen Talent die Einfalt und Bescheidenheit noch nicht verloren, die bei uns gewöhnlich untergeht, sobald bei der Abwägung der Anlagen durch Freunde und Bekannte das Zünglein der Wage sich nur ein Bischen zu ihrem Vortheil neigt. An seinem Gesundbleiben ist jedoch besonders seine Frau Schuld, die zwar keine Anlagen zum Dichten, dafür aber viel gesunden Menschenverstand besizt. Sie erzählte mir in seiner Gegenwart, wie es ihr ganz unheimlich geworden sey, als bald nach den ersten Versen ihres Mannes viele ansehnliche Herren und Damen aus der Nachbarschaft in ihre Mühle gekommen seyen, und wie hernach gar von Paris sogenannte schöne Geister bei ihr eingetroffen, die ihrem Manne Zeichen und Wunder versprochen hätten wenn

er mit ihnen nach der Hauptstadt gehe und sich dort gänzlich den Versen — sie nannten es Genie, sagte die Frau — hingebe. „Mein Mann hatte auch gar nicht übel Lust dazu, aber ich brachte es ihm bald aus dem Sinn. „Dummes Zeug! — sagte ich ihm — was willst Du für einen albernen Streich machen, Mann? Dein gutes Brod, das uns hinlängliches Auskommen gibt, willst Du an den Nagel hängen? und warum? um nach Paris zu gehen und da herumzuschlendern (fainéantiser) mit den saubern Herren, die Dich mit langen Komplimenten, aber mit weiter nichts füttern werden. Du wirst ganz dumm werden mit Deinen Versen, die Leute werden Dich verachten wie einen Nichtsthuer, hier aber bist Du bei Deinem Ofen von Jedermann geachtet; lieber Mann, ich bitte Dich, sey gescheit, bleibe im Land und nähre Dich redlich.“ — Reboul aber sezte hinzu: „Gott sey's gedankt, ich habe gethan, was sie sagte, und das war mein Glück; ich backe mein Brod und zum Ausruhen mache ich Verse. Zu Zeiten kommt dann meine Frau und fragt mich: was machst Du da? Du träumst einmal wieder; gib doch Acht, Dein Ofen brennt und das Brod bleibt liegen; da springe ich dann schnell auf und schiebe es in den Ofen. O gewiß, Herr, es ist etwas Gutes um eine verständige Frau.“

Unserer Lyoner Literatur, die sich seit einigen Jahren recht lobenswerth bemüht, von der Pariser unabhängig zu werden, will es noch nicht recht mit ihren Zeitschriften gelingen. An der Zahl fehlt es zwar nicht, wohl aber an Frische und Lebensfähigkeit. So sahen wir neben unsern fünf großen politischen Zeitungen seit weniger als einem Jahr den Conseiller des femmes, die Mosaïque, die Revue de Lyon und noch einige kleinere auftauchen und bald darauf wieder untergehen. Noch erhält sich der Papillon, die Epingle, das Athénée, l'Ami du clergé und die Revue du Lyonnais über dem Wasser. Von Lyon vu de Fourvières ist nun der erste Band erschienen; es soll für unsere Stadt ungefähr das werden, was das Cent-et-un für Paris ist; dazu fehlt es aber an Stoff, wie an Geist. Ueberdieß arbeiten neben vielen jungen Lyonern auch mehrere Pariser Schriftsteller daran, z. B. Al. Dumas. All diesen Erzeugnissen ist vorzüglich Eins zu wünschen: eigenthümliche Farbe, strenges Halten an dem, was nicht an Paris erinnert, sondern an Lyon und das ganze südöstliche und südliche Frankreich, wo verständige und fleißige Bergleute noch viel gutes und edles Erz schürfen können.

(Die Fortsetzung folgt.)

London, Mai.

(Beschluß.)

Mademoiselle Grisi. Madame Fincklohr.

In Donizetti's großer, ernsten Oper, Anna Bolena, zeigte sich Mademoiselle Grisi während der jezigen Season zum ersten Male als Heldin. Es ist bekannt, daß die Rolle der Anna Bolena ausdrücklich für Madame Pasta geschrieben und gesezt worden ist. Auch war sie es, welche die Oper in London einführte und den glänzenden Erfolg derselben verbürgte. In einer solchen Rolle die Nachfolgerin einer so lyrischen Künstlerin zu werden, erfordert gewiß einen hohen Grad von Talent, wenn das Unternehmen nicht mißglücken soll; aber mit etwas weniger Heftigkeit im dramatischen Ausdruck, mit etwas mehr Würde in ihrer ganzen Haltung müßte diese Dame, deren Körperlichkeit — um nicht zu sagen, physique — sie zu einer vollendeten Repräsentantin der unglücklichen Königin macht, Alle, die sie hörten, es rein haben vergessen lassen, daß ihre Rolle für eine Andere geschrieben worden ist. Sie sang zum Entzücken schön — delightfully, sagte meine Nachbarin — und in der zwölften Scene des zweiten Aktes brach sie sich in al dolce guidami einen reichen Lorbeerkranz. — Mademoiselle Beamolla gab den Pagen Smeaton. Man findet es sonderbar, daß dieses schöne Mädchen fast stets in männlichen Charakteren auftritt, und Damen, die minder schön sind, behaupten, die Ursache liege in der sonderbaren Vorliebe mancher Sängerinnen und Schauspielerinnen für den männlichen Anzug. Warum aber nicht lieber annehmen, daß es geschieht, weil Partien für den Contralto in den neuern Opern meistens fehlen? Oder weiß man etwa nicht, wie selten Contraltostimmen sind, und daß deßhalb die Komponisten unserer Zeit so schreiben müssen, daß ihre Opern ohne Contralto gegeben werden können? Nicht wissen? Gewiß weiß man es; aber die vornehme englische Welt, und nur sie besucht die italienische Oper, ist eine böse Welt.

Ich habe schon früher, da ich die Eröffnung der italienischen Oper besprach, bemerkt, daß Madame Fincklohr am ersten Abende auftreten sollte, jedoch durch eine plözliche Krankheit daran verhindert wurde. Obgleich Madame Fincklohr kein Kind ist, so waren doch die Masern ihre Krankheit, und länger, als es gut war für sie, für den Unternehmer und für die Habitués der Oper, wurde sie von ihnen der Bühne vorenthalten. Es war schlimm für sie, denn ihr Ehrensold bestimmt sich nach der Zahl ihrer Vorstellungen. London ist in gesunden, aber noch mehr in kranken Tagen ein kostspieliger Wohnort, die Season hat Flügel, und laut einer vom Geldfürsten Rothschild gemachten Bemerkung gibt der Nichtempfang einer Guinee den Verlust zweier Guineen. Es war ferner schlimm für den Unternehmer, denn Madame Fincklohr war seine Primadonna, er mußte stracks sich nach einer andern umsehen. Primedonne sind eine seltene Waare, und man braucht weder ein Theaterunternehmer, noch der Geldfürst Rothschild zu seyn, um zu wissen, daß der Kurs mit dem Bedarfe steigt. Nicht weniger schlimm war es für die Freunde der edeln Sangkunst, ich meine, für die reichen, denn als nun endlich Madame Fincklohr als Semiramide debütirte, da zeigte die Entwickelung gediegener Eigenschaften, welchen Verlust die Habitués bis dahin erlitten, glücklicherweise viele wider Wissen, indem die Fincklohr nie vorher in London aufgetreten und deßhalb auch, wie das hier zu gehen pflegt, weniger gekannt gewesen ist. Nun aber wissen die Kenner, was sie verloren haben, und tragen ruhig ihren Schmerz, sich des Genusses der Gegenwart freuend, während die Nichtkenner in Verzweiflung sind über einen Verlust in der Vergangenheit, den sie nicht einmal im Besitze der Gegenwart zu würdigen verstehen. Die Stimme der Fincklohr ist ein sehr hoher Sopran, ausgezeichnet durch das seltene Glück solcher Stimmen, von der untersten bis zur obersten Note gleich stark und umfangreich zu seyn. Dabei ist ihre Stimme rein, schmiegsam, von merkwürdig richtiger Intonation und von seltener Ausbildung. Der Styl aber, welchen sie sich angeeignet hat, ist rein wie ihre Stimme, und läßt nur eben so viel Zierrathen zu, als der Schmuck erfordert. Sie ist, mit Einem Worte, eine Sängerin hohen Ranges; ihr Spiel ist angemessen, gewandt und nicht ohne Grazie; wiewohl man aber nicht sagen kann, daß eine ihrer Bewegungen, eine ihrer Gestikulationen im Widerspruche gestanden habe mit dem Worte, das von ihrer Lippe ging, so darf sie doch keine große Schauspielerin, kann keine Devrient genannt werden, und scheint auch in der That weder diesen Ruhm zu fordern, noch darnach zu streben.

W. G.

Beilage: Kunstblatt Nr. 47.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 140.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 12. Juni 1835.

Proteus. — So etwas freut mich alten Fabler!
Je toller, desto respektabler.

Goethe.

Bilder aus dem Seeleben,

in Mährchen und Sagen.

Meerlilie.

(Fortsetzung.)

Ein freudiges Lächeln und ein Kuß besiegelten diese Worte, dann sank die schöne Gestalt wieder auf ihr Lager zurück, und schon stand der Gevatter Wassermann bereit, den Jüngling wieder hinauf zu dem Schiffe zu geleiten. Oben nahm er feierlichst von ihm Abschied, erinnerte ihn, das begonnene Werk nicht unvollendet zu lassen, und überreichte endlich dem erstaunten Dick eine kleine Kiste, die bis an den Rand mit den seltensten Schätzen des Meers, mit köstlichen Korallen und Perlen gefüllt war. Ohne den Dank abzuwarten, verschwand er in dem Schoß der Wellen.

Dick, der Träumer, verdiente wohl nie seinen Namen mit mehr Recht, wie jezt. Er stand auf dem Verdecke auf der wohlbekannten Stelle, die Sonne schien ihm in die weit offenen Augen, er strich sich die blonden Locken aus der Stirne, und immer noch glaubte er die süße Stimme der Lilie zu hören, immer noch an ihrer Seite auf dem tiefen Meeresboden zu sitzen. Endlich brachte ihn ein Blick auf die schlafende Mannschaft, die sich jezt zu ermuntern anfing, zu sich; das Schiff glitt wieder die feuchte Bahn weiter, und immer ferner schwand der Kelch der Riesenblume, bis er endlich nicht mehr gesehen wurde. Das Abenteuer mit der schönen Meerfee war beendet.

Das hätte wenigstens Dick denken können, wenn er undankbar und weniger verliebt gewesen wäre, so aber wußte er wohl, daß es noch nicht beendet war, und dachte daran, wie er es glücklich und so schnell wie möglich beendigen könne. Wir übergehen die Begebenheiten des Zeitraums, wo das Schiff heimkehrte, wo Dick einen Theil seiner Schätze verkaufte und dadurch Mittel fand, selbst ein reicher Handelsherr zu werden, der Schiffe in See gehen ließ. Er war aber, troz seiner Reichthümer, noch immer der schöne träumerische Knabe, in dessen dunkeln Blicken sich jedes Mädchenauge gerne spiegelte; doch Dick dachte wie ein echter Ritter nur an seine Dame, er ließ keine Gelegenheit vorbeigehen, mit seiner magischen Perle bewaffnet, kühn in das alte, feuchte Haus des Vater Oceans zu dringen, doch immer vergebens. So seltsame Dinge er erschaute, so wunderliche Gespräche er behorchte, keiner der eilfertigen und leichtsinnigen Bewohner der grünlichen Wogen konnte ihm

Auskunft geben, wo die drei bösen Verräther der schönen Lilie sich verborgen hatten. Endlich ließ ihn das gute Glück einen treuen Freund und Helfer finden, wo er ihn am wenigsten gesucht hatte. Eines Mittags, als die Köchin mit der Zubereitung eines trefflichen Mahles beschäftigt war, trat Dick zufällig in die Küche, und an einen Kübel mit Wasser, in welchem einige Fische sich eingeschlossen befanden. Ganz auf dem Boden des Geschirres ließ sich plötzlich eine feine Stimme hören, die folgende Worte sprach: „O Du unglückseligster aller Poeten, so sollst Du nun Deinem gewissen Tode entgegengehen! Die räuberische Furie, die in diesen finstern Räumen wüthet, sinnt gewiß schon auf eine empörende Marter, entweder will sie Dich mit schnödem Salz bestreut in ein Faß einpökeln, oder zum Frühstück nichtswürdiger Leckermäuler in den Rauchfang hängen. O Lilie, meine süße Herrin, wüßtest Du, wie Dein holder Sänger hier in einem elenden Küchennapf gefangen schmachtet!“ Dick, als er diese Klagen hörte, befahl, sämmtliche Fische auszuschütten, und da fand sich auf dem Boden halb verschmachtet ein magerer Häring, der zufällig unter die Zahl fetter Butten gerathen war. Der glückliche Jüngling zweifelte nicht, daß er den Hofpoeten, den treuen Freund seiner Geliebten, vor sich sähe; er gab sich ihm vermittelst der magischen Perle zu erkennen, entdeckte ihm, daß er mit seiner Hülfe die drei Verräther finden wolle, und der schon halb verhungerte Sänger stimmte mit den freudigsten Zeichen seiner Theilnahme und Dankbarkeit in die Vorschläge seines Retters ein. Es wurde nun beschlossen, daß der Häring sich auf die Wanderschaft begeben sollte, um den Aufenthaltsort der Drei zu entdecken und ihn dann dem jungen Ritter anzuzeigen. „Du kennst nicht die zarte Seele eines Dichters,“ sagte der Fisch, als er eines Tags allein mit seinem Herrn sich befand, „wenn Du an meiner Bereitwilligkeit und Treue zweifeln kannst. Kein Schlupfwinkel, kein finsterer Felsenspalt des alten Meeres soll undurchforscht bleiben, und zwar mit der Schnelligkeit des Gedankens soll mein dünner Leib die feuchten Bahnen durchlaufen. Ich will mir nicht die Zeit zur Verfertigung des kleinsten Madrigals oder Sonetts nehmen, jeden poetischen Gedanken will ich in seinem Keim ersticken, damit er meinem Kopfe nicht die gehörige Besonnenheit und Ruhe nehme, die zu einem so diplomatischen Geschäfte durchaus nöthig sind. Du siehst selbst, mehr kann ein Dichter nicht thun.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Gethsemane, oder der Tod Julia's.

(Beschluß.)

Es träumte mir, gefolgt sey mir anher die Süße,
Und lieg' auf meinem Schoß in ihrer Schönheit Licht,
Auf meinen Armen ruh' der Hals hier, dort die Füße,
Es senke sich mein Haupt liebreich auf ihr Gesicht,
Auf diese Stirne, die, im Vaterarm verborgen,
Des seidnen Lockenhaars gebräuntes Gold umfloß,
Indeß den Perlenreihn ein Lächeln ohne Sorgen
Aus offnem Lippenpaar umgoß.

Zu schöpfen mein Gemüth, ihr Herz mir zuzuschicken,
Hob immer, immer sich ihr Aug' empor zu mir,
Gott aber weiß allein, was in den weichen Blicken
Für Flammen funkelten, womit ich wacht' ob ihr.
Die Lippen wußten nicht, worauf sich lassen nieder,
Sie aber rief sie her, als wie ein spielend Kind,
Bot jetzo mir den Mund, und jezt die Wange wieder,
Und zog sie weg im Kuß geschwind.

Und so sprach ich zu Gott im von ihr trunknen Sinne:
„Mein Gott, so lang' ich leb' in dieser Augen Schein,
Hab' ich Danklieder nur für dich und Gottesminne;
Dies Blüthenleben ist für mich mein einzig Seyn.
Gieb ihr das Beste, das bestimmt war meinem Sterne,
Auf thu' vor meinem Schritt ihr ganzes Hoffnungsglück,
Schmück' ihr das Lager aus, und zeig' ihr aus der Ferne
Der Gattin liebliches Geschick!“

Indeß in Wonn' ich nun und im Gebet erwarme,
Bemerket nicht mein Blick, bemerket nicht mein Geist,
Daß schwerer immer wird die Stirn' auf meinem Arme,
Und daß ihr Fuß die Hand mir wie ein Stein durcheist.
Julia, Julia! wie kommt's, daß du erblassest?
Woher die feuchte Stirn? der Farbe Wechselflug?
So sprich, so lächle doch! ich bange, und du spassest?
Schlag' auf das Aug', es ist genug!

Allein der blaue Tod bezog die Rosenschwelle
Der Lippen, wo erstickt versuchtes Lächeln floh,
Der Athem ging verkürzt in immer bangrer Schnelle,
Ein Fittich, eh er sinkt, schlägt auf und nieder so.
Das Ohr auf ihrer Brust horcht' ich dem Kampf des Leibes,
Und als der lezte Hauch die Seele fortgeführt,
Da starb mein Herz in mir, wie todte Frucht des Weibes,
Die kalt es unterm Herzen spürt.

Und auf dem starren Arm mehr tragend als mein Leben —
Wie nach dem Todesstreich ein Mensch noch Schritte thut —
So stand ich auf und ging zu dem Altar mit Beben,
Und auf den lauen Stein legt ich mein Fleisch und Blut;

Die Lippe sog sich ein in ihre Augenlieder,
Die Stirne, Marmor schon, war warm fast, wie zuvor,
So wie das Nest, aus dem mit jungem Lustgefieder
Ein Vögelchen jüngst flog empor.

Und also wogte mir in einer ew'gen Stunde
Vorbei ein Meer von Angst, Jahrhunderte von Pein.
Der Schmerz an Herzens Statt wohnt' in des Busens Grunde;
Ich sprach: „mein Gott! nur sie, nur sie, sonst nichts, war mein!
In dieser Liebe war versunken all mein Lieben,
Sie hatte mir ersezt, was mir der Tod geraubt,
Sie war die einz'ge Frucht, die auf dem Ast geblieben,
Nachdem ein Sturm den Baum entlaubt."

„Sie war der einz'ge Ring von der zerbrochnen Kette,
Der einz'ge blaue Streif an meinem Himmelszelt,
Und daß recht süßen Klang im Haus ihr Name hätte,
Ward in dem Taufbund ihr der tönendste gesellt.
Sie war mein Alles mir, mein Regen und Bewegen,
Die Stimme, die mir hold allüberall gelacht;
Allstund für meinen Blick die Sorge wie der Segen,
Sie war mir Morgen, Abend, Nacht."

„Der Spiegel, drin mein Herz in seinem Bild mich liebte,
Mein reinster Lebenstag, auf diese Stirn gebannt;
Ein steter Strahl von Glück, den keine Wolke trübte,
Auf Einem Angesicht, Herr! deiner Gaben Pfand.
Der Mutter süße Last, mir um den Hals gegeben,
Aug, meines Auges Glanz, Laut, meiner Stimme Laut;
Geist, meinem Geist entrafft, von meinem Leben Leben,
Ein Himmel, der mich angeschaut."

„So nimm sie, sprach ich, nimm! Gerechtigkeit, furchtbare,
Und stille deinen Durst nach Todeskampf und Tod,
Ich selber bring' sie dar auf deinem Nachtaltare;
Jezt hab ich ihn geleert: zerbrich den Kelch der Noth.
Mein Lebenshauch! Mein Kind! hier liegt es, dir zu Füßen,
Geschnitten hab' ich nur vom Haupt zwei Locken ihr,
Worein sie gestern erst mich einschlang unter Küssen.
Geblieben ist nur dieses mir!"

Und schluchzend wacht' ich auf. Der Stein, den ich erkoren
Zu ruhen, war genezt von einem blut'gen Schweiß.
Die Hand, die nach der Stirn ich führte, war gefroren,
Und unterm Augenlied die Zähren waren Eis.
Ich floh, nicht schneller fliegt der Aar aus Felsengrunde;
Von einem Hause scholl erdrücktes Jammerschrein:
Die Liebe hatte noch verzögert ihre Stunde;
Sie wartete, zu sterben, mein.

Und jezt ist Alles todt in meiner dürren Hütte,
Zwei Augen, vor mir stets, sind stets von Thränen schwer.
Ich warte, doch auf was? lenk' — ach, wohin? die Schritte,
Ich öffne meinen Arm, ich schließ' ihn, er bleibt leer.
Von gleicher Farbe wie die Nächte sind die Tage,
Gebet und Hoffnung sind in meinem Busen todt.
Doch — es ist Gottes Hand. O Seele, keine Klage!
Beug still dich unter sein Gebot!

Korrespondenz-Nachrichten.

Karlsruhe, Mai.

Emanzipation der Frauen. Zollverein.

Wenn ich meinen Bericht mit Notizen aus unserm parlamentarischen Leben beginne, so bedarf ich wohl keiner Entschuldigung; dieses ist es ja gegenwärtig, von dem unser geselliges Leben seine gesammte Nahrung erhält, das jedem Cirkel den Stoff zur Konversation, und jedem Einzelnen Veranlassung zu nicht bloß vorübergehenden Reflexionen bietet.

Ein Hauptinteresse aus dieser Sphäre, welches das politische Daseyn unserer schönen Welt in seinen Wurzeln erfaßt, hat Duttlingers Motion wegen Aufhebung der Geschlechtsbeistandschaft an's Licht gerufen. Ich möchte in diesem Augenblicke keinem Sterblichen rathen, in irgend einer hiesigen Damengesellschaft des Geheimenraths Namen zu verunglimpfen; ich glaube, er wäre verloren. Der Name Duttlinger hat in den jüngsten Tagen Epoche gemacht; wenn einmal eine unserer Enkelinnen die badische Geschichte schreibt, so datirt sie von der Geburt des Freiburger Kriminalisten die Restauration des Vernunftrechts im Vaterlande. An diesen Namen werden sich dereinst die süßesten Erinnerungen, die holdseligsten Genüsse souveräner Freuden knüpfen, mag auch erst spät der ganze Antrag Duttlingers in Erfüllung gehen. Emanzipation der badischen Frauen! Ich kenne einen alten ehrlichen Mann, der den Abend des Tages an dem der Geheimerath seine Motion begründete, an einem bösen Froste litt; er sah im Geiste den weiblichen Absolutismus kommen, mit all seinen Greueln für pantoffelfähige Männer, und kein Wunder, daß er schauderte.

Manch hübsches Histörchen cirkulirt in der hiesigen Residenz über die Bestechungskünste unserer vaterländischen Frauen, durch die sie die Deputirten für ihre Sache zu gewinnen suchen. Die eine, die besonders deßhalb hieher reiste, erzwingt durch eine platonische Liebkosung unmittelbar vor der Diskussion das Votum eines abstrakten Weltverbesserers; jenes blaue Auge erbittet noch auf der Zunge das Veto des zitternden Geliebten, der an die kommenden Tage denkt; zwanzig andere Abgeordnete dachten schon von vorneherein an nichts anderes, als an ihre Beistimmung, denn wehe ihnen, wenn sie im Kusse des Wiedersehens ihren Frauen nicht die Emanzipation ihres Geschlechtes proklamiren! Dem Berichterstatter Sander wurde von den Rastatter Damen nicht weniger als ein Dutzend Schlafröcke versprochen, wenn er sich den Anträgen der Motion anschließe, er ließ sich aber nicht bestechen, der Undankbare! Für den Motionssteller vollends sind hundert der schönsten

Hände unsers Oberlandes in Thätigkeit, um ihm als Preis seiner Bemühungen um das Frauenwohl einige Koffer voll Unterleibchen und wollener Socken (wegen des Zipperleins) zuzuschicken. Bei solchem Raffinement zweifle nun noch Jemand länger an der Abschaffung der Beistandschaft!

Ein anderes hochwichtigs Kapitel unserer parlamentarischen Geschichte bildet gegenwärtig die Frage über unsern wirklichen Anschluß an den großen deutschen **Zollverein**. Es ist dies eine Frage, um die sich jezt unsere ganze Politik dreht, ja unser ganzes Sinnen und Trachten. Wenn er zu Stande kommt, so werden Hunderte unserer Mitbürger seufzen, und wenn er nicht zu Stande kommt, so wird für Hunderte die Aussicht auf Erhöhung der Industrie und des damit verbundenen Wohlstandes zu Grabe gehen. So getheilt sind die Interessen unsers Landes; möge die Wage sich neigen, wohin sie wolle, es wird der Klagen und des Jubels kein Ende seyn. — Der Geist des Jahres 1831 suchte kürzlich seiner Fittige gelähmte Kraft durch eine Motion **Rottecks** wieder zu erneuen; aber er erhob sich nur bis zur Decke, um mit desto größerer Abspannung wieder zu Boden zu sinken. Wir möchten gerne das Gute nicht verkennen, das jene Dialektik bewirkt, als die Richtung der Zeit ihrem Streben günstig war, wenn uns nur das Böse nicht so fühlbar wäre, das sich als ihre unmittelbare Begleiterin bis jezt bei uns festgehalten. — Für **Schillers Denkmal** ist von Seiten der hiesigen Stadt bis jezt noch nichts Erhebliches geschehen; im Museum allein liegt bereits seit Monden eine Liste zur Unterzeichnung von Beiträgen auf, die denn auch, wenn es gut geht, einst ihre fünf Louisd'or abwerfen wird. Vielleicht benüzt unsere kunstsinnige und kunstfördernde Intendanz die Anwesenheit der Dem. **Lindner** vom Nationaltheater in Frankfurt, um zu Gunsten des Denkmals eines der ausgezeichnetsten Werke des Dichters in die Scene zu sezen. Die ehegestrige Aufführung der „Maria Stuart“ bestätigte die alte Verehrung unsers Publikums für den unsterblichen Dichter, und ich denke, unsere Künstler und unsere Bühne brächten nichts als einen schuldigen Tribut, wenn sie dieser Verehrung den nöthigen Spielraum gestatteten, um sich thatsächlich zur Unterstüzung eines Unternehmens zu äußern, dessen Ausführung für die Würde der deutschen Nation einst der sprechendste Zeuge seyn wird. — Ueber Literatur kann ich Ihnen nichts schreiben, da es hier — eine geisteskranke periodische ausgenommen — keine gibt, und schließe deßhalb meinen heutigen Bericht mit dem Versprechen, Ihnen baldigst meine Erzählung von der sechzehnjährigen Engländerin nachzutragen, die jüngsthin in unserm Schloßgarten nichts Geringeres, als eine **nagelneue Sprache** erfinden wollte.

G. B.

Lyon, Mai.

(Fortsetzung.)

Pater Poivre. Geschichte der Portechaisen.

Im Athénée finde ich noch am meisten Lyoner Eigenthümlichkeit. So ist ein biographischer Aufsaz über den ausgezeichneten Lyoner Missionär, den Pater Poivre, von besonderm Interesse. Dieser Mann bildete sich in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts nicht allein in dem Institut des missions étrangères de St. Lazare zu Paris zu einem trefflichen Missionär, sondern erwarb sich da auch geographische, statistische und naturhistorische Kenntnisse genug, um Frankreich dadurch sehr nüzlich zu werden. Zuerst (1740) war er in China und Cochinchina, dann in Batavia, wo er den Gedanken faßte, den Holländern ihr einträgliches Monopol, den Gewürzhandel, etwas zu schmälern, indem er diese Pflanzen und Bäume in die französischen Kolonien, besonders nach Ile de France und Bourbon, übersiedelte. Deßwegen besuchte er auch später die moluktischen Inseln. Er wurde zu diesem Zweck zum französischen Minister ernannt und legte in Cochinchina ein französisches Handelskomptoir an, das mit der indischen Kompagnie in Verbindung stand. Mit Gefahr, großer Mühe und Schlauheit wußte er sich schon hier Pflanzen vom Pfeffer- und Zimmtbaum, deßgleichen vom dortigen Obst und Gebirgsreis zu verschaffen. Hierauf ging er nach Manilla, wo jedoch die Holländer sehr aufmerksam auf ihn waren. Nur Wenige kennen die strengen Vorsichtsmaßregeln, durch welche die Verbreitung der Gewürzbäume gehindert werden soll. Wer nur eine einzige dieser Pflanzen ausführt, wird bei der Entdeckung mit dem Tode bestraft. Außerdem hatte die holländische Kompagnie noch eine andere, wahrhaft infernalische Vorsichtsmaßregel gebraucht; sie hatte nämlich falsche Karten von dem Archipel der Molukken verfertigen lassen, damit die Seefahrer an den Klippen untergingen, in die sie so arglos geführt worden, und wie viele Schiffe zertrümmerten nicht auf diese Art! Aber alle diese Hindernisse schreckten Poivre nicht ab. Er lernte Malaiisch, um ohne Dolmetscher mit den Landeseinwohnern verkehren zu können; überdies wußte er das Vertrauen und die Freundschaft des holländischen Gouverneurs so ganz zu gewinnen, daß dieser ihm sein Archiv öffnete, wo Poivre echte und sehr genaue holländische Karten vom Archipel der Molukken fand und nach diesen die falschen berichtigte. Später stellte die französische Regierung eine Fregatte zu seiner Verfügung, und mit ihr kreuzte er lange in jenem so klippenvollen Meer, und war mit Muth, Todesverachtung und Klugheit so glücklich, sich eine Menge Gewürznelken- und Pfefferpflanzen von den Eingebornen zu verschaffen und nach Ile de France zu bringen.

Nicht weniger anziehend in diesem Athénée ist die Geschichte der Portechaisen in Lyon. „Ich betrachtete einst — heißt es da — eine alte Portechaise, in der eine arme Frau in's Hospital getragen worden war. Sie war sorgfältig bemalt und vergoldet; ungeachtet ihres verblichenen Zustandes konnte man ihr doch ansehen, daß sie einst sehr brillant gewesen seyn mochte. Auf den Thüren waren Namenszüge mit Blumenguirlanden gezogen. „Sie hat gewiß einer vornehmen Dame gehört,“ sagte ich zu meinem Begleiter, der zufällig in der Heraldik wohl erfahren war. — „Sehen Sie denn nicht,“ erwiderte er, „daß sie einem Kanonikus unserer St. Johanniskirche gehört hat?“ — Er machte mich auf Mehreres aufmerksam, was mir vorher entgangen war. — „Sehen Sie nicht das Wappen an der Thüre, von dem Löwen und dem Greifen des edeln Kapitels von St. Johann gehalten? Sehen Sie darauf nicht die Grafenkrone? denn diese Herren Kanoniker waren Grafen; der Stab und die Bischofsmüze sind ja auch noch zu bemerken, denn diese Herren saßen im Bischofsornate M...e; entgeht Ihnen denn hier das emaillirte, mit Lilien gezierte Kreuz und das Ordensband?“ Der Heraldiker hatte Recht. Ich aber dachte: von den Sandalen und dem weißen Stab der Apostel bis auf diesen Luxus ist ein weiter Weg!“

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage; Literaturblatt Nr. 60.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 141.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 13. Juni 1835.

Le bruit, le faste, l'importance,
Les grands plaisirs, les grands ennuis,
Les courts succès prônés d'avance,
Les chefs d'oeuvre sans conséquence.

Gresset.

Ein Montag in Paris, Passy und Auteuil.

Es war eines Montags Morgens, als ich keine sonderliche Arbeitslust mehr in mir verspürte, nachdem man mich zu wiederholten Malen in meiner Muße gestört hatte. Einmal sollte ich für die unglückliche Wittwe eines durch die Julirevolution ruinirten Beamten und ihre vier Kinder eine geringe Beisteuer geben, ein anderesmal einem hausirenden Handelsmann, der direkt aus Ostindien zurückzukommen behauptete, Foulards abkaufen, ein drittes Mal einem Schmuggler deutschen Tabak abnehmen, und endlich dem protestantischen Küster einen kleinen Beitrag für den auf den nächsten Sonntag anzuschaffenden Abendmahlswein einhändigen. Diese verdrießlichen Störungen trieben mich aus meinem Zimmer, und ich beschloß, den übrigen Theil des Tags außerhalb dem Hause zuzubringen. Es war, wie schon bemerkt, gerade Montag, und an diesem Tage kann man in Paris Mancherlei unternehmen. Wenn man Geld oder Langeweile hat — Letzteres kommt jedoch seltener vor, als Ersteres, beides zusammen nie — so veranstaltet man eine Landpartie; hat man Besuche zu machen, so thut man am besten daran, sich dieser Pflicht, welche der Anstand auferlegt, am ersten Tage in der Woche zu entledigen; will man wissen, was es Neues in der Politik gibt, geht man in's erste beste Lesekabinet. Montags sind ja überdies die Pariser Tagesblätter am interessantesten. Weil nämlich Sonntags keine Kammersitzungen stattfinden, so füllen die Zeitungsschreiber die Spalten mit Vermuthungen, Gerüchten, Verleumdungen und andern Supplementen aus. Wer damit noch nicht zufrieden ist, kann die Revue de Paris, welche jeden Sonntag ausgegeben wird, zur Hand nehmen; da findet der Leser poetische Suppe, Novellengemüse, dazu einige Skizzen aus dem Tagebuch eines in Deutschland oder in einem sonst neu entdeckten Lande reisenden Modeschriftstellers, Tagesanekdoten, Bücheranzeigen als Mandeln zum Nachtisch, und statt Tafelmusik, Theaterkritik. Wer jedoch von letzterer ein Freund und Gönner ist, greife zuerst nach dem Journal des Débats; alle Montag nämlich gibt Jules Janin im Feuilleton dieses Journals seine Kritik über die neuen Stücke, welche in vergangener Woche auf den verschiedenen Pariser Bühnen zur Aufführung gekommen sind, für welche Kritik dem Verfasser, im Vorbeigehen bemerkt, 20,000 Franken alljährlich ausbezahlt werden. Wer kennt nicht den gefeierten Feuilletonisten des Journal des Débats, Jules Janin, welcher in einer Beurtheilung der Heineschen Reisebilder sagt, er habe noch keinen Deutschen so zierlich auf französische Art die Pfote geben sehen, als Heine? Die Arbeiten eines so lange bekannten und fruchtbaren Schriftstellers, wie Jules Janin, richtet hier das unterzeichnete

J. J. so gut als eine Kritik; je nachdem man zu dem freundlichen oder feindseligen Gefolge der Leser gehört, findet man sie entweder unübertrefflich oder unausstehlich. Der deutsche Leser erwarte übrigens von jenen literarisch-satirischen Feuilletons Jules Janins nicht etwa jenen humoristischen Strom, der, wie bei Börne, die Kehrseiten unsers Lebens klar und ruhig spiegelt und mit dem Ernsthaften gaukelt, oder der, wie bei Aristophanes, Shakespeare und Jean Paul, Alles umreißt, aufwühlt und zerrissen im Bilde wiedergibt. Man findet bloß jenen leichten, französischen Scherz und Spott, mit welchem ein eleganter Pariser Schöngeist seine Splitterrichtereien ausschmückt; seine Medisance wird die Stellvertreterin für eine Geistesthätigkeit, die sonst wohl höhere und würdigere Interessen zu erstreben im Stande wäre. Vielleicht kommt dies weniger von dem nicht sehr vollen Pulse der Jules Janinschen Witzader, als vom Gegenstande selber her, wenigstens fließt bei Jules Janin die Quelle der Laune reicher und nachhaltiger bei imaginären Charakteren, als bei wirklichen, wo der witzige Antithetiker oft mit dem alltäglichsten Salze zum Pikanten ausreichen muß. Bei der Lesung dieser Feuilletons ergeht es den Meisten wie den Anfängern in der Landschaftszeichnung, welche Handschuhformen, Hirschhörnergestalten und Krystallzacken für beblätterte Zweige annehmen müssen, was zwar für den müssigen Dilettanten recht lockend und labend seyn mag, worin jedoch der ruhige Leser von Bildung nichts als Spielereien erblickt, und vergebens Belehrung und Belohnung sucht. Wer indeß als Beobachter der Sitten und Menschen, oder als Fremder zu seinem Vergnügen in Paris lebt und auf Welt und Ton Anspruch macht, thut wohl daran, diese Montagslektüre im Journal des Débats nicht zu versäumen, denn wenn er im Verlauf der Woche eine Soirée in der Chaussee d'Antin zu besuchen hat, kann er ziemlich sicher darauf rechnen, daß dieser oder jener extravagante Schöngeist an ihn die Frage stellt: „Haben Sie das lezte Feuilleton nicht deliciös gefunden?“ Das Feuilleton, mit J. J. unterzeichnet, ist nämlich für die Pariser Dandys das einzig mögliche, denkbare Feuilleton: „le feuilleton était charmant aujourd'hui — le feuilleton est un des plus spirituels, que j'aie lus de toute ma vie — le feuilleton du lundi passé est, d'après mon avis, la crême des feuilletons;“ lauter Redensarten, welche man täglich in den Abendunterhaltungen der Chaussee d'Antin hört und dort ganz klar und verständlich findet; man nennt dort das Jules Janinsche Feuilleton kurzweg Feuilleton, und wenn man daselbst unter diesem generischen Ausdruck etwas anderes verstände, als das Feuilleton von Jules Janin, oder überhaupt diese leztere Benennung im Laufe des Gesprächs anwendete, so würde man sofort für einen Simpel aus der Provinz oder für einen Dütendreher aus der Rue Saint Denis gehalten werden.

Einen großen Theil der oben angeführten Montagsfreuden in Paris genoß ich bei Galignani; als ich aber wußte, wie göttlich „Sie“ am vorigen Abende getanzt und mich hinlänglich an den Pirouetten des Feuilletons par excellence ergözt hatte, war ich des Stadtlebens überdrüssig. Ich machte einige Gänge durch den Tuileriengarten, dieses artige Spielplätzchen für die lieben Residenzkinder und die eleganten Pariser Herrn und Damen, welche hier in den Nachmittagsstunden zwischen drei und fünf Uhr große Staatssitzung auf gemietheten Strohstühlen halten, sich gegenseitig mustern und durch Lorgnetten beäugeln, ohne gerade darum der Klatscherei und dem bösen Leumund anheimzufallen und in die Register der Chronique scandaleuse eingeschrieben zu werden. Dort, wo der Tuileriengarten in den Place de la Concorde mündet, traf ich den Omnibus, welcher nach der Barriere von Passy geht, und da gerade noch Platz übrig war, benuzte ich diese Gelegenheit, um für den höchst mäßigen Preis von sechs Sous nach Passy zu fahren. Der Weg führt an den Champs élysées vorbei, längs dem rechten Seineufer hin, wo sich unterwegs nichts Bemerkenswerthes darbietet, als der in der Nähe von Chaillot befindliche und mit Linden bepflanzte freie Platz, wo Napoleon das Fundament zu einem herrlichen Pallast für den König von Rom legen ließ. Auf dem entgegengesezten Ufer bemerkt man das Invalidenhotel mit der vergoldeten Kuppel des Doms und die Ecole militaire hinter dem Marsfelde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bilder aus dem Seeleben,

in Mährchen und Sagen.

Meerlilie.

(Fortsetzung.)

Nach diesen etwas hochmüthigen Worten verschwand der treue Häring und Dick blieb allein am Ufer stehend zurück. Es war das erstemal, daß er sich mit einem Dichter in eine Unterhandlung eingelassen hatte, und er glaubte gehört zu haben, daß es das unzuverlässigste, leichtsinnigste Volk der Erde sey; wer bürgte ihm dafür, daß sein Häring eine Ausnahme machen würde? Die Zeit schien auch in der That seinen bösen Argwohn bestätigen zu wollen, denn eine Woche, zwei Wochen, ja sogar drei Wochen vergingen, ohne daß der Abgesandte von sich hören ließ; endlich erschien er aber und sah um Vieles magerer und elender aus, als zur Zeit, wo

er auf dem Boden des Kübels geschmachtet hatte. „Du hast mir tüchtig warm gemacht!“ rief er keuchend, „kaum kann ich noch eine meiner Flossen regen, so habe ich ohne Unterlaß gerudert und gesteuert; doch Glück zu! die alte Duenna und der einfältige Kaplan sind gefunden, der Teufel aber muß den Gelehrten geholt haben, denn er war nirgends anzutreffen, obgleich ich jede dumpfe Kammer, wo ich ihn hocken glauben konnte, durchkrochen habe.“ — „Verehrter Poet,“ nahm Dick das Wort, „daß Dir das nicht so sehr zu Herzen gehe; es ist schon genug, daß Deine Geschicklichkeit den Aufenthaltsort der beiden entdeckt hat, gewiß werden diese am besten uns Auskunft geben können, wo der dritte sich verborgen hält. Laß uns nicht säumen, den Auftrag der schönen Lilie zu erfüllen.“

Die Erwähnung seiner hohen Gebieterin sezte den Häring völlig wieder in Feuer und Enthusiasmus. „Apoll strafe mich,“ rief er, indem er seine Augen mit großartigem Ausdruck im Kopfe herumrollen ließ, „daß ich auch nur auf einen Augenblick den Dienst meiner süßen Herrin hintansezte. Du hast recht, laß uns unverzüglich eilen, denn der Wohnort, den die alte, eitle Närrin sich auserwählt hat, ist ziemlich entlegen.“

Nachdem Dick also seinen Haushalt besorgt hatte, begab er sich mit dem Hofpoeten auf eine eben so langwierige als abenteuerliche Reise. Indessen der junge Mann sein Schiff bestieg und gedankenvoll am Bord saß, schwamm sein Führer behaglich in der Fluth und fand dabei noch Zeit, einige äußerst kunstfertige Sonette zu dichten, ja sogar den Plan zu einem anziehenden Romane zu entwerfen, den er, einst glücklich am Hofe der Prinzessin angelangt, herauszugeben gedachte. Da man das nördliche Meer befuhr, so blieb das Wetter nicht lange günstig; es erhob sich eines Tags ein heftiger Sturm, der, so eifrig man gegen ihn kämpfte, an Kraft stündlich zunahm und endlich das Schiff gegen eine Klippe schleuderte, an der es borst und mit der ganzen Mannschaft zu Grunde ging. Dick war anfänglich über den Verlust eines Theils seiner Güter betrübt, doch der Häring wußte ihn zu trösten, indem er versicherte, daß die Prinzessin ihn sicherlich hundertfältig entschädigen werde. „Ueberdies,“ sezte er hinzu, „kommt der Streich, den uns das Mißgeschick spielt, gerade gelegen. Wie hättest Du, ohne Aufsehen zu erregen, von Deinen Leuten Dich trennen können, um die Robbe aufzusuchen, die sich hier in unserer Nähe befindet? Glaube mir, Alles ist gut in der Welt, was uns Nutzen schafft.“

Dick wollte eben den Dichter wegen dieses leichtfertigen Grundsatzes tadeln, als sie auf dem Grunde des Meeres, wo sie sich beide befanden, ein Gewirre von vielen Stimmen vernahmen. Sie befanden sich, ohne es zu wissen, in der Mitte einer zahlreichen Assemblee, die ihre neugierigen Blicke auf sie richtete. Aber wie ward dem armen Dick, als er diese Gestalten näher in's Auge faßte! Im Kreise gelagert, sahen ihm graue, unförmliche Häupter entgegen; die dicken Leiber wühlten den Grund auf und lagen behaglich halb im weichen Sande versteckt, mehrere kleine Seepferdchen schwirrten von einem Gast zum andern und schienen die Stelle der Pagen vertreten zu wollen. Es war nicht schwer, die eitle und geschwätzige alte Oberhofmeisterin aus der Menge herauszufinden; sie war, troß ihres tonnenförmigen Leibes, der plumpen watschelnden Vorderfüßchen und der glotzenden Augen noch immer die gefallsüchtige Närrin, die sie auf der Insel am Hofe des Vaters der schönen Lilie gewesen war. Sie ließ sich von einem paar alten, dürren Taschenkrebsen eine Menge fader Schmeicheleien sagen, und beantwortete sie mit einem lauten, sprudelnden Gelächter, indem sie von Zeit zu Zeit einige Meerspinnen aufschnappte und gierig verzehrte. Ein alter, in Pensionsstand versezter Haifisch unterhielt nach Weise ungebildeter und prahlerischer Soldaten eine Anzahl junger Robben mit Zweideutigkeiten und starkgewürzten Späßen, wozu zwei oder drei gimpelhafte Seekälber eine laute Lache aufschlugen.

„Du siehst, Freund,“ sagte der Hofpoet leise zu seinem Begleiter, „den ganzen aufgepuzten Jammer unserer sogenannten schönen Welt; nirgends wahrer Geist und tiefes Gefühl. Selbst jene jungen Mädchen, deren einige in der That wohlgebildet und reizend zu nennen sind, und durch ihr Lächeln selbst das kälteste Fischblut erwärmen könnten, wie lauschen sie begierig den einfältigen Uebertreibungen des Großsprechers, wie sind sie innerlich leer und ungebildet!“ — Dick, der zu der angepriesenen Schönheit der jungen Meerungeheuer lächeln mußte, drängte den Redner, ihn vorzustellen. Die Robbe empfing ihn gütig und ließ ihre Blicke mit Wohlgefallen auf der schönen Gestalt des jungen Mannes ruhen; als er aber sein Gesuch vortrug und sich den magischen Ring ausbat, veränderte sich die Miene der alten Dame, und nicht allein, daß sie ihm kurzweg seine Bitte abschlug, sie verbot ihm auch, jemals wieder vor ihren Augen zu erscheinen. Dieses verunglückte Unternehmen schlug Dicks Muth nicht wenig nieder; doch sein Freund wußte ihn auch hier zu trösten. „Vergib mir,“ sagte er, als sie Beide allein waren, „daß ich glauben muß, Du habest noch wenig in der großen Welt gelebt. Du verstehst nicht zu schmeicheln, und das ist im Umgange mit der Welt und vorzüglich mit den Weibern das erste und vorzüglichste Erforderniß. Folge meinem Rath und wage einen zweiten Versuch, ehe Du zur Gewalt, die hier nicht wohl angewendet wäre, schreitest. Ich will für Dich ein zärtliches Gedicht abfassen, als habest Du es gemacht, entzückt von ihren himmlischen Reizen,

und wenn sie dadurch gerührt wird, so bitte Dir den Ring zum Andenken der schönen Stunde aus."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, Mai.

(Fortsetzung.)

Zur Geschichte der Portechaisen. Vénus d'Arles.

„Ich erinnerte mich," heißt es im Athénée weiter, „in meiner Jugend einige Aerzte in Lyon gesehen zu haben, die sich in der Portechaise zu ihren Kranken tragen ließen. Einer dieser Herren trug eine große Perrücke, und stieg an einem langen Stock mit großem goldenen Knopf in's höchste Stockwerk der elenden rue noire, wo ein Armer darnieder lag; denn ehemals waren die Aerzte, auch die beschäftigtsten und gesuchtesten, noch menschlich und mitleidig ohne Geld. Andere Aerzte trugen bereits das Haar wie andere Leute, und farbige Kleider; ja sie trieben die Neuerungssucht so weit, daß sie sich statt der Portechaise der Vinaigrette bedienten. Dies war ein gar komisches Gefährt, ein Sitz auf zwei Rädern, den vorne ein eingespannter Mann zog, während hinten einer nachschob. Dieser Vinaigretten bedienten sich die Mittelklassen, der tiers-état und die wohlhabenden Professoren. Daraus ist abzunehmen, daß Verbesserung und Fortschritte auch in den Fortschaffungsmitteln bereits begonnen hatten. Die Revolution nahte, und unter den tausend Dingen, die sie zertrümmerte oder umstieß, waren auch die Portechaisen und Vinaigretten. Erstere hatten jedoch auch ihre Restauration im Jahr 1814, denn der allzeitfertige Moniteur benachrichtigte einmal Frankreich, daß der Marquis v. Champaney, Gouverneur des Louvre, gnädigst den Gebrauch der Portechaisen im Innern der Tuilerien erlaubt habe. Bald nach dieser Bekanntmachung kamen die hundert Tage, und es erschien die Karrikatur, wo ein Haufe Hofleute aus dieser Zeit in ihren Portechaisen sitzend und vor ihnen ein kommandirender General in Husarenuniform abgebildet war; sie antworten auf seine kriegerische Harangue: „Ja, Monseigneur, wir sind bereit, zu kämpfen, und erwarten nur unsere Portechaisenträger, um vorzurücken (pour nous porter en avant)."

Es ist vor Kurzem in unserer Nähe zu Beaune (Côte-d'or) ein Buch erschienen, das darauf berechnet war, großes Aufsehen und Sensation zu machen, und es auch hier bei den literarischen Modelenten, Süßlingen und Süßlinginnen gemacht hat. Ich meine die Vénus d'Arles vom Chevalier Bard. Es soll genial seyn, wenigstens wiederholt dies der Verfasser mehrmals gar bescheiden. Ich aber habe in dem Buche nur eine koagulirte und krystallisirte französische Affektation und Fadheit gefunden, aber durchaus nicht das, als was es sich ankündigt, eine interessante Reise in's mittägliche Frankreich. Der Verfasser sagt: „Voici sur nos provinces méridionales quelques pages d'amateur, d'antiquaire, d'artiste, de poète, brûlantes de contemporanéité," und weiterhin: „Mon livre est un je ne sais quoi de vagabond, d'aventureux qui plaira par le charme du style, la franchise des détails, par quelque chose d'indécis, ressemblant assez bien au clair-obscur des boudoirs. L'on y trouvera la poésie pure, le style lapidaire de l'archéologue, la période sérieuse et pourtant gracieuse du narrateur bénévole d'un roman, antique de couleur, tout actuel d'action, qui vous intéressera beaucoup... La Vénus d'Arles et une idée fraiche, suave, caressante, en un mot une figure de vierge..." Der Herr Chevalier ist auch galant und dem schönen Geschlecht sehr ergeben; fast auf jeder Seite ruft er ses belles et douces lectrices aux grands yeux noirs an; für meine deutschen Landsmänninnen mit blauen Augen ist also das Buch nicht, sie würden auch schwerlich drei Seiten davon lesen mögen. Dabei gibt sich der Chevalier das Ansehen eines genialen Verführers und gefährlichen Dandy, denn er sagt: „Je suis adonné à une vie dissipée, peu soucieuse, je suis paresseux par goût, ne lisant rien, pas même les journaux, j'écris sur papier satiné avec de plumes de Perry, je brûle des pastilles du sérail, je drape ma main avec le gant blanc de filet quand j'offre à une femme de nouer mon bras au sien, je parle avec pointe, ma conversation fourmille de spiritualités, je joue sur la flûte la cavatine de la Gazza, enfin je porte un ruban à la boutonnière..." Gleiche Affektation zeigt sich auch in seiner Sprache; so finde ich z. B. die übelklingende, ganz unfranzösische Redensart: Vites-vous Paris? — Non. — Vous eûtes tort, si vous le pûtes... Bei ihm ist das Christo-Frank d'une haute portée morale. Was ist das Christ-Frank? die gothische Architektur. Gar komisch ist auch sein Vorsatz de pousser le mouvement dans le boudoir. Doch genug von dieser Affektation und französischen Unnatur!

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 135:
Die Maske.

Räthsel.

Fort, fort von hier, wer Liebe nie gekannt,
Wem nicht sein Herz für sie geglüht, gebrannt!
Mein Räthsel, ob er's auch erriethe fein,
Würd' ihm ein unauflöslich Räthsel seyn.
Fort, fort von hier, wer sich in schnöder Lust
Wegwerfen kann an feiler Weiber Brust:
Denn hätt' er auch die Worte hier gesehn,
Er würde nimmer doch den Sinn verstehn.

Es ist ein Duo, dessen Komponist
Nicht in Musik nur großer Meister ist,
Von seinen Schülern, die sein Geist gerührt,
Mit schwachen Instrumenten ausgeführt;
Aus vollen Herzen strömt es noch so rein,
Auf Noten braucht es nicht gesezt zu seyn;
Dazu verändern seine Noten sich
In jedem Land oft gar zu wunderlich.

Ein Baß und ein Diskant genügt zum Spiel,
Was drüber ist, ist allemal zu viel;
Baß und Diskant antworten sich im Nu,
Vier helle Lichter leuchten stets dazu,
Sie sehn vor sich zwei Rosenhügel blühn,
Sie sehn vor sich Rubinenthore glühn,
Durch die der Ton des schönen Duo dringt,
Deß Echo schnell von Herzen wiederklingt.

Und wenn Musik, wie man sie sonst versteht,
Mit vollerm Tone meist zum Schlusse geht,
Sodann mit lärmendem Geklatsche schließt,
Was jedes feinere Gefühl verdrießt:
Nicht so mein Duo: sein entzückend Wort
Fließt ruhig nun, dann mächtig strömend fort;
Allein sein Schluß ist nimmermehr so roh,
Es stirbt im leisesten Unisono.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 142.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 15. Juni 1835.

— In Meeresfrische
Glatt behagen sich die Fische,
Schwanken Lebens ohne Leid.
Doch, ihr festlich regen Schaaren,
Heute möchten wir erfahren,
Daß ihr mehr als Fische seyd.

Goethe.

Bilder aus dem Seeleben,
in Mährchen und Sagen.

Meerlilie.

(Fortsetzung.)

„Unmöglich!“ rief Dick entrüstet; „ich diesem Ungethüm schmeicheln!“ — „Lieber, junger Freund,“ entgegnete der Häring mit einem kleinen, spöttischen Lächeln, „wie neu bist Du in allem, was weltliche Klugheit heißt! Die Robbe wird sicherlich nicht das lezte alte häßliche Weib seyn, dem Du einer schönen Tochter wegen schmeicheln mußt. Thue, was ich Dir sage, und der Erfolg wird lehren, daß ich Recht habe.“

Dick widersprach nicht weiter, er nahm das Gedicht des Poeten, und siehe da, schneller, als er es gehofft hatte, war er im Besitz des Ringes. Er dankte dem klugen Rathgeber, und beide machten sich auf, um die Wohnung des Kaplans zu entdecken. Ein günstiges Geschick wies sie gerade vor die rechte Thür. Schon von Weitem ließ sich ein dumpfes Schnarchen vernehmen, und alsbald zeigte sich auf einem sonnigen Plätzchen am Strande ein mächtiger Seehund, der hier Mittagsruhe hielt. Eine Meerotter trug während des Schlummers ihres Herrn mehrere fette Schnecken zum Abendbrod zusammen. „Da erkenne ich meinen alten Freund!“ rief der Häring; „er schlummert, nachdem er gewiß eine höchst salbungsvolle Predigt gehalten hat, und seine Köchin ist für den Haushalt nach gewohnter Weise beschäftigt. Laß uns hier kurze Sprünge machen; indessen ich der Otter einige Schmeicheleien über ihre Wirthschaftlichkeit sage, bemächtige Du Dich des silbernen Stäbchens, das dort neben dem Schläfer im Sande blinkt.“ Gesagt, gethan, das zweite Kleinod war nun auch in ihrem Besitz, und die Freunde waren nicht wenig froh hierüber. Allein nun blieb das schwierigste Unternehmen übrig: wo sollte man den Gelehrten entdecken? Ueber diese Frage nachsinnend, wandelten beide Genossen in trübem Schweigen neben einander auf dem Meeresgrunde, als sie am Ende des dritten Tags, da sie schon fast alle Hoffnung aufgegeben hatten, zwei ziemlich laut sprechende Stimmen in ihrer Nähe vernahmen. Der Häring stieß mit seinem spitzigen Mäulchen sogleich den träumenden jungen Freund an, indem er ihm Aufmerksamkeit empfahl. Dick wurde eine kleine Wasserschlange und einen Seeigel gewahr, die mit einander ziemlich eilig dahinwanderten. „Macht schneller fort, liebster Vetter!“ rief die Schlange, „wir langen sonst wiederum zu spät in der Vorlesung an, und Euer wird die Schuld seyn, wenn ich dann an Gelehrsamkeit und Kenntniß Mangel leide.“ — „Ihr

macht Euch unnöthige Sorge, Muhme," keuchte der Igel; „nach meiner Ansicht seyd Ihr für ein Frauenzimmer gerade gebildet genug; Ihr wißt, ich hasse nichts so sehr als gelehrte Damen, und ich wäre untröstlich, in meiner Verwandschaft eine solche zu besitzen." Die Schlange zischte mit leisem Spotte, ohne etwas zu erwidern; sie glitt dagegen noch schneller und behender dahin. „So seyd Ihr auch der Meinung des gelehrten Hummers," nahm der Igel wieder das Wort, „daß ich ausnehmend viel kritisches Talent besitze und daher eigentlich zum Rezensenten geboren bin? In der That, ich merkte etwas von der Absicht des Himmels, als ich zum ersten Mal an meinem Körper diese große Anzahl von scharfen, spitzigen Pfeilen keimen sah, deren kein anderes Thier sich erfreuen kann. Auch konnte ich frühzeitig keinen Widerspruch vertragen, und wenn mich die Leute, die ich durch meine beißenden Sarkasmen beleidigt hatte, angreifen wollten, so wand ich mich in einen Knäuel zusammen und lachte innerlich, wenn die Narren sich an den Stacheln das ungewaschene Maul aufrissen, mir aber auf keine Weise etwas anhaben konnten. Seht, Muhme, so kann man grob und unverschämt seyn, ohne irgend Jemand scheuen zu müssen."

Die Schlange, die in diesen Aeußerungen eine niedrige Gesinnung ihres Verwandten entdecken mochte, beharrte in ihrem Stillschweigen, und Beide langten jetzt bei dem Hummer an, da ein Theil der Versammlung sich schon wieder verloren hatte. Aus einer Felsenspalte, halb verdeckt von dem überhängenden Wassergrase, blickte das ehrwürdige Antlitz des gelehrten Krebses hervor. Die großen, glotzenden Augen waren mit einer Brille bewaffnet, und in einer der mächtigen Scheeren lagen mehrere Bogen einer tiefsinnigen Abhandlung eingeklemmt. Er begrüßte die Ankömmlinge, ohne sie einer besondern Aufmerksamkeit zu würdigen, und fuhr dann mit schnarrender Stimme fort, die kostbaren Früchte seiner Gelehrsamkeit auszutheilen. Der Häring nahm mit äußerster Vorsicht vor den Stacheln des Igels den untersten Platz ein, indem er mit gespannter Aufmerksamkeit dem Vortrage folgte; Dick dagegen belustigte sich an den gelehrten Grimassen des Redners, und ließ endlich seinen Blick auf der goldenen Kette haften, die zwischen den schwarzen Schuppen des häßlichen Körpers niederhing.

„Diesen Schatz zu gewinnen," bemerkte der Häring zu seinem Freunde, als sie allein waren, „wird mehr Mühe kosten, als zur Erlangung der beiden andern erforderlich war. Einen Gelehrten, der die Eitelkeiten der Welt genugsam kennt und verachtet, darf man nicht durch ein kostbares Geschenk zu bethören hoffen; eben so wenig wage ich es hier, wo so viele feine Kritiker versammelt sind, mit den Schöpfungen meiner Muse hervorzutreten." — „Wie!" rief Dick, erstaunt und befremdet durch die Bescheidenheit seines poetischen Freundes, die jetzt zum ersten Mal und sehr zur Unzeit laut wurde, „soll denn ein günstiges Ungefähr umsonst uns den Aufenthaltsort dieses dritten tückischen Verräthers der schönen Lilie gezeigt haben? Soll hier unsere Klugheit, unser Unternehmungsgeist elend scheitern?" — „Ereifere Dich nicht," entgegnete der Dichter, „es ist noch nichts verloren; meine Worte sollten Dir nur anzeigen, daß auch hier Klugheit und Erfahrung unsere Schritte lenken muß. Laß uns auf ein Mittel sinnen, das uns sicher zum Zwecke führt."

Nach diesen Worten begab sich der Häring in die Einsamkeit, um ungestört nachgrübeln zu können. Es vergingen mehrere Tage, ohne daß er sich blicken ließ, und Dick empfand schon den lebhaftesten Unwillen. Er zählte die Wochen und Monde, die vergangen waren, seit er sich zum Retter der schönen Lilie erklärt hatte, und noch war das Werk nicht vollbracht, noch schmachtete die süße Gestalt in elender Gefangenschaft auf dem Meeresgrunde. Der Gedanke, daß sie ihn wohl für treulos oder wortbrüchig halten könne, peinigte ihn auf's Härteste. Er setzte sich auf die Trümmer eines Schiffes nieder und senkte sein Haupt in die Hand, indem er die magische Perle an seiner Brust betrachtete. Sein seltsamer Zustand fiel ihm jetzt erst recht auf und er seufzte vor sich hin: „Wie sitze ich so wunderlich im Reiche der Gewässer da! wahrlich, ich bin unter Fischen selbst ein Fisch geworden, mich lockt nicht mehr die klare Himmelsluft, die ich sonst athmete, ich entbehre nicht den Schmelz der Wiesen, auf dem mein Fuß wandelte, und das Alles hat die Liebe bewirkt. Was zögere ich noch, schnell mein Ziel zu erreichen? Ist hier nicht Gewalt ebenso wie List erlaubt, und welchen Widerstand kann mir wohl der alte, vertrocknete Gelehrte bieten? Wohlan, ich will machen, daß er seine letzte Vorlesung gehalten haben soll." — „Das wirst Du nicht!" rief der Häring, der jetzt plötzlich in Gesellschaft der Wasserschlange aus den Trümmern hervorgeschossen kam; „ich will Dir diesen wenig ehrenvollen Mord ersparen. Meine Freundin und ich haben unter den Schätzen dieses versunkenen Schiffs, welches vielleicht schon Jahrhunderte hier liegt, eine Kiste entdeckt, gefüllt mit alten Pergamentrollen, die ein höchst gelehrtes Ansehen haben. Nimm den ganzen Reichthum, Freund, auf Deine Schultern und biete sie als handelnder Antiquar dem Hummer; ich müßte mich sehr irren, wenn er Dir nicht für dieses alte chaldäische Manuscript zum Beispiel mit Vergnügen die goldene Kette gäbe. Eile und bringe uns bald günstige Antwort."

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Montag in Paris, Passy und Auteuil.

(Fortsetzung.)

Dicht am rechten Seineufer und dem Marsfelde gegenüber, von dem es nur durch die Brücke von Jena getrennt ist, liegt Passy auf einer mäßigen Anhöhe, von der man eine schöne Aussicht auf einen bedeutenden Theil von Paris und seinen Umgebungen hat. Die reine, gesunde Luft, welche man zu Passy einathmet, das freundliche und zugleich elegante Aussehen seiner Häuser, die Mineralwasser, die Bäder und die Nähe des Bois de Boulogne machen den Aufenthalt daselbst ebenso angenehm als heilsam. Der berühmte Franklin hat lange das Haus des Leroi de Caumont in Passy bewohnt, auf welchem Hause der erste Blitzableiter in ganz Europa angebracht wurde. Latour d'Auvergne lebte nach dem ersten spanischen Frieden zurückgezogen in Passy. Er widmete seine Muße ernsthaften Studien, und wollte die letzte Hand an sein Werk, Origines gauloises betitelt, legen, als er erfuhr, daß der Sohn seines Freundes Le Brigant konscriptionsfähig sey und dienen solle. Er erbittet und erhält es, für ihn eintreten zu dürfen, und begibt sich unter die Reihen der Grenadiere von der 46sten Halbbrigade. Ein Lanzenstich tödtete ihn während der Schlacht; sein Andenken ziert der Titel des ersten Grenadiers der Republik. — In neuern Zeiten lebt in Passy der französische Volksdichter Béranger, still und zurückgezogen von dem Lärm der Welt und dem Getriebe der Parteien; seine Muse ist verstummt seit zwei Jahren und darüber, und Andere rupfen jetzt Federn aus Bérangers Flügeln, mit welchen dieser, wenn auch nicht immer flog, doch schlug.

Vor dem Thore von Passy liegt der bekannte Ranelagh. Jene drei Herren, welche wir dort um den Tisch im Freien so lustig zechen sehen, sind gewiß in ganz anderer Absicht hieher gekommen, als um fröhlich zu seyn, und nur eine glückliche Wendung des Zufalls hat vielleicht aus dem projektirten Trauerspiele ein Lustspiel gemacht. Der Ranelagh ist nämlich das gewöhnliche Rendezvous der Pariser Duellanten, gegen welche die strengen Mandate Ludwigs XIV. und die Beredsamkeit eines Jean Jacques Rousseau erfolglos geblieben sind. In den freundlichern Jahreszeiten tanzen hier auch alle Sonntag die schwarzaugigen Grisetten, und aus einem auf der nahe gelegenen Wiese errichteten Pavillon ertönt lärmende Regimentsmusik, unter deren Klang der Pariser Spießbürger seine diätetische Motion macht, um die saure Wochenarbeit oder den schlechten Absatz zu verwinden. Der Ranelagh liegt schon im Bois de Boulogne, welches man unmittelbar vor dem Thore von Passy betritt. Das Gehölz von Boulogne war ehemals unter dem Namen Bois de Saint-Cloud und Bois de Rouvray bekannt, und gewährte besonders den Botanikern eine reiche Ausbeute. Seither ist es nun die beliebteste und besuchteste Promenade der vornehmen Welt geworden. So oft im Winter und Frühjahr nur ein sonniger Tag ist, so oft im Sommer der Sonnenschein nicht zu grell und die Hitze nicht zu drückend ist, fährt und reitet die Pariser fashionable Welt nach dem Bois de Boulogne. Die zahlreichen Wege des Gehölzes werden an schönen Tagen von einer Menge von Wagen und Reitern durchschnitten; besonders ist die Allee von Longchamps hinter der Porte de Maillot mit glänzenden Equipagen bedeckt, in denen die Damen der hohen Finanz und die Marquisinnen aus dem noblen Faubourg St. Germain sich in Aufwand und Pracht überbieten. Die Allee von Longchamps ist die besuchteste des ganzen Gehölzes, theils weil sie einmal Mode geworden ist, theils weil ihre hohen Kastanienbäume wenigstens einigen Schatten und erfrischende Kühle gewähren. Außerdem sieht man sich im Boulogner Gehölz vergebens nach schattigen Alleen um; es besteht meistens aus niedrigem Gestrüpp und Gesträuch, inmitten dessen hie und da einige Eichbäume hervorragen. Die Pariser erzählen Einem oft mit großem Leidwesen, daß „die verbündeten Horden" im Jahre 1815 den ganzen Wald von Boulogne zu ihren Bivouakfeuern verbraucht hätten, was sie für höchst verrucht halten. Als den romantischsten Theil des Gehölzes bezeichnet man gewöhnlich die sogenannte Mare, eine kleine, stehende Lache, welche im Sommer gewöhnlich austrocknet, an deren Ufern jedoch einige stämmige Eichen stehen, von wo aus man eine artige Aussicht auf die gegenüberliegenden Höhen von Meudon genießt. Die vielen Equipagen und Reiter, welche unaufhörlich das Gehölz in allen Richtungen durchkreuzen und dicke Staubwolken hinter sich aufregen, vertreiben die Spaziergänger aus den Alleen. Die Reitenden und Fahrenden können zwar selbst wenig frische Luft schöpfen; doch ist das mehr Nebensache für Leute dieser Art; der Dandy will gleich dem Puterhahn sich lächerlich spreizen und kollern, und die Dame der großen Welt gleich dem stolzen Pfau ein prächtiges Rad an der Sonne schlagen. Wenn diese Bedürfnisse befriedigt sind, denkt man auch bei Gelegenheit daran, etwas frische Luft auf der Promenade einzuathmen.

Vom Ranelagh führt die Route de la Muette durch's Bois de Boulogne nach dem eine Viertelstunde entfernten Auteuil, welches etwa auf der Mitte des Weges von Paris nach St. Cloud, eine Meile von Paris, gelegen ist. Es hat eine ganz pittoreske Lage, und ist voll von allerliebsten Landhäusern, unter denen das der herzoglichen Familie Montmorency das bemerkenswertheste ist. Ehemals waren die Weinberge von Auteuil sehr gerühmt, und die Domherrn der heiligen Genovefakirche

in Paris verkauften den Ertrag derselben um einen hohen Preis an die Bischöfe. An die Stelle der Weinberge sind heutiges Tags hübsche Gartenanlagen mit geschmackvollen eleganten Häusern getreten, welche Auteuil zu einem beliebten und besuchten Sommeraufenthalte der Pariser Familien gemacht haben. Die reichen Bankiersfrauen wohnen hier in der Regel während der Saison, d. h. vier Sommermonate hindurch. Jede Woche fahren sie indeß ein oder zweimal nach Paris, um die große Oper zu besuchen und sich die Langeweile zu verkürzen; denn das Ohr dieser Damen ist nicht gewöhnt an die Tonweisen der ländlichen Stille, und es versteht das lärmende Orchester in der Rue Lepelletier besser, als das Säuseln der Ostwinde in den Rosengebüschen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Sprichworte.

Auf der bunten Erdenreise
Führt uns Glück und Unglück gleich.
Möge dich das Unglück weise
Und das Glück dich machen reich.

Vergeblich wahrest du vor Liebe
Der schönen Tochter Blüthezeit:
Nicht nur Gelegenheit macht Diebe,
Der Dieb auch macht Gelegenheit.

Die Jahre fliehn, sie kehren nimmer wieder:
Wer nicht bei zwanzig schön von Angesicht,
Wenn nicht bei dreißig schon erstarkt die Glieder,
Wem es bei vierzig noch an Witz gebricht,
Und wem bei fünfzig mangeln Hab und Güter,
Der quäle sich mit eitler Hoffnung nicht.
Er ist zur unglücksel'gen Zeit geboren,
Zu keinem Glück der Erden auserkoren.

Elternwunsch ist ohne Ende,
Bald gefüllt sind Kinderhände.

Ch. Wurm.

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, Mai.

(Beschluß.)

Dichterschmerzen und Freuden.

Eine andere Spielart dieser Affektation und französischen Unnatur ist hauptsächlich in Paris zu Haus, findet sich aber auch in einzelnen Exemplaren hier, wovon wir in den vergangenen Monaten einige traurige Beispiele gehabt haben. Es sind die jungen, die blutjungen Leute, größtentheils Dichter, die sich bitter beklagen, daß man ihr Talent nicht anerkenne und würdige, daß die Gesellschaft gefühllos sey und sie zurückstoße, ihr Genie im Elend und in Dunkelheit schmachten lasse u. s. w., und die sich deßhalb — versteht sich mit Hinterlassung eines erklärenden Gedichts — todtschießen oder ersticken. Für sie ist Alfred de Vigny's leztes Drama Chatterton ein willkommenes Beispiel. Diese jungen Leute sind aber im Irrthum; denn in Frankreich machen Männer von echtem dichterischen oder literarischen Talent viel mehr und früher ihr Glück, als anderswo, zumal in Deutschland; nur müssen sie einige Jahre Geduld haben und etwas beharrlich seyn. Man werfe nur einen Blick auf die ausgezeichnetsten Männer unserer Literatur: Chateaubriand, Thiers, Guizot, Villemain, Lamartine, V. Hugo, Cas. Delavigne, Scribe &c. Alle fingen klein und schwach an, und waren bei diesem Anfang weder vornehm, noch reich. Lamartine wurde bei dem Erscheinen seiner ersten Gedichte sehr ungerecht und hart von der Kritik angelassen; V. Hugo's erste Versuche blieben einige Monate im Laden des Buchhändlers, und Niemand kannte sie außer diesem und dem Ladendiener; Cas. Delavigne ging es nicht besser, denn das Théâtre français wollte seine Vêpres siciliennes nur dann aufführen, wenn man ihm verstatte, Aenderungen damit vorzunehmen; Scribe's erste Vaudevilles wurden mit Recht ausgepfiffen. Wenn sie und die Andern, statt ferner zu arbeiten, sich anzustrengen und zu bemühen, den Muth verloren, über Ungerechtigkeit und socialen Druck geschrien und sich umgebracht hätten, würden sie nicht Staatsminister und Staatsräthe, angesehen und reich geworden seyn. So ist es aber nicht bloß in der Literatur, sondern auch in den Naturwissenschaften, nur ist hier mehr Arbeit und Ausdauer nöthig; wem aber diese nicht fehlen, der kann es bei uns weit bringen. Es ist erst einige Monate her, so bewegte sich der Leichenzug eines berühmten Mannes durch die Straßen von Paris. Er hinterließ ein ungeheures Vermögen, alle Gelehrte hatten ihn bewundert, alle Studenten der Arzneischule folgten traurig seinem Sarge. Vor vierzig Jahren war der Todte ein armer Junge, der barfuß in seinem Dorfe herumlief, böse Streiche machte und nichts lernte, weil sein Vater zu arm war, um ihn in die Schule zu schicken. Der kleine Junge war Dupuytren, der neulich bei seinem Tode ein Vermögen von sechs Millionen Franken hinterlassen hat. Allerdings lassen sich ausgezeichnete Männer bei uns und in England anführen, die im Elend starben, z. B. J. J. Rousseau, Malfilâtre, Gilbert u. s. w.; wer weiß aber nicht, daß es lediglich J. J. Rousseau's eigene Schuld war, wenn er die Gelegenheit zu anständigem Auskommen versäumte, und wenn er durch seine leidige Wirthschaft mit einem elenden Weibsbild auf keinen grünen Zweig kam. Mit Malfilâtre war es fast ebenso, denn auch er hätte recht gut leben können, wenn er Sitte und Ordnung geliebt hätte. Auch von Gilbert muß dies gesagt werden, denn mit seinem Gehalt als Geistlicher, mit der Unterstützung des Erzbischofs von Paris und dem Ertrag seiner Werke hätte er recht gut leben können; er aber glaubte, es gehöre zum Dichter, gar keine Ordnung in seinem materiellen Leben zu haben. Es ist unrichtig, daß ihn die damals einflußreichen Philosophen, auf die er Satiren machte, verfolgt hätten. Sie fanden diese Reimereien freilich elend und sagten es laut, aber kein Mensch hat ihn darum verfolgt. Es ist schwer, Jemandens Glück zu machen, wenn er sich mit Händen und Füßen dagegen sträubt.

Beilage: Literaturblatt Nr. 61.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 143.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 16. Juni 1835.

Noristine locum potiorem rure beato?

Horat.

Ein Montag in Paris, Passy und Auteuil.

(Fortsetzung.)

Auffallend war es mir, daß ich in Auteuil fast vor jedem Gartenhause angeschrieben fand: Campagne à louer ou à vendre. Der Besitz in Frankreich, vielfach zerstückelt und vertheilt, ist weniger dauerhaft und beständig, als bei uns. Selten vererbt sich hier ein schönes Landgut vom Vater auf den Sohn; es verbleibt nicht ganze Lebensalter hindurch ungetheilt bei einer und derselben Familie, sondern wechselt fast alle zwei oder drei Jahre seinen Besitzer. Die häufigste Ursache davon ist wohl der alljährlich in's Grenzenlose steigende Luxus. In einer Welt, wie Paris, wo man dem Reichthume Alles bietet und der Laune eines Crösus das freieste Spiel vergönnt ist, müssen sich der Luxus und die Prachtliebe zu den sonderbarsten und riesenhaftesten Gestalten ausbilden. Von dieser Prunksucht finden wir selbst manche in anderem Betracht edle und verdienstvolle Männer angesteckt, und der zügellose Luxus ist es, welcher binnen kurzer Zeit die reichsten und wohlhabensten Familien ruinirt und Andere dafür auf ebenso kurze Zeit an ihre Stelle sezt. Vor wenigen Tagen wurde das prächtige Landhaus des Fabrikanten Ternaux in Auteuil versteigert, welcher während der Restauration, nächst Jacques Laffitte, der reichste Mann in Frankreich war.

Insbesondere verdankt Auteuil seinen Ruf den literarischen Celebritäten, welche daselbst, fern vom Geräusche des Hofs und der Stadt, ihre unsterblichen Meisterwerke schrieben. Molière und Boileau hatten Jeder einen ländlichen Ruhesitz zu Auteuil. Das Haus, welches Boileau und nach ihm Gendron, ein sehr berühmter und geschickter Arzt seiner Zeit, bewohnt haben, gehört gegenwärtig der Madame Foster. Molière's Haus ist heutzutage das Eigenthum des Herrn de Choiseul-Praslin und ist nicht weit von der Kirche des Orts entfernt. Der französische Dichter Andrieux hat uns in einer anziehenden Komödie eine Schilderung von jenen lustigen Soupers in Auteuil gegeben, woran Molière und die berühmtesten Schriftsteller des Jahrhunderts Theil nahmen, und wo einmal Boileau, Racine und Molière während eines Streites über die Unsterblichkeit der Seele so sehr dem Weine zusprachen und in Begeisterung geriethen, daß sie beschlossen, sich unmittelbar das Leben zu nehmen. Ein witziger Einfall von Chapelle, welcher zugegen und noch der Nüchternste war, konnte sie allein von der Ausführung ihres Vorhabens abbringen.

Auteuil hat das Andenken seiner zwei berühmten Gäste aus jener Zeit dadurch geheiligt, daß es die Straßen, worin sie gewohnt haben, nach ihnen benannt hat. Der Gebrauch, Straßen und öffentliche Plätze nach berühmten Schriftstellern zu benennen, ist in

Frankreich sehr häufig und verdient lobende Erwähnung und Nachahmung. In Paris, so wie in den Provinzialstädten, trifft man jeden Augenblick auf eine Straße oder einen öffentlichen Platz, die nach einem großen Dichter oder Schriftsteller genannt sind. In Paris allein kenne ich eine Rue Jean-Jacques Rousseau, Rue Montesquieu, Rue Corneille, Rue et Quai Voltaire, Rue Racine, Rue Boileau etc., und die Hotels und Café's, welche die Namen berühmter Schriftsteller tragen, sind ungemein zahlreich. Wir Deutsche sind in dieser Hinsicht noch äußerst karg gewesen; hat Stuttgart eine Schillersstraße? hat Dresden einen Winkelmannsplatz? ist in Wien, Berlin und Frankfurt schon eine Straße oder ein öffentlicher Platz nach Beethoven, Herder und Sömmering benannt? Es ist eine althergebrachte, löbliche Sitte, Straßen und Plätze mit den Namen verehrter Regenten und berühmter Kriegshelden zu schmücken; es wäre wünschenswerth, daß unsere Zeit unpartheiisch genug seyn möchte, das Andenken gefeierter Dichter, Philosophen und Künstler auf dieselbe Weise zu ehren, zumal da beide Sitten ganz wohl neben einander bestehen können.

Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts war Auteuil der Wohnsitz der Wittwe des Helvetius, um die sich die ausgezeichnetsten Gelehrten und Staatsmänner jener Zeit versammelten. Napoleon, als er noch erster Konsul war, besuchte oft den Landsitz der Wittwe des Helvetius; er unterhielt sich mit ihr über ihre geschmackvollen Gartenanlagen, ihre stille, genügsame Lebensweise, und gehörte zu denen, welche der Geistesgewandtheit, den Kenntnissen und den vortrefflichen Eigenschaften dieser Frau gerechte Bewunderung zollten.

In neuesten Zeiten hat Börne Auteuil zu seinem Aufenthalte gewählt; er wohnt in der Regel nur zwei oder drei Wintermonate in der Stadt und lebt die übrige Zeit des Jahrs auf dem Lande in Auteuil, wenig bekümmert, wie es scheint, um die Welthändel, und fern von allen literarischen Coterien. Erwarten Sie aber nicht, daß ich ihn gleich einer Geliebten beschreibe, daß ich ihm eine sehr reine, feingebildete Stirne, eine gutgeformte Nase zwischen zwei kleinen, aber geistreichen, tiefblauen Augen, einen rothen Mund, ein gesundes, hellblondes Haar, das, mitten auf der Stirne gescheitelt, in leichten Wellen um den Nacken fließt, und dazu eine Haut gebe, so weiß und rosenroth, so frisch und fein, daß keine der schönen Leserinnen sich einen Augenblick schämen würde, sie der ihrigen zu vergleichen; ich weiß bloß über Börne zu berichten, was ich von mehreren Seiten her gehört, daß er nämlich mit historischen Studien beschäftigt sey, worauf allerdings seine zerstreuten Arbeiten in den französischen Blättern hinzudeuten scheinen. Das freundliche wie das feindselige Gefolge von Lesern hat sich zwar durch den Uebertritt Börne's aus dem Kreise der reinen Aesthetik in die ausschließliche Sphäre der Politik anders und stärker abgetheilt; kann aber ein Autor so leicht sich und damit sein Gefolge ändern? Der erste schriftstellerische Versuch eines tüchtigen, mannbaren Autors grundirt jeden nachfolgenden, und Börne's ästhetische und politische Aphorismen sind nichts als die gedrungene, ineinandergefaltete Knospe seiner spätern Briefe aus Paris.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bilder aus dem Seeleben,

in Mährchen und Sagen.

Meerlilie.

(Fortsetzung.)

Dick erkannte auch hier die Ueberlegenheit und Welterfahrung seines Freundes, und tadelte sich innerlich wegen seines Kleinmuths. Als er vor der Wohnung des Hummers erschien, kostete es Mühe, Eintritt zu erhalten, weil der Gelehrte sich eben in eine tiefsinnige Forschung eingelassen hatte, wo jede Störung auf's Schärfste verboten war. Als er endlich vorgeführt wurde, fand er den kritischen Igel zur Seite des Hummers, und beide sahen mit einem leichten, verachtenden Blick auf die kostbaren Schätze, die der Jüngling vor ihnen ausbreitete. Der leztere ließ sich das chaldäische Manuscript geben und klemmte es in eine seiner großen Scheeren, indem seine glotzenden Augen verdrießlich auf dem Pergament umherirrten; allein je länger er las, desto mehr erheiterten sich seine Züge; er winkte den Igel näher, und beide sprachen lange Zeit mit einander in einer fremden Sprache, die Dick in seiner Einfalt noch nie gehört hatte. Er sah nur, daß die Augen des Gelehrten vor Freude immer glotzender wurden und der Igel nach und nach seine Stacheln gänzlich senkte, als halte er es für unwürdig, in Gegenwart eines so trefflichen alten Autors die kritischen Waffen zur Schau zu tragen. „Beim heiligen Papirius!“ rief endlich der Gelehrte, „Du hast mir, junger Freund, nach langen Jahren eines mühseligen Berufs die erste wahrhaft erquickliche Stunde bereitet. Ja, diese Schrift verdiente mit goldenen Lettern auf eine silberne Tafel geschrieben zu werden. Sprich, welchen Preis Du für sie bestimmt hast, und besäße ich die größten Schätze, so sollten sie Dein seyn; leider aber bin ich ein Gelehrter, und diese Leute pflegen eben nicht mit irdischem Reichthum sehr gesegnet zu seyn; dieses bedenke und fordere nicht zu unbillig.“ — „Hochwürdiger Herr,“ nahm Dick das Wort, „das Glück, Euch von Angesicht gesehen und Eure edlen Worte gehört zu haben, ist für mich Belohnung

genug; wollt Ihr jedoch dem etwas zufügen, so gebt mir die leichte goldene Kette um Euern Hals, welche für Euch ein leicht entbehrlicher Schmuck scheint."

Der Hummer runzelte bei diesen Worten die Stirn, er blickte lange das Manuscript an und schien mit sich zu Rathe zu gehen, was er thun sollte. „Junger Mann," sagte er endlich, „Du forderst mehr von mir, als ich eigentlich geben darf. Diese Kette, so elend und verächtlich sie auch scheint, ist ein magisches Kleinod, das ich von einem mächtigen Fürsten erhalten habe, und welches zu entäußern er mir auf das Strengste untersagt hat; dennoch aber ist mein Durst nach dem gelehrten Schatze überwiegend; Du magst sie dahin nehmen, wahre sie wohl!"

Dicks Freude, als er nun die drei Gaben, an welche die Befreiung der schönen Lilie geknüpft war, beisammen hatte, war groß, so groß, daß er beinahe den Hofpoeten und seine Freundin, die Schlange, darüber vergessen hätte, und ohne sie zur Prinzessin geeilt wäre. Der Häring war nicht wenig stolz auf seine Klugheit, als er den glücklichen Ausgang des Unternehmens erfuhr. Die Wasserschlange bat, man möchte sie auf die fernere Reise mitnehmen, weil sie neugierig war, die Bekanntschaft der schönen Königstochter zu machen, und Dick, der sich ihr gefällig bezeigen wollte, traf Anstalten zur gemeinschaftlichen Reise.

So waren drei Jahre vergangen, als wieder über jene paradiesischen Gärten in heller Krystallwoge sich ein majestätisches Schiff hinbewegte, das jetzt dem jungen, reichen Handelsherrn gehörte, der einst an dessen Bord als niederer Schiffsjunge gedient hatte. Diese Wandlung bedenkend, saß Dick auf dem Verdeck, und seine Blicke sahen sehnsüchtig auf's Meer nieder; da tauchte am Horizonte etwas auf, wie der Fittig eines weißen Schwans; näher und näher dem Auge gerückt, entfaltete sich bald der Kelch der wohlbekannten Riesenblume, und Dicks Herz schlug heftiger. Er machte seine beiden im Wasser schwimmenden Freunde darauf aufmerksam, und sie theilten seine Freude. Wie ehemals, so wurde auch jezt bei Annäherung an die Blume die ganze Mannschaft von Schlummer befangen, und ungesehen stieg Dick in die Fluthen nieder. Kaum hatte er zu den Füßen der schönen Lilie die magischen Gaben niedergelegt, als ein heller, klingender Schauer durch das nächtliche Meer ging. Die Korallenlaube brach zusammen, und die holde, schlummernde Gestalt richtete sich empor, indem sie die langen, dunkeln Locken aus der Stirne strich. Ihr erstes, süßes Lächeln begrüßte den Jüngling, der mit den Thränen der Rührung und Zärtlichkeit in ihrem Anschauen verloren war.

Nach einer langen Pause nahm sie das Wort und sprach mit dem süßesten Tone zu ihrem Befreier: „Kühner Jüngling, Du hast mich errettet; wenn Du es forderst, so bin ich die Deinige mit allen meinen Schätzen." — „Schöne Prinzessin," entgegnete Dick, indem er in seiner unterwürfigen Stellung verharrte, „glaube nicht, daß jemals ein so kühner Gedanke, wie Du ihn eben ausgesprochen, durch meine Seele ging. Nein, ich habe Dir nur gedient, um die Schändlichkeit Deiner Verräther zu bestrafen und Dir zum Besitz Deines Königsthrons zu verhelfen. Nimmermehr würde doch der arme Schifferknabe mit der Prinzessin zusammenleben können. Reise glücklich, vermähle Dich mit dem Prinzen, den Du liebst und mit dem Du schon die Porträts gewechselt hast; mir laß nur die Freude, Dein Andenken zu bewahren, und Dir zugleich diese würdigen Leute — hier zeigte er auf den Häring und die Wasserschlange — auf's Wärmste zu empfehlen."

Diese Worte des schönen Jünglings rührten die zärtliche Lilie; sie konnte sich nicht enthalten, einen Kuß auf seine Lippen zu drücken und mit einer Thräne des schmerzlichsten Abschieds von ihm zu scheiden. Sie hätte sich vielleicht doch noch entschlossen, ihn zum Gemahl zu erheben, wenn nicht der unglückliche Porträtwechsel schon geschehen wäre; so aber unterlag sie dem Schicksal, das auf allen Prinzessinnen ruht, nämlich ihre liebsten Neigungen unterdrücken zu müssen. Der Hofpoet empfand bei der so edelmüthigen Trennung der beiden Liebenden die innigste Rührung, und selbst die Wasserschlange zerdrückte ein paar empfindsame Thränen in ihren klaren Augen.

In den Strahlen der Morgensonne, als Dick schon wieder auf seinem Schiffe war, stieg ein farbiger Nebel aus dem Meere auf; er gestaltete sich immer dichter, und endlich schwamm eine zierliche Flotte daher mit bunten, stattlichen Flaggen und Wimpeln, dicht am Schiffe vorüber. Eine helle, freudige Musik schallte daher, purpurne und goldene Stoffe blinkten am Bord, und in der schönsten Gondel, unter einem prächtigen Baldachin, stand Prinzessin Lilie im königlichen Schmuck und winkte huldreiche Grüße herüber. Neben ihr stand ein junger, magerer Herr mit einem spitzigen, süßlächelnden Mäulchen: es war der Hofpoet. Auf den andern Schiffen vertheilt, erkannte Dick alsbald die dicke Oberhofmeisterin, den schläfrigen Kaplan, und endlich, in einer Menge Pergamentrollen lesend, den gelehrten Hummer, neben ihm den kritischen Igel. Von den drei Verräthern richtete keiner den Blick auf; das Schicksal, das ihrer am Hofe wartete, schien sie sehr nachdenklich zu stimmen.

Als die Flotte vorüber war, wandte der arme Dick das Auge ab, und seine Thränen flossen. Er mochte die Schätze nicht einmal ansehen, die als Dank der Lilie die Wassergeister auf sein Schiff gehäuft hatten. So reich und angesehen er auch sein ganzes Leben hindurch war, immer dachte er mit Wehmuth an die schöne, wunderbare Liebe seiner Jugend zurück. Dabei blieb ihm jedoch immer eine gewisse Scheu vor alten Hofdamen, vor Gelehrten, und selbst vor T[illegible]chtern.

(Schluß der Meerlilie.)

Der Wanderer und der Baum.

Der Wanderer.

Junger Baum auf fremdem Grund,
Ist dein Herz wohl nicht gesund,
Oder trägst du Liebeskummer,
Daß, geschreckt aus leisem Schlummer,
In die Nacht dein Wipfel ragt,
Und so einsam schauernd klagt?

Der Baum.

Habe für die Frage Dank!
Wohl bin ich im Herzen krank;
Ach! ich muß die Heimath missen,
Der sie grausam mich entrissen,
Und so eben sah im Traum
Ich den fernen Nachbarsbaum.

Der Wanderer.

Lieber Baum, dein Herzeleid
Sezt auch mich in Traurigkeit,
Und ich fühle deine Klagen
Meinem Herzen Wunden schlagen,
Daß in später Mitternacht
Tiefe Sehnsucht mir erwacht.

Ich auch bin in fremdem Land,
Abgerissen ist das Band;
Fremde Schauer mich umbrausen,
Einsamkeit und nächtlich Grausen,
Und der Freundschaft süße Lust
Lebt mir an entfernter Brust.

Der Baum.

O, so komm in meinen Arm,
Und verschlummre deinen Harm;
Komm, wir wollen, traurig beide,
Ruhen auf der kahlen Haide,
Denn es ziehet Herz an Herz
Gleiches Heimweh, gleicher Schmerz.

Nic. Müller.

Korrespondenz-Nachrichten.

B., Mai.

Das Folgende ist ein Auszug aus einem vor Kurzem in Paris erschienenen Romane: Marie ou l'esclavage aux Etats-unis, par M. de Beaumont, der zwar als Roman wenig zu bedeuten hat, aber anziehend und unterrichtend wird durch die vielen Anmerkungen, auf denen der Romantext als leichterer Körper schwimmt. Die Thatsachen, die wir hier mittheilen, sind zwar schon vielfältig von Deutschen und Engländern, und auch in diesen Blättern, ausgesprochen worden, aber über den Zustand eines Landes, das in Manchem, und in Hauptsachen, unserm armen Deutschland als Muster vorgehalten wird, kann man nicht zu viele Zeugnisse beibringen, und so wird auch das eines gebildeten Franzosen, der drei Jahre lang Nordamerika in mehreren Richtungen durchreiste, willkommen seyn.

„Die Wanderungen aus Europa nach Amerika," sagt Beaumont, „nehmen täglich zu. In den Monaten Mai, Juni und Juli 1834 kamen allein 4209 Deutsche in Baltimore an. In denselben Monaten bis Ende August landeten 55,000 fremde Einwanderer in Newyork. Nach Quebeck kamen allein in zwei Tagen neunzehn Schiffe mit 2194 Irländern, so daß man für das vergangene Jahr hunderttausend Europäer zählt, die über den Ocean schifften, um in der neuen Welt ein anderes Vaterland zu suchen. Ich habe dies oft als einen Verlust für Europa bedauern hören, und war früher selbst dieser Meinung; meine Ansicht hat sich aber geändert, seit ich Tausende dieser Ausgewanderten gesehen und beobachtet habe. . .

„Die Feier des Sonntags beschränkt sich in Nordamerika nicht wie bei uns in Frankreich auf eine Ceremonie, sondern dauert den ganzen Tag hindurch. Nach dem Gottesdienst geht Jedermann nach Haus, und bald ist von den eben noch gedrängten Haufen kein Mann, keine Frau, kein Kind, kein Wagen mehr zu hören. Alles ist still und wie ausgestorben. Damit die Wagen nicht fahren können, sind die Straßen in der Nähe der Kirchen mit niedrig hängenden Ketten gesperrt. Man sollte meinen, so eine ganz stille Sonntagsstadt sey den Tag vorher vom Feinde genommen und nach Tödtung aller Einwohner wieder verlassen worden. Das Gesez verbietet in Nordamerika für den Sonntag alle Arten von Jagd, Spiel, Pferderennen u. s. w. So darf auch kein Wirth, kein Kaufmann geistige Getränke oder andere Waaren ablassen. Alles dies wäre sehr lobenswerth, wenn auch etwas übertrieben, wozu führt es aber? Viele Amerikaner, denen diese Beschränkung und Stille unangenehm und lästig ist, und die sich nicht gern mit der Bibel beschäftigen, vereinigen sich, schließen Laden, Fenster und Thüren, zünden Lichter an und treiben dann andere Dinge, an denen nichts Frommes ist. Nun beginnt hohes Spiel mit seiner ganzen Wuth; Andere trinken Wein und Branntwein, noch Andere wälzen sich in andern Lastern. Sehr Viele aus der Arbeitsklasse legen sich gleich nach der Kirche auf's Ohr und schlafen, und dies sind noch die Unschuldigsten. Aehnliches habe ich mit ähnlichen Folgen in England beobachtet. Als der Protestantismus für den Sonntag Stillschweigen, Sammlung und Andacht mit Ausschließung aller öffentlichen Spiele und Lustbarkeiten anordnete, dachte er nur an die höhern Klassen der Gesellschaft. Diese ganz geistige Beobachtung des heiligen Tages ist vortrefflich für gebildete Gemüther, die das Nachdenken lieben, keineswegs aber für niedere Klassen, die sechs Tage in der Woche schwere und ermüdende Arbeit verrichten. Versagt ihnen das Gesez öffentliche Erheiterungen und Lustbarkeiten, so kann man sich darauf verlassen, daß sie sich in's Geheim den gröbsten Lastern und Ausschweifungen hingeben. . . In Massachusets gibt es gar ein Gesez, dem zufolge Leute, die Sonntags reisen, angehalten und zu einer Geldstrafe verurtheilt werden können. Ehemals war auch der Postenlauf untersagt, und die Briefe blieben den ganzen Sonntag liegen. Davon ist man doch jezt abgegangen; die Meisten billigen es, die Presbyterianer aber schreien entsezlich darüber, und sehen in dergleichen Neuerungen ein schlimmes Zeichen des Jahrhunderts, ein untrügliches Symptom des Weltuntergangs. . ."

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 48.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 144.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 17. Juni 1835.

Was And're nur gesungen,
Das hast du dir errungen,
Den magischen Pallast,
Und Pilger aller Zonen
Mit warmem Danke lohnen
Die freundlich dargebotne Rast.

G. Pfizer.

Abbotsford.

Aus Washington Irving's neuestem Werk: Abbotsford and Newstead Abbey.

Der erste Morgen.

Spät am Abend des 29sten August 1826 kam ich in dem alten schottischen Grenzstädtchen Selkirk an und blieb da über Nacht. Ich war von Edinburg herabgekommen, theils um Melrose Abbey und dessen Umgebungen zu besuchen, besonders aber, um den „mächtigen Barden des Nordens“ zu sehen. Thomas Campbell, der Dichter, hatte mir ein Empfehlungsschreiben an ihn gegeben, und die Theilnahme, die er einigen meiner frühern Schreibereien geschenkt, ließ mich nicht ohne Grund erwarten, er würde meinen Besuch nicht für eine Zudringlichkeit halten. Nachdem ich früh am folgenden Morgen gefrühstückt hatte, fuhr ich in einer Postchaise nach der Abtei. Auf dem Wege dahin hielt ich an dem Thore von Abbotsford und schickte den Postillon mit dem Empfehlungsbrief und meiner Karte in das Haus; auf diese hatte ich geschrieben, ich sey auf dem Wege nach Melrose Abbey und wünschte zu wissen, ob es Herrn Scott (er war damals noch nicht Baronet) genehm wäre, im Laufe des Morgens meinen Besuch anzunehmen. Während der Postillon seinen Auftrag besorgte, hatte ich Zeit, das Gebäude näher zu betrachten. Es stand eine kleine Strecke unterhalb der Straße, an der Seite eines zur Tweed sich hinabsenkenden Hügels, und war damals nur eine hübsche Gentlemans-Cottage, deren Aeußeres etwas ländlich Malerisches hatte. Die ganze Vorderseite war mit Epheu überwachsen, und unmittelbar über dem Eingang war ein großes Paar Hirschgeweihe, die sich aus dem Laubwerk herauswanden und der Cottage das Ansehen einer Jägerwohnung gaben. Das große, adlige Gebäude, welches diesem bescheidenen Wohnsitze gewissermaßen entstammte, trat eben in das Leben. Ein Theil der Mauern, von Gerüsten umgeben, hatte die Höhe der Cottage erreicht, und in dem Hofe vorne lagen Massen von gehauenen Steinen aufgehäuft.

Das Rasseln des Wagens hatte die Ruhe des Landsitzes gestört; der Wächter des Schlosses, ein schwarzes Windspiel, stürzte heraus, sprang auf einen der Steinblöcke und erhob ein wüthendes Gebell. Sein Lärm rief die ganze Besatzung von Hunden heraus:

Der Welf, der Blendling und der Jagdhund,
Nebst Köthern niedrer Race —

alle offnen Rachens und laut bellend. Ich muß jedoch die angeführte Stelle verbessern: kein Köther war auf dem Vorplatz zu sehen, und Scott war ein zu echter Weidmann,

und hatte eine zu hohe Verehrung für reines Blut, als daß er einen Blendling geduldet hätte.

Nach kurzer Weile erschien der „Herr des Schlosses“ selbst. Ich erkannte ihn sogleich nach den Schilderungen, die ich gelesen und gehört hatte und den Porträts, die von ihm erschienen waren. Er war groß, von breitem, kräftigem Baue. Seine Kleidung war einfach und fast ländlich: ein alter, grüner Jagdüberrock, mit einer Hundepfeife im Knopfloch, braune, leinene, weite Beinkleider, starke, bis an die Knöchel gehende Schuhe und ein weißer Hut, der augenscheinlich viel mitgemacht hatte. Er hinkte den Sandweg herauf und half sich mit einem starken Stocke; seine Bewegung war jedoch rasch und kräftig. Ihm zur Seite war ein eisengrauer Jagdhund von sehr gesetztem Benehmen, welcher an dem Gebelfer des Hundepöbels keinen Theil nahm, sondern sich für verpflichtet hielt, der Würde des Hauses gemäß mich freundlich zu empfangen. Ehe Scott das Thor erreichte, rief er mir in herzlichem Ton: Willkomm zu Abbotsfort, zu und fragte nach Nachrichten von Campbell. Am Schlage des Wagens angekommen, ergriff er meine Hand mit Wärme und sagte: „Kommt, fahrt herab, fahrt herab zum Hause. Ihr kommt gerade recht zum Frühstück, und dann sollt Ihr alle Wunder der Abtei sehen.“ Ich wollte mich damit entschuldigen, daß ich bereits mein Frühstück eingenommen. „Pst, Mann!“ rief er, „eine Morgenfahrt in der scharfen Luft der schottischen Hügel rechtfertigt ein zweites Frühstück hinreichend.“ Ich wurde sonach an die Thüre der Cottage genöthigt und saß nach wenigen Augenblicken an dem Frühstückstische. Es war Niemand anwesend, als die Familie; diese bestand aus Mrs. Scott, ihrer ältesten Tochter Sophie, damals ein schönes Mädchen von ungefähr siebzehn Jahren, Miß Ann Scott, zwei oder drei Jahre jünger, Walter, ein schöngewachsener junger Bursche, und Karl, ein lebhafter Knabe von eilf oder zwölf Jahren.

Ich fühlte mich ganz heimisch, und mein Herz erglühte bei dem herzlichen Willkomm, der mir zu Theil ward. Ich hatte einen bloßen Morgenbesuch machen wollen, sah aber, daß man mich nicht so leicht wieder loslassen würde. „Ihr dürft nicht glauben, man könne unsere Umgegend an einem Morgen lesen, wie eine Zeitung,“ sagte Scott; „dies kostet einen aufmerksamen Reisenden, der an dem Trödel der alten Welt Freude hat, ein mehrtägiges Studium. Nach dem Frühstücke sollt Ihr Melrose Abbey Euern Besuch abstatten; ich werde Euch nicht begleiten können, da ich einige Haushaltungsgeschäfte zu besorgen habe; aber ich will Euch meinem Sohn Karl übergeben, der in Allem, was sich auf die alten Ruinen und die Gegend, in welcher sie stehen, bezieht, sehr bewandert ist, und er und mein Freund Johnnie Bower werden Euch alles Wahre und noch viel mehr erzählen, was Ihr eben nicht zu glauben gezwungen seyd, Ihr müßtet denn ein echter und an nichts zweifelnder Alterthumsforscher seyn. Wenn Ihr zurückkommt, werde ich Euch auf einen Spaziergang in die Umgegend mitnehmen. Morgen besehen wir uns Yarrow und den nächsten Tag fahren wir nach Dryburgh Abbey hinüber, eine sehr schöne, sehenswerthe Ruine.“ — Mit einem Worte, ehe Scott mit seinem Plan fertig war, sah ich einen Besuch von mehreren Tagen vor mir, und es war, als hätte sich plötzlich ein kleines romantisches Land vor mir aufgethan.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Montag in Paris, Passy und Auteuil.

(Fortsetzung.)

In einem so eben erschienenen Feuilleton finde ich eine Börne'sche Kritik über den zweiten Theil des Heineschen Salon, welchen der Autor hier unter dem Titel: de l'Allemagne herausgegeben hat. Es mag vielleicht für die Leser dieser Blätter nicht ohne Interesse seyn, wenn ich aus dieser Kritik einzelne Stellen ausziehe, wobei ich vor Allem die originelle Darstellungsweise des Satirikers im Auge zu behalten suchen will.

„Allen Schriften Heine's gehen prächtige, blendende Vorreden voraus. Diesmal hält der Verfasser seinen Einzug in Begleitung des Kaisers Otto und Karls des Großen, zweier Bischöfe und eines Grafen: ein ehrwürdiges Gefolge, welches jedoch den Uebelstand hat, daß es die Aufmerksamkeit und Neugierde zu sehr erregt. Man sollte nicht glauben, wie nachtheilig eine schöne Vorrede auf den folgenden Inhalt des Buches wirken kann; man muß die ganze schöpferische Kraft eines Rossini besitzen, um eine Oper wie die Gazza ladra glücklich durchzuführen, welche mit dem Wirbeln der Trommel beginnt. Aus wichtigen Gründen werde ich nicht auf die Einzelnheiten des Heineschen Werk eingehen; ich werde mich darauf beschränken, den Geist desselben, d. h. den Geist des Verfassers im Allgemeinen zu prüfen. Zunächst sind meine Kenntnisse über die Ausdehnung und historische Entwicklung der deutschen Philosophie und Literatur sehr oberflächlich; obschon ich mich darin von Heine nur durch die Offenheit des Geständnisses unterscheide, so zwingt mich doch die Ehrlichkeit, meine Befugniß als Richter in diesen Angelegenheiten abzulehnen. Ferner fühle ich auch nicht Muth genug in mir, mich in offenbaren Widerspruch mit der Vorsehung zu setzen, welche Heine — wie er es uns selbst versichert — beauftragt hat, Deutschland in Frankreich bekannt zu

machen; das wäre ein zu kühnes Wagestück.“ — „Wenn Heine von der Mission spricht, welche ihm von der Vorsehung zu Theil geworden, so handelt es sich, wohl gemerkt, nur von einer Mission für Paris; denn was eine Mission für ganz Frankreich anlangt, so würde Heine sich schämen, eine solche anzunehmen. Er erklärt sich selbst ganz unumwunden darüber: „Unter Frankreich,“ sagt er, „verstehe ich Paris und nicht die Provinz; denn was die Provinz denkt, kümmert uns eben so wenig, als was unsere Beine denken. Der Kopf ist der Sitz der Gedanken.“ Ohne Zweifel hat Heine diese stolzen Worte niedergeschrieben, als er einmal eben aus einer Soirée bei einem Bourgeois gentilhomme nach Hause zurückkehrte und seine Glacéhandschuhe noch nicht ausgezogen hatte. Seine Phrase hat durchaus den unvergleichlichen Geruch jenes Eau de mille impertinences, von dessen Wohlgerüchen die Salons des Juste-Milieu duften. Aber in der That, das geht über allen Scherz. Sind denn alle die Großthaten, welche Frankreich seit 50 Jahren ausgeführt hat, von Parisern erdacht und verrichtet worden? waren denn die Necker, Mirabeau, Sieyes, Barnave, Camille Desmoulins, Pethion, Roland lauter Pariser? Stammten denn nicht Carnot, Dumouriez, Hoche, Klebee, Moreau, Desair, Massena, Ney, Napoleon aus der Provinz? Nein, Paris ist nicht das Haupt von Frankreich, es ist nur der Hut davon, und wenn es der Provinz je einmal zu warm würde, möchte sie wohl nicht lange anstehen und Bedenken tragen, den Hut herunterzuthun und mit bloßem Kopfe zu gehen. Sollte es möglich seyn, daß diese eisige Phrase Heines der getreue Ausdruck der Gesinnungen der Pariser wäre? dann wehe ihnen! Eines Tags könnte es dann allen Franzosen einfallen, Paris für die Bastille von Frankreich zu halten, und diesen Tag würde es entsetzlich heiß hergehen. Die Pariser sollten diese Saite nicht berühren. Wenn es ihnen gelungen ist, an die Stelle von Versailles und dem alten Hofe zu treten und die Börse von Paris in's Oeil de Boeuf von Versailles umzuwandeln, so sollten sie stillschweigend diese Oberherrschaft genießen und nicht laut Rühmens davon machen. Müssen sie nicht zittern vor der Idee, daß man einst vielleicht auf dem Terrain der Chaussee d'Antin eine Stange aufgepflanzt sehen könnte, mit der Aufschrift: Ici l'on pleure?“

Börne hebt hierauf die nicht sehr schmeichelhafte Art und Weise hervor, wie Heine den Franzosen schmeichelt, und fügt dann über den Stand und die Stellung eines aus seinem Vaterlande verbannten Schriftstellers einige ruhige, würdevolle und sehr zu beherzigende Worte hinzu. Bei dieser Gelegenheit sagt er den Franzosen gerade nicht das Angenehmste; er nennt unter andern Paris „eine liebenswürdige und gottlose Stadt, das Paradies der Teufel und die Hölle der Engel, wo man jede Verdorbenheit und Verruchtheit, ja die Verwesung selbst geruchlos zu machen versteht;“ er bezeichnet die französische Sprache als „eine gefährliche Sprache, vielzüngig da, wo es die Lüge, stotternd da, wo es die Wahrheit zu vertreten gilt.“ Er beurtheilt darauf die Art und Weise, wie Heine seinen Gegenstand behandelt. „Die gewandteste, listigste und katzenartigste Kritik wäre niemals im Stande, Heine zu ertappen; er hat immer eine noch größere Mäusenatur als die Kritik Katzennatur. In allen Ecken der sittlichen, geistigen, religiösen und socialen Welt hat er sich Löcher vorbehalten, und alle diese Löcher haben einen unterirdischen Zusammenhang unter einander. Ihr seht Heine aus einer seiner kleinen Meinungsäußerungen hervortreten: verfolgt ihr ihn, so geht er zurück, belagert ihr ihn, so seyd ihr selbst geprellt, denn seht da, er schlüpft zu einer andern, ganz entgegengesetzten Meinungsthüre hinaus. Gebt es auf, alle Mühe und List ist vergebens. Ihr leset die und die Seite in den Schriften Heine's und findet daselbst eine falsche, lächerliche Behauptung; beeilt euch nicht, sie der Widerlegung zu würdigen, schlagt das Blatt um, Heine hat auch umgeschlagen, und er widerlegt sich selbst. Wenn ihr solche esprits chatoyans nicht zu würdigen versteht, so ist es desto schlimmer für euch, und ihr habt euch noch nicht auf den wahren Höhepunkt der rhetorischen Küche hinaufgeschwungen; es gibt nichts Deliciöseres, als diesen Mischmasch von Meinungen (ces macédoines d'opinions).“

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, Juni.

Egyptische Studien in Italien. Rosellini. Jannelli.

Seit wenigen Wochen erregt hier in der literarischen Welt eine Rezension, welche in dem neapolitanischen Journal, dem Progresso, sich über die Arbeiten des Professors Rosellini ausspricht, man weiß kaum, ob Aufsehen oder Unwillen; auf jeden Fall hat sie, wie die Italiener sagen, chiasso gemacht. Da sie, nebst der Erwiderung Rosellini's, sehr geeignet ist, über italienische Journalistik Licht zu verbreiten, scheint es der Mühe werth, einige Details mitzutheilen.

Ippolito Rosellini, jezt Professor in Pisa, wurde von der hiesigen Regierung bekanntlich jener Expedition beigesellt, welche namentlich unter Leitung des jüngern Champollion jene mühsamen Arbeiten in Egypten unternahm, und dorther, so schien es, für ganz Europa wichtige Resultate zurückbrachte. Die Früchte dieses Unternehmens machte seit einigen Jahren für die italienische Sektion Rosellini bekannt. Der Beifall, mit welchem sein redliches Streben von der wissenschaftlichen Welt in ganz Europa aufgenommen und anerkannt ward, schien die Wahl seines Fürsten zu rechtfertigen. Der römische Stuhl selbst, welchem die egyptischen Forschungen als im Widerspruch mit der Genesis befindlich, also gefährlich erscheinen konnten, verhielt sich ruhig.

und schien durch sein Schweigen das wissenschaftliche Verdienst des Werkes ehren zu wollen. Da wird plözlich vom fernen Süden her die Lärmtrommel gerührt, das ganze Unternehmen ein verfehltes, ja, was schlimmer ist, ein gefährliches genannt. Daher bei den nichtbetheiligten Italienern zuerst Stuzen, Nachfragen, dann Verdruß und Unwillen. Hier nämlich in Italien, wo in wissenschaftlicher, namentlich in historisch-philologischer Beziehung im Allgemeinen wenig geschieht, und, oft ohne Schuld der Italiener, wenig geschehen kann, sieht man auf Namen, welche sich europäischen Ruf erworben haben, mit einer ganz andern, eifersüchtigern Verehrung, als in Frankreich, England, oder gar in Deutschland. Das Wenige, das man in dieser Beziehung besizt, will man offen und frei anerkannt und durchaus unangetastet wissen. Ist man schon unwillig, wenn Fremde das Verdienst von Belzoni oder Rosellini nicht schmälern, sondern nur vergleichend würdigen wollen, so war zu erwarten, daß man noch mißtrauischer auf eine Stimme lauschen würde, welche sich von Neapel her mit solcher Heftigkeit vernehmen ließ. Erkennt man auch gerne die Fähigkeit der Neapolitaner im Allgemeinen, und ihren Fortschritt in den lezten Jahrzehnten an, so erwacht doch bei solchen Gelegenheiten beim Norditaliener wieder der Gedanke an alle Erbsünden jener südlichsten Bewohner, und zwingt ihn unwillkührlich, schweigend auf gut toskanisch die Achseln zu zucken. Die erste Frage war natürlich, wer ist der unterzeichnete Cataldo Jannelli? dann, hat er die Befugniß, in solchen Sachen zu urtheilen, und hat er, mit gehörigen Kenntnissen dazu versehen, die Bestrebungen Rosellini's auf würdige Weise angegriffen? Persönlich ist Jannelli hier den Wenigsten bekannt. Die Wenigen, welche ihn kennen, versichern, es sey jener hagere Mann mit sicilianisch-dunkler Gesichtsfarbe, der in den lezten Zimmern der königlichen Bibliothek zu Neapel im Manuskriptensaal fortwährend so emsig beschäftigt ist, daß er selbst Fremde es fühlen läßt, wie ungern er durch die Bitte, eine Handschrift einsehen zu dürfen, sich gestört sieht. Erfährt er dann aber im Verlauf eines kurzen Gesprächs, daß man etwa ein Deutscher, gar ein Gelehrter ist, so gibt er, mit einem reichen Gedächtniß von der Natur begabt, eine solche Fülle von Gelehrsamkeit zum Besten, citirt so viel aus seinen erschienenen Werken, und noch mehr aus denen, welche noch zum Frommen der Wissenschaft erscheinen sollen, daß man wider seinen Willen an etwas starke Charlatanerie zu denken gezwungen wird. Den Deutschen aber ist er besonders gram; er kann es F. A. Wolf und Niebuhr nicht verzeihen, daß sie die Scienza nuova von Vico nicht als das Buch aller Bücher citirt haben, aus dem sie doch wie aus dem wahren Lebensbrunnen geschöpft, und dem der Erste seine Prolegomenen zum Homer, der Andere Alles verdanke, was er etwa für Philologie und Geschichte gethan zu haben glaube. Die wohlwollende Meinung von seinem Landsmann werden die Deutschen ihm gönnen, aber bedauern, daß er so wenig über deutsche Zustände unterrichtet ist, und nicht weiß, daß Niebuhr wenigstens das Werk des Vico gar nicht kannte. In Neapel aber findet die ewige Wiederholung aus dem Munde eines Mannes, der wenigstens für gelehrt gehalten wird, zulezt doch Eingang; ja, je mehr Niebuhrs Werk durch die fremden Uebersezungen jezt in Italien besprochen wird, desto häufiger wird in Neapel wenigstens dem Signor Cataldo nachgesprochen. Dabei aber ist, wenn ich dies hier nebenbei bemerken darf, etwas Trägheit im Spiele. Aus einer begründeten oder unbegründeten Antipathie gegen Deutsches (roba tedesca) oder Deutsche überhaupt sucht der Italiener Gründe hervor, um sich das Studium der für ihn schwierigen deutschen Sprache, und namentlich der deutschen Philosophie ferne zu halten. Unter solchen Vorwänden dient ihm denn auch Jannelli's Behauptung, welche selbst die Bessern mystifizirt, und den, namentlich an den jüngern Italienern schon längst fühlbaren Nachtheil einer fehlenden tiefern Bildung bleibend zu machen droht.

(Die Fortsezung folgt.)

B., Mai.

(Fortsezung.)

Der Bankerott in Amerika.

„Ich weiß nicht, ob es in der Welt noch ein Land gibt, wo der Handel so gedeiht, wie in Nordamerika; so viel aber ist gewiß, es gibt keines, wo so viele bankerotte Kaufleute leben und — gedeihen. Diese Erscheinung hat besonders zwei Gründe. Zuerst ist Nordamerika's Handel durch Natur und Umstände begünstigter, als irgend einer. Den weiten, fruchtbaren Kontinent durchschneiden nach allen Richtungen große, schiffbare Ströme, Flüsse, Binnenseen und Binnenmeere; überall sind treffliche, sichere, wohlgelegene und leicht zugängliche Häfen. Hier lebt ein unternehmendes Volk, voll kalkulirenden und spekulirenden Geistes, mit großen Anlagen für Schifffahrt. Dies ist die Ursache des Reichthums der Nordamerikaner. Aber gerade, weil er nicht schwer zu erwerben, weil er wahrscheinlich ist, so jagt man ihm hizig und unbesonnen nach und rennt blindlings nach dem Ziel. Alle Amerikaner treiben Handel, negociiren oder spekuliren mit etwas, weil sie darin ein Mittel zur Bereicherung sehen; die meisten gehen aber ein oder mehrere Male darüber zu Grund, weil sie sich zu schnell bereichern wollen. Kurz nach meiner Ankunft in Amerika war ich in einer der ersten Städte der Union zu einem großen Gastmahl geladen, wo die vorzüglichsten Personen der Stadt vereinigt waren. Beim Eintreten sagte mir glücklicherweise ein dort etablirter französischer Kaufmann, der meine Gesinnungen kannte: „Surtout n'allez pas mal parler des banqueroutiers.“ Ich befolgte seinen Rath und that wohl daran, denn unter den reichen Leuten, denen ich hier vorgestellt wurde, war nicht Einer, der nicht ein oder mehrere Mal fallirt hätte, ehe er sein Glück machen konnte. Da fast alle Nordamerikaner Handel treiben und fast alle falliren, so hat der Bankerott natürlich keine nachtheilige Bedeutung mehr bei ihnen, ja er ist eine Handelsoperation, wie die andern. In einer Gesellschaft, wo Alle denselben Fehler begehen, hört er auf, ein Fehler zu seyn. Jedermann hat in Nordamerika Nachsicht mit dem Fallirenden, nicht bloß, weil dies eine allgemeine Fatalität ist, sondern auch wegen der großen Wahrscheinlichkeit, daß der Bankerottier bald wieder zu Vermögen und dadurch zu Ansehen kommen wird. Wäre er für immer verloren, so bekümmerte sich Niemand um ihn und er bliebe dem Elend überlassen; man ist nachsichtiger gegen Jemanden, der sich höchst wahrscheinlich wieder erheben wird. Dieses Gefühl kann gewiß nicht edel und würdig genannt werden, es liegt aber in der menschlichen Natur. Nach dem Gesagten begreift man wohl, warum in den Vereinigten Staaten kein Strafgesez für den Bankerott besteht; und gäbe es eins, so käme es nie zur Anwendung, sondern würde immer umgangen. . .“

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 62.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 145.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 18. Juni 1835.

M. — Pfui, Vetter, wie Ihr durch den Sinn ihm fahrt!
P. — Ich kann's nicht lassen; oft erzürnt er mich,
Wenn er erzählt so kunterbuntes Zeug,
Daß mich's zum Heiden macht.

Shakespeare.

Ein Montag in Paris, Passy und Auteuil.

(Beschluß.)

„Ich habe schon geäußert, daß ich es nicht wage, gegen das umfangsreiche philosophische Wissen Heines in die Schranken zu treten. Aus diesem Grunde will ich daher nicht untersuchen, ob die Darstellung der verschiedenen Systeme der deutschen Philosophie, welche Heine zum Nutzen des Foyers der großen Oper gegeben hat, wahr oder falsch ist; aber ich kann nicht umhin, ein Urtheil zu fällen über die leichtfertige und schönthuerische Art und Weise, in der Heine die ernsthaftesten Gegenstände behandelt. Dieser liebenswürdige Schriftsteller spricht von Liebe bei Gelegenheit Kants, von Frauenhemden bei Gelegenheit des Christenthums, und von sich selbst bei allen Gelegenheiten. Was mich anbelangt, so wollen mir diese Rosen- und Veilchenguirlanden, womit Heine so koquett die gesunden und nahrhaften Schüsseln der deutschen Wissenschaft ausschmückt, keineswegs gefallen; diese purée de littérature, diese crême de philosophie, diese beaf-steacks à la vanille sagen durchaus nicht meinem Geschmacke zu.“

„Für die Anstrengungen, welche Heine der Franzosen wegen macht, um die mit dem Verständniß der deutschen Literatur verbundenen Schwierigkeiten zu beseitigen, brauchen dieselben ihm keineswegs Dank abzustatten. Indem er die Hindernisse aus dem Wege räumt, rückt er zugleich das Ziel aus den Augen; denn nur in der Anstrengung ist die Belohnung der Anstrengung zu finden. Der Zutritt zu deutschem Leben, zu deutscher Kunst und Wissenschaft erfordert keinen geringen Kostenaufwand. Die Deutschen selbst, geborne Deutsche, erfüllen nur nach großen Anstrengungen die Bestimmung ihrer Volksthümlichkeit, und gelangen nur nach schweren Leiden zu jenem Tiefsinn der Seele, welcher den Gemüthern den Frieden und die Ruhe des Grabes verleiht, und zu jener Geistesglückseligkeit, welche sie über den unglücklichen Zustand ihrer socialen Verhältnisse tröstet. Das deutsche Leben gleicht einer hohen Alpengegend; es ist groß, hehr und majestätisch, die Krone der Erde, welche von den ewigen Gletschern herab im Strahlenglanze funkelt. Deutschland hat das reinste Sonnenlicht, die übrigen Länder haben Sonnenhitze. Jene unfruchtbaren Höhen haben die Welt zu ihren Füßen befruchtet; dort finden sich die Quellen sowohl der großen Ströme der Geschichte, als auch der großen Nationen und großen Gedanken. Den Deutschen ist das Genie, den Franzosen das Talent eigen; den Einen wohnt die schöpferische Macht, den Andern die gewerbthätige Geisteskraft inne. Alle jene mächtigen Ideen, welche entweder von glücklicheren, oder unternehmenderen, oder gewandteren Völkern

in Ausübung gebracht und nutzbar gemacht wurden, sind auf deutschem Boden entsprossen. Deutschland ist die Quelle aller Umwälzungen in Europa, die Mutter aller jener Entdeckungen, welche die Welt umgestaltet haben. Die Erfindung des Pulvers, die Buchdruckerkunst, die religiöse Reform sind aus seinem Schoße hervorgegangen — undankbare Töchter, welche Fürsten geheirathet und ihre plebejische Mutter verstoßen haben." — „Um diesen erhabenen Standpunkt des deutschen Lebens zu gewinnen, muß man sich nicht in wohlverschlossener, wollüstig schaukelnder Sänfte hinauftragen lassen, denn das wäre so viel, als ob man sein Schlafzimmer in Bewegung setzen lassen wollte. Auf diese Weise wird man nie aus der gewöhnlichen Region des Lebens hinauskommen. Man darf die Mühseligkeiten nicht scheuen, man darf nicht ermüden, man muß sich gegen Hitze, Kälte und Schwindel abhärten, man muß zu steigen, zu klettern, zu springen, Wege durch den Schnee zu bahnen verstehen. Aber dann seyd auch überzeugt, daß die Belohnung eurer Mühen nicht ausbleiben wird, denn auf diesen Höhen wohnt das geistige Leben der Deutschen."

„Die Religion dient Heine als Schaukel, und das Christenthum als Wiegenpferd. Er liebkost, schmollt, peitscht und spornt es; zwar rückt er niemals von der Stelle, aber will Heine überhaupt von der Stelle rücken? Er will sich nur schaukeln und wiegen. Ihr beleidigt Heine, wenn ihr ihn eines ernstlichen Bestrebens, eines Glaubens, einer Ueberzeugung fähig haltet; Heine weiß eben so gut als irgend Einer, daß nichts fürchten, nichts hoffen, nichts lieben, nichts achten, keinen Grundsatz haben, die wesentlichsten Züge sind, welche einen großen Charakter bedingen."

„Aber zum Unglück für die unerschütterliche Seelenruhe Heines hat der Direktor jenes Theaters der dramatischen Thorheiten, welches wir die Welt nennen, ihn jedesmal zu den ersten Rollen bestimmt, ohne ihm irgendwie einen Zwillingsbruder zu geben. Das Repertorium Heines ist unermeßlich, hundert königliche Schauspieler würden es nicht ausfüllen können. Er macht den Antichrist, während Voltaire, jener berühmte Autor, doch nur den Vorläufer des Antichrists, seinen Johannes den Täufer gespielt hat. „Voltaire," sagt Heine, „hat nur den Körper des Christenthums leicht geritzt." Ihm Armen war die mühevolle Arbeit vorbehalten, das eigentliche, innere Wesen des Christenthums zu zernichten. „Die Grundidee des Christenthums," sagt Heine ferner, „ist die Vernichtung des sinnlichen Lebens." Aber er hat von der Vorsehung den Auftrag erhalten, die Rechte des Fleisches wieder zurückzufordern. Rendons grâce à la providence, qu'elle ait créé et tout exprès en faveur de Mr. Heine, une nouvelle „chaire de droits," pour l'enseignement „des droits de la chair." Aber nicht allein die Rechte des Fleisches nimmt Heine wieder in Anspruch, sondern er macht sich außerdem noch zum Anwalt der ganzen Materie. Heine ist von der Vorsehung zum Prokurator der Materie, zum Vormund der minderjährigen Materie ernannt. Aber er mag seine Mündel wohl hüten; wenn man 55 Jahre hinter sich hat, ist es am Ende noch besser, Spiritualist, als Wachhalter bei der Materie zu seyn."

Abbotsford.

(Fortsetzung.)

Nach dem Frühstück brach ich mit meinem kleinen Freunde Karl, in welchem ich einen sehr muntern und unterhaltenden Begleiter fand, nach der Abtei auf. Der junge Mensch besaß einen großen Vorrath von Anekdoten über die Gegend, welche er von seinem Vater gehört hatte; auch machte er manche feine Bemerkung und schlaue Scherze geltend, welche offenbar aus derselben Quelle stammten, und die alle mit einem schottischen Accent und einem Gemisch von schottischen Redensarten vorgebracht wurden, welche sie noch schmackhafter machten. Auf dem Wege nach der Abtei erzählte er mir einige Anekdoten von Johnny Bower, dessen sein Vater erwähnt hatte. Er war Küster des Pfarreibezirks und Aufseher über die Ruine, welche er in Ordnung halten und den Fremden zeigen mußte; ein würdiger kleiner Mann, nicht ohne Ehrzeiz in seiner niedrigen Sphäre. Man hatte des Todes seines Vorgängers in den Zeitungen gedacht, so daß dessen Name gedruckt das ganze Land durchwandert hatte. Als Johnny die Aufseherstelle über die Ruine bekam, machte er es zur Bedingung, sein Name solle nach seinem Tode eine gleiche Auszeichnung erhalten, mit dem Zusatze, solches müsse durch Scotts Feder geschehen. Der Letztere machte sich feierlich verbindlich, sein Andenken auf diese Weise zu ehren, und Johnny lebte nun in der stolzen Erwartung poetischer Unsterblichkeit.

Ich fand in Johnny Bower einen anständig aussehenden, kleinen, alten Mann; er trug einen blauen Ueberrock und eine rothe Weste. Er empfing uns mit vielen Komplimenten und schien sich zu freuen, meinen jungen Begleiter zu sehen, der voller Muthwille und Schalkheit war und seine Eigenthümlichkeit zu meiner Unterhaltung hervortreten zu lassen wußte. Der alte Mann war einer der echtesten Ciceronen. Er hob Alles in der Abtei hervor, was Scott in seinem „Lay of the last Minstrel" beschrieben hatte, und pflegte in breitem schottischem Accent die Stellen vorzutragen, durch welche die Gegenstände

gefeiert wurden. So ließ er mich, als wir durch die Kreuzgänge kamen, die schönen, mit ungemeiner Zartheit in Stein gehauenen Blätter und Blumengewinde beachten, die, obgleich vor vielen Jahrhunderten gefertigt, noch so scharf hervortreten, als wären sie eben erst vollendet, und welche, wie Scott sagt, mit den wirklichen Gegenständen wetteifern, denen sie nachgebildet sind:

Kein Blatt, kein Blümchen war zu schauen,
Das nicht am Kreuzgangbogen eben so schön gehauen.

Er zeigte mir unter dieser Steinhauerarbeit auch einen Nonnenkopf von großer Schönheit, vor dem, wie er sagte, Scott stets still stand und ihn bewunderte, „denn der Scherra' (Scherif) hat ein wundervolles Auge für Alles dergleichen.“ Ich muß bemerken, daß Scott dem Umstande, daß er Scherif der Grafschaft war, einen bedeutenderen Einfluß in der Gegend verdankte, als dem, daß er Dichter war.

In dem Innern der Abtei führte mich Johnny Bower zu dem Steine, auf welchen der wackere Wilhelm von Deloraine und der Mönch sich in jener denkwürdigen Nacht niedersetzten, als des Zauberers Buch dem Grabe entrissen werden sollte. Ja, Johnny war in der Genauigkeit seiner antiquarischen Untersuchung weiter gegangen, als Scott, denn er hatte das Grab des Zauberers entdeckt, dessen Stelle der Dichter in Zweifel gelassen. Er rühmte sich, durch die Lage des Fensters in der Vorhalle sich davon überzeugt zu haben, so wie durch die Richtung, in welcher Nachts die Mondesstrahlen durch die gemalten Fenster fallen und den Schatten des rothen Kreuzes auf die Stelle werfen, gerade wie es im Gedichte dargestellt ist. „Ich zeigte das Alles dem Scherra',“ sagte er, „und er kunnte nur sagen, daß Alles sähr klahr sey.“ Ich fand später, daß Scott an der Einfalt des alten Mannes seine Freude zu haben pflegte und an dem Eifer Unterhaltung fand, mit welchem er jede Stelle des Gedichts bewahrheitete, als hätte er eine geschichtliche Darstellung vor sich, und daß er sich seine Beweise stets gefallen ließ.

Scotts Dichtungen waren für den ehrlichen Johnny Bower Thatsachen geworden. Dadurch, daß er stets in den Ruinen von Melrose Abbey lebte und den Schauplatz zeigte, auf welchem der „Gesang des lezten Barden“ spielte, hatte sich dieses Gedicht gewissermaßen mit seinem ganzen Daseyn verwebt, und ich zweifle, ob er nicht dann und wann seine eigene Persönlichkeit mit den Personen, die in einigen Gesängen auftreten, verwechselte. Er gab nicht zu, daß irgend ein anderes Erzeugniß des Dichters den Vorzug vor dem Gesang des lezten Barden verdiene. „Fürwahr,“ sagte er zu mir, „'s ist ein eben so guhtes Ding, als Hr. Scott ein's schraiben that; un' wenn er dah stånd', würd' ich ihm so sagen — un' dann würd' er lachen.“ Er wußte Scotts Leutseligkeit sehr zu rühmen. „Er kummt manchmal hierher,“ sagte er, „mit großen Leuten in seiner Gesellschaft, und dann ist das ärste, daß ich seine Stimme hör', wie er ausruhft: Johnny, Johnny Bower! und wie ich herauskomm', bin ich gewiß, daß er mich mit einem Spaß oder einem freundlichen Wohrd grüßt. Er steht auch da und lärmt und lacht mit mir, grad' wie 'ne alte Fra — und das von 'nem Mann zu denken, der so 'ne schreckliche Wissenschaft von der Geschichte haht!“ — Eine der sinnreichen Erfindungen, auf welche sich der würdige alte Mann etwas zu gut that, bestand darin, daß er den Besucher sich der Abtei gegenüber stellen, ihr den Rücken zuwenden ließ und ihn aufforderte, sich zu bücken und sie durch die Beine zu betrachten. Er sagte, dies gewähre eine ganz verschiedene Ansicht von der Ruine, und die Leute bewundern diese Erfindung ungemein; was aber die „Laddies“ betreffe, so seyen diese etwas „zimpferlich“ bei der Sache, und begnügen sich, unter ihren Armen durchzuschauen.

Da Johnny Bower darauf versessen war, alles in dem Gedichte Niedergelegte zu zeigen, mußte eine Stelle ihn gewaltig in Verlegenheit setzen. Es war der Anfang eines Gesanges:

Willst du schön Melrose günstig sehn,
Mußt du hin beim blassen Mondlicht gehn;
Denn hellen Tages heitere Schimmer
Vergolden zum Hohn nur die grauen Trümmer u. s. w.

Zufolge dieser Ermahnung wollten viele fromme Pilger sich nicht länger begnügen, die Ruinen bei hellem Tage zu sehen, sondern behaupteten, das sey alles nichts, wenn man sie nicht beim Mondschein gesehen habe. Nun scheint der Mond unglücklicherweise nur einen Theil des Monats und wird, was noch trauriger ist, in Schottland manchmal von Wolken und Nebeln verdüstert. Johnny war daher sehr in Noth, wie er seine poetischen Besucher mit diesem unerläßlichen Mondschein versehen sollte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

B., Mai.

(Beschluß.)

Die Ehe in Amerika.

„Der hervorstechendste Zug an den amerikanischen Frauen ist ihre Ueberlegenheit über die Männer ihres Landes. Der Amerikaner ergibt sich von Kindesbeinen an den Geschäften der Spekulation; kaum kann er etwas lesen, schreiben und rechnen, so tritt er in ein Handelshaus. Der erste Ton, der in sein Ohr dringt, ist das Klappern der Thaler, die erste Stimme, die zu ihm dringt, ist die Stimme des Interesses; schon bei seiner Geburt athmet er in industrieller und merkantilischer Atmosphäre, und alle spätern Eindrücke

geben ihm die feste Ueberzeugung, daß Handel und Wandel, Spekuliren und Negociiren die einzige des Menschen würdige Beschäftigung sey. Ganz anders ist das Schicksal des Mädchens in diesem Lande. Ihre sittliche Erziehung und Ausbildung dauert bis zum Augenblick ihrer Verheirathung. Sie erwirbt sich mancherlei den Geist anregende Kenntnisse, besonders in Geschichte und Literatur; sie lernt auch wenigstens Eine fremde Sprache, gewöhnlich französisch, und mehr oder weniger Musik. So ist denn ihr Jugendleben ganz intellektuell. Jener junge Mann und dieses junge Mädchen verheirathen sich nun mit einander. Nach seiner bisherigen Gewohnheit bringt der Mann den größten Theil des Tages auf der Börse, in der Bank oder in seinem Magazin zu; die junge Frau hingegen beginnt mit der Hochzeit ein Leben voll Einsamkeit, Einförmigkeit und Abschließung, und sie vergleicht ihr wirkliches Leben nicht ohne Wehmuth mit dem, das sie sich gedacht, das sie gehofft hatte. Da ihr Gemüth nun durchaus keine Mittheilung und Nahrung bei ihrem Manne findet, so zieht sie sich in sich selbst zurück, nährt sich mit Träumen und liest Romane; bald darauf wird sie sehr religiös und liest Predigten. Hat sie glücklicherweise Kinder, so lebt sie mit ihnen und für sie, sorgt mit aller Liebe für sie, erzieht sie. So gehen ihr die Tage leidlich, selbst angenehm hin, und die Abwesenheit des Mannes bemerkt sie kaum. Abends kommt dieser aber doch nach Hause; ermüdet, erschöpft, sorgenvoll, manchmal mürrisch, denkt er schon an die Spekulationen und Geschäfte des folgenden Tages; er hat Hunger, und die Frau kann ihm das Mittagessen nicht schnell genug auftragen lassen. Er spricht kein Wort, die Frau aber weiß kein Wort von seinen Handels- und Spekulationsgedanken; sie spricht nicht, denn sie hält ihren Mann für übellaunig. Sie ist also wieder allein, obgleich sie neben ihrem Mann sizt. Der Anblick seiner Frau und seiner Kinder reißt den Amerikaner keinen Augenblick aus der positiven Welt; nur selten gibt er ihnen ein Zeichen von Neigung, Theilnahme und Liebe; leider ist dies so sehr zur Regel geworden, daß man den Haushaltungen einen Spiznamen gegeben hat, wo der Mann, wenn er Abends nach Hause kommt, seine Frau und seine Kinder umarmt; man nennt sie spöttisch the kissing families, Küßfamilien. In den Augen des Nordamerikaners ist die Frau keine Freundin, Gefährtin oder Vertraute — wozu brauchte er das Alles? — sondern eine Associée, die für sein Behagen und sein Comfort für das von ihm im Handel gewonnene Geld sorgt. So ist das amerikanische Familienleben ein schreiender Kontrast; eine Hälfte ist voll Bewegung, Anstrengung, Wagniß und merkantilischer Abenteuer, die andere voll Einförmigkeit, Kälte und Farblosigkeit; jene Hälfte ist ganz materiell, diese moralisch. So schleppt sich das Eheleben armselig fort, bis der Mann eines Tages bei der Frau eintritt und ihr sagt, daß er bankerott sey; dann wird schnell abgereist und anderswo wieder dieselbe traurige Existenz angefangen."

Florenz, Juni.

(Fortsezung.)

Egyptische Studien in Italien. Rosellini. Jannelli.

Nach ähnlicher Taktik wird man, da jezt die neueste deutsche Philosophie durch die Vermittelung französischer Werke auch hier wenigstens Aufmerksamkeit erregt, zu behaupten anfangen, den Kodex dieser Philosophie besize man längst an der Genesis des Kriminalrechts von Romagnosi und an dessen übrigen Werken; schwer, wie diese schon seyen, werde man doch wohl nicht noch Schwereres in der Fremde suchen sollen. Alle diese Vorurtheile werden dann, so viel muß einem unbefangenen Beobachter klar seyn, bei dem vorausgesezten Fortbestehen der jezigen politischen Zustände, wie Nebel vor der Sonne sich zerstreuen, wenn Frankreich aus einem wirklich tiefgefühlten Bedürfniß das Studium unserer Literatur betreibt. Dem Genius, der vor dreihundert Jahren es für gut fand, die Geschichte Italiens, den einen großen Thurm des gothischen Doms, neben Deutschland unvollendet zu lassen, hat es seitdem nicht gefallen, sein Werk dem Ende entgegenzuführen.

Die zweite Frage, ob Jannelli befugt sey, in solchen Sachen zu urtheilen, deutet Ihnen an, daß man seine Werke hier wenig kennt. Sie mögen, etwa mit Ausnahme seines lezten Werkes, die Grenzen von Fondi und Terracina selten überschritten haben. Dieses nun, von dem einige Exemplare an die ersten französischen Gelehrten abgeschickt wurden, suchte schon die Hieroglyphen durch das Hebräische, den Talmud u. dgl., zu erklären, und fiel im Allgemeinen mehr als Kuriosum auf, als daß es von dazu befugten Leuten einer ernsten Kritik gewürdigt wurde. Dies und die große Anerkennung, welche Rosellini fand, mag Jannelli unangenehm geworden seyn, wenigstens las man etwa vor einem Jahre im „Progresso" von ihm, daß „Rosellini in Pisa die Reisebeschreibung Champollions in Egypten bekannt mache." Hierin konnte Niemand einen hämischen Angriff verkennen; denn daß es bei einem Werk der Art sich nicht um eine Reisebeschreibung handle, konnte keinem, oder nur dem entgehen, der es absichtlich ignoriren wollte. Ein gelehrter Freund Rosellini's, den dies verdroß, verwies es Jannelli in ernsten, aber immer noch anständigen Worten; was aber schlimmer war, er suchte auch darzuthun, wie Jannelli die Fähigkeit abgehe, in solchen Sachen zu urtheilen, wie er Champollion mißverstehe, diesen sagen lasse, was ihm nicht eingefallen, und in der Uebersezung des Hieroglyphentextes eine Reihe mit der andern vertauscht habe. Die Sache hätte, da Rosellini selbst sich nicht darein mischte, und unterdessen ruhig seine Arbeiten fortsezte, dabei ihr Bewenden haben, und Jannelli der Wahrheit schweigend die Ehre geben können; aber, war es vielleicht die Wahrheit, welche ihn drückte, Jannelli schrieb nun im lezten Hefte des Progresso jene weitläufige, giftige Kritik des Rosellinischen Werks. Wissenschaftlich, das ist hier die Meinung, und wird es wohl bald allgemeiner werden, ist in der Sache nichts verändert; Jannelli nur dürfte noch größere Blößen gegeben haben. Auf die Erklärungsweise Rosellini's geht er auch hier nicht ein, im Gegentheil scheint er ihn so mißzuverstehen, oder absichtlich seine Worte so zu verdrehen, daß er ihn, wie früher Champollion, Sachen sagen läßt, welche ihm nicht im Entferntesten in den Sinn gekommen; dann wird ein Wust von unnöthiger Gelehrsamkeit, der Talmud, die Monoschemi, Polyschemi u. s. w., herbeigebracht, und also gegen Rosellini wie von Don Quixote gegen Windmühlen gekämpft. Es war vorauszusehen, daß vom wissenschaftlichen Standpunkte aus Rosellini mit ihm keinen Kampf beginnen konnte. Dies fühlte vielleicht Jannelli, da rief er, in Ermangelung wissenschaftlicher Waffen, den Katholicismus zu Hülfe, und suchte den Widerspruch als gefährlich hervorzuheben, welcher sich zwischen den Rosellinischen Arbeiten und dem alten Testament zeige.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 49.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 146.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 19. Juni 1835.

Julius Caesar primus omnium instituit, ut tam senatus quam populi diurna acta conficerentur et publicarentur.

Sueton:

Ueber die Zeitungen der alten Römer.

Von Dr. Zell, Professor in Freiburg.

Die Art und Weise, wie die Kenntniß und das Andenken der Begebenheiten der Gegenwart von den Zeitgenossen aufgefaßt und erhalten wird, hängt mit dem jedesmaligen Zustande der Kultur und den Einrichtungen des öffentlichen und Privatlebens auf das Genaueste zusammen. Wenn ein Volk zuerst aus dem Schlummer eines bewußtlosen Zustandes der thierischen Rohheit erwacht, so sind mündlich fortgepflanzte Sagen und Lieder die Anfänge der Geschichte. Es folgen Denkmäler und einfache schriftliche Aufzeichnungen auf Holz, Stein, Metall, in langen Zwischenräumen darnach längere Aufschreibungen, Literatur und Bücher, bis endlich die wunderbare Erfindung der Vervielfältigung der Schrift durch den Druck dazu kam. Nicht bloß aber ist die Art und Weise der historischen Mittheilung eine Frucht des jedesmaligen Gesammtzustandes der Zeit, sondern auch umgekehrt in mancher Beziehung der Keim, aus dem neue Begebenheiten und Zustände hervorgehen. Darum ist es nicht bloß in Bezug auf historische Wahrheit und historische Kritik, sondern überhaupt für die Kenntniß der Zeiten und Völker interessant, zu betrachten, welche Mittel, Anstalten und Formen jedesmal vorhanden waren und angewendet wurden, um die Kenntniß dessen, was geschah, den Zeitgenossen mitzutheilen und für die Nachwelt zu erhalten. Das Folgende soll von einer, in der angegebenen Beziehung interessanten Einrichtung im alten Rom handeln, welche zwar der Aufmerksamkeit der Gelehrten durchaus nicht entgangen ist, aber dennoch eine umfassende und genaue Darstellung in dem Maße, wie dieses jezt geschehen kann, noch nicht gefunden hat.

Die alten Römer hatten frühzeitig und lange vorher, ehe noch ein Einzelner daran dachte, die Geschichte seiner Zeit zu schreiben, öffentliche, von dem Staate ausgehende Anstalten, welche, obgleich auf sehr beschränkte und dürftige Weise, diesem Zwecke dienten. Der oberste Priester hatte schon seit der Zeit der Könige die Verpflichtung, die wichtigsten Begebenheiten und Vorfälle jedes Jahrs mit Angabe des Tags auf Tafeln aufzuzeichnen, welche zur Kenntnißnahme des Volks öffentlich aufgestellt waren. Diese Tafeln sind die so oft genannten Annales maximi. Obgleich man sich im Allgemeinen von dem Inhalt und der Form dieser leider untergegangenen historischen Urkunden wohl eine Vorstellung bilden kann, so fehlt es uns doch an genauern Nachrichten über Manches, was die Art ihrer Abfassung und Bekanntmachung betrifft. So wäre es namentlich interessant, zu wissen, ob sie nur am Ende eines Jahrs bekannt gemacht wurden, oder in kürzern Zwischenräumen,

wie gerade der Pontifex Stoff fand, einzelne Tage auf diese Weise zu bezeichnen. Im ersten Fall hätten wir, wie auch der Name andeutet, eine Jahreschronik, im andern Falle eine Tageschronik mit frischen Neuigkeiten, und also bei allem durch die Zeiten und Verhältnisse bedingten Unterschied dennoch etwas unsern Tageblättern Analoges. Die Abfassung dieser Annalen wurde bis ohngefähr zum ersten Viertel des siebten Jahrhunderts Roms fortgesetzt.

Etwa siebzig Jahre nachher entstand eine andere Einrichtung, welche in mancher Beziehung dem eben erwähnten Institute ähnlich war, und mehr, als es mit der Einrichtung unserer Zeitungen sich vergleichen läßt. Es wurden nämlich auf Veranstaltung des Staats und unter öffentlicher Autorität die Neuigkeiten des Tags Tag für Tag aufgezeichnet und zu Rom bekannt gemacht, von wo sie sich dann weiter in die Provinzen des Reichs verbreiteten. Man kann diese Bekanntmachungen also nicht mit Unrecht, wie auch schon von Andern geschehen ist, eine altrömische Staatszeitung nennen. Der Titel, unter welchem diese Bekanntmachungen erschienen, wenn sie überhaupt einen bestimmten Titel hatten, ist nicht diplomatisch getreu anzugeben. Die alten Schriftsteller führen sie unter verschiedenen Namen an, doch ist die Hauptdenennung immer Acta mit verschiedenen Zusätzen. So heißen sie Acta diurna urbis, ein Titel, der ihrem Wesen am genauesten entspricht, ferner acta diurna, acta populi, acta urbis, acta urbana, acta publica, auch schlechthin acta und diurna.

Ueber die Entstehung und Einführung dieser Anstalt haben wir keine umständlichere, nähere Nachricht. Der einzige Schriftsteller, der davon spricht, ist Suetonius, welcher uns in der diesem Blatte als Motto vorgesetzten Stelle berichtet: Julius Cäsar habe in seinem ersten Konsulat (695 nach Roms Erbauung) zuerst die Einrichtung getroffen, daß sowohl diese eben genannten Nachrichten über die Neuigkeiten des Tags, als auch ähnliche kurze Protokolle der Senatssitzungen unter öffentlicher Autorität verfaßt und bekannt gemacht würden. Wenigstens versteht man allgemein die Stelle so, indessen schreibt Cicero in einem seiner Briefe, einige Jahre vor jenem Zeitpunkte der angeblichen ersten Einführung dieser Anstalt durch Julius Cäsar, er habe die acta urbana bis zu einem gewissen Tage erhalten. * Auch nennt ein älterer römischer Geschichtschreiber, Sempronius Asellio, einer der alten Annalisten vor der klassischen Zeit der römischen Geschichtschreibung, an einer Stelle, die sich aus seinen Werken erhalten hat, als Gattungen der historischen Mittheilung Annales historiae und diaria. Doch sind diese Anzeigen zu wenig bestimmt, um mit voller Sicherheit Etwas daraus schließen zu können; ich glaube sie aber deßwegen nicht übergehen zu dürfen, weil die Frage nach der Zeit der ersten Einführung dieses Instituts zugleich von Einfluß ist zur Entscheidung der Frage über die Echtheit oder Unechtheit einiger angeblichen oder wirklichen Bruchstücke aus diesem Kreise. Genug, Julius Cäsar gilt nach jener oben angeführten Stelle des Geschichtschreibers der römischen Kaiserzeit allgemein für den Gründer der römischen Staatszeitung. Ob eine nähere äußere Veranlassung und welche dabei wirkte, ist nicht bekannt. Doch lag, abgesehen von andern allgemeinen Ursachen, die Gründung einer solchen Anstalt nach den individuellen römischen Verhältnissen ziemlich nahe. Die alten, nunmehr eingegangenen Annales maximi konnten schon darauf hinführen; ferner war es fast allgemeine und feste Sitte, daß ein jeder ordnungsmäßige Hausvater, und ökonomische Ordnung lag in dem römischen Charakter, daß jede angesehene Familie ihr Hausbuch (diurnum, commentarii) hatte; warum sollte die Gesammtheit nicht auch ein solches Tagebuch haben? Endlich geschah in einzelnen Fällen und ausnahmsweise schon vor dem angegebenen Zeitpunkte Aehnliches. Wir haben ein interessantes Beispiel davon aus der Zeit von Cicero's Konsulat. Nachdem nämlich, so erzählt er selbst, die ersten Anzeigen wegen der Verschwörung des Catilina gemacht waren, so ließ er im Senat die Zeugen protokollarisch vernehmen; drei von ihm bestimmte Senatoren hatten das Protokoll zu führen. Sobald das Protokoll verfaßt war, wurde es von allen Schreibern des Senats abgeschrieben, sogleich vertheilt, auf alle Art verbreitet und dem römischen Publikum mitgetheilt, und zwar nicht bloß überall in Italien umher, sondern auch in die Provinzen geschickt. *

(Die Fortsetzung folgt.)

* Briefe an Atticus, VI. 2.

* O. pro Sylla 14.

Abbotsford.

(Fortsetzung.)

Endlich fiel Johnny in einem glücklichen Augenblick auf einen Stellvertreter des Mondes. Dies war ein großes, dickes Talglicht, welches er auf die Spitze eines Pfahls steckte und damit seine Besucher in dunkeln Nächten durch die Ruinen führte, was ihnen so großes Vergnügen gewährte, daß er zuletzt zu glauben anfing, das Talglicht sey sogar dem Monde vorzuziehen. Es beleuchte nicht Alles auf einmal, sagte er, das sey wohl gewiß, aber man könne es herumtragen und die alte Abtei zeigen, Stück für Stück, während der Mond

nur von einer Seite scheine. — Ehrlicher Johnny Bower! Seit der Zeit, von welcher ich spreche, sind gar viele Jahre vergangen, und es ist mehr als wahrscheinlich, daß sein schlichter Kopf unter den Mauern seiner Liedlingsabtei liegt. Man darf hoffen, daß sein kleiner Ehrgeiz befriedigt und sein Name von der Feder des Mannes erwähnt worden ist, welchen er so sehr liebte und ehrte.

Nach meiner Rückkehr von Melrose Abbey schlug Scott einen Spaziergang vor, um mir einen Theil der Umgegend zu zeigen. Als wir fortgingen, eilten alle Hunde, die im Hause waren, herzu, uns zu begleiten. Da war der alte Jagdhund Maida, dessen ich bereits gedacht habe, ein edles Thier und ein großer Liebling von Scott, und Hamlet, das schwarze Windspiel, ein wildes, gedankenloses junges Geschöpf, das die Jahre der Besonnenheit noch nicht erreicht hatte, und Finette, ein schöner Wachtelhund, mit weißem, seidenem Haar, langen, hängenden Ohren und einem milden Auge, der Liebling des Gesellschaftszimmers. Vor dem Hause stieß noch ein uraltes Windspiel zu uns, das, mit dem Schwanze wedelnd, aus der Küche kam und von Scott als ein alter Freund und Genosse bewillkommt wurde.

Scott pflegte auf unsern Spaziergängen das Gespräch oft zu unterbrechen, um nach seinen Hunden zu sehen und mit ihnen zu reden, als wären es vernünftige Begleiter. Maida benahm sich mit einer Würde, die seinem Alter und seiner Größe angemessen war, und schien sich für verpflichtet zu halten, einen hohen Grad von Ernst und Anstand in unserer Gesellschaft an den Tag zu legen. Während er eine kleine Strecke vor uns her lief, spielten die jungen Hunde um ihn herum, sprangen ihm auf den Hals, zausten seine Ohren und bemühten sich, ihn durch Quälereien aller Art aufzuregen. Der alte Hund zog eine lange Weile mit nicht zu störender Feierlichkeit seines Wegs und schien nur dann und wann die Leichtfertigkeit seiner jungen Genossen zu tadeln. Endlich wandte er sich plötzlich um, ergriff einen von ihnen, warf ihn in den Staub und blickte uns dann und wann an, als wollte er sagen: „Ihr seht, ihr Herrn, ich kann nicht umhin, diesen Possen ein Ende zu machen,“ worauf er seinen Ernst wieder annahm und wie vorhin dahin trabte. Scott ergötzte sich an diesen Eigenthümlichkeiten. „Ich zweifle nicht,“ sagte er, „daß Maida, wenn er mit diesen jungen Hunden allein ist, seinen Ernst bei Seite legt und eben so kindisch ist, wie einer von ihnen, aber er schämt sich, dies in unserer Gesellschaft zu thun und scheint zu sagen: „hört auf mit euern Possen, Kinder; was wird der Laird und der andere Gentleman von mir denken, wenn ich mich solchen Thorheiten überlasse?“ Maida erinnerte ihn, sagte er, an eine Scene am Bord eines Kriegsschiffs, auf welchem er mit seinem Freunde Adam Ferguson einen Ausflug gemacht hatte. Der Hochbootsmann, ein schöner, kräftiger Seemann, hatte ihre Aufmerksamkeit auf sich gezogen und fühlte sich sichtbar dadurch sehr geschmeichelt. Einst durfte die Mannschaft ihre Possen treiben, und die Matrosen tanzten und machten Luftsprünge aller Art zu dem Spiel der Musikbande des Schiffes. Der Hochbootsmann sah sehnsüchtigen Auges zu, als wenn er gern an der Fröhlichkeit Theil nähme; aber ein Blick auf Scott und Ferguson zeigte, daß er mit seiner Würde im Streit war und sich in ihren Augen herabzusetzen fürchtete. Endlich kam einer seiner Kameraden heran, ergriff ihn am Arm und forderte ihn zu einem Tanze auf. Nach einigem Zaudern willigte der Hochbootsmann ein, machte einen oder zwei ungelenke Sprünge, wie unser Freund Maida, gab es aber bald auf. „Es hilft nichts,“ sagte er, indem er seine Kleider wieder ordnete und einen Seitenblick auf die Herrn warf; „man kann auch nicht jederzeit tanzen.“ — Nicht minder unterhielten Scott die Eigenthümlichkeiten eines andern Hundes, eines kleinen, blöden Dachsschliefers mit großen, gläsernen Augen, eines gegen Schmach und Kränkung unendlich empfindlichen Geschöpfes. „Wenn ich ihn ja einmal peitschte,“ sagte er, „so schlich sich der kleine Gesell davon und versteckte sich vor dem Tageslicht in einer Polterkammer, aus welcher ihn nichts herausbringen konnte, als der Ton eines Hackmessers, als würde ihm sein Essen klein gehackt, worauf er sich mit demüthigen, niedergeschlagenen Augen hervorstahl, und wieder zurückeilte, wenn ihn Jemand anblickte.“ Während wir die Launen und Eigenthümlichkeiten unserer hündischen Begleiter besprachen, reizte irgend ein Gegenstand ihren Spleen, und brachte bei der kleineren Brut ein lautes, trotziges Gebell hervor; es dauerte aber einige Zeit, bis Maida hinreichend aufgeregt ward, um zwei oder drei Sprünge vorwärts zu thun und mit seiner starken Stimme in den Chor einzufallen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

Die Kunstausstellung.

Die Kunstausstellung ist schnell vorübergegangen, obschon sie zwei Monate gedauert hat; was sind aber zwei Monate in dem zerstreuungsvollen Paris und in einer bewegten Zeit, wie die jetzige, wo eine wichtige Begebenheit auf die andere folgt und die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zieht! Diesmal war noch dazu die Ausstellung nicht bedeutend genug, um ungetheilt die Aufmerksamkeit des Publikums spannen zu können, der Zahl der ausgestellten Gegenstände nach freilich sehr bedeutend, aber nicht durch Meisterstücke, welche einen tiefen Eindruck auf die Anschauenden

zu machen und das gesammte Publikum herbeizuziehen vermögen. Desto größer war der Reichthum an Werken zweiten oder dritten Rangs, an Werken, worin der Fleiß und die Geschicklichkeit des Künstlers nicht zu verkennen sind, die aber doch Manches zu wünschen übrig lassen. Es scheint, die Zahl der eigentlichen Künstler und der sich thätig mit der Kunst aus bloßer Liebhaberei abgebenden Personen nimmt beständig zu in Frankreich, und besonders in Paris; es muß doch außerordentlich viel an Kunstsachen abgesezt werden; denn wie sollten sonst so Viele von der Kunst leben können! Freilich erwarten Manche ihr Heil von der Regierung, und am Ende jeder Kunstausstellung sind die Künstler in großer Spannung wegen der Aufmunterungen, worauf sie hoffen und Anspruch machen zu können glauben. Unter der vorigen Regierung war eine feierliche Preisvertheilung; damals folgten freilich die Ausstellungen nicht so schnell aufeinander, als jezt, und wiederholten sich nur alle zwei oder drei Jahre. Gegen dergleichen Preisvertheilungen ließ sich viel einwenden; denn welch hohe Meinung man auch von den Einsichten einer Regierung haben mag, so ist es doch erlaubt, zu glauben, daß es ihr nicht zukomme, Kunstwerke zu klassifiziren, zumal diese Arbeit doch immer einigen Personen überlassen werden muß, die sich von allerlei Privatrücksichten leiten lassen. Und nun gar den König als Oberrichter und Preisvertheiler aufzustellen, ist eine sonderbare Einrichtung. Auch kam es manchmal vor, daß dergleichen durch Königshand belohnte Künstler vom Publikum einer solchen Ehre gar nicht werth erachtet und um nichts höher geschäzt wurden. Von dieser feierlichen Preisvertheilung ist man unter der jezigen Regierung insofern abgegangen, als man den König nicht mehr in den Kreis der versammelten Künstler treten und durch ihn Ordensbänder und Ehrenmünzen austheilen läßt. Aber eine Austheilung von Preisen findet doch immer noch statt; die Regierung will sich dieses Mittels nicht berauben, um Einfluß zu gewinnen oder zu erhalten, und auch den Künstlern ist es nicht unlieb, von der Regierung ausgezeichnet zu werden, obschon sie wohl wissen, daß die öffentliche Meinung oder erst die Nachwelt die wahre Richterin ihres Verdienstes ist. Diesmal war kein Ordensband zu ertheilen, denn Niemand hatte ein so hervorragendes Meisterstück geliefert, daß man ihm eine solche Belohnung füglich hätte ertheilen können; wahrscheinlich würden die freien Tageblätter sich bald tadelnd geäußert haben, obschon man in Frankreich gewohnt ist, unter allen Regierungen die Ordenszeichen verschwenden zu sehen. Man hatte sich diesmal auf die Ehrenmedaillen beschränkt, aber eine Menge derselben in Bereitschaft gehalten, so daß man wahrlich eine stümperhafte Arbeit mußte geliefert haben, um keine zu bekommen, wäre es auch nur eine Medaille der zweiten oder dritten Klasse; denn um doch nicht alle Künstler gleichzustellen, hatte man einige Abstufungen ausgedacht. Mit den Ehrenmünzen ist es aber bei manchen Künstlern nicht abgethan; sie wollen auch andere Münze haben, das heißt, die Regierung soll ihnen ihre Kunstwerke abkaufen, denn es ist der Gebrauch hier, daß die Regierung entweder Kunstwerke früher bestellt, oder später ankauft. Unter den zwei vorigen Königen, und mehr noch unter Napoleons Regierung, wurden große Gemälde und Bildhauerstücke bestellt und sehr theuer bezahlt, sie mochten nun gerathen seyn, wie sie wollten. Waren sie einmal bestellt, so mußte die Regierung sie auch nehmen, wie man sie ihr lieferte. Freilich erhielten nur ausgezeichnete Künstler, oder höchstens solche, welche sich die Hofgunst zu erschleichen wußten, dergleichen große Bestellungen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Florenz, Juni.

(Beschluß.)

Egyptische Studien in Italien. Rosellini. Jannelli.

Waren Jannellis Raisonnements mehr ergözlicher Art, so war das Lezte ein gemeiner Versuch, seinen Gegner zu entwaffnen; in einem Lande, wo das Streben zu verdächtigen von einer Partei systematisch betrieben wird, kann man dies nicht anders benennen. Dies hat Rosellini empört und ihn zu einer vor Kurzem publicirten Antwort bewogen. In dem an einen Freund gerichteten Brief sagt er unter Andern: „Ich glaube, daß Jeder, der vor einem Jahr jene Worte Jannelli's (die oben angegebenen) las, nicht allein den Schreiber, sondern mehr noch den Redakteur des Journals tadeln mußte, dem es nicht verstattet war, das zu ignoriren, was Italien sich zum Ruhme anrechnet. Jeder verständige und gerechte Leser mußte Unwillen fühlen, wenn er den Leichtsinn, um nicht zu sagen, die unwürdige Undankbarkeit bedachte, mit welcher ein italienisches Journal ein so würdiges Unternehmen behandelt, ein Unternehmen, das so viele Mühe, so viele Arbeiten, ja Einigen wegen ihres Eifers, mit dem sie es betrieben, das Leben kostete. Sah der Redakteur, daß unter die zwölf Gründe (durch diese hatte Jannelli darthun wollen, warum im Progresso früher der Rosellinischen Arbeiten keine Erwähnung geschehen) auch dieser sich einschlich, daß im ersten Bande eine antibiblische Chronologie eingeführt sey? Gewiß, der Redakteur mußte wissen, daß jener Theil, der schon vor zwei und einem halben Jahre erschien, weder Tadel, noch Verurtheilung bei dem Tribunal gefunden hat, das allein in ähnlichen Sachen sich kompetent nennen kann. Mit Recht beklagen verständige und gemäßigte Leute, welche unser Land lieben und das Wohl und die Ehre Italiens wollen, daß in Schimpf und Schande ausgehe, was Mittel der Kultur und des Ruhmes werden könnte, und heftiger Gesinnte werden nicht fehlen, welche behaupten, das neapolitanische Journal nenne sich mit demselben Recht „il Progresso," wie etwa die „Voce della Verita" sich den lügnerischen Titel der Wahrheit gebe. Was übrigens das System betrifft, welches ich bei Erklärung der Hieroglyphen befolge, so macht der Beifall der Kenner mich sicher nicht stolz; verachte ich aber die Neider, so tröstet und erhebt mich der Beifall, welchen die berühmtesten Akademien Englands und Deutschlands meiner Arbeit dadurch gezollt haben, daß sie mich zu ihrem Mitgliede ernannten. Statt aller Autoritäten nenne ich hier die Berliner Akademie, welche in ganz Europa in historischen und philologischen Wissenschaften als die erste anerkannt ist."

Jannelli, das steht zu erwarten, wird in seiner gewohnten Weise antworten, wiederholen, was er schon gesagt, noch mehr von Gefahr der Kirche reden, schimpfen und verdrehen, so viel er irgend vermag, aber von Rosellini wahrscheinlich keine Sylbe mehr herauslocken. Fremde haben bei der Sache am meisten zu bedauern, daß das neapolitanische Journal, offenbar nach dem Eingeben der hiesigen Antologia immer noch das beste in Italien, sich in diesem Streite so sehr um seinen Kredit gebracht hat, und daß dadurch immer mehr die Mittel erschwert werden, einen wissenschaftlichen Verkehr durch das Medium eines guten Journals mit dem Auslande zu unterhalten.

Beilage: Literaturblatt Nr. 63.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 147.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 20. Juni 1835.

> Selig allhier schon
> Ist er fürwahr! Rings schaut er die dankbaren Herzen im Antlitz;
> Alles nennt ihn Vater, geheim und öffentlich, Alles
> Segnet ihn, kommt er zu sehn die Feldarbeit und den Haushalt.
>
> J. H. Voß.

Abbotsford.

(Fortsetzung.)

Es war nur ein vorübergehender Ausbruch, und Maida kehrte augenblicklich zurück, wedelte mit dem Schweif und sah zweifelhaft in seines Herrn Gesicht, ungewiß, ob er Tadel oder Beifall erhalten würde. „Ah, ah, alter Knabe!“ sagte Scott, „du hast Wunder gethan, du hast die Eildonhügel mit deinem Gebelle erschüttert, du kannst nun für den Rest des Tags deine Artillerie bei Seite legen. Maida,“ fuhr er fort, „gleicht der großen Kanone zu Konstantinopel; sie braucht so viel Zeit, bis sie schußfertig ist, daß man die kleinen Kanonen ein Dutzend Mal vorher abfeuern kann; wenn sie aber losgeht, kracht es auch tüchtig.“

Diese einfachen Anekdoten können dienen, das ergötzliche Spiel der Launen und Gefühle Scotts im Privatleben darzuthun. Seine Hausthiere waren seine Freunde. Alles um ihn schien im Lichte seines Antlitzes sich zu freuen, und das Gesicht des niedrigsten Taglöhners glänzte, wenn er ihm nahe kam, als sey er eines herzlichen, freundlichen Wortes gewiß. Ich bemerkte dies vorzüglich bei dem Besuche eines Steinbruchs, wo für das neue Gebäude Steine gebrochen wurden; Alle, die hier beschäftigt waren, ruhten von der Arbeit, um ein freundliches Wort mit dem Laird zu reden. Der eine war ein Bürger von Selkirk, mit welchem Scott wegen des alten Liedes:

> Auf mit den Schustern von Selkirk,
> Und nieder mit dem Earl von Home!

seinen Scherz hatte. Ein anderer war der Kirchenvorsänger, leitete das Psalmsingen am Sonntag und lehrte die Burschen und Mädchen der Umgegend im Winter an Werktagen, wenn die Arbeit außerhalb des Hauses selten war, tanzen. Unter den Uebrigen war ein großer, stracker, alter, gesund aussehender, silberhaariger Bursche, der einen kleinen, runden, weißen Hut trug. Er war im Begriff, einen Lehmkübel auf die Schulter zu nehmen, hielt aber inne und blickte mit einem leichten Blitzen seines blauen Auges auf Scott, als wartete er, bis die Reihe an ihn käme; denn der alte Gesell wußte wohl, daß er ein Liebling des Dichters war. Scott redete ihn freundlich an und begehrte eine Prise Tabak. Der alte Mann zog eine Dose von Horn heraus. „Pah, Mann,“ sagte Scott, „nicht diese alte Büchse! Wo ist die hübsche französische Dose, die ich Euch von Paris mitbrachte?“ — „Wahrlich, Ew. Gnaden,“ versetzte der alte Bursche, „so 'ne Büchse ist nichts für Werktag.“

Als wir den Bruch verließen, sagte mir Scott, er habe, als er zu Paris gewesen, mancherlei unbedeutende Dinge als Geschenke für seine Arbeitsleute eingekauft

und unter andern auch die erwähnte bunte Dose, welche der Alte so sorgfältig für die Sonntage aufhob. „Nicht sowohl der Werth der Geschenke," sagte er, „machte ihnen Freude, als der Gedanke, daß der Laird ihrer gedacht habe, als er so weit entfernt war." Ich fand, daß jener alte Mann bei Scott sehr in Gnaden stand. Wenn ich mich recht erinnere, war er in seiner Jugend Soldat gewesen, und seine stracke, aufrechte Haltung, seine frische, aber rauhe Gesichtsfarbe, sein graues Haar und ein schelmisches Blitzen in seinem blauen Auge erinnerten mich an die Schilderung von Edie Ochiltree. Wilkie hat seitdem den alten Burschen unter seine Gemälde der Familie Scotts aufgenommen.

Wir streiften in einer Gegend umher, die in schottischen Liedern lebte und durch die idyllische Muse klassisch geworden war, ehe Scott den reichen Mantel seiner Poesie über dieselbe geworfen hatte. Wie freudig entzückt war ich, als ich zuerst die mit Ginster bedeckten Gipfel der Cowdenknowes über die grauen Höhen der Tweed herüberblicken sah, und welche rührende Bilder erwachten bei dem Anblick von Ettrickthal, Gala Water, und den Yarrowhöhen! Jeder Schritt erinnerte an eine bekannte Liedesweise, an irgend ein fast vergessenes Wiegenlied, mit welchen ich in meiner Kindheit in Schlaf gelullt worden war, und damit an die Blicke und Stimmen derer, welche sie gesungen hatten und die jezt nicht mehr waren. Schottland ist vorzugsweise ein Land des Gesanges, und eben diese in den Tagen der Kindheit uns vorgesungenen und mit dem Andenken unserer Lieben verbundenen Melodien umkleiden die schottischen Landschaften mit so lieblich zarten Bildern und Erinnerungen.

Die schottischen Lieder haben im Allgemeinen etwas innerlich Wehmüthiges, das wohl dem einsamen Leben derer zuzuschreiben ist, welche sie dichteten, oft bloße Hirten, die ihre Heerden in den einsamen Thälern weideten oder auf den nackten Anhöhen hürdeten. Viele dieser ländlichen Barden gingen hinüber, ohne einen Namen hinter sich zu lassen; es ist nichts von ihnen übrig, als jene lieblichen, rührenden kleinen Lieder. Manche solche einfache Ergüsse stehen mit dem Lieblingsaufenthalt des Dichters in Verbindung, und so gibt es keinen Berg, kein Thal, kein Städtchen, keinen Thurm, kein Wäldchen und keinen Bach in Schottland, die nicht in einem beliebten Liede wiedertönten, das schon dem Namen derselben einen Zauber gibt, welcher ein ganzes Gefolge köstlicher Phantasien und Gefühle hervorruft. Ich greife der Zeit vor, wenn ich hier gedenke, wie mächtig diese einfachen Weisen auf mich wirkten, als ich Ayr, den Geburtsort von Robert Burns besuchte. Ich brachte einen ganzen Morgen an den Ufern und Hügeln des lieblichen Doon hin, und konnte seine zarten, kleinen Liebeslieder nicht aus dem Kopfe bringen. Ich fand einen armen schottischen Zimmermann in den Trümmern der Allowaykirche beschäftigt, an deren Stelle ein Schulhaus gebaut werden sollte. Als er erfuhr, warum ich hieher gekommen, ließ er seine Arbeit liegen, sezte sich zu mir auf ein mit hohem Grase bedecktes Grab, nahe dem Begräbnißplatze des Vaters von Burns, und sprach von dem Dichter, den er persönlich gekannt hatte. Er sagte mir, seine Gedichte seyen den ärmsten und unwissendsten Landleuten bekannt, „und es sey ihm, als ob die Gegend schöner geworden wäre, seit Burns seine hübschen kleinen Lieder über sie gedichtet."

(Der Beschluß folgt.)

Ueber die Zeitungen der alten Römer.

(Fortsetzung.)

Von dem Bestehen und der Verbreitung der Acta nach dem Zeitpunkte ihrer Gründung bis auf August finden wir nur wenige, aber sichere Beweise. Es ist wohl möglich, daß während der bürgerlichen Kriege zwischen Pompejus und Cäsar, so wie nach der Ermordung des Leztern dieses von demselben neu gegründete oder erweiterte Institut zuweilen in's Stocken gerieth. Jedenfalls muß es damals nicht die Bedeutung gehabt haben, welche es später gewann, denn sonst müßte in der Geschichte und bei den Schriftstellern jener Zeit die Erwähnung desselben häufiger vorkommen. Auch in der Zeit des Augustus trat es nicht so sehr hervor, obgleich es bei römischen Schriftstellern nicht ganz an Anführungen aus diesen Urkunden auch aus dieser Periode fehlt. Von der Zeit des Tiberius an werden in unsern Quellen die Anführungen aus den Tageblättern der Hauptstadt der römischen Welt viel häufiger und erhalten eine größere Bedeutung. Unter der Regierung desselben Kaisers wurden einmal auch die Acta urbana der frühern Zeit unter öffentlicher Autorität gesammelt und neue Abschriften davon gemacht. Wir haben Spuren von dem Fortbestehen dieser Einrichtung bis zur Zeit des Kaisers Julianus; von dieser Zeit an verlieren sich die Nachrichten darüber. Uebrigens fand die in der Hauptstadt eingeführte und so lange bestehende Einrichtung auch anderwärts Nachahmung. Wir haben Nachricht, ja auch einige Proben, daß, wie Rom, so nicht minder Municipalstädte für ihre Neuigkeiten und öffentlichen Bekanntmachungen gleichfalls solche tägliche Anzeigen hatten.

Wir wenden uns nun zur Betrachtung des Inhalts dieser öffentlichen Bekanntmachungen. Es bildeten denselben im Allgemeinen alle Vorfälle des Tages, welche als Gegenstände der öffentlichen Aufmerksamkeit oder

auch nur der Neugierde betrachtet werden konnten. Auch Geringfügiges war davon nicht ausgeschlossen, wenn es aus irgend einer Ursache zu den Neuigkeiten des Tags gerechnet werden konnte. Wir können dieses aus manchen einzelnen Anführungen schließen, wir haben dafür aber auch ein gültiges Zeugniß im Allgemeinen in einer Aeußerung des Tacitus. Nachdem nämlich dieser Geschichtschreiber in seinen Annalen die Erzählung bis zu einem gewissen Jahre der Regierung Neros fortgeführt hat, so bemerkt er: in diesem Jahre sey wenig Denkwürdiges vorgefallen und zu berichten, es müßte denn ein Geschichtschreiber mit Erzählung der ungeheuern Anstalten, welche bei dem damaligen Bau eines Amphitheaters getroffen wurden, die Seiten eines Buchs füllen wollen. Dann fügt er hinzu: es sey ja aber die der Würde des römischen Volks angemessene Einrichtung getroffen worden, daß nur ausgezeichnete Begebenheiten in die Annalen, solche Vorfälle aber in die Tageblätter (acta diurna) aufgenommen würden. * Der Geschichtschreiber macht also hier einen Unterschied zwischen Gegenständen von wirklich historischem Interesse, welche aufzunehmen seyen in die Werke der Geschichtschreiber (denn an diese hat man zu denken, und nicht etwa an die annales maximi), und Neuigkeiten des Tags, welche nicht dahin gehören. Wir bemerken noch ferner von dem Inhalte dieser römischen Zeitung im Allgemeinen, daß sie sowohl dem Namen (acta urbis, acta urbana) als der Sache nach lediglich auf Vorfälle und Neuigkeiten der Stadt Rom und der nächsten Umgebung sich beschränkte, und daß darin keine Nachrichten aus andern Theilen des Reichs oder des Auslandes zu lesen waren. Zur Vervollständigung und nähern Bestimmung dieser Sätze wollen wir nun die einzelnen Anführungen, welche aus dem klassischen Tagblatt bei den alten Schriftstellern vorkommen, unter gewisse Rubriken geordnet, zusammenstellen. Dieses wird am meisten geeignet seyn, uns ein anschauliches Bild dieses Instituts zu geben, und zwar vornämlich aus der Periode der Kaiser, indem die Anführungen aus der Zeit der Republik selten und zum Theil zweifelhaft sind. Wir nennen bei dieser Aufzählung des Einzelnen, um bei dem Wichtigsten anzufangen, als die erste Rubrik Gegenstände der innern Politik und Verwaltung, namentlich einzelne Vorfälle und Verhandlungen im Senat. Es geht dieses Leztere unter anderm hervor aus einem sehr charakteristischen Zuge, der sich bei Tacitus findet, und den berühmten Thraseas Pätus betrifft. Es ist nämlich bekannt, daß zur Zeit Neros und auch noch später unter andern tyrannischen, aber auch zuweilen unter den bessern Kaisern, sich eine von dem Standpunkte des altrömischen Republikanismus und der stoischen Philosophie ausgehende Opposition zeigte. Unter manchen durch Geist und Charakter ausgezeichneten Männern glänzte als das Haupt derselben zu Neros Zeit Thraseas Pätus hervor, der später auch als Opfer des Despotismus fiel. Die Opposition, welche er im Senate bildete, war jedoch sehr milde, theils weil sein Charakter es so mit sich brachte, theils der unglücklichen Zeiten wegen, und häufig bestand sie mehr im Schweigen und Unterlassen, als im Reden und Handeln. Die positiven Aeußerungen seiner Opposition fanden begreiflicherweise in den actis diurnis schwerlich viel Aufnahme, wohl aber wahrscheinlich fast Alles, was einer Art von Koncession glich, und worin er mit seinen übrigen Kollegen übereinstimmte. Was blieb unter diesen Umständen den entfernten Freunden und Gleichgesinnten Thraseas zur Kenntniß seiner Handlungsweise übrig? Sein eigener Ankläger, Capito Cossutianus, sagt es in seiner von Tacitus mitgetheilten Rede. „Die Blätter der römischen Diurna,“ sagt er, „werden bei dem Heere und in den Provinzen um so eifriger gelesen, wenn auch nur, um zu sehen, was Thrasea **nicht** thue. *

(Die Fortsetzung folgt.)

* T. Annalen XIII, 31.

* Annalen XVI, 22.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

(Fortsetzung.)

Gemäldekäufe von Seiten der Regierung.

Jezt macht man es, dünkt mich, klüger; man bestellt weniger, aber dagegen wählt man bei der Ausstellung Manches aus und kauft es hernach. Dadurch bekommt man erstlich gute Sachen, und zweitens belohnt man nur solche, die es verdienen. So ist denn auch diesmal Manches angekauft worden, aber nicht zu hohen Preisen; überhaupt beschweren sich die Künstler darüber, daß die jetzige Regierung ihre Arbeiten nicht hoch genug anschlage. Will die Regierung aber Vieles kaufen, so kann sie natürlich für jedes Stück nur wenig geben, oder muß wenigstens die Kunstwerke geringer anschlagen, als es die Künstler selbst thun. Natürlich steht es diesen frei, das Anerbieten anzunehmen oder auszuschlagen. So hatte die Regierung bei der vorlezten Ausstellung für ein etwas prosaisch aufgefaßtes, aber mit Wahrheit dargestelltes Gemälde von Duval le Camus: **die goldene Hochzeit** (la cinquantaine), nicht genug geboten, und der Maler behielt das Gemälde. Nun kam aber der Herausgeber der legitimistischen Zeitschrift la Mode, bot mehr als Ludwig Philipp und erhielt das Kunstwerk. Jedoch war seine Absicht nicht, es zu behalten; er ließ es ausspielen, das Loos zu fünfzig Franken, und der Zufall wollte, daß die Herzogin von Berry das Gemälde gewann. Diese wollte es auch nicht behalten, sondern ließ es zum Besten der Armen, das Loos zu sechshundert Franken (wenn ich nicht irre), wieder ausspielen. Natürlich nahmen diesmal nur

die Reichern der legitimistischen Partei Antheil an dieser Lotterie; so ist das Gemälde von einem derselben gewonnen worden und in Frankreich geblieben. Man hat es kürzlich in Kupfer gestochen. Mancher Künstler sieht jedoch nicht so sehr auf den Ertrag seines Kunstwerkes, als auf den Ruhm, den es ihm verschaffen kann, und überläßt es lieber zu einem geringern Preise an die Regierung, welche es dann öffentlich ausstellt, als zu einem höhern Preise an einen Privatmann, der es in seine Wohnung verschließt, oder auf Spekulation in ein fremdes Land schickt, so daß der Künstler selbst nichts mehr von seinem geliebten Geisteskinde hört. Die Ankäufe der Regierung sind von zweierlei Art: ein Theil nämlich wird vom Minister des Innern mit dem von den Kammern dazu bewilligten Gelde der Nation angekauft, das Uebrige aber vom Intendanten des königlichen Hauses mit dem Gelde des Königs, oder der Civilliste, das freilich auch aus dem Beutel der Nation kommt, mit dem aber der Hof nach Belieben schalten kann. Daher kommen die vom Minister angekauften Kunstsachen in die öffentlichen Sammlungen, wogegen die andern ein Eigenthum des Hofes bleiben, wofern derselbe sie nicht an die Nationalmuseen schenkt. Für die Aufbewahrung der Gemälde lebender Künstler ist die Galerie des Luxemburger Pallastes da; alle Künstler haben daher auch mit Recht den Ehrgeiz, hier in ihren besten Werken unter den Produkten ihrer geschicktesten Zeitgenossen prangen zu wollen. Hie und da schleicht sich wohl ein Kunstwerk eines mittelmäßigen intriganten Künstlers ein, aber im Allgemeinen findet sich das Beste der jetzigen französischen Schule, insofern es nicht von Privatpersonen bestellt oder erworben war, in jener Galerie zusammen. Ich habe Künstler darüber murren hören, daß Ludwig Philipp manche vom Ministerium des Innern angekaufte Gemälde, anstatt sie sogleich in die Museen tragen zu lassen, vorläufig in seinen Gemächern aufgestellt habe. Mich dünkt, dies sollte man dem Könige Dank wissen; denn es zeugt doch von einem lebendigen Drange nach Kunstgenuß, und solch ein Kunstgefühl ist eben nicht so sehr gemein bei den Fürsten, daß man sich nicht darüber freuen dürfte, wenn es sich irgendwo äußert. Freilich, wenn Ludwig Philipp die für die Nationalmuseen bestimmten Gemälde für sich behielte, so wäre dies eine Ungerechtigkeit; allein es ist hier ja nur von einem einstweiligen Genusse die Rede, den man ihm wohl gönnen kann. Einige haben es auch getadelt, daß der König bei der lezten Ausstellung ein bereits von der Kommission angenommenes Stück davon ausgeschlossen hatte, nämlich eine große und schöne Zeichnung von Chenavard, einem sehr geschickten und beliebten Zeichner. Der Grund der Verwerfung lag nicht in der Zeichnung selbst, die auch der König schön finden mußte, sondern in dem Umstande, daß darauf der Herzog von Orleans, Vater Ludwig Philipps, im Nationalkonvent in vertraulicher Unterredung mit Marat und Robespierre da saß. Mit der Ausschließung dieses Stückes hat aber der König nichts gewonnen; denn die Zeichnung ist mit manchen andern Kunstsachen in einem Privathause öffentlich ausgestellt worden, und die Zeitungen haben nicht ermangelt, das Publikum darauf aufmerksam zu machen. Vielleicht wird sie nun noch mehr beachtet, als wenn sie bei der Ausstellung im Louvre befindlich gewesen wäre. Auch wird man sie wohl bald in Kupfer gestochen bekommen können. Die Gemäldegalerie im Louvre sollte mit drei Stücken aus der Sammlung spanischer Gemälde des Marschalls Soult vermehrt und bereichert werden; allein bekanntlich hat sich der Handel zerschlagen, nachdem schon Alles in Richtigkeit war und die Gemälde sich bereits in den Händen der Regierung befanden. Der über den Vorfall gepflogene Briefwechsel zwischen dem Intendanten des königlichen Hauses und dem Marschall oder dessen Sohne hat in den Zeitungen gestanden; also kann Jeder darüber denken, wie ihm gut dünkt. Eigentlich hat das Publikum aus jenen Briefen nicht recht klug werden können, so künstlich sind sie beiderseits gedreht; indessen scheint doch so viel daraus für die Klügern zu erhellen, daß der Intendant die Sache so hatte darstellen wollen, als ob man die drei Gemälde mit einer halben Million überreichlich, ja freigebig und fast über Gebühr bezahlt habe. Dies muß aber den alten Marschall erboßt haben; er will von Gnade und Freigebigkeit nichts wissen, sondern behauptet, schon zwei Gemälde wären eine halbe Million werth gewesen, und das dritte habe er bloß zugegeben, weil man es verlangt. Dies wollte man höhern Orts nicht gestehen, man mißverstand einander, und so wurde Geld gegen Gemälde wieder zurückgegeben. Es scheint aus diesem fein gesponnenen Briefwechsel zu erhellen, daß beide Theile Unrecht hatten, der Hofintendant, weil er für eine Gnade ausgeben wollte, was in dem Sinne des Empfangenden keine war, und der Marschall, weil er so ungeheure Forderungen für einige Stücke aus einer Sammlung machte, die ihn wenig gekostet hat, und die er hauptsächlich seiner frühern Stellung als kommandirender Feldherr in Spanien verdankt. Ein kleines witziges Tageblatt meint, sie habe ihn nur einige Mönche gekostet, das heißt, er habe das Leben mehrerer aufgefangenen Mönche geschont und dafür die Gemälde aus Kirchen und Klöstern zum Geschenk erhalten. Die ganze Sammlung ist nicht so sehr ihrer Meisterstücke halber wichtig, als weil sie mehr Kunstprodukte aus der alten spanischen Schule enthält, als man sonst beisammen findet. Die Gemäldegalerie im Louvre ist keineswegs reich an Stücken spanischer Maler; der Murillos, Riveiras und Velasquez sind daselbst nur wenige; deßhalb wären die drei ausgewählten Stücke, die wahrscheinlich die besten waren, eine köstliche Bereicherung derselben gewesen. Was soll man aber thun, wenn ein Hofintendant und ein Reichsmarschall den Handel rückgängig machen? Wenn man doch abermals Mönche gegen Gemälde tauschen könnte! aber es gibt keine Mönche in Frankreich mehr. Seit der Julirevolution sind auch die wieder zum Vorschein gekommenen verschwunden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 141:

Das Liebesgespräch.

Räthsel.

Bezogen bald, wie and'res Kaufmannsgut,
Von einem Stapelplaz,
Bald schwer erkämpft mit männlich hohem Muth,
Ein mehr als goldner Schaz.

Dort Waare, wie dem Spekulanten sie
Zuwirft das rohe Glück,
Hier durch und durch die schönste Poesie
Mit selig trunk'nem Blick.

O Rosenknospe, die die Welt entzückt,
Stolz, reich, von Zukunft voll!
Ach Opferlamm, für den Altar geschmückt,
Auf dem es sterben soll!

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 148.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 22. Juni 1835.

Gratus eris Romae, donec te deserat aetas.

Horat: ad librum.

Ueber die Zeitungen der alten Römer.

(Fortsetzung.)

Aus einigen andern weniger sichern Beispielen, daß auch Senatsverhandlungen in den Bereich dieser Blätter gehörten, führe ich nur noch eine Stelle aus einem Briefe des Plinius an Tacitus an. Plinius gibt dort Nachricht von einem für ihn ehrenvollen Vorgange im Senat, mit dem Wunsch, sein Freund möchte in einem seiner geschichtlichen Werke, denen Plinius bei dieser Gelegenheit, ohne sich zu irren, unsterbliche Dauer weissagt, das Andenken davon auf die Nachwelt bringen. Er fügt dann bei: „dieser Vorgang im Senat könne übrigens seiner Aufmerksamkeit nicht ganz entgangen seyn, da er in den öffentlichen Blättern sich finde.“ * Aus einer andern Stelle der Briefe des Plinius sehen wir, daß auch Rescripte der Kaiser auf diesem Wege zuweilen bekannt gemacht wurden; wenigstens wird dieses dort ausdrücklich von einem Rescripte des Kaiser Trajanus gegen Bestechung und Prävarication damaliger Rechtsanwälte erwähnt. ** Eine stehende Rubrik scheinen ferner die Mittheilungen über merkwürdige Rechtshändel, so wie von Verurtheilungen und Vollziehungen derselben gebildet zu haben. In den Zeiten der kaiserlichen Allgewalt hing das Maaß, wie viel, und was man davon allgemeiner bekannt werden lassen wollte, von der Politik der Machthaber ab. So wird von dem Kaiser Domitianus erzählt, er habe verboten, die Zahl und Namen der bei einer Verschwörung gegen ihn hingerichteten Personen in den Tageblättern anzugeben.

Es kamen ferner hier vor Anzeigen von Geburten, geschlossenen Ehen und Ehescheidungen. Ob die Anzeigen von Geburten förmliche vollständige Geburtslisten waren, wie wir sie in manchen unserer öffentlichen Blätter finden, oder nur auf einzelne, durch ihre Stellung die allgemeine Aufmerksamkeit interessirende Familien sich bezogen, ist nicht ganz klar. Daß Letzteres jedenfalls stattfand, ist außer Zweifel. Suetonius bestimmt bei der Berichtigung widersprechender Nachrichten mehr als einmal den Geburtstag und Geburtsort römischer Kaiser nach den Angaben der Acta diurna. * Es kommen aber auch solche Stellen vor, woraus man schließen möchte, daß wenigstens zu gewissen Zeiten vollständige Geburtsregister auf diesem Wege bekannt gemacht wurden. So wird einmal bei Juvenal von einem getäuschten Ehemann gesagt: er freue sich der in den Tageblättern aufgeführten

* Plinius Briefe VII. 33.
** V. 14.

* Tiberius 5. Caligula 8.

Früchte seiner Ehe. Derselbe Zweifel, wie über die nähere Beschaffenheit der Geburtsanzeigen in dem römischen Tagblatt, zeigt sich auch hinsichtlich der Frage, ob regelmäßig und vollständig alle geschlossenen Ehen und alle Ehescheidungen, oder nur einzelne, welche zu den Stadtneuigkeiten gehörten, daselbst bekannt gemacht wurden. Letzteres wenigstens ist gewiß. Was die Ehescheidungen betrifft, so könnte schon eine Notiz, welche sich in dieser Beziehung über die römische Stadt- und Staatszeitung erhalten hat, uns hinlänglich zeigen, wie häufig sie in der sittenlosen Zeit schlechter römischer Imperatoren waren, und wie schwach das Band der Ehe. Der Philosoph Seneka sagt nämlich irgendwo: „es erscheine jezt fast kein Tagblatt ohne Anzeige einer Ehescheidung.“ Nicht minder kam hier vor die Anzeige von Todesfällen und bedeutenden Leichenbegängnissen. *

Außer dem, was den bisher angeführten Rubriken angehört, fanden in den römischen Tageblättern, wie schon bemerkt, alle Stadtneuigkeiten aus dem ganzen Gebiete der Erscheinungen der Natur und des täglichen Lebens eine Aufnahme. Es wäre darum für die Kenntniß der Sitten und der Zeiten ein überaus schätzbarer Gewinn, wenn irgend ein glücklicher Fund uns einmal einen Pack solcher alter römischer Zeitungsblätter zuführen würde. Uebrigens ist dazu wenig Hoffnung vorhanden, und es bleibt uns hier, wie in so manchen andern ähnlichen Fällen, nichts anderes übrig, als mühsam aufgefundene, einzelne Bruchstücke von Bruchstücken zu einer leidlichen Mosaikarbeit zusammenzufügen. Ich darf vielleicht beispielsweise einige römische Stadtneuigkeiten aus derselben Quelle mittheilen, zumal da einige auch ihrem Inhalte nach pikant genug sind. Sie sind mit jedesmaliger ausdrücklicher Berufung auf die *Acta diurna* in dem großen encyklopädischen Werke des ältern Plinius, der *Historia naturalis*, an verschiedenen Stellen zerstreut, und der chronologischen Ordnung nach folgende.

„An dem Tage, als der durch Ciceros Vertheidigungsrede bekannte Milo sich vor Gericht vertheidigte, regnete es Ziegelsteine.“ Ich überlasse es andern antiquarischen Forschern, zu untersuchen, ob etwa an ein Herabfallen von Meteorsteinen hiebei zu denken ist, oder ob ein Windstoß die Ziegel von einem Dache der Weltstadt durch die Luft führte, oder ob der römische Journalist nur eine auffallende Neuigkeit in die Provinz schicken wollte. Weiter: „zur Zeit des Kaiser Augustus, unter seinem und des Lucius Sylla Konsulate, den 10ten April, zog C. Crispinus Hilarus, ein Bürger der Stadt Fäsula, mit einer langen Prozession (*prolata pompa*) auf das Kapitol und opferte dort. Die ganze Prozession bestand aber nur aus seiner Nachkommenschaft, als da waren: neun Kinder (darunter zwei Töchter), siebzehn Enkel, acht Enkelinnen und neun-und-zwanzig Urenkel.“

(Die Fortsetzung folgt.)

* Tacitus Annalen III. 5.

Abbotsford.

(Beschluß.)

Ich bemerkte, daß Scott hinsichtlich der Volkslieder seiner Heimath ein Enthusiast im vollsten Sinne war, und es schien ihn zu freuen, daß er mich so empfänglich für sie fand. Scott äußerte sich über die schottischen Volkslieder. „Sie sind,“ sagte er, „ein Theil unserer Nationalerbschaft und etwas, das wir wirklich unser nennen können. Sie haben keine fremde Färbung, sie haben den reinen Athem des Heidekrauts und der Bergluft. Alle echten Abkömmlinge der alten Britten — wie die Schotten, die Waliser und die Irländer — haben Nationallieder. Die Engländer haben keine, weil sie keine Eingeborne des Bodens, oder wenigstens Mischlinge sind. Ihre Musik ist aus fremden Fetzen zusammengesezt, wie eine Hanswurstjacke, sie gleicht der Mosaikarbeit. Selbst in den östlichen Theilen Schottlands, wo die meisten Fremden beiströmten, haben wir verhältnißmäßig wenig Nationalgesänge. Ein echtes schottisches Lied ist ein Edelstein, ein Kleinod unserer heimischen Berge, oder es ist vielmehr eine köstliche Reliquie aus der alten Zeit, welche den Stempel des Nationalcharakters an sich trägt, wie der Camee, der zeigt, welcher Art die Nationalgesichtszüge ehedem waren, ehe die Racen sich kreuzten.“

Während Scott so redete, kamen wird durch ein enges Thal, wo die Hunde rechts und links hinausfuhren, als plötzlich ein Schwarzhuhn aufflog. „Aha,“ sagte Scott, „da wird Master Walter etwas zu schießen bekommen; wir müssen ihn mit seiner Flinte hieher schicken, wenn wir nach Haus kommen. Walter ist jezt unser Hausjäger und sorgt für unser Wildpret. Ich habe ihm meine Flinte so ziemlich abgetreten, denn ich merke, daß ich nicht mehr so rasch fort kann, wie früher.“

Unser Weg führte die Höhen hinan, die eine ausgedehnte Aussicht beherrschen. „Jezt,“ sagte Scott, „habe ich Euch, wie den Pilgrim in des Pilgers Reise, auf den Gipfel des Wonneberges gebracht, um Euch alle die Herrlichkeiten ringsum zu zeigen. Dort ist Lammermuir und Smailholme, und drüben seht Ihr Galashiels, Torwoodlee und Gala Water; in jener Richtung liegt Teviotdale und die Yarrow Braes (Hügel) und der Ettrickbach, der sich wie ein Silberfaden dahin schlängelt, um sich in die Tweed zu stürzen.“ So fuhr er fort, Namen zu nennen, die im schottischen Gesang berühmt sind und größtentheils in neuerer Zeit durch seine eigene Feder ein romantisches Interesse erhielten. Ich sah

wirklich einen großen Theil des Grenzlandes vor mir ausgebreitet und konnte die Seenerie jener Gedichte und Romane überschauen, welche die Welt bezaubert.

Mit stummem Staunen, und ich möchte fast sagen mit getäuschter Erwartung, sah ich nichts als eine Reihe grauer, wellenförmiger Höhen, Linie über Linie, so weit das Auge reichte, einförmig und von Bäumen so entblößt, daß man fast eine große Fliege ihre Seite entlang laufen sehen konnte, und die weitberühmte Tweed stellte sich als ein bloßer Bach dar, der zwischen nackten Höhen, ohne einen Baum oder ein Gebüsch an seinen Ufern, dahinfloß; und doch war die Magie, welche Poesie und Romantik über diese Gegend verbreiteten, so mächtig, daß sie größern Reiz für mich hatte, als die reichste Scenerie, die ich in England gesehen. Ich konnte nicht umhin, meinen Gedanken Worte zu geben. Scott summte einen Augenblick vor sich hin und sah ernst darein; er hatte keine Vorstellung davon, wie man seine Muse auf Kosten seiner heimischen Hügel loben könne. „Es mag Befangenheit seyn," sagte er endlich, „aber für mein Auge haben diese grauen Hügel und diese ganze Grenzgegend durchaus eigenthümliche Reize. Sogar die Nacktheit des Landes gefällt mir; sie gibt ihm den Charakter der Kühnheit, Strenge, Einsamkeit. War ich eine Zeitlang in den reichen Umgebungen Edinburgs, die einem geschmückten Gartenlande gleichen, so wünsche ich mich wieder zurück zu meinen ehrlichen, grauen Höhen, und wenn ich das Heidekraut nicht wenigstens einmal im Jahr sähe — ich würde, glaube ich, sterben." Er sprach diese lezten Worte mit Wärme und stieß dabei, um ihnen mehr Nachdruck zu geben, mit seinem Stocke auf den Boden, und man sah wohl, sein Herz hatte gesprochen. Auch die Tweed vertheidigte er als einen an sich schönen Bach, wobei er bemerkte, ihre Ufer gefallen ihm nur desto mehr, weil sie ohne Bäume seyen, wahrscheinlich weil er zu seiner Zeit ein tüchtiger Angler war, und ein Angler liebt die von Bäumen überhangenen Bäche nicht, da er dadurch im Handhaben seiner Ruthe und Schnur gestört wird.

Ich nahm Gelegenheit, in gleicher Weise meine getäuschte Erwartung in Bezug auf die umliegende Landschaft auf Rechnung früherer Eindrücke zu setzen. Ich war so gewöhnt, mit Wäldern gekrönte Höhen und unsere durch eine Wildniß von Bäumen sich Bahn brechenden Ströme zu sehen, daß alle meine Vorstellungen von romantischen Landschaften ziemlich bewaldet waren. „Ja, und darin besteht der große Reiz Eures Landes!" rief Scott. „Ihr liebt den Wald, wie ich die Heide liebe; aber Ihr dürft ja nicht denken, daß ich die Herrlichkeit einer großen Waldlandschaft nicht fühle. Nichts wäre mir lieber, als inmitten eines Eurer großen wilden Urwälder zu seyn und zu denken, ich habe viele hundert Meilen unbetretenen Waldes um mich. Ich sah einst zu Leith ein unermeßlich großes Stück Bauholz, das eben aus Amerika kam. Es muß ein ungeheurer Baum gewesen seyn, als er in voller Höhe und mit all seinen Aesten in seinem heimischen Boden stand. Ich blickte mit Bewunderung darauf; es war wie einer der riesigen Obelisken, die dann und wann aus Egypten gebracht werden, um die zwerghaften Denkmäler Europa's zu beschämen; und in der That, diese großen Urbäume, welche die Indianer schirmten, ehe die Weißen in ihr Land drangen, sind die Denkmäler und Alterthümer Eures Landes."

Während wir so plauderten, hörten wir in den Hügeln einen Flintenschuß. „Das ist wohl Walter," sagte Scott. „Er ist mit seinen Morgenstudien fertig und mit seiner Flinte heraus. Es sollte mich nicht wundern, wenn er das Schwarzhuhn aufgefunden hätte; wenn das ist, so bereichert es unsere Speisekammer, denn Walter ist ein ziemlich sicherer Schütze." — Ich erkundigte mich nach Walters Studien. „Wahrlich," sagte Scott, „ich kann darüber nicht viel sagen. Ich lege es nicht sehr darauf an, Wunderdinge aus meinen Kindern zu machen. Was Walter betrifft, so lehrte ich ihn als Knaben reiten, schießen und die Wahrheit sagen; seine übrige Erziehung überlasse ich einem sehr würdigen jungen Manne, dem Sohne unsers Geistlichen, der alle meine Kinder unterrichtet." — Ich wurde später mit diesem jungen Manne bekannt, der die Stelle eines Hauslehrers bei Scott versah und an dem ich viel Geist und bescheidenen Werth fand. Ich glaube, Scott gebrauchte ihn bei Abfassung seiner Romane oft als Schreiber. Die jungen Leute waren gewöhnlich den frühern Theil des Tages mit ihm beschäftigt, worauf sie sich Belustigungen aller Art in freier Luft hingaben; denn es lag Scott eben so sehr daran, ihren Körper, als ihren Geist zu kräftigen.

Wir waren nicht viel weiter gegangen, als wir die zwei Miß Scotts den Hügelabhang entlang uns entgegen kommen sahen. Da ihre Morgenlektionen vorüber waren, hatten sie das Freie gesucht, um über die Höhen zu streifen und sich Heideblüthen zu suchen, mit denen sie beim Mittagessen sich das Haar schmückten. Wie sie leicht, gleich jungen Rehen, daher sprangen und ihre Kleider in der reinen Sommerluft flatterten, fiel mir Scotts Schilderung seiner Kinder ein, mit welcher einer der Gesänge des Marmion anhebt. Als sie näher kamen, sprangen alle Hunde ihnen entgegen und spielten um sie herum. Mit Gesichtern, die von Gesundheit und Freude strahlten, schlossen sie sich uns an. Sophia, die älteste, war die lebendigste und heiterste; sie hatte viel von ihres Vaters gewandtem Geist. Ann war ruhigern Charakters, schweigsam sogar, was ohne Zweifel einigermaßen dem Umstande zuzuschreiben ist, daß sie mehrere Jahre jünger war.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Juni.

Die Eisenbahn.

In der zweiten Hälfte des verflossenen Monats nahm die künftige Eisenbahn zwischen Dresden und Leipzig fast alle Unterhaltung in den größern Gesellschaften ausschließend in Anspruch, besonders, als sämmtliche Aktien, an Betrag zusammen anderthalb Millionen Thaler, bekanntlich in der kürzesten Zeit untergebracht waren, und ein rasches Emporsteigen derselben von dem ersten Satze von 100 Thalern bis auf 122½ Thaler erfolgte. Diese ungemeine Regsamkeit hat auch einen großen Theil derjenigen für den Gegenstand erwärmt, die kurz zuvor noch entschiedene Zweifel gegen seine Ausführung verlauten ließen. Bei der jezt vorherrschenden wahrhaften Sehnsucht, die Eisenbahn in's Leben treten zu sehen und sich ihrer bedienen zu können, gewährt die Aussicht besondere Freude, daß einzelne Theile der Route noch vor Vollendung der ganzen Bahn benüzt werden sollen, und zwar namentlich das Stück von Leipzig bis Wurzen, welches man im Laufe des jetzigen Sommers noch herzustellen beabsichtigt. Mit der erwähnten schnellen Unterbringung der gesammten Aktienzahl scheint die Nachricht im Widerspruche zu stehen, daß gleichwohl das öffentliche Aktienausbieten noch immer nicht ganz aufhörte. Die Sache hängt so zusammen. Während der hiesigen Verhandlungen des Eisenbahnausschusses mit der Staatsregierung war von Seiten des Hofs und mehrerer der ersten Staatsbeamten, zu Bezeigung ihres lebendigen Interesses an der Beförderung des gemeinnützigen Unternehmens, der Wunsch, den Aktionärs beizutreten, geäußert worden. Zu Berücksichtigung desselben hatte daher der Ausschuß sogleich zu diesem Zwecke 1500 Aktien reservirt. Allein durch das jede Erwartung übersteigende allgemeine Verlangen nach der neuen Waare in Leipzig war die Angelegenheit in einen andern Stand gerathen. Die Aktien waren unmittelbar nach ihrer Unterbringung bereits zu 5 pCt. über ihren Nominalwerth gesucht. Es galt daher nicht weiter, ihren Kredit durch angesehenen Beitritt zu verstärken; vielmehr war mit lezterm schon ein offenbarer **Gewinn** verbunden. Aus diesem Grunde wurde von denjenigen, denen man jene 1500 Aktien aufbewahrt hatte, auf den größten Theil derselben Verzicht geleistet. Hievon schreiben sich denn die öffentlichen Aktienversteigerungen her, die so eben in Leipzig und Dresden stattfinden. Bei der ersten dieser Versteigerungen in Dresden war der höchste Satz 12¾ und in Leipzig 15¼ pCt. Wenn sich, wie wohl bereits für ausgemacht gelten kann, mit der **Dresden-Leipziger** Eisenbahn eine zwischen **Leipzig** und **Magdeburg** und von da nach **Berlin** und **Hamburg** verbindet,* so muß das Resultat ungemein günstig, sowohl für die Aktionärs, als für Handel, Gewerbe und Reiselust sich gestalten, es wäre denn, daß inzwischen die Braunschweiger **Luftwagen** des Herrn Weinholz in Gang kämen, von denen vor Kurzem in öffentlichen Blättern wiederholt die Rede war.

Mit dem jetzigen Jahre erscheint hier alle vierzehn Tage ein Druckbogen unter dem Titel: **Gewerbeblatt für Sachsen.** Die bisherigen Nummern dieser neuen Zeitschrift empfehlen sich durch die Zweckmäßigkeit ihrer zunächst auf das Praktische berechneten, auch dem Auslande Interesse darbietenden Aufsätze und eine recht lobenswerthe Mannichfaltigkeit der Gegenstände. Verleger ist der wackere, alles Gemeinnützige so thätig fördernde **Christoph Arnold.**

(Der Beschluß folgt.)

* Die Nürnberger Handlungszeitung vom 31sten Mai 1835 berichtet[illegible] die preußische Regierung bereits in dieser Beziehung Messun[illegible]achen lasse.

Paris, Juni.

(Fortsetzung.)

Gesellschaft der Apollosöhne.

Am Himmelfahrtstage pflegt jährlich die Gesellschaft der Apollosöhne (société des enfans d'Apollon) ihre öffentliche Sitzung zu halten, oder eigentlich ein Konzert zu geben, denn die meisten dieser Apollosöhne sind Tonkünstler. Diesem Gebrauche ist sie denn auch dieses Jahr treu geblieben, und am vorigen Donnerstage fand sich eine zahlreiche und glänzende Versammlung in dem Konzert- und Theatersaale des Musikkonservatoriums ein, um die Eingebungen des Musengottes anzuhören. Die Logen prangten mit lauter schöngeschmückten Damen, und kaum war der Frühling draußen lieblicher anzuschauen, als die schönen Reihen der Zuschauerinnen, denen man, wie billig, die besten Pläze vorbehalten hatte; die Damen machten zwei Drittel der Versammlung aus. Gewiß ist die Gesellschaft der Apollosöhne die galanteste in Paris: wir Männer mußten uns mit den Eckpläzchen behelfen, dafür hatten wir aber auch die schönste Aussicht. Natürlich nahmen die Mitglieder der Gesellschaft einen bedeutenden Raum für ihr zahlreiches Orchester ein. Das Konzert begann mit der Ouvertüre der Dame blanche, worauf eine der schönsten Arien aus dieser Operette: Viens gentille Dame, von Ponchard, welcher von Anfang an die Hauptrolle in diesem Stücke hatte, vorgetragen wurde. Dann folgten einige konzertirende Stücke für verschiedene Instrumente, alle meisterhaft ausgeführt und mit Bravourarien vermischt. Eine große Arie aus Rossini's Cenerentola, gesungen von Madame Damoreau, Hauptsängerin der großen Oper, erhielt rauschenden Beifall und wurde wirklich mit besonderer Kunst gesungen. Ich sage mit Kunst, denn bei dem italienischen Gesange ist die höchste Vollendung in der Kunst immer der Hauptzweck. Eben diese Damoreau sang später eine jezt sehr beliebte sogenannte Romanze, das **Ave Maria,** das ich einige Tage zuvor in einer öffentlichen Sitzung des Athénée des arts von einem männlichen Sänger hatte vortragen hören. Jedoch wäre es möglich, daß nach Verlauf eines Monats vom Ave Maria keine Rede mehr wäre; denn die Romanzen verdrängen hier schnell einander. Der zweite Theil des Konzerts begann mit der Ouvertüre aus Rossini's Wilhelm Tell, ein sonderbares Stück, das mit einigen auseinander folgenden Solo's anfängt und sich fortspinnt, und zulezt mit einem rauschenden Allegro schließt, aus welchem man längst in Paris einen Kontretanz zugerichtet hat; denn sobald hier eine Oper Beifall erhält, so fallen die Musards, die Tolbeque, und wie die Tanzmusikzubereiter heißen, darüber her, schneiden Kontretänze daraus zurecht, und in kurzer Zeit ertönen am Sonntage alle Schenken und Kneipen um Paris herum von den Opernsäzen im beschleunigten Tempo. Nach dieser Ouvertüre trat ein Herr Lemonnier als Kanzler auf, das heißt hier, als Sekretär der Gesellschaft, und hielt eine Rede über die Arbeiten, den Verlust und den neuen Erwerb derselben während des lezten Jahres. Ich sah es meinen Nachbarn an, daß ihnen vor einer langen Vorlesung gewaltig bange war, wie denn überhaupt die Reden zwischen den Musikstücken immer etwas langweilig erscheinen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 64.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 149.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 23. Juni 1835.

Malcolm. — Ist solch ein Mensch wohl werth zu herrschen? sprich!
Ich bin so, wie ich sagte.
Macduff. — Werth zu herrschen?
Nein, nicht zu leben!

Shakespeare.

Bekenntnisse eines Blasé.

Episode aus dem Roman Galathee, vom Freiherrn v. Sternberg.

Ich habe aus der folgenden biographischen Skizze des alten Fürsten die härtesten Stellen weggelassen; vielleicht that ich Unrecht, denn jeder Charakter muß, um verstanden zu werden, vollständig im Bilde gegeben werden, und da darf man nicht viel fragen, ob dieser oder jener Zug hingehöre. Ich nenne ihn einen Blasé, weil die deutsche Sprache kein Wort hat, das so mancherlei Zustände geistiger und körperlicher Zerrüttung in sich faßt; der deutsche Hypochonder und der englische Spleen sind weit verschieden; immerdar behält ein Blasé Eleganz und Leichtigkeit genug, um über sich selbst zu spotten, und zwingt uns ein Lächeln ab, während unsere Seele zurückschaudert vor so viel innerer Verwüstung.

* * *

Als den jüngsten Sohn unseres Hauses, ohne Hoffnung, einst zu regieren, hat man mich mit großer Nachlässigkeit erzogen. Abwechselnd machten sich einige Personen über mich her und moralisirten auf mir herum; sie übten sich gleichsam an mir ihre verschiedenen Systeme ein, wie ein Handwerker schlechte Stoffe verbraucht, um die Tüchtigkeit seiner Werkzeuge zu prüfen und die Gelenke seiner Hände warm zu erhalten; dann zogen sie weiter ihres Wegs, und ich blieb wieder einige Zeit für mich ohne Erziehung, bis ein Neuer angezogen kam, dem ich sodann anheimfiel. Ein Theil der Dienerschaft unsers Hauses schmeichelte mir, ein anderer schalt mich und suchte mich höhern Orts herabzusetzen; zum Glücke geschah beides ohne sonderlichen Erfolg.

Mein vierzehntes Jahr hatte ich erreicht, als die Prinzessin A—, bekannt unter dem Namen „der starken Frau," mich an ihren Hof nahm. Von dieser Dame, die mir nie sehr liebenswürdig erschienen ist, erzählte man sich, daß sie als Kraftproben einen Thaler krumm gebogen, ja sogar einen Stuhl mit einer darauf sitzenden, ziemlich beleibten Hofdame aufgehoben habe. Da aber die Stärke des Weibes in seiner Schwäche besteht, so fand die gute Prinzessin unter den Männern wohl viele kalte Bewunderer, doch keinen heißen Verehrer. Selbst die Politik hatte den Gürtel dieser Pallas nicht sprengen können. Es ging die Geschichte herum, daß sie früher, als ihr Herz noch wie der Thaler biegsam gewesen, eine standesmäßige Amour gehabt, daß sie jedoch, zeitig hinter die verbotenen Schliche ihres Geliebten gekommen, diesen, wie die Heldin der Nibelungen den ihrigen, an die Wand gepreßt habe. Dieser so weggedrückte Liebhaber

war denn der letzte geblieben, wie er der erste gewesen war, und die Prinzessin spielte nachher ruhig Mariage am grünen Tisch. Unter ihrem Hofgesinde hielt sie auf die strengste Conduite, und ich, der ich gehofft hatte, eine muntere, große und geschmückte Welt kennen zu lernen, war fast enger eingesperrt als im väterlichen Hause. Ich erhielt als besondere Gunst der Prinzessin einen Platz unter ihren Kammerpagen, und ihre wohlthätige Absicht ging dahin, mich durch Demuth und strenge Pflichten zu meinem künftigen Wirken aufzuerziehen. Ich ließ es gut seyn; es machte damals nichts auf mich besondern Eindruck, und ich fühlte von Zeit zu Zeit eine äußerst peinigende Langeweile, eine Krankheit, an der ich später viel zu leiden hatte und der zu Folge ich manchen thörichten Streich, manche unverzeihliche Albernheit beging.

Bücher und Studien waren mir nie nahe gekommen; der Pagenpräzeptor, der meinen Kameraden regelmäßige Lektionen in Sprachen und Wissenschaften ertheilte, ließ sich von mir durch eine geringe Summe bestechen, daß er mir nie ein Buch in die Nähe brachte. Nur dem Dienstgebot leistete ich Folge, die Stunden des Tags wie der Nacht, die mir übrig blieben, brachte ich entweder auf meinem Sopha oder im Bette zu; hie und da machte ich mir das Geschäft, meinem Papagai sämmtliche Namen der Genealogie meines Hauses einzuprägen, so daß dieser Vogel endlich ein höchst standesmäßiges, gelehrtes Gedächtniß zeigte.

Mein Zustand war elend, ich litt an drückender Langeweile, die durch nichts zu bannen war. Ich fühlte einen Trieb, gewisse Reize in mein Leben zu legen, allein ich wußte nicht, wo diese hernehmen. Alles, was ich die Menschen um mich her treiben sah, schien mir so elend und abgeschmackt, daß ich beschloß, eher an meiner Langeweile zu vergehen, als nur eine Stunde jenen Thorheiten nachzustreben. So kam ich bald auf's Aeußerste und schaffte mir durch eine schändliche Tollheit Luft. In der Bildergalerie des Schlosses befand sich ein Gemälde, das mit den lebhaftesten Farben und Effekten den Brand eines mächtigen Kriegschiffes darstellte. Ich stand öfters davor und bewunderte mit meinem stumpfen Fassungsvermögen den erhabenen Gegenstand und die treffliche Behandlung, ich wünschte nichts so sehr, als einen ähnlichen Anblick einmal zu erleben; allein hiezu war wenig Hoffnung vorhanden; wir wohnten auf dem flachen Lande, wo sollte da ein Schiff herkommen? und fände sich auch ein solches, wer hätte wohl mir zu Liebe es in Brand gesteckt? — Trotz dieser Gründe, die ich mir vorhielt, ließ die Sehnsucht nach jenem Anblicke nicht ab, mich zu peinigen; zuletzt bestand ich darauf, komme es wie es wolle, mir ihn zu verschaffen; ich mußte ein brennendes Schiff sehen, oder wenigstens einen Gegenstand, der diesem nahe kam. Ich suchte in meinem Zimmer herum und prüfte, was ich hätte allenfalls anzünden können; doch fand ich bald, daß, wenn ich auch das an Umfang größte Meubel hiezu wählte, der Brand immer doch nur kleinlich und unbedeutend ausfallen müsse. Acht Tage ging ich herum, über meine Unternehmung brütend; alles Geräthe, an dem ich vorbeistrich, prüfte ich, ob seine Form wohl der eines Kriegschiffes nahe komme, ich fand keines. Eines Abends endlich, als ich, da schon Alles schlief, durch das Gemach der alten Oberhofmeisterin gehen mußte, fiel mein Blick auf das ungeheure Gardinenbett mit seinen weitläufigen Draperien und schwebendem Gehänge. Wie ein Blitz fuhr der Gedanke durch meine Seele: da ist dein Kriegsschiff! — und augenblicklich, ohne mich weiter zu besinnen, hielt ich die Flamme meines Lichts an den Stoff; er fing sogleich Feuer, und Flamme und Rauch wirbelten empor. Ein unnennbares Entzücken befiel mich, als die grelle Helligkeit erglänzte und die Funken sprühten; ich dachte nicht einmal daran, die Alte zu wecken, die im Bette lag, so versunken war ich in dem Anblick.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die Zeitungen der alten Römer.

(Fortsetzung.)

Die nächste aus Plinius Naturgeschichte hier anzuführende Notiz gibt ein rührendes Beispiel von der Treue eines Hundes. Zur Zeit des Kaiser Tiberius fiel unter so vielen andern Schlachtopfern des Tyrannen auch der römische Ritter Titius Sabinus, ein Freund des edeln Germanicus und seiner zurückgelassenen Familie. Mit ihm wurden zugleich seine Sklaven in den Kerker geführt. Dabei trug sich nun folgender, in die Tageblätter aufgenommene Vorfall zu. „Der Hund eines dieser Sklaven ließ sich auf keine Weise von dem Gefängnisse seines Herrn wegjagen; ebenso blieb er mit wehmüthigem Geheul bei der Leiche des Hingerichteten, und als einer aus der umstehenden Menge ihm etwas Speise hinwarf, um das Thier wegzulocken, nahm es der treue Hund und trug es an den Mund des daliegenden Leichnams. Auch als der Leichnam nachher in die Tiber geworfen wurde, verließ er ihn nicht, schwamm nach und suchte ihn an das Land zu bringen.“ Ferner: „Zur Zeit der Regierung des Kaiser Claudius, während er die Würde der Censur bekleidete, im Jahr 800 nach Roms Erbauung, wurde ein Exemplar des Vogels Phönix aus Egypten nach Rom gebracht und dort dem Volke gezeigt.“ Zum Schlusse noch ein, in die römische Zeitung aufgenommenes

Beispiel einer schwärmerischen Anhänglichkeit, der freilich ein anderer Gegenstand zu wünschen gewesen wäre. Es ist nämlich bekannt, daß in der Kaiserzeit, bei dem Mangel würdigerer Gegenstände, die schon früher übermäßige Liebhaberei des Volks für die öffentlichen Belustigungen des Cirkus in wahre Raserei ausartete. Die Wagenlenker bei den Wettrennen waren nach den Farben ihrer Kleidung in vier sogenannte Faktionen getheilt, nämlich: die Weißen, die Rothen, die Blauen und die Grünen, aus welchen unter den Zuschauern entsprechende ästhetische Parteien und später wirkliche politische Faktionen wurden. Nun erzählt ein Tagblatt jener Zeit, daß, „als einst ein berühmter Wettrenner von den Rothen starb, einer der enthusiastischen Anhänger dieser Faktion sich bei dessen Leiche in den brennenden Scheiterhaufen stürzte.“ Doch ist dabei nicht zu verschweigen, daß, wie Plinius berichtet, die Anhänger der Faktion der Weißen, Blauen und Grünen aus Neid dagegen ausstreuten, jener Bewunderer der Rothen habe sich nicht absichtlich in die Flammen gestürzt, sondern sey bei einem plötzlich ihn treffenden Unwohlseyn hineingefallen.

So viel über den Inhalt des römischen Tagblattes; nun Etwas über die Form desselben. Die Acta urbana enthielten nach Allem, was wir wissen, kein Raisonnement, sondern lediglich nur Fakta und Urkunden. Die Erzählung, außer den etwa mitgetheilten Aktenstücken, war, Allem nach zu urtheilen, nichts als ein ganz kurzer protokollarischer Bericht, wie andere ähnliche historische Urkunden, in einem einfachen Lapidarstyl. Die Diktion war weder rednerisch, noch poetisch, sondern aus der Sprache des täglichen Verkehrs hergenommen. Das geht aus der Natur der Sache hervor und ist zugleich auch noch durch ein ausdrückliches Zeugniß bestätigt: Quintilian nämlich spricht einmal an einer Stelle seiner Rhetorik von einer gewissen, dem Griechischen nachgebildeten Konstruktion (saucius pectus statt saucius in pectore), die sich anfänglich nur die Dichter erlaubt hätten, die aber jezt in den ganz gewöhnlichen Sprachgebrauch übergegangen sey, und um dieses Leztere zu bezeichnen, sagt er, dieser Ausdruck sey jezt schon in die Sprache der Tageblätter übergegangen.

Ueber das Material, auf dem sie geschrieben waren, über ihre äußere Einrichtung und über Anderes deßgleichen, was den Alterthumsforscher und Diplomatiker hiebei interessirt, haben wir keine Nachrichten aus dem Alterthum übrig. Im Allgemeinen wurden die öffentlichen Aktenstücke aller Art bei den Römern nicht auf so vergängliches Material, wie bei uns, geschrieben, sondern auf Stein und Erz eingegraben, so daß man geneigt seyn könnte, dasselbe auch von diesen Acta diurna anzunehmen. Wenn aber vielleicht auch in dem öffentlichen Archiv ein solches Exemplar, das einen größern Abschnitt, etwa einen ganzen Jahrgang umfaßte, niedergelegt und aufbewahrt wurde, so kann dennoch für die tägliche Mittheilung auch nicht einmal die Originalurkunde, viel weniger können mehrere Exemplare zur Verbreitung auf diese Weise ausgefertigt worden seyn.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Juni.

(Beschluß.)

Leichenhäuser. Näke's Nachlaß. Theater.

Der nun schon seit einer langen Reihe von Jahren in Arnolds Verlage erscheinende Dresdener Anzeiger, wovon früher zweimal in der Woche ein halber Druckbogen ausgegeben wurde, hat sich durch ihn zu einem sehr nützlichen Tageblatt erhoben, dessen Inhalt oft einen ganzen Bogen ausmacht. Die Unentbehrlichkeit des Anzeigers verschaffte ihm einen sehr starken Absaz, nicht nur in Dresden, sondern auch auf dem Lande und in einem recht weiten Umkreise von Städten. Uneigennützig genug, fügte der Unternehmer daher schon seit vorigem Jahre demselben wöchentlich zweimal das auch von ihm verlegte, jährlich zwei Thaler kostende Blatt: Polizeiliche Mittheilungen betitelt und wenigstens einen halben Bogen Text enthaltend, unentgeldlich bei, so wie er auch das erwähnte Gewerbeblatt den Abonnenten des Anzeigers gratis überläßt. Große Sensation erregte hier vor Kurzem in den überhaupt oft sehr interessanten polizeilichen Mittheilungen ein Aufsaz unter der Aufschrift: Der lezte Liebesdienst. Er handelt einen Gegenstand ab, der hier, wie überall, wo ihm die gehörige Berücksichtigung noch nicht widerfährt, kaum oft genug in Anregung gebracht werden kann, nämlich die zweckmäßigen Veranstaltungen zu Verhütung des Lebendigbegrabenwerdens. Ein sehr geschäzter hiesiger Arzt, Dr. Hofmann, hat sich als Verfasser des Aufsatzes unterzeichnet, darin die dringende Nothwendigkeit solcher Maßregeln mit gefühlvollem Nachdrucke dargethan, und ärztliche Leichenbeschauung und die Errichtung gehöriger Leichenhäuser als die einzigen wahrhaften Sicherungsmittel dagegen aufgestellt. In den folgenden Nummern der polizeilichen Mittheilungen wurde bemerkt, daß einer der hiesigen Beerdigungsplätze bereits seit länger als dreißig Jahren eine solche Anstalt enthalte, indessen sey von derselben, leider, nur äußerst wenig Gebrauch gemacht worden. Dabei geschah allerdings auch die Andeutung, daß aus Mangel an Geldmitteln das Etablissement noch nicht alle billigen Wünsche zu befriedigen vermöge. Möge der zeitgemäßen Mahnung jenes braven Arztes die gebührende Aufmerksamkeit entgegenkommen! Denn was könnte wohl wichtiger seyn, als die Seinigen und sich selbst vor dem Entsetzen des Wiedererwachens im Grabe sicher zu stellen? Außer wohleingerichteten Leichenhäusern aber keine Rettung vor dieser furchtbaren Möglichkeit. Um so rathsamer ist es daher, an jedem Orte, wo solche Anstalten noch abgehen, die für entseelt geachteten Körper vor dem Begräbnisse von einem Wundarzte öffnen, oder wenigstens das Herz durchstechen zu lassen. Wenn auch so allerdings der Tod eines

noch Lebenden herbeigeführt werden kann, was ist ein solcher gegen die gräßlichen Schauer desjenigen, welcher nur in's Bewußtseyn zurückkehrt, um sich, von den Lebenden für immer getrennt, in das Innere der Erde verschlossen zu sehen?

Die am 4ten Mai begonnene Versteigerung des artistischen Nachlasses des verstorbenen Professors Näke ist durch einen gedruckten Katalog in ganz Deutschland bekannt gemacht worden. Von mehreren geistreichen Skizzen des Verewigten in Oel, die sich vorfanden, bemerke ich besonders die drei Marien, bei schwachem Mondlicht nach dem Grabe des Gekreuzigten wandernd, eine Grablegung und eine heilige Familie, und daß die von Näke in Oel gemalte Scene aus Goethe's Faust, wo dieser Gretchen, aus der Kirche kommend, den Arm anbietet (ein Bild, welches, bereits vollendet, durch einen Fall von der Staffelei einen unglücklichen Riß mitten durch erhielt, und von dem Niemand wußte, wohin es gerathen), wieder zum Vorschein gekommen ist. Es befand sich, jedoch in der traurigsten Verwahrlosung und ganz unkenntlich geworden, im Winkel einer Bodenkammer, unter altem, bei Seite geworfenen Geräth. Durch die Sorgfalt eines geschickten Restaurateurs ist das schöne Tableau indessen nunmehr in einen solchen Zustand gelangt, daß es gewiß jedem Beschauer zur größten Freude gereichen wird. Dieses Gemälde und die zuvor bemerkten Skizzen sind nunmehr im Besitz des vertrautesten Jugendfreundes des Verstorbenen, des hiesigen Bürgermeisters Hübler. Beiläufig bemerke ich hier, daß lezterer als Bürgermeister eines vorzüglichen Vertrauens genießt. Erst vor wenigen Wochen wurde solches durch sein Ablehnen des überaus ehrenvollen Rufes auf einen sehr hohen Platz im Staatsdienste neu befestigt. Unstreitig glaubte er der Stadt die Beibehaltung seines jezigen, ebenfalls gewiß nicht unwichtigen Wirkungskreises vornämlich zu einer Zeit schuldig zu seyn, wo diesem, in Folge der neuen Staatsorganisation, selbst noch manche nothwendige Entwickelung und Umwandlung bevorsteht.

Unsere Bühne ist so eben auf den Feldetat gesezt. Abgesehen davon, daß mehrere ihrer ausgezeichnetsten Mitglieder ihr ganz verloren gingen, fliegen andere besondere Zierden derselben nach Siegeskränzen auf fremden Theatern herum. Der dadurch im Ganzen allerdings etwas inkomplett gewordene Bestand gibt seine Darstellungen in dem ländlichen Bretterhause des Linkischen Bades. An dieses von außen etwas abschreckende Gebäude bereits gewöhnt, läßt sich der Genügsame auch von ihm aus die Unterhaltung gern gefallen, zumal da man etwas rar damit thut und selten mehr als ein paarmal in der Woche Darstellungen gegeben werden. Und geschieht das, so nimmt man in der Regel zu den kleinen leichten Stücken nach Scribe, oder den Wiener Opern oder Melodramen seine Zuflucht, die auch für das leichte Haus ganz geschaffen sind, besonders wenn zwischen den Akten, wie jezt, fremde Ballettvirtuosen ihre graziöse Leichtigkeit zur Schau legen. Erst ganz neuerlich machte der berüchtigte und fast verschollene Jocko, in erneuertem Kostüme, durch einen ausgezeichneten jungen Tänzer, Dorneweiß, zum ersten Male der hiesigen Bühne seine Honneurs, um wenige Tage nachher in derselben Rolle einen neuen Anlauf auf den Beifall des Publikums zu versuchen. An Gastspielern, auch ernster Gattung, hat es überhaupt nicht gefehlt. Jerrmann, berühmt durch seine merkwürdigen Triumphe auf dem Théâtre français zu Paris, gehörte zu den gefeiertsten. Daß aber der treffliche Seydelmann aus Stuttgart so nahe war, und unsere Bühne seiner Kunst doch entbehren mußte, darüber kann mancher Theaterfreund seines Unmuthes noch immer nicht Meister werden.

Paris, Juni.

(Fortsetzung.)

Gesellschaft der Apollosöhne.

Lemonnier benahm meinen Nachbarn bald die Furcht vor einer langen Rede, denn gleich Anfangs kündigte er an, er werde sein Auditorium nicht lange aufhalten, und in der That war seine Rede nicht lang, sagte nur das Nothwendigste, und zwar auf die zierlichste Weise von der Welt; dabei dankte er so höflich für den Zuspruch des schönen Geschlechts, daß es dem lieben Manne gewiß nicht gram geworden wäre, selbst wenn er länger gesprochen hätte. Die Gesellschaft der Apollosöhne schilderte er so reizend, daß seine Mitbrüder es ihm Dank wissen mußten, nämlich als friedliche, kunstliebende Leute, die sich das ganze Jahr hindurch aus dem Geräusch der politisch tobenden Welt herausziehen, anspruchslos sich der Kunst widmen, nur einmal im Jahre öffentlich auftreten, um das Publikum an ihren Genüssen Theil nehmen zu lassen, und dann wieder in ihre Verborgenheit zurücktreten. Was er indeß von dieser Verborgenheit sprach, war natürlich nur eine rhetorische Figur; denn manche unter diesen Apollosöhnen treten das ganze Jahr hindurch vor dem Publikum auf und sind weltbekannt; aber die Gesellschaft läßt sich in der That als Korporation nur am Himmelfahrtstage sehen, und wer wissen will, wie sie aussieht und was sie leisten kann, hat nur diesen einzigen Tag im Jahre, um seine Neugierde zu befriedigen. Er erwähnte dann den Verlust, welchen die Gesellschaft durch den Tod einiger Mitglieder erlitten hatte, besonders des trefflichen Boieldieu's, dessen Operetten noch immer zu den Lieblingsstücken des Publikums gehören. Der Kanzler bemerkte, die Gesellschaft habe geglaubt, sein Andenken nicht besser ehren zu können, als dadurch, daß sie in dieser Jahressizung mehrere Stücke aus seinen Operetten aufführte. Und in der That war das Wohlgefallen, womit diese längst bekannten Stücke gehört wurden, das beste Lob des Verstorbenen. Auch wurde des 92jährigen Doyens der Gesellschaft, Namens Guelin, erwähnt, der im vorigen Jahre gestorben ist. Dieser Mann war schon in den 1770er Jahren Mitglied der Gesellschaft, hat also alle seine ehemaligen Mitbrüder und noch viele Nachkommen derselben überlebt, und nachdem er einst der Königin Marie Antoinette's Kammermusik dirigirt hatte und durch die einbrechende Republik am fernern Dirigiren verhindert worden war, dennoch das Vergnügen gehabt, an Ludwigs XVIII. Hofe wiederum zu spielen, was er wahrscheinlich nicht erwartet hatte. Auch hat er noch die Julirevolution erlebt, dann aber seine Geige, wie es scheint, bei Seite gelegt. Unter den neugeworbenen Mitgliedern wurde der berühmte Paer genannt, welcher, nachdem er schon lange Korrespondent der Gesellschaft gewesen, sich als residirendes Mitglied hat aufnehmen lassen, da er nun seinen Wohnsiz bestimmt in Paris aufgeschlagen hat. Cherubini gehört schon lange der Gesellschaft an; sie vereint also manche der berühmtesten Komponisten unserer Zeit. Der Herr Kanzler beschloß seine Rede mit einer so anmuthigen Schilderung des vereinten Wirkens der Gesellschaft, daß jeder Zuhörer Lust bekam, auch den Apollosöhnen anzugehören. Es sollte mich gar nicht wundern, wenn in der nächsten Privatsizung zwanzig Briefe um Aufnahme unter die friedfertigen Musenkinder anhielten. Wahrlich hat es auch ein Apollosohn weit angenehmer, als ein Pair de France, der sich aus einem Republikanerprozesse herausarbeiten soll, und immer tiefer in den Sumpf hineingeräth.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 50.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 150.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 24. Juni 1835.

Je mehr im kaiserlichen Rom der Bürger aufhörte, dieß im eigentlichen Sinne zu seyn, desto mehr verähnlichte sich die Bevölkerung dem müßigen und gaffenden Pöbel unserer Städte.

Montesquieu.

Ueber die Zeitungen der alten Römer.

(Beschluß.)

Wir wissen, daß der Pontifex maximus jene alte Staatschronik, die Annales maximi, auf weiß angestrichene Tafeln, wahrscheinlich mit einem trockenen Farbstoffe, wie Kohle oder Röthel, und nicht mit einem Pinsel, schreiben und öffentlich zur Kenntnißnahme und zum Abschreiben ausstellen ließ. Vielleicht befolgte man bei den Acta diurna dieselbe Weise der Bekanntmachung. Geschah dieses nicht, so blieb nichts anderes übrig, als, wie Cicero nach der oben schon gemachten Erwähnung es einmal that, durch eine bedeutende Anzahl von Kopisten (librarii, scribae) jeden Tag eine Anzahl von Exemplaren auf egyptisches Schilfpapier oder Pergament abschreiben und vertheilen zu lassen. Welche langsame und mühselige Fertigung und Verbreitung in Vergleich mit unsern Dampfpressen und Schnellposten, und zu wie vielen Betrachtungen könnte die Vergleichung dieser schwachen Anfänge des ältesten europäischen Tagblattes mit der Beschaffenheit und Wirksamkeit der bedeutendsten unter den jetzigen europäischen Blättern führen.

Wer die Aufsicht, Leitung und Redaktion der römischen Acta hatte, ist unbekannt. Da das Institut von der Autorität des Staates ausging, so muß wohl eine öffentliche Behörde damit beauftragt gewesen seyn. Wahrscheinlich war dieses dieselbe Behörde, welche die Aufsicht über das Staatsarchiv hatte, also früher die Quästoren und später der Praefectus urbis. Dieser hatte Redaktoren und Koncipienten unter sich; der Titel derselben war ab actis, wie man aus einer noch übrigen Grabschrift eines solchen Gehülfen schließen kann.

Es bleibt jezt noch übrig, das Verhältniß anzudeuten, in welchem diese täglichen öffentlichen Mittheilungen zu ihrer jedesmaligen Gegenwart standen, und welche Bedeutung sie als geschichtliche Quelle hatten. Hinsichtlich der Wichtigkeit, welche diese römischen Tageblätter für das Leben und die unmittelbare Gegenwart hatten, sind zwei Perioden zu unterscheiden, die Periode der Republik und jene der Kaiserzeit. Für die Stadt- und Tagesneuigkeiten mochte es wohl zu keiner Zeit an Liebhabern fehlen, allein in politischer Beziehung waren die Acta in der republikanischen Zeit von untergeordneter Bedeutung. Der römische Bürger und Staatsmann nahm auf dem Forum, in dem Senat und bei den Gerichten durch persönliche Gegenwart und Einwirkung Theil an den politischen Ereignissen und interessanten Rechtshändeln, und die Aeußerungen über die Vorfälle des Tages waren in dem gesellschaftlichen Verkehr durch nichts gehemmt; es konnte also ein solches Tageblatt, zumal da

es lediglich nur referirte, für das römische Publikum in politischer Hinsicht nicht von besonderer Wichtigkeit seyn. Etwas anderes war es freilich, was die Provinzen, und besonders die in den Provinzen sich aufhaltenden Römer betrifft. Diese mochten bei längerer Entfernung von Rom die Acta der Stadt mit größerer Aufmerksamkeit ansehen. Uebrigens bringt es die Natur der Sache mit sich, und wir haben in der noch übrigen Korrespondenz von Cicero viele Beispiele davon, daß solche in den Provinzen in Civil- oder Militärgeschäften abwesenden Römer von einiger Bedeutung ihre Freunde und Korrespondenten zu Rom hatten, welche sie regelmäßig in Kenntniß der Neuigkeiten des Forums, des Senats und der Gerichte hielten. Auch gab es, wie wir aus einem Briefe des Curio an Cicero sehen, Personen zu Rom, welche gegen Bezahlung alle Neuigkeiten des Tags, wichtige und unwichtige, zusammenschrieben, und in die Provinzen versendeten. In der Kaiserzeit, namentlich unter despotischen Kaisern und in der spätern Periode, nahm das Interesse an dieser römischen Staatszeitung zu aus leicht nachzuweisenden Gründen. Da nämlich nun nach den geänderten Verhältnissen die Theilnahme an den Staatsgeschäften und an der Politik auf einen viel kleinern Kreis eingeschränkt und nicht selten sehr wenig tröstlich, ja gefährlich war, so mußten natürlich die Stadtneuigkeiten und Kuriositäten, welche in den Actis von Anfang an besondere Aufnahme gefunden hatten, um so mehr hervortreten, und in Ermanglung wichtigerer und würdigerer Gegenstände die öffentliche Aufmerksamkeit beschäftigen. Andererseits hatten derselben geänderten Zeitumstände wegen nun auch diejenigen, welche sich für politische Angelegenheiten interessirten, viel weniger Gelegenheit, darüber sich zu unterrichten, und waren um so eher auf die, wenn auch dürftigen und zu manchen Zeiten verfälschten Acta hingewiesen, um daraus, wenn auch nur indirekt und durch Folgerungen und Vermuthungen etwas zu erfahren. So wurden denn diese Blätter in diesen Zeiten gewiß allgemeiner und mit lebhafterem Interesse als zur Zeit der Republik gelesen. Wir haben früher schon aus einer Stelle des Tacitus angeführt, mit welchem Eifer dieses zur Zeit des Nero bei dem Heere und in den Provinzen geschah. Aus einer Stelle Juvenals erfahren wir, daß auch die römischen Damen der Kaiserzeit die Tageblätter zu ihrer Lektüre wählten. Er stellt uns dabei freilich diese schönen Zeitungsleserinnen von einer häßlichen Seite dar. Er beschreibt in seiner gegen die Frauen gerichteten Satire die übeln Launen einer vornehmen Dame seiner Zeit, und die grausamen Züchtigungen, welche sie in einer solchen Stimmung ihren Dienerinnen geben läßt, während sie selbst allerhand gleichgültige Dinge dabei vornimmt. Unter Anderm, wie er sagt, „liest und liest sie wieder das lang gedehnete Tageblatt."

Mit der Bedeutung, welche die Acta diurna als Quelle für die römischen Geschichtschreiber hatten, verhält es sich ähnlich wie mit der Bedeutung, welche sie in den verschiedenen Perioden für das Leben hatten, und aus denselben Gründen. Auch in dieser Beziehung treten sie in der spätern und ganz späten Kaiserzeit viel mehr als in den frühern Zeiten hervor. Je mehr nämlich die politische Thätigkeit eingeschränkt war, desto sparsamer flossen auch die Quellen für die politische Geschichte, und desto mehr war man auf die noch vorhandenen Quellen und Hülfsmittel hingewiesen. Ferner schien den Geschichtschreibern der spätern Kaiserzeit mancher Vorfall, manche Anekdote, welche diese Acta enthielten, bemerkenswerth, welche die frühern Geschichtschreiber wohl nicht beachtet hatten. Endlich ist überhaupt bei den römischen Geschichtschreibern der spätern Periode das Interesse für den Stoff vorwiegend vor dem Interesse für die Form, und sie hatten daher eine natürliche Richtung zu der in diesen Tageblättern enthaltenen großen Masse von genauen Notizen aller Art. In letzterer Beziehung war schon für die genauere Kenntniß einzelner Vorfälle der republikanischen Zeit hier Vieles zu schöpfen. Von den Historikern der Kaiserzeit führt Tacitus die Acta urbana einigemal an, mehr noch Suetonius, besonders zur Aufklärung einzelner Punkte der kaiserlichen Familiengeschichte. Noch häufiger nimmt Dio Cassius darauf Rücksicht, theils mit ausdrücklicher Berufung, theils ohne eine solche. Am meisten aber schöpfen aus dieser Quelle die sogenannten Scriptores historiae Augustae. Es werden zwei andern Schriftstellern, nämlich Mucianus, der in der Geschichte des Kaisers Vespasian eine so große Rolle spielt, und einem spätern, Namens Acholius, historische Werke beigelegt unter dem Titel Acta. Es läßt sich jedoch nicht mit Sicherheit ermitteln, ob diese Werke veranstaltete Sammlungen der frühern römischen Staatszeitungen waren, oder historische Memoiren unter diesem Titel.

Bekenntnisse eines Blasé.

(Fortsetzung.)

Mein Wahnsinn hätte wohl gar ein Menschenleben geopfert, wenn nicht zum Glück noch zeitig die Kammerfrau herbeigestürzt wäre, mich gefunden und die Dame gerettet hätte. Jetzt sah ich mich umringt von schreienden Weibern, die im tiefsten Negligé auf mich losstürmten und durcheinander lärmten, und mit Entsetzen ward ich inne, was ich gethan hatte. Rauch und Flammen füllten das Zimmer, das ganze Schloß war in Bewegung, ich hatte nichts Eiligeres zu thun, als dem Gedränge zu entlaufen; in der Eile stürmte ich in das Zimmer der

Prinzessin, sie selbst kam mir entgegen, ebenfalls in einem wunderlich flatternden Negligé. Eine der Damen hatte mich ihr schon als Thäter genannt, und sie ließ die Gelegenheit nicht entschlüpfen, mir mit eigenen hohen Händen die Strafe zu ertheilen; ich fühlte jezt, daß das Gerücht von ihrer Körperkraft keine lügenhafte Uebertreibung war. In der That, nie ist der Verlust eines Kriegsschiffes einem Admiral theurer zu stehen gekommen, als mir der Brand des meinigen; ich verwünschte das alte Paradebett der Oberhofmeisterin, ich verwünschte die Galerie mit dem unglückseligen Bilde; bei alle dem fühlte ich mich aber erleichtert, ein Theil der drückendsten Last war abgewälzt, es war mir gelungen, meinem alten Feinde, der Langenweile, einen tüchtigen Stoß beizubringen, und sie durfte mich jezt eine Weile hindurch nicht quälen. Mir war zu Muthe, wie einem, dem man die Ader geöffnet hat, und der nun vor dem übermüthigen Blute Ruhe hat.

Während dessen ereigneten sich in meinem Hause mehrere Todesfälle, und mein ältester Bruder kam zur Regierung. Ich fühlte nichts dabei, noch immer lag auf meiner Seele die elendeste Starrheit. Ich war jezt achtzehn Jahr alt, mein Körper hatte sich folgerecht entwickelt, während der Geist schlummerte; man nannte mich wohlgebildet, und meine Unempfindlichkeit zog die Weiber an. Noch war ich ihnen immerdar gefühllos aus dem Wege gegangen, allein ein Zufall entschied hierin über mein Geschick. Man kann sich denken, wie schwer auf ein verwahrlostes Geschöpf, wie ich es war, die Last niedriger Sinnlichkeit fallen mußte, und ich sank tief und immer tiefer in den Abgrund des Verderbens.

Zerrüttet an Körper und Seele, verließ ich endlich den Hof; ganz in der Stille, ohne Jemanden in's Geheimniß zu ziehen, ritt ich einsam fort, mit dem festen Entschlusse, nie wieder zu kommen. Was wußte ich, was aus mir werden sollte? ich fühlte mich matt und ohne Lebenskraft, selbst die Wärme war von mir gewichen, und die zufällige Berührung meiner eigenen Hand erschreckte mich, weil ich glaubte, es fasse mich eine fremde, kalte Faust. Als der Abend herankam und ich dem Gebirge mich näherte, welches ich öfters aus der Ferne mit gleichgültigem Blicke betrachtet hatte, stieg zum ersten Male eine gewisse Wehmuth in mir auf; die Pappeln, die hier ruhig in den stillen Abendhimmel hineinragten, kamen mir wie eine Gesellschaft weiser Männer vor, die sich vom Hofe entfernt hatten, um ihre Tage in Ruhe zu genießen. Einzelne Sterne wurden über mir sichtbar, und ich hörte Stimmen, die aus der Ferne sich riefen und Antwort gaben, zugleich fiel mir ein, daß ich auf ein Nachtquartier denken müsse. Mich im Sattel emporhebend, schaute ich mich in der einsamen Gegend um und erblickte die kleine Wohnung eines Försters, der ehemals Diener bei meinem Vater gewesen war und für seine Dienste dieses kleine Besitzthum erhalten hatte. Er trat mir entgegen, als ich vor der Hütte anhielt, half mir vom Pferde und führte mich in die Familienstube, wo ein junges, hübsches Weib, seine jüngste Tochter, von ihren Kindern umgeben, saß. Sie gab mir den Ehrenplatz, und nachdem die erste Ermüdung verschwunden war, und ich mich in der Mitte dieser glücklichen Menschen fand, fiel es mir gleichsam wie eine dunkle Verhüllung vom Auge, lebhafte Schmerzen wurden rege, und indessen Anstalten zum kleinen Mahl getroffen wurden, saß ich auf die Bank am Ofen nieder und eine Fluth von Thränen drang gewaltsam aus meinen Augen. Ich weinte heftig und unaufhaltsam, wie ein Kind bog ich mich zusammen, preßte meine Hände vor's Antlitz, stieß ein lautes Schluchzen aus und hätte meine Seele ausweinen mögen. Mein wunderliches Wesen that sich hiebei kund; es kamen die Gedanken und Gefühle bei mir, wie Diebe in der Nacht, sie zündeten mir dann gemeiniglich das Haus über dem Kopf an.

Ich sah bei diesen wie bei andern Gelegenheiten, daß bei gehöriger Anleitung und Beschränkung die rohen und unmäßigen Ausbrüche sich hätten zu großartigen, wohlthätigen Kraftäußerungen veredeln lassen; so jedoch glich ich einem Thoren, der zwar alle erforderlichen Baumaterialien zu einem schönen Gebäude zusammengeführt, dabei aber keinen Plan gemacht hat, und nun im Zorn und in der Verkehrtheit, da das Werk nicht gelingen kann, Alles bunt und unförmlich durcheinander wirft, ja endlich damit endet, sich an den Steinen den Kopf einzurennen.

Meine Entweichung vom Hofe hatte außer einigen scharfen Verweisen weiter keine üble Folgen, als daß man mich zwang, auf einer Universität einige Jahre zuzubringen. Ich ließ mir dieses gefallen, denn ich konnte hoffen, meine gewohnte müssige Lebensweise auch hier fortzusetzen. Zwei Hofmeister, die ich mit mir nehmen mußte, ließen mir völlig freies Spiel, sie gingen ihrer Wege, indeß ich die meinigen einschlug. In der That, keiner hatte am Treiben des Andern das mindeste Wohlgefallen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rottweil, 8ten Juni.

Das Schillersfest.

Wenn man jährlich in diesen Blättern mit hohem Interesse die Beschreibung des Festes liest, das dem großen Schiller, dem Stolze unsers Vaterlandes, zu Ehren, am Todestage des Dichters, auf eine sinnige Weise in Stuttgart

gefeiert wird, so dürfte gewiß auch die Beschreibung des Schillersfestes, das zu Rottweil am 8ten Juni d. J. zum Besten des für Schiller zu errichtenden Denkmals gehalten wurde, aus dem Grunde nicht unwillkommen erscheinen, weil dasselbe durch die Theilnahme des zweiten Sohns unsers gefeierten Dichters, des Oberförsters Karl v. Schiller, und des einzigen Enkels, der des Großvaters gepriesenen Namen trägt, ein Interesse gewann, wodurch es unstreitig einen eigenthümlichen Vorzug vor allen ähnlichen Festen behauptet. Der Gedanke an ein solches Interesse, verbunden mit dem durch rühmliche Vorgänge geweckten Eifer, auch ihrerseits zum Denkmale Schillers nach Kräften beizutragen, vermochte die hiesige Museumsgesellschaft, den Impuls zur endlichen Realisirung des schon seit längerer Zeit projektirten Plans einer Schillersfeier zu geben. Da nun dieser Plan in der Stadt, wie in der Nachbarschaft großen Anklang fand, so wurde das Fest selbst am vergangenen Pfingstmontage, unter dem Zuströmen einer großen Menge von Theilnehmern, im Saale eines hiesigen Gasthofes gefeiert. Auf einer mit Blumen geschmackvoll verzierten Estrade war die kolossale Büste Schillers, ein Gypsabguß der Danneckerschen Marmorbüste und Eigenthum des Oberförsters v. Schiller, aufgestellt. Das Fest selbst ward eröffnet durch eine von hiesigen Musikfreunden veranstaltete, gelungene Aufführung der herrlichen Ouvertüre der Mozartischen Oper „Titus,“ eine Ouvertüre, die ganz geeignet war, in den Gemüthern der Versammelten die auf höhere Genüsse berechnete Stimmung hervorzubringen. Diese Stimmung ward noch gesteigert, als der hiesige Gymnasialprofessor, Heinrich Ruckgaber, „über die sittliche Beziehung der Schillerschen Poesie zum Leben der Menschen“ tief gefühlte und ergreifende Worte sprach. Nach der Rede wurde der von B. A. Weber in Musik gesezte vierstimmige Männerchor aus Wilhelm Tell: „Rasch tritt der Tod den Menschen an,“ gesungen. Darauf betrat der achtjährige Enkel Schillers, Friedrich, an der Hand seines Vaters den Raum vor der Büste seines Großvaters, und trug kindlich schüchtern einige Räthsel von Schiller auswendig vor. Es war ein interessanter Anblick, den Enkel des großen Dichters unter dessen Büste zu sehen, und auffallend in der That war Manchem die Aehnlichkeit der physiognomischen Züge im Antlize des Enkels mit den hohen Zügen, die auf der kolossalen Büste des Großvaters so treu und geistvoll ausgeprägt sind. Wohl mag dieses erste öffentliche Auftreten des Knaben an dem seinem gefeierten Großvater zu Ehren veranstalteten Feste einst in der Seele des Jünglings und Mannes, dem erst die tiefere Bedeutung jener Feier sich erschließt, als schöne Erinnerung leben. Nachdem der Enkel Schillers in die Arme seines tief gerührten Vaters zurückgekehrt war, deklamirte einer der hiesigen Zöglinge des Konvikts „die Bürgschaft.“ Nach einer längern Pause folgten Gesänge mit Klavierbegleitung: das schöne Duett von Greßmann: „Hektors Abschied,“ und darauf der von Zumsteeg in Musik gesezte Monolog aus Maria Stuart: „O Dank, Dank diesen freundlich grünen Bäumen.“ Den würdigen Schluß des Ganzen bildete ein schöner vierstimmiger Gesang: „die Hoffnung,“ von Schiller, aus Kochers Bardenhain.

Für sämmtliche Leistungen der aktiven Theilnehmer des Festes, wobei namentlich die Zöglinge des hiesigen Konvikts rühmliche Erwähnung verdienen, sprach sich eben so unverholen die allgemeine Zufriedenheit der Versammlung aus, als für die äußere Anordnung, und wohl Niemand verließ den Saal, ohne jenes angenehme Gefühl, das als das schöne Ergebniß jedes höhern Genusses die Seele ergreift, in sich zu tragen. Ein sprechender Beweis von der regen Theilnahme der Versammlung für den Zweck des Festes liegt in dem, für eine Landstadt nicht unbedeutenden Ertrage von 92 fl., welche Summe, der Bestimmung gemäß, bereits dem Schillerverein zu Stuttgart übermacht wurde.

Paris, Juni.

(Fortsezung.)

Konzerte. Theatersubventionen.

Die Harmonie hat sich jezt großer Fortschritte in Paris zu erfreuen, zwar nicht die politische, geistige Harmonie, aber doch die musikalische, welche zur ersten förderlich seyn kann, wie der Herr Kanzler sehr bündig aus dem Beispiele der Griechen bewies, obschon die Griechen auch nicht immer in der Politik ganz mit einander übereinstimmten. Nicht allein sind diesen Sommer drei bis vier Musiksäle für Abendkonzerte offen, es ist auch so eben ein neuer Tempel der Harmonie errichtet worden, das heißt, man hat auf dem Boulevard de bonne nouvelle einen schönen Konzertsaal gebaut, in welchem dreimal in der Woche Konzerte unter Leitung geschickter Tonkünstler aufgeführt werden sollen. Jene Konzertsäle sind eigentlich nur für's große Publikum berechnet, und der Eintrittspreis ist daher bei allen niedrig, nämlich ein Frank; in dem eben erbauten Saale werden aber die Preise nach den Logen und andern Pläzen höher angesezt werden. Es ist dies der erste Versuch, die Konzertmusik zu einem täglichen Genusse zu erheben; da der Versuch bereits im Kleinen geglückt ist, so hofft man, daß er auch im Großen gelingen wird, und daß die Reichern das neue Unternehmen so gut unterstüzen werden, wie die minder Bemittelten die Konzerte für einen Franken seit zwei Jahren unterstüzen. Sollte die Lust des Publikums an Abendkonzerten zunehmen, so würde dadurch allerdings den Schauspielen Abbruch geschehen. Schon jezt können manche sich nur mit vieler Mühe aufrecht halten, und die sogenannten königlichen Theater verlangen alle starke Unterstüzung von Seiten der Regierung. Bekanntlich erhält die große Oper allein 700,000 Franken. In der Deputirtenkammer wird über diese bedeutende Zulage, so wie über die, welche der italienischen Oper zufällt, Klage geführt; man meint, oder wenigstens mehrere Volksvertreter meinen, die große Oper werde jezt so geschickt geleitet, daß sie keine Unterstüzung bedürfe, auch nicht sehr verdiene, da sie weniger auf musikalisches Verdienst neuer Stücke sehe, als auf kostbare Ausstattung und prächtige Scenerie. Dagegen solle man das verschuldete Théâtre français unterstüzen, um es in Stand zu sezen, die klassischen Werke der französischen Dramatik auf eine, ihrer und der Nation würdige Art aufzuführen. Dann solle man sich der bereits zwei- oder dreimal bankerott gewordenen komischen Oper erbarmen, welche allein der französischen Opernmusik eine Zufluchtsstätte darbieten könne. Der Minister Thiers erwiderte recht vernünftig, wie mich dünkt, er habe keine Lust, sich in den ästhetischen Streit über klassisches und nicht klassisches Theater zu mischen, da ihm die politischen Angelegenheiten schon Beschäftigung genug geben, ferner wenden ihm die Theaterdirektoren ein, sie könnten mit den alten Stücken nicht fortkommen, sondern müßten sich nach dem herrschenden Geschmack des Publikums bequemen, und endlich, er wünsche selbst, die Unterstüzung der Operntheater einzuschränken, und sogar aufzuheben, aber durch vorhandene Verträge zwischen den Operndirektionen und der Regierung seyen ihm die Hände gebunden u. s. w.

(Der Beschluß folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 151.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 25. Juni 1835.



Wie sah man uns an deinem Munde hangen,
Da deines Geistes ungeheure Blitze
Wie Schlag auf Schlag in unsre Seele drangen!

Platen.

Aus Erik Gustav Geijers Erinnerungen.

Bei Palmblad in Upsala ist im Jahr 1834 der erste Theil einer Schrift erschienen und so eben nach Deutschland gelangt, welche der schwedische Geschichtschreiber E. G. Geijer unter dem Titel: „Erinnerungen, Auszüge aus Reisen und Tagebüchern“ drucken läßt. Dieser erste Theil enthält Erinnerungen von einer Reise, welche der Verfasser im Jahr 1809 nach England, und von einer andern, die er im Jahr 1824 in Begleitung der Baronin Silfverstolpe und eines ausgezeichneten jungen Komponisten, Lindblad, durch Deutschland machte. Wir theilen Einiges aus letzterer mit. Geijer ist nicht bloß ein ausgezeichneter Historiker, er ist auch als einer der vorzüglichsten Dichter und Komponisten Schwedens anerkannt. Es wird nicht uninteressant seyn, zu sehen, wie ein geistvoller Fremder, der in der ersten Reihe der bedeutenden Männer seiner Nation steht und mit unserer Sprache und Literatur vertraut ist, sich über deutsche Zustände in Bezug auf Literatur und Kunst äußert. Wir geben zuerst, was er über Jean Paul, Schelling und Tieck sagt, und lassen dann seine historischen Bemerkungen über den Tod Gustav Adolphs bei Lützen folgen.

* * *

Dresden, 6ten September.

Am 26sten August Morgens sechs Uhr siehst du uns auf der Reise nach dem Königreiche Böhmen über Baireuth. Durch Fräulein Imhoff hatten wir das Glück, bei Jean Paul eingeführt zu werden, der in Baireuth lebt, nun aber kränklich, fast blind und niedergebeugt von dem Verluste seines einzigen Sohnes, der in einem Alter von achtzehn Jahren starb, selten Jemand sieht. Wir wurden von seiner freundlichen, anmuthigen Frau und einer noch anmuthigeren, sehr artigen Tochter mit schwarzen, lebhaften Augen empfangen. Zuletzt kam auch Jean Paul im Ueberrock und Pantoffeln und mit einem großen grünen Schirm über den Augen. Er sah krank aus, belebte sich aber augenscheinlich während des Gesprächs, sagte manches Witzwort und wurde munter. Hier kam uns M—s vortreffliches Gedächtniß wohl zu statten. Es schien ihm zu schmeicheln, daß eine schwedische Dame so bewandert in seinen Schriften sey, und er mochte daraus abnehmen, daß der nordscheinähnliche Glanz dieser Schriften sich wirklich auch über den Norden verbreite. Er improvisirte uns einen schwedischen Frühling, wie er sich ihn vorstellte — die starre Natur mit einem Male in warme Freudenthränen aufgelöst, die als Thautropfen in dem Kelche der Blumen stehen. Er spricht ungemein gut, und hat mit allen seinen Wunderlichkeiten, die gewisse Kenner vergöttern, das Publikum aber so mit in

den Kauf nimmt, eine große populäre Eigenschaft, nämlich eine innige, tiefe Vereinigung von Gefühl und Witz, welche vielleicht in unsern Tagen unter allen am meisten anzieht. Ich habe bemerkt, daß nichts so allgemeinen Beifall gewinnt, als das sentimentale Epigramm, ein Gefühl mit einer witzigen Pointe ausgedrückt. Dieses sauersüße Genre ist nicht das große, aber das reizende; man liebt es, wie die Rose mit ihren Dornen. — Es war interessant, den alten Veteranen der Literatur den alten, guten König Max von Bayern preisen zu hören, der ihm die Ruhe seines Alters gesichert hat. — Er erzählte, daß er Entwürfe zu mehr Arbeiten auf einzelnen Blättern gemacht habe, als er schon herausgegeben, und schien ein ganz gutes Vertrauen zu haben, daß ihm Zeit und Kraft nicht fehlen werde. Dies bildete einen rührenden Kontrast mit der Vermuthung, die seine Freunde uns im Voraus geäußert hatten und die sein Anblick bestätigte, daß ihm wahrscheinlich nur noch wenige Tage gegönnt sind. Dieser Gedanke brachte beim Abschied eine Thräne in mein Auge. Das hinscheidende Genie hat etwas höchst Betrübendes, mehr als jede andere verfallende Größe. — In seinem Wohnorte ist Jean Paul als ein guter Mensch geliebt. Er ist aus dieser Gegend, ein Pfarrerssohn von Wunsiedel.

Um sieben Uhr Morgens fuhren wir in die tiefe und enge Thalschlucht hinunter, in welcher Karlsbad zwischen steilen Bergen liegt. Ich habe von diesem europäischen Gesundbrunnen wenig zu sagen. Unvergeßlich bleibt er mir, weil er mir die persönliche Bekanntschaft mit dem Manne verschaffte, den ich eigentlich hier suchte, und der auf meine ganze Bildung den größten Einfluß gehabt hat. Wir schickten unsere Briefe zu Schelling, und erhielten zur Antwort, daß wir ihm um drei Uhr Nachmittags willkommen seyn würden. Aber schon vorher kam er selbst zu uns und begleitete uns zu seiner Frau. Wir brachten diesen Abend und den größten Theil des folgenden Tags mit ihnen zu. Schelling hat eine wahrhaft große Einfachheit in seinem Wesen, ernst und doch angenehm. Seinem Aeußern nach ist er stark gebaut, von mittlerer Größe, hat unregelmäßige Gesichtszüge, aber eine schöne, offene Stirne, große, klare, blaue Augen und etwas Liebliches in seinem Blicke. Seine liebenswürdige Frau behandelte uns wie alte Freunde, auch Schelling selbst war auf seine einfache Weise sehr freundlich gegen uns, ja bei einigen Gesprächen, die ich mit ihm hatte, manchmal herzlich. Es ist, wenn ich so sagen darf, eine tiefe Offenheit in seinem Wesen. Er selbst fragt nicht das Geringste darnach, was man da sieht oder nicht sieht, und gibt sich, wie er ist. Es kamen die wichtigsten Angelegenheiten der Zeit zur Sprache. Da gestand er unter andern offen, daß seine Ansicht darüber noch nicht bestimmt sey. Was gab mir diese Aeußerung alles zu denken, nachdem wir geschieden waren! Es waren lange Gedanken, die ich nicht zu Ende dachte. Aber der Morgen des 31sten August, an dem ich der schlechten Wege halber allein zu Fuße für mich hinging, wird mir nie aus dem Gedächtnisse kommen. Wir verließen Karlsbad am 30sten August. Frau v. Schelling kam noch vom Brunnen herauf, um Abschied von uns zu nehmen. Ich begleitete sie zurück, um noch einmal Schellings Hand zu drücken.

Ich schließe diesen Brief in dem Augenblicke, da ich von einem genußreichen Abend bei Tieck nach Hause komme, der uns den großen Genuß verschaffte, ihn ein Shakespeare'sches Stück vorlesen zu hören. Es kann keinen größern Meister in dieser Kunst geben. Die klangvollste, biegsamste Stimme, die ihn in den Stand sezt, jeden Charakter kenntlich zu machen, ohne ihn durch den Namen zu bezeichnen, ein Ausdruck, der den Gedanken in all seiner Frische, ohne alle Uebertreibung ausprägt, ein rascher, lebendiger Vortrag, dies Alles vereinigt, bildet eine Darstellung, gegen deren Wahrheit im Ganzen und Feinheit im Einzelnen die theatralische Vorstellung roh, grob erscheint. Wenigstens war dasjenige, was ich mir von einer Vorstellung desselben Stücks (des ersten Theils von Heinrich dem Sechsten) in London erinnerte, in keiner Weise mit dem Eindrucke zu vergleichen, den diese Vorlesung (nach Schlegels Uebersetzung) auf mich machte, obgleich damals Kemble und Cooke spielten. Es ist wie ein Besuch des Genius der Dichtkunst, nicht in Parade, sondern im Morgenkleide. — Tieck hat bei einem, von der Gicht gebeugten Körper ein feines, geistreiches Gesicht. Sein Porträt in einem Jahrgange der Urania ist Karrikatur. Die Büste, die der Bildhauer Tieck von seinem Dichterbruder machte, ist, im Ausdrucke nach, noch ähnlich, obgleich aus jüngeren Jahren.

(Der Beschluß folgt.)

Bekenntnisse eines Blasé.

(Fortsetzung.)

Nur wenige Monate hatte ich auf der hohen Schule zugebracht, als ich mich von Freunden umgeben sah, die mir ein heiteres Leben, wie sie es nannten, zusichern wollten; allein so seltsam war meine Natur, ich konnte selbst an den Freuden meines Alters keinen Geschmack finden. Die lebhaftesten und verführerischsten Genüsse ließen mich kalt, und indeß ich auf diese Weise den Ernst und das Nachdenken von mir wies, auf der andern Seite auch der Frivolität entsagte, sah ich mich auf ein Drittes hingewiesen, und dieses war nun eben meine alte Feindin, die fürchterliche Langeweile. Ich zählte erst zwanzig Jahre, und war mit dem Leben schon völlig

fertig geworden; fürwahr, eine Ueberzeugung, die im Stande war, mich der Verzweiflung nahe zu bringen, wenn meine Stumpfheit, die Unmöglichkeit tiefer, bleibender Eindrücke nicht ein wohlthätiges Gegengewicht ausgeübt hätten. Da meine Gesellschafter sahen, daß sie mit mir ihren Zweck nicht erreichten, da weder Wein, Weiber noch Händel mich anzogen, so ließen sie mich gehen und zogen nur gelegentlich den Nutzen von mir, den ihnen der reiche fürstliche Musensohn gewähren konnte.

Wie ich mich im Innern verwandelte und gleichsam unscheinbar wurde, so suchte ich es auch im Aeußern zu werden. Meine Diener und Hofmeister legten bei jeder nur irgend passenden Gelegenheit Schmuck und Ehrenzeichen an, indeß ich mich in einer Kleidung gefiel, die oft von einer Beschaffenheit war, daß Gastwirthe und Weinschenken mir den Eintritt in ihre Stuben verweigerten. Noch immer war ich nicht zu bewegen, auch nur flüchtig ein Buch anzusehen, dagegen hatte ich mehrere Hunde mir angeschafft, die mich auf der Jagd begleiteten und die ich gerne um mich sah.

So verfloß ein Jahr, beim Beginn des zweiten wurde mir ein besonderes Geschenk zu Theil, das ich nicht erwartet hatte; ich sollte einen Freund erhalten, einen wahrhaften Freund, doch die Weise, wie ich ihn mir gleichsam im Sturm eroberte, war seltsam genug. Chevalier Herndsdorff, aus einer alten, aber verarmten Familie, war ein bildschöner Jüngling; in ihm vereinigte sich Alles, was ich von Wohlgestalt, feiner Sitte und edler Bildung noch beobachtet hatte. Ich war ihm entgegengekommen, allein er wich mir aus und machte dadurch mein Verlangen nur noch heftiger. Es war mir neu, daß es Jemand gab, dem es völlig gleichgültig schien, ob ich lebte oder nicht; bis jezt hatte man mich immer gesucht, und die leiseste Aufforderung von meiner Seite war genügend gewesen, auch die Freiesten und Selbstständigsten mir zu unterwerfen; nur der, den ich selbst eifrig suchte, sollte mir unerreichbar bleiben. Dieser Gedanke raubte mir alle Ruhe; ich glühte für ihn, ich schwur mir seinen Besitz, koste es, was es wolle, zu verschaffen. Eine Zeitlang war ich jezt wieder mit allen Sinnen und mit ganzer Geistesfülle thätig, jede Spielerei wurde verworfen. Das erste heiße Freundschaftsgefühl hat viel von der Liebe an sich: es sind die reinsten Flammen der Jugend, die hier vereinigt sprühen und schnell die edelsten Kräfte zur Reife treiben. Ich puzte mich nun wieder, und bei jedem glänzenden Kleidungsstücke, das ich anlegte, dachte ich, wie ein thörichtes, verliebtes Mädchen, daran, ob ich wohl Armands Blicke auf mich ziehen würde. Mir klopfte das Herz, wenn ich wußte, daß er um die bestimmte Stunde die Straße herabkommen werde; ich suchte ihm auf allen Wegen zu begegnen, allein er wollte mich nicht sehen. Mein Stolz erwachte, ich wollte ihn jezt zwingen, mich aufzusuchen, und griff zu einem Mittel, das nicht fehlen konnte: ich suchte ihn zu beleidigen. Er schickte mir auch sogleich eine Ausforderung, und wer war nun glücklicher als ich, denn ich hatte erreicht, was ich wollte. Den Tag, der zum Zweikampfe bestimmt war, zu erwarten, fiel mir fast unmöglich, mich in den Waffen zu üben, verschmähte ich, denn wie hätte ich ihm ein Leid zufügen können! So fanden wir uns zusammen; rasch trat er hervor und stand mir gegenüber, ich suchte sein Auge, und es traf mich der Strahl kalter, überlegter Verachtung, über mich hingleitend. Mein Blut trieb in die Wangen, auch meine Stellung wurde jezt stolz und finster, er erschien mir jezt nur als mein Widersacher. Der Zufall leitete meinen Degen so geschickt, daß ich ihm eine Verwundung am Oberarm beibrachte. Wie der Zuruf der Sekundanten erscholl und ich das Blut sah, betrug ich mich so kindisch, daß meine Freunde bedenklich die Häupter schüttelten. Ich hatte ihn verwundet, sein Blut war es, das ich fließen gemacht hatte, meine Waffe entglitt mir, und ich sah mit wehmüthig halbgeschlossenem Auge zu ihm hinüber. Der Kampf begann von Neuem, denn die Verwundung war für ungenügend erklärt worden; allein mit meiner Kunst war ich am Ende, ich erhielt jezt eine Wunde, und zwar eine ziemlich bedeutende, an der Brust. Der Kampf war entschieden, und nun sollte der Moment erscheinen, nach dem ich so ängstlich getrachtet, nämlich mich in seinem Arm eingeschlossen zu fühlen. Ich eilte auf ihn zu, indem ich schnell und heftig rief: „Wir sind jezt Freunde!“ Der Ausdruck und die Stimme, mit denen ich diese Worte sprach, schienen ihn stutzen zu machen; er blickte mich schärfer an und erwiderte dann kalt: „Durchlaucht haben sich es selbst zuzuschreiben, daß wir es nicht auch schon früher waren.“ Mit diesen Worten verließ er das Zimmer.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, Juni.

Die Opfer des Konvents. Lyons Handelsgeschichte.

Der Unwille unserer Radikalen über die nicht erfolgte Amnestie, und über den festen Gang der Regierung in dem großen, jezt vor der Pairskammer verhandelten Prozeß wurde neulich auch von unserm Censeur auf eine ganz eigene Art ausgesprochen. Dieses Journal hielt nämlich der jetzigen Regierung den Konvent als Muster vor, weil dieser am 26sten Oktober 1795 l'élargissement de tous les détenus pour faits relatifs à la révolution angeordnet hatte. Auf dieses waren wir nicht gefaßt, denn bekanntlich hörte der Konvent nicht eher auf zu schlachten, als bis Tausende seiner unschuldigen Opfer auf dem Blutgerüste gefallen und die Eisen der Guillotine stumpf geworden waren. Einer der wüthendsten Demagogen jener Zeit, ein großer Freund der

Republik, Prudhomme, berechnet in seinem Werke von sechs Bänden die bloß in Paris Guillotinirten folgendermaßen: ehemalige Adelige 1278, deßgleichen Frauen 750, Frauen von Landleuten und Handwerkern 1476, Nonnen 350, Priester 1135, Nichtadelige aus verschiedenen Ständen 13,635, zusammen 18,622 Personen. In dieser Berechnung sind aber die zahlreichen Opfer im Innern Frankreichs und in dessen großen Städten nicht aufgeführt, z. B. Lyon, Nantes &c. Ueber leztere Stadt haben wir ein genaues Verzeichniß von den Unglücklichen, die bloß unter Carriers blutigem Prokonsulat getödtet worden sind: erschossene Kinder 500, deßgleichen ertränkte 1500, erschossene Frauen 564, deßgleichen ertränkte 400, erschossene Priester 300, deßgleichen ertränkte 460, ertränkte Adelige 1400, ertränkte Handwerker 5300, zusammen 10,224 Personen. Die Lyoner Opfer lassen sich auf ebensoviel angeben, so daß diese drei Artikel schon an vierzigtausend Hingerichtete betragen.

Wie sich in Paris die Ansicht von deutscher Literatur und Kunst geändert hat, wie dort häufig sogar das deutsche Mittelgut gepriesen und nachgeahmt wird, so finden auch in unserer Industriestadt die Erzeugnisse deutscher Seidenfabriken Anerkennung, denn seit ihrer öffentlichen Ausstellung im vorigen Herbst ist es uns klar geworden, daß unsere Fabrik sich immer mehr von Lyon weg und in's Ausland wendet, und daß sie für uns verloren geht, wenn die französische Regierung nicht bald eine verständige Handelsfreiheit ausspricht. Bei dem vielen Hinüber- und Herübersprechen über diesen Gegenstand wurde auch die frühere Handelsgeschichte Lyons besprochen, die gewiß nicht ohne Interesse ist. Unsere edle, glänzende und doch jezt unglückliche Stadt, die gleichsam in der Umarmung zweier großen Flüsse liegt, war schon nach der Sage aus vorhistorischer Zeit ein bedeutendes Emporium, ein großer Markt, wo die Einwohner Galliens und Iberiens mit denen Latiums und Griechenlands zusammenkamen, um hier gegenseitig ihre Landesprodukte und Reichthümer auszuwechseln. Freilich geschah dies nicht in der untern Stadt, sondern auf dem Plateau von Fourvières, dieser weiten Nekropolis, wo sich jezt nur noch Greise im Sonnenschein ergehen und sorglose Kinder um sie spielen. Erst viel später kamen andere Zeiten und andere Sitten, die Anhöhe wurde verlassen und man erbaute die untere Stadt, das heutige Lyon, das auch bald der Mittelpunkt des Handels und der damaligen Industrie wurde. Da, wo jezt das Quartier Ainay ist, stritten sich Redner um den Vorrang, und der in Lyon geborne Kaiser Claudius wollte diesem literarischen Wettstreit das Siegel seiner eigenen Beschränktheit aufdrücken. Als im sechsten Jahrhundert unsere Stadt den Königen von Burgund in die Hände fiel, war da wieder eine große Handelsthätigkeit. Lyon dehnte sich damals besonders von dem heutigen St. Georges nach St. Paul aus; man drängte sich jedoch mehr nach ersterm, wegen der nähern Verbindung mit Burgund. Die mächtigste Umgestaltung Lyons ereignete sich im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert, denn da erhielt die Stadt ihre industrielle und kommerzielle Wichtigkeit durch die Anlegung von Seidewebereien und Färbereien. Dieser für ganz Frankreich so wichtige Gewerbszweig wurde in Avignon und in dem Comtat im vierzehnten Jahrhundert durch die Päbste eingeführt, ein Jahrhundert später durch Ludwig XI. in Tours (1480), wohin er Seidenarbeiter aus Italien hatte kommen lassen. König Franz I. brachte diese Industrie zuerst nach Lyon durch Alexander Turquet und Joh. Naviz, deren Vaterland ungewiß ist, da sie nach Einigen Florentiner, nach Andern Lukkeser und wieder nach Andern Genueser seyn sollten.

(Die Fortsezung folgt.)

Paris, Juni.

(Beschluß.)

Die italienische Oper im Verhältniß zur französischen.

Schon seit beinahe einem Jahrhundert herrscht in Frankreich ein Zwiespalt im Publikum über den respektiven Vorzug der italienischen und der französischen Musik. Zur Zeit J. J. Rousseau's war dieser Streit abgeschmackt, weil damals die französische Oper beinahe noch nichts besaß, was mit den guten italienischen Opern einigermaßen verglichen werden konnte. Jezt aber verhält es sich anders. Gretry, Cherubini, Mehul, Berton, Boieldieu haben die Operette mit einer Menge von Stücken bereichert, welche den besten des italienischen Theaters zur Seite gestellt werden können. Dennoch wird Frankreich wohl daran thun, eine italienische Oper zu unterhalten, auch wenn sie fernerhin noch den Staat jährlich 75,000 Franken kosten sollte. Freilich ist der Genuß derselben nur den Reichen zugänglich; allein auf dem Punkte der Vollendung, wo sie jezt steht, ist sie ein Muster für Gesang und Spiel. Neben solchen Virtuosen, wie sie hier mit schweren Kosten vereinigt werden, kann sich keine mittelmäßige oder schlechte französische Oper halten, und wohl nur deßhalb macht die Pariser Operette so schlechte Geschäfte, weil sie so tief unter der italienischen Oper steht. Das Publikum bildet seinen Kunstgeschmack an dieser hohen Vollendung der Gesangmusik, und unvermerkt werden sich die französischen Tonkünstler und Sänger bestreben, das zu werden, was Rossini, Bellini als Tonkünstler, Rubini, die Malibran, die Pasta als Sänger und Sängerinnen geworden sind. Mit der großen Oper ist es etwas anderes. Hier fehlt es nicht an Virtuosen; aber Dr. Veron weiß aus Erfahrung, daß große Opern immer etwas langweilig sind, wenn die Musik allein ihr Verdienst ausmacht, und da er nun nicht allein den Kunstkennern, sondern dem großen Publikum gefallen muß, so sucht er auch den Gesichtssinn zu beschäftigen, und stattet daher seine neuen Opern sehr reichlich aus, so daß auch der in der Tonkunst wenig bewanderte Zuschauer sein Wohlgefallen daran haben muß. Der Direktor erhält dadurch noch den Vortheil, daß, wenn auch die Musik eines neuen Stückes eben kein Meisterwerk ist, dasselbe doch nichtsdestoweniger Beifall bekommt. Für die Tonkunst ist dies aber nicht allein kein Gewinn, sondern ein Schaden. Was soll jedoch Veron thun, wenn das verwöhnte Publikum die bloß musikalisch vortrefflichen, in Hinsicht des Inhaltes aber kein Interesse gewährenden Opern nicht hören will? Soll er vor leeren Bänken spielen lassen und jährlich eine halbe Million zusezen? Indessen hat er noch eine andere Saite aufzuspannen, um das Publikum anzulocken, nämlich das Ballet, in welchem sich die Pariser Oper stets ausgezeichnet hat. Nun lassen sich aber die Haupttänzer und Tänzerinnen vortrefflich bezahlen; kaum bringen diese Herren und Damen dem Direktor Gewinn, so viel kosten sie; dagegen sind sie auch Muster der Tanzkunst, und bilden eine Menge von Tänzern und Tänzerinnen für ganz Frankreich, ich möchte fast sagen, für ganz Europa; man weiß es ja, daß sie schon manchen Fürstenkongreß charmirt und desennuyirt haben, und gewöhnlich ist der erste Gang der vielen nach Paris kommenden Fremden in's Opernballet. Für solche Vortheile kann nun der Staat wohl eine Zulage bewilligen. 700,000 Franken sind freilich viel, sehr viel; was hat man aber heutzutage Vortreffliches, ohne viel, sehr viel Geld!

Dg.

Beilage: Kunstblatt Nr. 51.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 152.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 26. Juni 1835.

Das konnte werden
Ein herrliches Geschöpf, jezt ist es nur
Ein fürchterliches Chaos — Licht und Dunkel,
Geist, Staub, Gedankenreinheit, Leidenschaft,
Gemischt und kämpfend ohne Maß und Ziel.

Byron.

Bekenntnisse eines Blasé.

(Fortsetzung.)

Dieses war das Ende meines ersten Zweikampfs. Es schien, ich habe jezt wieder einen Anfall von Thorheit bestanden, doch dieser brachte mir heilsame Früchte. Armand, der mir jezt näher trat, entdeckte bald, wie öde es in mir war; er wußte mir mit guter Art ein Buch in die Hände zu spielen, es waren Montaignes Gedanken, und die Zeit, während welcher ich mich in diese merkwürdige Schrift vertiefte, war so gut als gar nicht für mich vorhanden. Ich las in die Nächte hinein, versäumte meine Mahlzeiten, vergaß das Leben um mich her völlig. Dieses ist der Zeitpunkt, in dem ich, wie ich sagen kann, in die Reihe der denkenden Wesen eintrat. Doch wozu nüzt es, daß ein Wesen mehr ist, welches denkt? — daß ein Quäler für sich und andere mehr existirt? — Was ist der Zweck dieser seltsamen Anreizung, die wir denken nennen? Welche Früchte kann es bringen, auch für den kunstgeübtesten Fechter, nach allen Richtungen die Luft zu durchfechten? — Ich war ein elender, schädlicher Thor, doch ich wußte es nicht; jezt, da ich denken gelernt, weiß ich dieses, ist aber dieses Wissen angenehm? Ich habe immer eine drückende Leere empfunden, ich wußte aber nicht, daß es so seyn muß, jezt weiß ich es, ist aber dieses Wissen sehr erfreulich? — Nichts desto weniger war mein Ergözen, daß ich jezt denken konnte, so groß, daß ich Armand antrieb, mir mehr und immer mehr Bücher zu verschaffen. Er führte mir vor, daß Lesen ohne Auswahl und in zu gehäufter Masse schädlich sey, ich hörte nicht auf ihn. Da er mir nicht genügend Bücher brachte, suchte ich selbst zusammen, was ich nur finden konnte, und las nun mit einem wahrhaft nichtswürdigen Fleiße Alles, was mir vor die Augen kam. Auf diese Weise verschlang ich die philosophischen Schriften der Alten und Neuen, nebenbei elende Erzeugnisse eines faselnden Gehirns — wie ich's gerade fand. Wie aus einem dunkeln Traume taucht manches schäzbare Wissen mir auf aus jener Zeit, und ich weiß nicht gleich, wo ich es hergenommen; auf wenige Augenblicke fühle ich dann wohl eine gewisse Achtung vor mir selber. Mein Freund Armand that Einiges, um mich zur Vernunft zu bringen; da aber jede Vorstellung erfolglos blieb, so ließ er mich gewähren. Es konnte auch nicht fehlen, daß mich endlich ein ungeheurer Ueberdruß packte, wo ich dann alle meine Bücher bei Seite warf. Ich kehrte jezt in mein eigenthümliches Element, in die Langeweile zurück.

Schon war ich dreißig Jahr alt, und noch hatte man mir keinen Gott gegeben; ich mußte mir also selbst einen

suchen, auf die Gefahr hin, getäuscht oder köstlich belohnt zu werden. Das Leztere ist mir nicht geworden. Man hatte sich damit begnügt, mir hinter Weihrauchwolken, schimmernden Altarschreinen, golddrokatnen Priestern ein dunkles Etwas sehen zu lassen, das kein Antlitz hatte, und welches eine wunderliche Launenhaftigkeit, einen unleidlichen Stolz an den Tag legte, indem es immer geschmückt und verehrt seyn wollte.

Ich besinne mich, daß ich einst auf der Reise in ein verlassenes, einsames Städtchen kam. Es war Abend, ein warmer Himmel lag über der Erde, eine Luft voll Ernten schwellte mir die Brust, überall sah das Auge reife Garbenbüschel aufgerichtet, und singend gingen die Schnitter nach Hause. Ein altes Weib, das ich zur Führerin angenommen, schloß eine Kirche auf, die abgelegen, tief in die Blumen des Kirchhofs gesenkt, ihre dunkeln Mauern vom lichten Abendschimmer überglänzt, vor uns lag. Als ich innen durch die stillen Räume gegangen war, sah ich zufällig in eine dunkle Nebenhalle, und ich erschrack, denn es kam mir vor, als sähe ein bleiches Antlitz durch die Finsterniß, als lehne ein Mensch dort an der Mauer. Es ist wohl ein Kranker, dachte ich bei mir, oder ein Wahnsinniger, sezte ich mit Grausen hinzu. Mein Auge durchdrang jezt schärfer die Dunkelheit; ich sah deutlich die in ein schwarzes Gewand eingehüllte Gestalt, das bleiche, starre Gesicht voll unendlicher Schmerzen. „Wer ist der dort an der Mauer?“ fragte ich meine Führerin leise; sie erwiderte: „es ist Christus.“ Das Wort tönte seltsam durch die einsame Kirche; ich wußte nun, wer der arme Verlassene war, ich wußte nun, welche Schmerzen es waren, mit denen seine Seele rang. Der prächtige, mit Goldflitter überladene Gott hatte mich nicht gerührt, der verlassene, arme, im düstern Kirchenwinkel trauernde Gott erschütterte mich tief. Eine herzzerreißende Wehmuth überfiel mich. „O Himmel!“ rief ich, „wo sind deine stolzen Kirchen, deine singenden Priester, wo das Heer triumphirender Heiligen, die dich stets umgeben? Wo sind die staunenden Welten, die zu deinen Füßen sich drängen wo die Schaaren seliger Geister, die den Saum deines Gewandes küssen? — Wie, haben sie alle dich verlassen, verweigern sie dir ihre Verehrung, haben auch die Himmel, wie einst diese Erde, dich von sich gestoßen, und will Niemand dich mehr als Gott erkennen? Ach! so ist der Glaube der Heiligen ein Traum gewesen, die süße Zuversicht deiner Getreuen ein eitler Wahn? — Deine ewigen Schmerzen hast du umsonst vergeudet, umsonst von rohen Händen dein Herz brechen lassen; der ewige, schreckliche Leichtsinn der Welt geht darüber hin, selbst über die Todesstunde eines Gottes; die rollenden Jahrhunderte schieben sich dazwischen, und du bist vergessen! Deine schöne, heilige Lehre der Liebe wird neben dem alten Nildienst der Egypter, dem üppigen Blumendienst der Griechen, der harten Steinanbetung des Nordens niedergelegt und vergessen, und das kalte, träge, unersättliche Weltleben greift nach neuem, zartem Spielzeug, das es dann eben so schnell mit plumpem Fuße wieder zertritt. — Oder kommen einst die Weisen dieser Erde in einer stillen Nacht und bringen dich aus deinem einsamen, dunkeln Kirchenwinkel, armer, verlassener Gott, wieder in den Glanz der lebendigen Welt hinaus, und kleiden dich in neues, herrliches Gewand, und knüpfen eng an deine göttliche Stirn das Bedürfniß der Menschen? Armer, verlassener Gott, wenn dich auch Niemand liebt, ich will dich lieben!“

Als ich diese Worte mit bewegter Stimme sprach, sah mich die Alte mit bedenklichem Blicke an; es mochte ihr seltsam erscheinen, daß ich bei einem alten, unbrauchbar gewordenen hölzernen Bilde solchen Aufwand von Rede und Gefühl verschwendete. Sie schloß vor mir auf, und wir traten wieder in warme Luft voll Jubel und Leben; Gesang und Lächeln zog an uns vorüber, ich aber dachte an den, welchen ich an der kalten Mauer hatte lehnen sehen, und das Bild wollte nicht mehr von mir weichen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus Erik Gustav Geijers Erinnerungen.

(Beschluß.)

Von einer andern interessanten Bekanntschaft muß ich auch sprechen. Ich besuchte mit Lindblad Karl Maria von Weber, der hier als Kapellmeister angestellt ist. Wir fanden ihn in einem artigen Gartenhause außer der Stadt. Viel Geist, wenig Körper, ja zu wenig; denn es schien mir, als sey der Geist nahe daran, die zarte Hülle zu durchbrechen. Eine reizbare Lebendigkeit und viele Bildung drücken sich in seiner persönlichen Erscheinung aus. In seinen Worten liegt Schärfe und Salz. Er kam eben von Frankfurt, wo man seine Anwesenheit durch Aufführung des Freischützen gefeiert hatte, der noch immer Furore auf allen Theatern macht. Es waren schrecklich viel Leute darin, es war unerträglich heiß, sagte er, und sezte hinzu: wäre ich das Publikum, ich wäre nicht hineingegangen. Er klagte darüber, daß viele Theaterdirektionen sich seine Oper zueigneten, ohne sich die Partitur von ihm selbst zu verschaffen, und ihm dadurch seinen Gewinn entzögen. Ein Pariser Komponist hatte die Unverschämtheit gehabt, das Stück zum Behuf einer Aufführung in Paris nach eigener

Laune zu verpfuschen, und ihm die so mißhandelte Partitur mit einem Briefe voll Komplimenten zu schicken.

Berlin, 15ten Sept.

Am 6ten reiste ich um Mittag mit dem Postwagen nach Leipzig, wo ich am 7ten um sieben Uhr Morgens ankam. Eine Stunde nachher saß ich schon in einem andern Fuhrwerk und fuhr nach Lützen, das ungefähr eine schwedische Meile von Leipzig liegt, um meine Andacht am Schwedensteine zu halten, wo Gustav Adolph fiel. Es ist ein gewöhnlicher, nicht sehr großer Stein, der gerade auf dem Scheidepunkte der alten und neuen Straße nach Lützen liegt. Er war jezt mit einer Unterlage von kreuzweis gelegten, gehauenen Steinen versehen; auf deren einem liest man die Inschrift: Gustav Adolph, König von Schweden, fiel hier im Kampfe für Geistesfreiheit den 6ten Nov. 1632. Ein alter Soldat, den ich dort traf, erzählte mir, diese neue Einrichtung sey nach der Schlacht von Leipzig 1813 auf Veranlassung eines schwedischen Offiziers gemacht worden. (Ich erfuhr nachher, daß dieser schwedische Offizier der General von Helwig war.) Steinbänke und Pappeln umgeben den Platz. Derselbe Soldat erzählte auch, daß ein Herr von Leipzig jährlich zweimal zu dem Steine komme, und ihm gesagt habe, daß eine Gesellschaft in Leipzig vorhabe, hier im Jahr 1832 ein Denkmal zu errichten und dazu auch Beiträge von Schweden wünsche. Ich weiß nicht, mir scheint der alte Stein, der von der Erinnerung mehrerer Generationen schon geheiligt ist, jezt das beste Denkmal. Eine große That wäre sicherlich ein besseres Monument. Schweden mag sich darüber besinnen.

Man sieht auf dem Felde die Erdwälle von der sogenannten Schwedenschanze, welche die Kaiserlichen den Schweden abnahmen. Ich stand an der Landstraße neben dem Graben, über den Gustav Adolph an der Spitze der smaländischen Reiterei sprengte, um die schon einmal genommene und wieder verlorene kaiserliche Batterie auf's Neue zu erobern, die zum dritten Male der Gegenstand des mörderischsten Kampfes wurde. Die Batterie wurde genommen, und der König nahm den Hut ab und dankte Gott für diesen Erfolg. Sein kurzes Gesicht führte ihn zu nahe an zwei anrückende feindliche Kürassierregimenter. Er kam in's Handgemenge, schoß seine Pistolen los, sein Pferd wurde durch den Hals, er selbst in den Arm geschossen. Herzog Franz von Lauenburg, der einige Zeit nachher fälschlich für seinen Mörder ausgegeben wurde, der aber in einem eigenhändigen Aufsatze sagt, daß Gustav Adolph „in seinen Armen den Schuß erhielt," nahm den König um den Leib, um ihn auf dem Pferde aufrecht zu halten. Da sprengte der kaiserliche Oberstlieutenant Falkenberg vor und schoß den König durch den Rücken, so daß er vom Pferde fiel. Nun wurden der Herzog und alle Begleiter des Königs von ihm getrennt, mit Ausnahme seines deutschen Pagen, des achtzehnjährigen Leubelfing, der vergebens versuchte, ihm vom Boden aufzuhelfen. Während dieser fruchtlosen Anstrengungen kamen kaiserliche Reiter heran, verwundeten den Pagen, weil er ihnen nicht sagen wollte, wer sein Herr sey, und gaben dem Könige, ohne ihn zu kennen, den Pistolenschuß durch die Schläfe, der ihn tödtete. Der Leichnam, von Degenstichen durchstochen, mißhandelt, geplündert, wurde nach dem Siege unter Haufen von Todten aufgefunden, mit dem Gesichte zur Erde gekehrt. Er lag nicht am Schwedenstein, sondern jenseits der Straße, etwas näher an Lützen. Früher stand dort ein Akazienbaum. Es ist ein grüner Rain, den das Volk den Schwedenrain heißt. Wo ein Held fiel, reden Erde und Steine.

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, Juni.

Sonst und jezt.

Es ist so schwer, sich in die Vergangenheit seines Volkes, seiner eigenen Familie zu versetzen, als in eine gleichzeitige ganz fremde Nationalität. Manchen Leuten ist es ganz unbegreiflich, wie unsere Urgroßväter ihren Tag ohne jene Spezereien beginnen konnten, wegen deren sich im gegenwärtigen Augenblicke ein deutscher Staat vielleicht eher zu einem Grenzbürgerkrieg, als zu einem etwas kostspieligern Frühstück entschließt; sie schaudern, wenn man ihnen sagt, daß auf jener Stufe der Kultur den frühstückenden Menschen nur die schreckliche Wahl zwischen dem Paßglas gewürzten Weins und der Wassersuppe blieb. Andere begreifen eben so wenig, wie unsere Großväter ihren Tag beschlossen, seit Friedrich der Große, der das Schwert eingesteckt, keine militärischen Divertissements mehr gab und Nicolo Jomelli aufgehört hatte, Kapellmeister Sr. herzoglichen Durchlaucht von Würtemberg zu seyn; sie begreifen nicht, was sie Abends zu denken hatten, da doch von den zwei großen Gedankensurrogaten der Jeztzeit, Bier und Blechmusik, das eine außer Brauch, das andere ausschließlich für die Reiterei Sr. Durchlaucht bestimmt war.

Ich kenne einen alten Professor der Naturgeschichte, einen Mann, der eine sehr positive Weltansicht hat; Rückblicke auf die Zeit, die nicht mehr ist, denen er sich naturgemäß gerne hingibt, veranlassen ihn oft zu Ergüssen wie der folgende: „Zur Zeit, da ich jung war, hatte die Welt ein festes Zenith und Nadir, ein bestimmtes Rechts und Links. Daß die Menschheit sich bewege, war damals so wenig ein Geheimniß, als jezt, aber man dachte sich die Bewegung stetig und in sich zurückkehrend, wie die der Erde; erst die Revolution brachte die Ketzerei auf, die leider, wie so viele Ketzereien, eine Wahrheit ist, daß sich die Geschichte bilde, wie sich die Oberfläche der Erde gebildet hat, durch periodisches Zerreißen, Ueberschwemmen und Durcheinanderwerfen. Jene Katastrophe hat, wie Alles an der europäischen Menschheit, so auch gleichsam ihren

zoologischen Charakter umgewandelt, und Haarbeutel und Zöpfe sind Charaktere des fossilen Menschengeschlechts vor der großen Fluth, die nur noch hie und da fast gespenstisch und in reduzirtem Format in die jezige Zeit herüberreichen, wie unsere Schlangen und Eidechsen nur als die armseligen Reste eines wimmelnden Heers von Ungeheuern erscheinen. Damals war die Gesellschaft der äußern Erscheinung nach in augenfällige Geschlechter und Arten getheilt, und die Nomenclatur derselben stand so fest, als wäre sie von Linné oder Buffon verfertigt. Da gab es Menschen mit Degen und inermes, Menschen mit Perrücken, mit Haarbeuteln, mit Zöpfen, mit Haaren auf der niedrigsten Stufe natürlicher Bildung, Weiber mit und ohne Poschen, mit und ohne Schminke, mit Frisur und mit nationeller Haube. Und dieses Zerfallen in Spielarten galt so gut für eine Naturnothwendigkeit, als das verschiedene Gefieder der Vögel und ihre verschiedenen Waffen; man begnügte sich mit der Gleichheit vor Gott, deren sich auch die Vögel unter dem Himmel erfreuen. Jeder dachte und handelte seinen zoologischen Merkmalen gemäß und führte die Rolle durch, die ihm seine Charaktermaske anwies, und es war Krieg auf der Welt zwischen den Großen und den Kleinen, aber in bester Ordnung. An der Spize der Reihe der menschlichen Geschlechter stand der Fürst und der Große, als Mensch-Mensch, wie Oken sagen würde, als Adler und Fasan in Einer Person, stolz, gewaltig und prachtvoll gefiedert; die Sperlinge ließen es sich nicht beikommen, sich gegen den Habicht etwas herauszunehmen, und die Küchlein hatten noch nicht gelernt, die Henne zu meistern. Dieses schöne System ist rechtlich vernichtet, und was faktisch davon übrig bleibt und übrig bleiben muß, ist nicht der Rede werth, da es sich auf kein tieferes Moment als das zufällige des Geldes gründet. Die Menschheit hat sich eintönig gefärbt, nur daß, gerade umgekehrt wie bei den meisten Vögeln, der männliche Theil dunkler, düsterer gefiedert ist, als der weibliche. Auch ich bin aus der Puppe der alten Zeit geschlüpft, es ist mir aber, als ob ich dabei, statt mehr Organe, ihrer weniger bekommen hätte. Der Puder ist aus dem Reste meiner Haare gekämmt, mein Zopf liegt im Schranke, der Blumenflor meiner weitläufigen Weste ist verwelkt, sie hat sich zu diesen armseligen Normaldimensionen zusammengezogen, und ich flattere herum als ein alter Kohlweißling unter Tausenden von Meinesgleichen in derselben Livree. Ihr lacht, aber ich sage euch, es wird nicht eher weder Ruhe, noch einen guten Spaß auf der Welt geben, bevor nicht wieder die Menschheit in ihrer äußern Erscheinung, so oder so, in wohlbegrenzte Varietäten zerfällt, welche die Geltung natürlicher Unterschiede haben."

(Die Fortsezung folgt.)

Lyon, Juni.

(Fortsezung.)

Die Lyoner Industrie und der deutsche Zollverein.

Von dieser Zeit an hat sich die Seideindustrie in Lyon immer mehr gehoben, und die Zahl der Seidewebstühle nahm immer zu, wiewohl sie auch früher bisweilen böse Tage hatte. So z. B. wandten sich die Lyoner Repräsentanten Reverchon und Dupuy am 6ten Prairial, Jahr II (im Mai 1794), an das damalige Comité du salut public und stellten ihm vor, daß achttausend Seidearbeiter in Lyon ohne Arbeit und Brod seyen, deßhalb schlugen sie eine Commune affranchie vor, um, wie sie sagten, den Handel zu demokratisiren. — Arles-Dufour, einer unserer tüchtigsten Männer vom Fach, hat großen Fleiß auf die Untersuchung und Kenntniß der Fabriken des Auslandes verwendet. Zu diesem Zwecke war er in der Schweiz, in Sachsen, Rheinpreußen, Oesterreich, England und selbst in Indien. In seinem vor Kurzem erschienenen Mot sur les fabriques étrangères de soierie legt er alle seine Beobachtungen offen dar, und zieht aus Allem den Schluß: „die Lyoner Seideindustrie wird auswandern, man muß sich daher zeitig für sie nach einem neuen Kap der guten Hoffnung in Frankreich umsehen." Auch der Verfasser sieht für sie nur Heil in der Freigebung des Handels mit dem Ausland. Seine Schrift ist auch allen deutschen Seidefabrikanten zu empfehlen, weil der Verfasser offen und mit großer Sachkenntniß darlegt, woran es ihren Anstalten noch fehlt. Es ist für Deutsche erfreulich, in dieser Schrift zu lesen, was der erfahrene Verfasser über das neue deutsche Zollsystem sagt, wenn auch hie und da der Franzose hervorguckt, der sich Deutschland nun einmal nicht anders als mit Eifersucht und geheimer Feindschaft seiner zwei größten Mächte denken kann, weil diese Stimmung allein seinen politischen Hoffnungen schmeichelt. Nachdem der Verfasser trefflich von den Vortheilen der Handelsfreiheit im Allgemeinen gesprochen hat, sagt er: „Sehet nach Preußen hin, das mit seinem neuen Zollsystem in gleichem materiellen Vortheil sechzehn deutsche Staaten mit zwei-und-zwanzig Millionen Einwohnern umfaßt, denen sich bald noch mehrere anschließen dürften. Diese größern und kleinern Staaten waren vor einigen Jahren noch durch strenge Zollinien feindlich und zu ihrem gegenseitigen Schaden von einander getrennt. Jezt bilden sie einen festen, kompakten Verein mit ganz gleichen Interessen. Gleich nach dem Frieden i. J. 1815 war Preußen, troz seiner großen Verdienste um Deutschlands Befreiung, doch von allen kleinen Staaten des Landes, besonders von seinen neuen Erwerbungen, Sachsen und Rheinpreußen, gehaßt. Aber durch eine kluge, feste, rechtliche und aufgeklärte Regierung hat es in zwanzig Jahren die öffentliche Meinung so umgestaltet und gewonnen, daß sich die meisten deutschen Staaten, vertrauend auf Preußens Gerechtigkeit und Fähigkeit, seinem Zollsystem anschlossen. Schon seit langer Zeit, wohl schon seit fünfzehn Jahren, arbeitet Preußen mit Beharrlichkeit an der Ausführung dieses großen Projekts, aber seine europäische Wichtigkeit hat man erst zu begreifen angefangen, seit es zum Theil zur Ausführung gebracht worden ist. Soll man in Preußens Absichten und Anstrengungen den schönen Gedanken an die Aufstellung Eines Deutschlands, den edlen Wunsch erblicken, in Einem Körper, unter Einer Leitung alle die zerstreuten Glieder zu versammeln; die Vereinzelung und Abschließung tödten würden? oder liegt hier nur Preußens eigenes Interesse zum Grund? Die Zukunft wird es lehren. So viel ist aber gewiß, daß der preußische Zolltarif als ein mächtiger Schritt zu Bildung eines neuen Deutschlands angesehen werden muß; er ist ein großer Akt innerer Handelsfreiheit, der für Deutschland nicht weniger Bedeutung und Vortheil hat, als 1789 die Aufhebung der innern Zölle in Frankreich. In dieser Beziehung müssen sich Alle über dieses Ereigniß freuen, die frei und menschlich über ihre eigenen Grenzen hinaussehen."

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 65.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 153.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 27. Juni 1835.

Die Einsicht, wie der Mensch dergestalt gebaut sey, daß er so viele Eigenschaften und Naturen in sich vereinige und dadurch auch schon physisch als eine kleine Welt, als ein Repräsentant der übrigen Thiergattungen existire, geht am deutlichsten und schönsten auf, wenn wir von unten herauf anfangen und das einfachere Thier im zusammengesetzten Menschen endlich wieder entdecken.

Goethe.

Zur Physiologie der Sinne.

Von Joh. Meesler.

Es ist unsere Absicht, den Lesern dieser Blätter in einem Cyklus kleiner Aufsätze die wichtigsten und interessantesten Themata der Naturphilosophie vorzuführen. Die Natur ist die schöne Königstochter, die, in Zauberschlaf versenkt, dessen harret, der ihr nahe und sie erwecke. Wohl Mancher möchte der Ritter seyn, der den Zauber löst, denn der Preis ist ihm bekannt; aber er fürchtet die mannichfachen Schrecknisse, mit denen die alte Burg rings umgeben ist. Wir wollen versuchen, ob es nicht möglich ist, die Riesen und Drachen zu umgehen und dennoch das ersehnte Ziel zu erreichen, das heißt, wir wollen uns bemühen, unsere Leser mit Umgehung aller dunkeln und unerquicklichen metaphysischen Prolegomena sogleich zur Sache zu führen, das von der Philosophie beleuchtete Panorama der Natur ihren Augen eröffnend. Wir werden keine eigentlich gelehrten Abhandlungen liefern und unsere Arbeiten mit keinem prunkenden Schleppkleide von Citaten zieren; wir werden uns aber bestreben, in bündiger Kürze klare Begriffe zu geben von den wesentlichsten Momenten der betreffenden Gegenstände. Vielleicht gelingt es uns, auf diese Weise die abenteuerliche Vorstellung, die so Viele mit dem Wort Naturphilosophie verbinden, zu berichtigen, und eben dadurch die sonderbare Scheu vor dieser Disciplin zu zerstören. Ja, wir hoffen wohl auch bei Manchen recht eigentliche Freude am Gegenstande zu erwecken und zu einem tiefer gehenden Studium desselben zu veranlassen.

Nach dem, was wir kürzlich in diesen Blättern über Okens Verdienste um die Naturphilosophie gesagt haben, ist es fast überflüssig, zu bemerken, daß die Arbeiten dieses großen Mannes uns vorzugsweise zur Grundlage dienen werden. Dessenungeachtet werden wir uns häufig, sehr häufig veranlaßt sehen, unsern Führer zu verlassen und einen von uns selbst gewählten Pfad zu wandeln. Es gilt dies namentlich von dem Aufsatze, den wir gegenwärtig dem Publikum vorlegen. Die Lehre von der Bedeutung der Sinne hat durch Okens eben so kühne als geistreiche Bearbeitung eine ganz neue und eigenthümliche Gestalt gewonnen, und wir werden sehr Vieles von seiner Lehre in unsere Darstellung aufnehmen. Dies wird uns aber nicht verhindern, Manches auf ganz andere Weise als Oken zu betrachten und zu beleuchten.* Von

* Wir begnügen uns, auf Okens zwei Monographien: „Theorie der Sinne und der darauf gegründeten Klassifikation der Thiere.“ „das Universum als Fortsetzung des Sinnensystems.“ und auf „sein Lehrbuch der Naturphilosophie“ zu verweisen. Eine Vergleichung dieser Schriften mit unserer Darstellung wird zeigen, worin wir mit Oken übereinstimmen und worin wir von ihm abweichen.

Oken selbst erwarten wir am Ersten deßhalb Verzeihung und Nachsicht, von ihm, der mit so liebevollem Eifer in jedem seiner Schüler das Interesse für die Wissenschaft anzufachen strebt, und der so sehr darauf dringt, das Wort des Meisters nicht gläubig und passiv aufzunehmen, sondern prüfend und selbstthätig in sich zu verarbeiten.

*

Der Geist des Menschen ist einem Herrscher vergleichbar, der in seiner hochgelegenen, von festen Mauern umgebenen Burg ruhig wohnt und an den Grenzen seines Reichs emsige Wachen aufgestellt hat, die genau achten auf Alles, was sich ereignet, und von dem Erspäheten alsbald durch schnelle Boten ihrem Herrn Kunde geben. Die Burg ist das von den Knochen des Schädels rings umschlossene Gehirn, die Wächter sind die Sinnorgane und die Boten sind die Nerven. — Aber die Sinnorgane vermöchten für sich allein nicht, ihre Funktion zu verrichten; sie bedürfen dazu der Mithülfe der Elemente. Wir verstehen hier unter Elementen nicht, was die heutige Chemie unter diesem Namen versteht, nämlich Sauerstoff, Wasserstoff ꝛc., sondern was die Alten darunter verstanden: Feuer (d. i. Licht), Luft, Wasser und Erde. Freilich wenn man mit dem Namen Element nur chemisch nicht weiter Zerlegbares bezeichnen will, dann paßt er nicht für diese vier Stoffe. Dann möchte es aber überhaupt eine mißliche Sache seyn, irgend einem Dinge den Namen Element zu geben. Wir verstehen unter den vier Elementen nichts weiter als die Repräsentanten der vier Hauptformen des Cohäsionszustandes. — Es unterwerfen sich nun die Sinnorgane diese Elemente und zwingen sie zu ihrem Dienste, und man mag wohl in diesem Betracht den Menschen, bei dem alle Sinne am vollkommensten entwickelt sind, den Herrn der Elemente nennen. — Je höher das Element steht, dessen sich ein Sinnorgan als Vehikel bedient, desto bedeutsamer ist seine Funktion, in desto weitere Fernen erstreckt sich seine Kraft.

Eine besondere Beachtung verdient die Beziehung, in welcher die einzelnen Sinne zu den einzelnen Thierklassen stehen. Es treten nämlich die Sinne nicht zumal im Thierreich auf, sondern zuerst, d. h. in der untersten Thierklasse, der unterste Sinn, dann in der nächst höhern zoologischen Klasse, der nächst höhere Sinn, und so fort, so daß jeder Sinn gleichsam durch eine Klasse im Thierreich repräsentirt wird. Und da, wie gesagt, die einzelnen Sinne in speziellen Beziehungen zu den einzelnen Elementen stehen, so werden auch bei den Thierklassen diese Beziehungen zu den einzelnen Elementen gefunden. — Der Mensch, der, wie bereits bemerkt, die am gleichmäßigsten und vollkommensten ausgebildeten Sinnorgane besizt, ist demnach auch in dieser Beziehung das vereinigte Thierreich.

Wir werden nun suchen, die im Allgemeinen aufgestellten Sätze in möglichster Kürze vermittelst einer speziellen Betrachtung der einzelnen Sinne durchzuführen und zu begründen. Bekanntlich gibt es fünf Sinne, die, wenn wir vom untersten beginnen, in dieser Ordnung aufeinander folgen: Gefühl, Geschmack, Geruch, Gehör, Gesicht. Ihre Organe sind: Haut, Zunge (überhaupt der Mund), Nase, Ohr, Auge. Wir machen den Anfang mit dem untersten Sinn.

(Der Beschluß folgt.)

Bekenntnisse eines Blasé.

(Fortsetzung.)

Den Eindrücken des spätern Lebens wich dieses Bild dennoch; als ich merkte, daß derselbe Gott Pflichten mir auferlegte, Opfer von mir verlangte, lehnte auch ich mich gegen ihn auf und erlaubte mir alle Arten von Widersetzlichkeit. Drei Männer, mit denen ich bekannt wurde, brachten in diese Widersetzlichkeit System. Es waren ein Geistlicher, ein Advokat und ein Poet. Der Geistliche gab mir gleichsam einen allgemeinen Bauriß seiner Kirche. Er zeigte mir gewisse Säulen, auf die sich das Ganze stüzte, und die man nicht antasten dürfe, weil sonst das Gebäude unfehlbar einstürzen würde; die Nothwendigkeit jedoch, daß es nicht einstürze, sey für alle Zeiten hin einmal ausgemacht, und da müsse sich jeder Einzelne dem Bedürfniß des Ganzen unterwerfen; Thorheit oder Wahnsinn wäre es, dagegen zu handeln. Der Poet gab dieses zu, doch drang er darauf, daß das Gerüste, da es doch nicht fortzuschaffen sey, mit möglichst wohnlicher Einrichtung ausgefüllt werde. Mit geistreichem Lächeln trug er anmuthige Verse vor, die wie leichtsinnige Mädchen jedes Geheimniß mit lachendem Munde wegspotteten. Seine Lehre war, der Mensch sey frei, die Erde und jeder Genuß sein Eigenthum, der Streit über Recht und Unrecht, Religion und Unreligion könne man dem Pöbel überlassen. Der Genuß sey der wahre Gott und die Poeten seine Priester.

Ich hatte dem Priester geglaubt, ich glaubte dem Poeten, jezt kam der Gelehrte und bewies, daß ich keinem von beiden glauben dürfe, daß eben der Glaube der schlimmste Feind der Freiheit sey, die Fessel, die selbst der Kühnste und Gewaltigste am spätesten abwirft. Selbst der vollendete Unglaube sey Zwang und Despotie, nur der Zweifel mache uns glücklich, und wir müßten ebenso

an unserm Unglauben, als an dem Glauben zweifeln. Denn nichts in der Welt sey eigentlich wahr oder unwahr, wir selbst, zum Spott mitten unter dieses räuderische Heer von Widersprüchen gesezt, würden, wenn wir uns für eine Partei erklärten, unfehlbar von der andern zerrissen werden; nur indem wir gegen beide stritten, könnten wir uns selbst behaupten. — „Ich studirte die Rechte," erzählte er mir, „und um mich in die Erkenntniß des Rechtes zu setzen, machte ich mich mit demjenigen genau bekannt, was die Menschen Unrecht nennen. Ich stieß in diesen Untersuchungen auf seltsame Fälle. Die Aengstlichkeit, mit der immerdar die Menschen eine Masse von Gesetzen, Formeln und Verordnungen aufgehäuft hatten, schien mir sogleich anzudeuten, daß sie mit Furcht vor der Zweideutigkeit sich zu schützen gesucht hatten; allein in hohle Formen ließ sich ein so seltsames, flüchtiges Wesen, wie das, mit dem ich es zu thun hatte, nicht bannen. Das starre Gerüste blieb stehen, der hineingebannte Geist verflüchtigte sich, und nach Verlauf einiger Jahrhunderte mußte man nothwendig entdecken, daß man statt des Rechts das Unrecht darin gefangen hielt, und dieses durch die künstlichsten Formen schützte und gleichsam dauernd machte. Um die Physiognomie des Rechts nicht zur feststehenden todten Larve werden zu lassen, war es nöthig, sie in steter Beweglichkeit zu erhalten; dann kamen aber wieder, indem sich in jeder Generation die Züge dieses Antlitzes veränderten, oft sonderbare Grimassen zum Vorschein. Mich schmerzte es, in beiden Fällen die Menschheit betrogen oder verspottet zu sehen, doch fühlte ich deutlich mein Unvermögen, hier eine günstige Aenderung zu bewirken; die Unzulänglichkeit aller menschlichen Bestrebungen, zugleich die verlezte Würde meiner Wissenschaft trieben mich ruhelos von einem Aeußersten zum andern; es war vergeblich. Da alle Versuche, Klarheit und Licht zu erringen, fruchtlos blieben, fand ich jezt eine Freude im Zerstören, ich riß alles früher so geschonte Bauwerk nieder, indem ich hoffte, ganz auf dem Grunde der Trümmer die geheimnißvolle Figur zu finden, nach welcher der unerforschliche Baumeister gebaut hatte. Ich machte mir's zur Pflicht, in meinem praktischen Wirken alle Fälle aufzugreifen, in denen das Unrecht entschieden auf meiner Seite war, und freute mich, wenn ich einen neuen Sieg davon trug über das, was man gesundes Menschenrecht nannte, und welches Jedermann mit Händen zu greifen glaubte. Ich ging noch weiter und brachte alle berüchtigten Personen, die in den Büchern der Geschichte durch das Urtheil von Jahrhunderten gerichtet dastanden, von Neuem vor meinen Richterstuhl, und war entzückt, wenn sie gerechtfertigt aus dem düstern Nebel des Irrthums oder der Bosheit hervortraten; ich hatte sie aber nur mit Mühe gerettet, um sie dann wieder zu verdammen. Auf diese Weise bildete ich den tiefen Haß, den Ekel in mir zur Reife; ich hätte verzweifeln müssen, wenn ich nicht zum Glück an der Möglichkeit der Verzweiflung gezweifelt hätte."

Die Gesinnungen dieses Mannes, vereint mit der jener beiden, wirkten nun auf mich; ich eignete mir von Jedem etwas an. Vom Geistlichen lernte ich, daß man zu einer äußern Kirche des Pöbels wegen sich bekennen müsse, vom Poeten, daß der wahre Gott der Genuß sey, und endlich, um diesem Gotte stets treu zu bleiben, nahm ich vom Advokaten die Lehre an, an nichts Bestehendes zu glauben, sondern jede flüchtige Existenz, ohne ihre Farbe, ihren Gehalt zu prüfen, mir anzueignen. Diese drei Lehren im Zusammenhange formten nun meinen innern Menschen, oder richtiger gesagt, sie lösten jede noch etwa bestehende Form in mir auf. War ich früher bewußtlos stumpf und leichtsinnig gewesen, so lernte ich jezt, daß man es mit Bewußtseyn und mit Ueberlegung seyn könne. Diese Philosophie hat mich nie sehr schwer gedrückt.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, Juni.

(Beschluß.)

Der deutsche Zollverein. Entschädigungsforderung.

„Preußen war von seinen reichsten Provinzen durch zwischenliegende Länder geschieden, und dadurch hatten seine Grenzen eine größere Ausdehnung, als die Frankreichs und Oesterreichs. Seit dem ersten Januar 1834 sind fast alle diese Grenzsperren gefallen, und es zeigt sich jezt in Deutschland ein Handels- und Zollkörper von zwei-und-zwanzig Millionen Einwohnern. Durch ihn eint, rundet und befestigt sich Preußen, seine schönen Rheinprovinzen sind nicht mehr von seinen alten Staaten getrennt, und es bleiben ihm nur, als hindernde Enclaven, Hannover, Braunschweig und Mecklenburg, die bisher noch nicht in den Zollverein getreten sind. Nun kann Preußen, ungehindert durch seine frühere getrennte Lage, alle Verbesserungen in seinen Provinzen vornehmen. Jezt schon hat sein früher so verschrienes Geld in ganz Deutschland Kurs und verdrängt das österreichische. Bald wird die Union auf seine Veranlassung auch Einheit in Münzen, Gewicht, Maß und Fracht annehmen. Die organische Grundlage der Union besteht also lediglich in materiellen Interessen, ihr Zweck aber ist entschieden politisch und staatsklug. Die Union ist jedoch nur aus den unverständigen Handelsmaßregeln Englands und Frankreichs hervorgegangen. Seit dem Frieden haben beide nur gestrebt, zu verkaufen, ohne zu kaufen. Ihr Beispiel fand bald häufige Nachahmung in Deutschland, denn da wollte nun auch der kleinste Fürst seinen Douanen haben, und seine Untergebenen dadurch vor ausländischen Waaren schützen, daß er sie durch seine Zölle vertheuerte. Daraus entstand so allgemein Mißbehagen, Aufregung und

Demoralisation in Deutschland. Diesem Allen hat Preußen und die Union glücklich abgeholfen. Wenn Frankreich und England auf ihrem traurigen Irrthum des prohibitiven Zolls beharren, so wird die Union noch ganz andere Maßregeln und Repressalien gegen sie ergreifen. Verbote werden Verbote erzeugen, und wer könnte dies der Union übel nehmen? Englands und Frankreichs Klagen sind in dieser Beziehung ungerecht und lächerlich. Wenn sich die Union erhält, befestigt und erweitert, so wird sie die Basis eines europäischen Systems werden, denn alle zu ihr gehörenden Staaten werden durch sie Vortheile erhalten, die ihnen außerdem nie zu Theil geworden wären, es werden zwischen den europäischen Mächten Handelstraktate entstehen, die auf Gleichheit und Reciprocität gegründet sind, und dadurch wird das europäische Handelssystem eine wesentliche Veränderung erleiden. Das herrschende Grundgesetz der Union ist: keinen Handelsartikel zu verbieten ꝛc."

Die Summe von 1.200 000 Fr., die wir von der Regierung für die im April vorigen Jahres von der Artillerie erlittenen Zerstörungen erhalten, ist uns zwar nicht von der Regierung, wohl aber, wie vorauszusehen war, von der Deputirtenkammer abgeschlagen worden. Wie könnte man sich auch verständigerweise zu dergleichen Forderungen verstehen? Wäre das Geld aber wirklich von der Kammer zugestanden worden, so hätten es größtentheils Leute bekommen, die reich genug sind, um den erlittenen Schaden leicht zu tragen. Millionäre waren dabei mit sehr bedeutenden Summen angesezt, deren Schaden in wenig mehr als in zerschossenen Fensterscheiben bestand. Andere hatten sich beanügt, für einen Schaden von fünftausend Franken nur siebentausend anzusetzen. Die Regierung und die Kammer waren von diesem Unfug unterrichtet, und so ist auch schon deßwegen die abschlägige Antwort nicht zu verwundern, wenn sie auch sonst keinen guten Grund gehabt hätte. Auf der andern Seite hat jedoch die Versagung der nachgesuchten Immunität auch Nachtheile. Die Häuser verlieren in diesem Augenblick über ein Viertheil an Werth; die Verhypothekirung der Häuser stockt, und selbst die hartherzigsten Gläubiger mögen ihre Schuldner nicht zum Verkauf ihrer so stark im Preis gesunkenen Häuser drängen und zwingen. Durch diese Umstände leidet aber der öffentliche Kredit wesentlich.

Stuttgart, Juni.

(Fortsezung.)

Sonst und jezt.

Wenn ich die Physiognomie und das ganze Treiben der heutigen Gesellschaft hier und anderswo betrachte, fallen mir oft die barocken Tiraden dieses laudator temporis acti ein. Ja, der Gesichtskreis der neuern Welt hat sich unendlich erweitert, aber der geistige Blick ist nicht im selben Verhältniß schärfer geworden; unser durch das Hinausblicken in die Ferne erschöpftes Auge hat die rege Empfindlichkeit für das Nächste und Unmittelbare verloren, und die Folge davon im geistigen Leben der Zeit ist wenigstens periodische Langeweile. Das Leben in der sogenannten guten alten Zeit war ein ungleich engeres, beschränkteres, aber eben darum reicher an unmittelbarem, behaglichem Inhalt, wie er dem Mittelschlage der Menschen zur täglichen Geistesnahrung dient. Schon jene zoologische Vielartigkeit, wie es mein Alter nennt, wurde damals ein Element vielfacher Beschäftigung: die ganze bunte Skala der Gesellschaft war dem Individuum beständig vergerückt, und man durchlief mit dem Auge die Stufen, über denen man stand, mit Wohlgefallen, die obern dagegen mit einem aus Achtung und Neid gemischten Gefühle; beides aber war unterhaltend, und wenn man bedenkt, daß damals, wie jezt, die höchsten Stände die meiste Langeweile hatten, so beweist dies, daß der Neid amusanter ist, als das Behagen. Wir sind um diese Beschäftigung des Farben- und Formensinns und die daraus entspringenden Ideen fast ganz gebracht, und meistens auf die Unterscheidung des berühmten certain je ne sais quoi verwiesen, wozu oft wirklich so gute Augen gehören, als dieser Ausdruck von selbst vorauszusetzen scheint; jedenfalls sind wir dabei aus der Sphäre bequemer Anschauung in die lästigere der Abstraktion versezt. Das alte bunte aristokratische Gewand mit seiner ganzen abgestuften Flora ist, wie der ritterliche Harnisch zum Ringkragen des Offiziers im Dienst, zu dem fast mathematischen Punkt einer Schleife im Knopfloch zusammengeschrumpft, die auf zehn Schritte jedes Wiesenblümchen imitirt, und die äußere Erscheinung unserer völlig gleich befiederten und beschwingten Mitgeschöpfe gibt uns unmittelbar nichts zu denken. Auch die Großen und Größten hat die Zeit in dieser Beziehung unter das allgemeine Niveau gestellt, und als sie dies gewahr wurden und die Bedeutung dieser Uniformität sich ihnen aufdrängte, war es längst zu spät, an eine Reaktion in einem Punkte zu denken, wo das Lächerliche weit ungeduldiger getragen und weit schwerer abgeschüttelt und ignorirt wird, als in der der Sichtbarkeit sich entziehenden geistigen Sphäre. Wenn Georg IV. von England seinen größten Ruhm darein sezte, der erste Gentleman in seinem Reiche zu seyn und in Sachen des Anzugs vor jedem halbwegs bemittelten Unterthan keinen andern Vortheil vorauszuhaben, als seinen Geschmack, so war er der wahre Repräsentant seiner Zeit im Fache der Schneiderei, die in ausgedehnterem Sinne eine Symbolik des Jahrhunderts ist, als man glaubt, bevor man etwas darüber nachgedacht hat.

(Die Fortsezung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 147:

Die Braut.

Räthsel.

Ordnungswidriges Ding, wie hast du mich öfters geärgert,
Bis der langen Geduld Faden mir endlich abriß,
Wenn ein Knoten zum andern am schlichten Garne sich schürzte,
Daß ich zur Scheere noch griff, sonst nur zu schlichten gewohnt;
Wenn du Fremdes vereintest, Zusammengehöriges trenntest,
Und mit geschäftiger Hand wühltest in meinem Papier;
Oder wenn du, die Menge des Wissens feindlich verspottend,
Pflanzen, Vogel und Fisch untereinander mir warfst.
Aber, so schlimm du auch bist, ich weiß dich dennoch zu loben,
Nenne dich hold und süß, edelstes Himmelsgeschenk,
Wenn sich Genuß und Hoffnung, die sonst getrennten, umarmen,
Daß dem kalten Verstand schnell um die Augen es schwirrt;
Glanz in dem irrenden Blicke, Musik in unsicherer Stimme,
Leicht entwendest du dann, liebliche Thörin, ein Herz.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 18.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 154.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 29. Juni 1835.

Ich lebe,
Wenn man es leben heißt, des Geistes Oede
In sich zu tragen und das Grab zu seyn
Von seiner eignen Seele.

Byron.

Bekenntnisse eines Blasé.

(Beschluß.)

Ich zählte jezt fünf-und-dreißig Jahre, als durch den plötzlich erfolgten Tod meines Bruders mir die Regierung zufiel und ich berufen ward, einen Thron zu besteigen, auf den ich mir keine Hoffnung gemacht hatte. Die Nachricht erreichte mich, als ich eines Abends mit meinen Freunden ein Bacchanal feierte; einer derselben, der in der Stille schon benachrichtigt war, drückte mir, als ich eben trunken in einen Lehnsessel zurücksank, die goldene Krone auf's Haupt und warf mir den Purpurmantel um. Wie ein sprühender Weinschaum stieg der Gedanke der Herrschaft überwältigend in mein Gehirn; ich warf mich in den Wagen, und von den Genossen begleitet, zog ich, indeß eine schimmernde Erleuchtung mir den Weg zeigte, in die Thore meiner Hauptstadt ein.

Ich sollte nun jede Art des Genusses kosten, und ich war eitel genug, auch nach den geistigern zu streben, selbst nach dem Kranz des Verdienstes. Mein glühender Eifer war jezt dahin gerichtet, daß man von mir einst als von einem besonders trefflichen Fürsten sprechen sollte. Mein Geist erwachte, ich fand Momente seltener Klarheit, ergraute Staatsmänner bewunderten mich, und ich ging still und ernst auf einer großen Laufbahn dahin.

Viele Einrichtungen, die ich getroffen, manches treffliche Gesetz, das ich gegeben, zeugen noch in meinen Staaten von jener Epoche meines Lebens. Auch sie ging vorüber, ich fühlte, daß die Welt sich nicht durch einen glücklichen Gedanken zwingen läßt, und im Unwillen schob ich Alles wieder von mir. Ich hatte eben auch diesen Kitzel versuchen wollen, mein Verlangen war erfüllt. Es war jezt so ziemlich Alles schon von mir versucht worden; die Langeweile fing wieder an mich zu plagen, und sie machte Miene, mich jezt nicht mehr verlassen zu wollen. In dem Ueberdruß, der mich befiel, hielt ich alle Mittel, Thätigkeit in mir zu erwecken, für erlaubt; dazu gehörten die elendesten Thorheiten, die widerlichsten Verirrungen, wenn sie nur für Momente einen Kitzel für mich gewährten. Ich schrieb Bücher, in denen ich mich über mich selbst, über meine Staatsdiener, über die ganze Welt lustig machte, ich verkleidete mich als Frau, und zwang die jungen Offiziere meiner Garde, mir den Hof zu machen; jeden Tag sezte ich eine besondere Perrücke auf, von wechselnder Farbe, Maler mußten mich in abenteuerlichen Stellungen darstellen, die Bildhauer mich bald als Frau, bald als Mann meißeln. Um meine erschöpften Kassen wieder zu füllen, ließ ich einen Theil meiner Unterthanen in's Elend wandern. Jezt ließen sich Stimmen hören, die mich tadelten; das war mir neu, ich berief die Eiferer

zu mir, weit entfernt, sie einzukerkern, munterte ich sie auf, mir die Wahrheit zu sagen, ich erhob sie zu meinen bedeutendsten Staatsdienern, und kaum zierten ihre Schultern meine Ordensbänder, so sah ich sie elend ihre Ansicht ändern und selbst zur Despotie mir rathen. Ich spottete ihrer, ich spottete der Menschen, und warf mich auf meine seidnen Polster nieder, bis zum Ueberdruß satt jeglicher Erscheinung.

Unterdessen sah ich die Genossen meiner Jugend in zerrütteten Zuständen dahinsterben, mir schien die Natur noch ein ruhiges, vergnügtes Alter versprechen zu wollen. Was nur irgend dem tugendhaften Manne am Ende seiner Tage Gutes und Belohnendes widerfahren kann, das ist mir geworden, da ich doch sehr wenig mich um die Tugend bekümmert habe. Des Herrschens überdrüssig, verließ ich den Thron, und diese Handlung wurde durch Ruhm und Ehre gefeiert; mein Nachfolger war ein dünkelhafter Schwachkopf, und ich erlebte den Triumph, daß man mich zurückwünschte, die Segenssprüche des ganzen Landes mich überschütteten. Doch ich gab meine Freiheit nicht wieder in die Fessel. Eine reiche Tafel, ein Glas Wein, ein paar gute Späße erhielten mich jezt leidlich in meinen kühlern Jahren; ich hatte Alles genossen, und es reizte mich daher nichts mehr. Und so wurde mir unverhofft das Geschenk von einigen Jahren voll Gesundheit und Heiterkeit; die leztere behielt ich auch, als die erstere sich verlor, und ich gehe nun auch ohne Furcht und Reue meiner lezten Stunde entgegen. Ich weiß es, ich habe nie meine Begierden und Leidenschaften bezwungen, noch an meiner Veredlung gearbeitet, alles Edle und Hohe, an das die Menschen glauben, habe ich immerdar verspottet, wohin mich die Erregung getrieben, sey es zur Tugend oder zum Laster, ich bin ihr gefolgt. Gibt es nun einen höchsten Schöpfer, hat er mich so geschaffen, so mag er weiter für mich sorgen; ich habe von seiner Schöpfung weder etwas abgenommen, noch dazu gethan, er muß mich noch loben.

Zur Physiologie der Sinne.

(Beschluß.)

Der Gefühlsinn ist schon deßhalb der unterste, weil er sich eigentlich in allen höhern Sinnen wiederholt, aber in ihnen höher potenzirt erscheint, während er als eigentlicher Gefühlsinn uns nur von grobkörperlichen Eigenschaften der Dinge unterrichtet. Wir nennen ihn aber auch deßwegen den untersten Sinn, weil er zur Wahrnehmung seines Objekts dessen größte Nähe, dessen unmittelbare Berührung nöthig hat. — Er ist der Erdesinn, d. h. der Sinn des Festen, denn das Gefühl kann nur entstehen durch den Widerstand der Materie. Je materieller ein Ding ist, desto besser fühlen wir es. Die Erde aber erscheint uns als das am niedrigsten stehende Element; denn da im todten Mineral die Materialität auf ihrer höchsten Stufe erscheint, während der lebendige Geist frei ist von aller Materie, so schließen wir mit Recht, daß ein Element um so höher stehe, je mehr es sich der Materie entkleidet hat, je beweglicher, freier es geworden ist. Die Erde aber, das Feste, liegt unter allen Elementen am meisten noch in den Banden der Materie. — Der Gefühlsinn hat seinen Sitz auf der ganzen äußern Oberfläche des Körpers. An einzelnen Stellen derselben aber erreicht das Gefühl einen höhern Grad, es wird Tastsinn. Wenn aber einige neuere Physiologen (so namentlich Döllinger) bloß diesen höhern Grad des Gefühlsinns als eigentlichen Sinn wollen gelten lassen, nicht aber den niedern Grad desselben, so können wir ihnen keineswegs beistimmen, denn auch dieser niedere Grad gibt uns Kunde von Dingen der Außenwelt, und verdient daher mit vollem Rechte Sinn genannt zu werden. — Repräsentanten dieses Sinnes in der Thierwelt sind die wirbellosen Thiere. Bloß der Gefühlsinn ist in ihrem Organismus vollkommen vorhanden, kein anderer Sinn ist bei ihnen noch entwickelt, wenn auch hie und da der eine und der andere höhere Sinn angedeutet ist. Je höher ein wirbelloses Thier steht, desto feiner ist sein Gefühlsinn. Bei den am höchsten stehenden wirbellosen Thieren, bei den Insekten, wird er zum Tastsinn. — Die wirbellosen Thiere sind also Gefühlthiere, Hautthiere. — Da bei diesen Thieren kein anderer Sinn recht entwickelt ist, als der Erdesinn, so ist auch die Welt nur in so fern für sie da, als sie materiell ist. Was nicht fühl- und greifbar ist, existirt für sie nicht. Die wirbellosen Thiere sind die Erdethiere.

Der Geschmacksinn steht schon etwas höher als der Gefühlsinn; denn die Eigenschaften der Körper, die wir durch ihn erfahren, sind schon nicht mehr so materiell. Aber er nimmt doch noch einen niedrigern Rang ein, als die übrigen drei Sinne, schon deßhalb, weil auch er noch der unmittelbaren Berührung des Gegenstandes bedarf, auf den sich seine Wahrnehmung erstrecken soll. — Der Geschmacksinn ist der Wassersinn. Wir schmecken nur das, was in Wasser aufgelöst ist; das Wasser ist der Diener des Geschmacks. — Im Thierreich erscheint das Geschmacksorgan zuerst vollkommen bei den Fischen. Dagegen sind die Organe der höhern Sinne bei ihnen noch sehr wenig entwickelt: der Nase fehlen die hintern Nasenlöcher, den Ohren der äußere Gehörgang, den Augen die Augenlieder und die Bewegung. Die Fische sind also die Geschmackthiere, Zungenthiere. — Daß das Wasser das Element der Fische sey, bedarf keiner Nachweisung; die Fische sind die Wasserthiere.

Der *Geruchsinn* steht höher als der Geschmacksinn, weil sein Wahrnehmungsobjekt noch weniger materiell ist, und weil sich seine Wirksamkeit in größere Ferne erstreckt. Der Geruchsinn ist der Sinn des *Wassers und der Luft*, denn wir riechen nur, was in Luft und in Wasser aufgelöst ist. Ein Mensch, dessen Nase durch den Schnupfen ausgetrocknet ist, riecht Nichts; dagegen riechen wir weit besser als gewöhnlich nach einem Regen, weil dann viel Wasser in der Luft enthalten ist. Wasser und Luft dienen also dem Geruche. — Auch das Organ des Geruchs, die Nase, steht offenbar mitten inne zwischen dem Wassersinnorgan, der Zunge, und dem Luftsinnorgan, dem Ohr. Denn während sie in der nächsten Nähe des Mundes sich befindet, ja in innerer, unmittelbarer Verbindung mit demselben steht, erinnert die äußere Nase durch ihren knorplichen Bau unverkennbar an das äußere Ohr. — Das Geruchsorgan tritt zuerst ausgebildet auf bei den *Amphibien*; die Organe der zwei höhern Sinne aber sind bei ihnen noch Rudimente. Den Ohren fehlt der äußere Gehörgang und die Schnecke, den Augen Augenlieder und Bewegung. Die Amphibien sind die *Geruchthiere*, *Nasenthiere*. Die Amphibien haben daher ein doppeltes Element, das Wasser und die Luft. Sie sind ein Mittelding zwischen den Wasserthieren, den Fischen, und den Luftthieren, den Vögeln. Es ist dies auch schon in ihrer innern Organisation auf eine gar merkwürdige Weise ausgedrückt. Der Kreislauf des Bluts ist bei ihnen nicht *einfach*, wie bei den Fischen, und nicht *doppelt*, wie bei den Vögeln und Säugethieren, sondern er steht in der Mitte zwischen beiden; die Amphibien haben anderthalb Kreisläufe. Darum möchten wir auch nicht gerne den Namen Amphibion, der dieses Verhältniß so scharf bezeichnet, mit einem andern vertauscht sehen, eine Umtaufung, die jezt an der Tagesordnung zu seyn scheint. Gern aber würden wir uns einen deutschen Namen gefallen lassen, der denselben Sinn ausdrückte, wie der griechische. — Die Amphibien sind also die *Wasserluftthiere*.

Bedeutend höher als der Geruchsinn steht der Sinn des *Gehörs*. Bedenkt man seine außerordentliche Wichtigkeit, so darf man sich, wie Bär bemerkt, nicht wundern, daß Manche so weit gingen, den, freilich unrichtigen Satz aufzustellen, die Menschen wären ohne Gehör noch elender, als ohne Gesicht. Auch abgesehen von seiner anderweitigen Bedeutsamkeit, steht das Gehör schon darum höher als der Geruch, weil es sein Objekt in größerer Entfernung wahrnimmt. Wir hören vermittelst der in Bewegung gesezten Luft. Freilich vermögen auch andere Dinge den Schall zu leiten, aber Niemand wird darum in Abrede stellen, daß wir vorzugsweise vermittelst der Luft hören. Es gäbe kein eigentliches Hören ohne Luft, die Luft ist die Dienerin des Gehörs, der Gehörsinn ist der *Luftsinn*. Es erscheint nach dieser Theorie vielleicht befremdend, daß zur Respiration nicht das Ohr, sondern die Nase dient. Es ist indessen zu bedenken, daß Auge und Ohr eine zu bedeutsame, zu ätherische Funktion haben, als daß sie auch zur Erhaltung des Lebens beitragen sollten. Jedes der drei niedern Sinnorgane ist unbedingt nothwendig für den menschlichen Lebensprozeß; aber es könnte ein Mensch füglich leben ohne Auge und ohne Ohr. Dazu kommt noch etwas Anderes; es scheint nämlich, die Natur wolle, daß sowohl die ein-, als die ausgeathmete Luft durch ein flüssiges Medium durchgehe. Daher ist die Nase, die, wie wir gezeigt haben, das Luft- und Wasser-Sinnorgan ist, die eigentliche Pforte für die Respirationsluft. Aber auch daß der Mund zum Athmen gebraucht werden kann, findet in dem Bemerkten seine Erklärung. Eine auffallende Bestätigung des Gesagten findet sich in der Organisation der Fische. Bei diesen, wo die Respirationsluft ohnehin mit Wasser gemengt und also ein flüssiges Medium nicht nothwendig, und wo auch das Ohr noch nicht in seine eigentliche Wirksamkeit getreten ist, bei diesen wird auch in der That das Ohr zum Respirationsprozeß verwendet, denn Oken hat nachgewiesen, daß die Kiemendeckel bei den Fischen die Stelle der äußern Ohren vertreten. Und es ist merkwürdig, daß hier, wo die Nase wegen des Mangels der hintern Nasenlöcher noch nicht zur Respiration taugt, das Athmen unter zwei andere Sinnorgane, unter das nächst höhere und das nächst niedrigere, unter Mund und Ohr, vertheilt ist; ein Beleg zu unserer Behauptung, daß das Organ des Geruchs gleichsam zusammengesezt sey aus dem des Geschmacks und dem des Gehörs. — Die *Vögel* sind die Thiere, bei denen das Ohr zuerst in seiner Vollkommenheit auftritt, das Auge aber ist noch nicht völlig ausgebildet. Die Vögel sind *Gehörthiere*, *Ohrenthiere*. Daß die Luft das eigentliche Element der Vögel sey, ist einleuchtend, wenn man weiß, wie bei den Vögeln die Luft den ganzen Körper durchdringt, wodurch ja auch allein das Fliegen möglich wird. Dagegen wird bei den Säugethieren der Luft wieder ein isolirter Ort zum Aufenthalt angewiesen: die Lunge. Die Vögel sind also die *Luftthiere*.

Von dem höchsten Sinn, dem *Gesichtssinn*, ist wenig oder nichts hieher Bezügliches zu sagen, was nicht schon allgemein anerkannt und bekannt wäre. Er ist der höchste, denn seine Funktion ist die geistigste, und der Blick durchfliegt das Universum. — Daß er der *Lichtsinn* ist, ist für sich klar. — Das Auge erreicht erst bei den *Säugethieren* seine Vollkommenheit; die Säugethiere sind die *Gesichtthiere*, *Augenthiere*. — In den Säugethieren bricht allmählich das Morgenroth des Tages an, der durch die ganze Stufenreihe

der Thiere vorbereitet ist. Allmählich beginnt das Thier auch das Immaterielle zu begreifen, es steigert sich diese Fähigkeit immer mehr, sie erreicht ihren Höhepunkt im Menschen. Die Säugethiere sind die Lichtthiere.

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, Juni.

(Fortsetzung.)

Sonst und jezt.

Der alte Glaube, der die Erde zum Mittelpunkt des Alls macht und das Firmament zum Thronhimmel für den Menschen wölbt, war ungleich poetischer, als die Lehre des Kopernikanischen Systems, daß die Erde nichts sey, als ein Sandkorn in der Unendlichkeit, und sich mit Millionen Sternen durch die Wüsten des Raums bewege. So hatte vor der Revolution das Individuum, auf dem festen Boden seiner nächsten Verhältnisse stehend, von den Einflüssen dessen, was jenseits seiner engen Sphäre sich bewegte, auf seine eigenen Zustände, von den politischen Attraktionen und Perturbationen im Allgemeinen wohl eine Ahnung, dachte aber eben nicht darüber nach, wie man an die siderischen Einflüsse wohl glaubt, sich aber keine Rechenschaft davon geben kann; und so war damals das Leben der Gesellschaft ein weit mehr in sich beschlossenes, selbstzufriedeneres, und der Mensch fühlte sich wohl in seinem Geistesgärtchen, und die in die Taxuswände geschnittenen Schnörkel waren sein Stolz und seine Unterhaltung. Jezt aber, seit sich Jedem gebieterisch die Ueberzeugung aufgedrängt hat, daß seine Stadt oder sein Völkchen nur ein Atom im Wirbel sey, der, einem unerforschten Geseze folgend, sich um einen unbekannten Punkt dreht, seitdem ist alle, uns jezt barock erscheinende Poesie des Lebens, die sich auf eine nach Rang und Stand und Gewerbe, nach Tressenkleid und Schurzfell wohl gegliederte und abgemarkte Menschheit gründete, vorläufig so gut wie vernichtet; und seit die alte Welt von der Newa zum Tajo, von der Tweed zum Nil eine einzige galvanische Batterie bildet, wo bei Berührung der Pole jedesmal der ganze Boden die Erschütterung fühlt, ist das Individuum für die zartern magnetischen Rapports, die den Menschen mit dem Nächsten und Menschlichsten, mit dem Weib und der Geliebten, mit Seinesgleichen, mit Obern, mit Untern verknüpfen, unempfindlicher geworden. Die Grazien, welche den süßen Verkehr zwischen unsern Großvätern und Großmüttern verschönerten und veredelten, waren himmlische Mädchen mit atlaßnen Stelzschuhen und Puder im Haar, aber seitdem sind sie sammt dem ganzen Olymp aus dem Leben wie aus der Poesie vollends gar ausgewandert, und wollen in keiner andern Maske wieder zum Vorschein kommen; die Enkel deren, die einander Damon und Chloe waren, sind einander — was sie eben sind, und als vollends der dürre Schäferstab zerbrach, zerrann der lezte Zauber, der ein idealisches Band um die Geschlechter schlang. Im Verhältniß zum Leben im Staate war der Genius jener Zeit ein tüchtiges Marktschiff auf einem bequemen Strome, wo sich die Schiffsgesellschaft an Dorf und Städtchen, an Busch und Anger, an dem kleinen Ameisentreiben der Menschen dem Ufer entlang ergözt, und die Schiffer fleißig anlegen und Windfeier halten; der der unsrigen ist ein Dampfschiff auf hoher See, wo die Passagiere meist seekrank sind, und die Mannschaft nicht immer weder mit der Maschine, noch mit dem Chronometer rechten Bescheid weiß. So lange es damals in den Ringmauern nicht an Skandal, in den Landesmarken nicht an kleinem Jammer fehlte, so lange man nicht wußte, ob die neue, für die Oper gewonnene Italienerin bei Hofe ihre Karriere machen, ob jener berüchtigte Amtmann endlich seines Prokonsulats werde enthoben werden, konnte es nach der Last und Arbeit des Tages nicht an geistiger Unterhaltung und vergnüglichem Geschwäz fehlen; was aus der Ferne hertönte, war als hors d'oeuvre und Würze, als köstliche exotische Frucht willkommen, die man bis auf den lezten Tropfen auspreßte, und das Erdbeben von Kalabrien und Pius VI. in Wien gaben Monate lang vollauf zu thun. Jezt aber, da Jeder entweder das große Wetterglas der Weltbegebenheiten und die Chancen des historischen Börsenspiels beobachtet, oder von einem Erwerb befangen ist, der wiederum mit allgemeinen Weltbegebenheiten zusammenhängt, bleibt für die ergözlichen Schwingungen des mit sich selbst spielenden und den Inhalt der Gegenwart zu muntern Arabesken ausspinnenden Geistes kein Raum übrig, und den schlagendsten Beweis, wie sehr sich die Gemüther vom unmittelbar Menschlichen, vom wahrhaft Geselligen abgewandt, liefert das Faktum, daß selbst die Lästerchronik nur lässig und unaufmerksam geführt wird. Abends, wenn die Stunden der Muße gekommen sind, fühlt man keinen Beruf, Andere, und damit sich zu unterhalten; es regt sich nur der Trieb, jenen lästigen Riß im Innern, die Langeweile, auszufüllen, und so besucht man eine Oper, die möglichst darauf berechnet ist, das Ding, das in uns denkt, in Ruhe zu lassen, oder geht Sommers hinaus unter die Bäume, und läßt sich Blechmusik machen und trinkt Bier dazu.

Diese Erscheinungen, wahre Zeichen der Zeit, sind es eigentlich, von denen ich sprechen wollte; aber die Vorrede ist mir unter den Händen gewachsen, so daß für die Hauptsache wenig Raum bleiben wird. Das Uebergewicht, das gegenwärtig die Oper, und zwar die Oper mit ganz sinnlichem, realistischem Inhalt, über das Schauspiel behauptet, das eben noch traditionell geduldet wird, und der Trieb, zur Sommerszeit Abends rauschender Musik nachzugehen, fließen wohl gleichmäßig und rein aus der eben besprochenen Quelle. Die Zeit hat noch nicht Zeit gehabt, die in sie übergeflossenen idealen, wie die mit dem Allgemeinsten verknüpften materiellen Interessen mit dem geselligen Leben im weitesten Sinn in's Gleichgewicht zu sezen; die Trümmer dessen, das einst gewesen ist, die überall noch den Boden bedecken, verwirren die Physiognomie der Gesellschaft und erschweren die Cirkulation darin; die Genien, oder wenn man will, die Fiktionen, welche im achtzehnten Jahrhundert, wie in jeder unbefangenen Zeit, das Leben trugen und hoben, sind verschwunden, und die der neuen Zeit stehen noch schüchtern lauschend an der Pforte; so sind Rossini und Auber, Strauß und Lanner aller Orten, wo Stände und Geschlechter sich mischen, die großen Geselligkeits- und Unterhaltungssurrogate geworden, und man wünscht sich Glück, auf diese Weise seine Gedanken ruhen lassen und sich nicht genieren zu dürfen, durch Interesse an etwas, das für geistigen Genuß gilt, Bildung, und durch Bewegung der Finger nach dem Takt der Musik überdies Kennerschaft verrathen zu können.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 66.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 155.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 30. Juni 1835.

Dem Glücklichen kann es an nichts gebrechen,
Der dies Geschenk mit stiller Seele nimmt:
Aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit,
Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit.

Goethe.

Dichterweihe.

Von Ludwig Seeger.

Kaum ist aus dem Nachtgewande
Leis geschlüpft der junge Tag,
Zieht der Knab' durch Busch und Hag;
Glühend, wie in lichtem Brande
Schwimmend Erd' und Himmel lag.
Gleich, als müßt' er was ereilen,
Das er glücklich einst besessen,
Das er nimmer kann vergessen,
Fliegt entgegen ohne Weilen
Er der Sonne rother Essen.

Durch die Lüfte geht ein Singen —
Wie, wenn Alles schlafend schien,
Seufzer durch die Mondnacht ziehn —
Das auf morgenrothen Schwingen
Hin sich wiegt. — Woher? — Wohin? —
Und er lehnt sich auf den Stab,
Horcht dem wunderbaren Rauschen,
Hört der Lüfte Redetauschen,
Senkt das Augenlied herab,
Recht im tiefsten Sinn zu lauschen.

Nein, das ist nicht Lerchenklang,
Ferne Saiten auch nicht klagen,
Keine Nachtigallen schlagen,
Und es ist kein Hirtensang,
Den die Morgenwinde tragen.
Dort im Osten muß es schallen,
Geisterlaut aus Himmelsduft,
Der ihn grüßt und lockt und ruft,
In prophetischem Verhallen
Wallend durch die hohe Luft.

In den heil'gen Morgenthau
Sinkt er nieder, fromm ergossen,
Brünst'ger Andacht aufgeschlossen;
Und herab vom Himmelsblau
Hat es flammend ihn durchschossen,
Daß er tief zusammenschüttert.
Und die Welt enthüllt sich malen
Sieht er in der Glorie Strahlen,
Wie in tausend Bildern zittert
Sonnenschein in goldnen Schalen.

Blumen beten zu den Höhen,
Düfte sind ihr leis Gebet;
Und der Baum stilllauschend steht,
Hört des Frühlings Stimme wehen,
Und erschließt sein Blüthenbeet;

Bienen froh wie Kinder lärmen,
Und es wallet auf und nieder
Farbenhelles Glanzgefieder,
Wonne singt aus tausend Schwärmen;
Erde dehnt vergnügt die Glieder.

Rauschend laut vor Thaueslust,
Nickt das Waldgrün in die Tiefen;
Berge still, als ob sie schliefen,
Saugen an des Himmels Brust.
Wellen, die sonst stumm hinliefen,
Schütteln stolz die Schaumeskronen;
Denn gelöst sind ihre Zungen,
Und sie reden ungezwungen
Von der Fahrt nach fernen Zonen,
Gleich, als wär' sie schon gelungen.

Auf den Knieen noch voll banger
Lust, als wie im Betersaal,
Liegt der Knab' im Frühlingsthal,
Und ihm ist, als führ' ein langer,
Glänzender Trommetenstrahl
Zuckend ihm durch alle Glieder
Weit dahin im Blitzeslauf,
Wühlt ihn um vom Grund herauf:
Als ein Knabe sank er nieder,
Als ein Dichter stand er auf.

Der Fasching in Florenz.

Nicht nur in Deutschland, selbst in Italien, Rom ausgenommen, geht der Fasching zu Grabe, zum Beweis, daß es auch dort wohl nicht der Protestantismus allein ist, was ihm sein eigenthümliches Leben und seine Bedeutung nimmt. Neapel hat schon seit langer Zeit während des Faschings nichts weiter aufzuweisen, als die zwei unabsehbaren Reihen von Kutschen, welche sich im Toledo vom botanischen Garten bis zum königlichen Pallast auf und ab bewegen, in denselben einige Masken, höchstens ein Dampfschiff mit Piraten, oder alten Griechen und Römern, von Seiten der Reichern einige Bombardements mit schlechtem Zuckerwerk oder Gypskügelchen, und andere unbedeutende Tollheiten. Abends aber bieten die Festinos (Maskenbälle) in St. Carlo durch den Glanz der Erleuchtung, durch die sich ablösenden Musikchöre und durch den Kranz von Damen, welche in Galla zu erscheinen und die erste Logenreihe zu besetzen pflegen, immer noch einen in dieser Art einzigen Anblick dar. Dies ist aber auch Alles; das Volk spielt dabei gar keine Rolle. — In Rom ist es gerade das Volk, das sich vergnügt; die Gebildeten und die Fremden stimmen in den Ton ein, Alles ist Bewegung, Leben, Freude; es ist noch heute so ziemlich der alte Goethesche Karneval. Dort werden die Fasten noch immer strenger beobachtet, als in jeder andern Stadt, man weiß also, warum man noch froh und guter Dinge ist. Demjenigen, welcher Trachten, Feste, Eigenthümlichkeiten, überhaupt Sitten eines Volkes liebt, und nicht Alles zu aller Zeit durch die Brille der Politik ansehen mag, ist es willkommen, daß man wenigstens an einem Ort in Italien so zäh am Alten hängt, daß man das Neue nur sehr allmählich sich aneignet, und auf diese Weise sich Rom als die italienischste Stadt Italiens erhält. — Hier in Florenz hat das Fest nur geringe Eigenthümlichkeit und besteht nur traditionell fort; denn das spät Nachmittags beginnende Umherfahren der wenigen Kutschen auf dem Platze vor der Kirche St. Croce, von da bis Maria Novella und zurück, ist ein wohlfeiles, mageres Vergnügen. Der Raum wird so ziemlich von den zwei Kutschenreihen eingenommen, den Fußgängern bleibt kein eigentlicher Spielraum; sie werden, durch das Lokal dazu gedrängt, müssige, leblose Zuschauer, die höchstens an den Equipagen des Hofes und den schönen Pferden des neapolitanischen Gesandten einige Augenweide haben. Von Masken bleibt einem sehr wenig im Gedächtniß; höchstens eine Eselpartie, der Wagen mit Eseln bespannt, Vor- und Nachreiter auch auf Eseln, und ein Schwarm von nachhelfenden Gassenjungen hinterdrein, oder eine Gesellschaft mit langen Schnäbeln, die sie nach Belieben öffnen und schließen, einige andere Thiermasken und dergleichen. — Das niedere Volk belustigt sich während dieser Zeit am Lungarno und haust da in buntem, wildem Wirrwarr: Frauen und Männer in papiernen, buntgefärbten Mänteln, eine Reihe gleichgekleideter Soldaten mit fürchterlicher Musik, einige Reihen von wandelnden Pulcinellkasten, jeder von vier Männern getragen und gespielt, Magierinnen, Juden, Türken u. s. f.

Florenz eigen sind die Spaziergänge, welche an einigen Tagen der letzten Woche, und von dieser ist überhaupt immer nur die Rede, Mittags von 12 — 3 Uhr unter den Arkaden der Uffizi neben dem Arno ein Hauptvergnügen der untern und vorzüglich der mittlern Klassen ausmachen. Da die Männer fast alle ohne, die Frauen aber mit Masken erscheinen, so ist der Intriguen kein Ende, und in diesen Stunden beschwört die Wildheit bacchischer Tänze oft wirklich den Geist vergangener Jahrhunderte herauf. Die Decenz, welche der Italiener so gern bewahrt, verläßt ihn auch in dieser Ausgelassenheit nie; aber diese Ausgelassenheit, diese Zügellosigkeit, wenn man will, ist es, was allein das Vergnügen ausmacht, denn von Geist, Erfindung, Humor wird man wenig gewahr. Man hört nichts anderes, als das von tausend Stimmen grell und greller wiederholte Addio,

oder che fai? (was machst du?) Zu politischen Anspielungen hat der Italiener keine Gelegenheit, zu beißenden Witzen zu viele Gutmüthigkeit, zu glänzenden Paradeaufzügen zu wenig Geld, da sucht man denn das zu ergreifen, was am nächsten liegt und dem Volkscharakter an sich das Natürlichere ist. — Wenn die Lust in den lezten Nachmittagsstunden durch die langweiligen Aufzüge der Kutschen etwas zu ermatten schien, so nimmt sie bei anbrechender Dämmerung in den Kaffeehäusern wieder einen neuen Aufschwung. Sie dienen dem Südländer in den glücklichen Stunden seines dolce far niente, deren nicht wenige sind, statt sogenannter Museen, Harmonien und dergleichen; für eine Kleinigkeit trinkt er hier seinen vortrefflichen Kaffee, liest einheimische und fremde Zeitungen, so viel er vorfindet, und verplaudert die übrige Zeit stets zu derselben Stunde, auf demselben Platze mit denselben Freunden. So wenig pedantisch der Italiener ist (die Sprache kennt nicht einmal solche ultramontane Wörter), so sehr hält er doch in seinen Erholungsstunden auf denselben Kreis von Freunden. Man kann sich nur aus dieser Regelmäßigkeit, aus dem Streben, allein seyn zu wollen, die Möglichkeit erklären, daß diese Café's in solcher Menge, und unter diesen so herzlich schlechte fortbestehen können. Dieses strenge Herkommen befördert während des Karnevals Scherz und Tollheit auf alle Weise. Die Geliebte weiß, wo sie den Freund necken, die Verlassene, wo sie den Ungetreuen züchtigen, die Unbekannte, wo sie mit dem Fremden anknüpfen kann. Dies und anderes geht absichtlich und unabsichtlich in dem engen Lokal, beim fürchterlichsten Lärmen durcheinander; Niemand fürchtet, braucht zu fürchten, beobachtet, erkannt zu seyn. Bis acht Uhr dauert dies fort, dann strömt Alles in die Theater. — Der Hof sucht durch seine Gegenwart das Fest zu beleben; er zeigt sich nicht allein vor St. Croce, sondern auch auf den Spaziergängen unter den Uffizi und auf den Maskenbällen. Das Auftreten desselben, so einfach und anspruchlos, als es nur seyn kann, hemmt nirgend die Freude; sie dauert, während die unmittelbar Nahestehenden den Vorübergehenden Platz machen, rechts und links ohne Unterbrechung fort.

In Rom ist der Uebergang vom Karneval zur Fastenzeit außerordentlich überraschend; nicht weil nach der wildesten Moccolistunde, nach dem lezten rauschenden Maskenball plözlich mit dem Schlage der Mitternacht Alles sich in Sack und Asche kleidet, sondern weil der Italiener hier mit der Resignation, welche ihm überhaupt, vielleicht als ein Ueberbleibsel früherer, männlicherer Zeiten, eigen ist, in die stille, ernste Zeit plözlich sich hineinfindet. Sie hat in Rom, man sage, was man wolle, immer noch eine religiöse Bedeutung, und ladet durch einen gewissen Ernst immer noch zum Nachdenken, zum Insichgehen ein. In allen etwas angesehenern Kirchen erheben eifernde Priester ihre Mahnungsstimmen, die Nonnen singen häufiger als sonst in den Vesperstunden der Madonna ihr ora pro nobis zu; das gesellschaftliche Leben hört in größerer Beziehung auf, und beschränkt sich auf kleine Cirkel, Torlonia's Bälle versammeln nicht mehr die Fremden aller Länder, Theater- und Ballmusik verstummen gänzlich. Man wird nicht hören, daß einem Römer das veränderte Leben zur Last wird. Die Stille dieser Wochen ist eben so sehr Bedingung seines Lebens, als Karneval und Ostern. Die Leere, welche bei Fremden nach dem Taumel des Karnevals wenigstens in den ersten Tagen der Fasten sich einzustellen pflegt, und welche dem Tage nach einer Niederlage vergleichbar ist, kennt der Römer nicht; nennt er die Fastenzeit langweilig, so geschieht es aus Gefälligkeit für die Fremden, um diesen in ihren Klagen beizustimmen. Hier in Florenz fällt ein so großer Abstand weg. Der Florentiner hat während des Karnevals das Ansehen gehabt, als nähme eine gewisse Haltung, welche Folge einer größern Bildung seyn mag, ihm die Fähigkeit, so recht ausgelassen froh zu seyn. Die Karnevalsfreuden erscheinen hier in gewisser Beziehung schon als etwas Fremdartiges, das in die jetzige Zeit nicht mehr recht passen will, daher es dem Florentiner schwerer werden mag, in den Karneval hinein, als aus demselben heraus in seine ruhige Beschäftigung zurückzukommen. Welch ein guter Katholik auch der Landmann in Toskana seyn (das Gegentheil zu behaupten, lasse man sich ja nicht einfallen), und deßwegen an alter Sitte und verjährtem Herkommen hängen mag, der Städter ist durch die Regierung des ersten Leopold und durch die französische Herrschaft auf einen allgemeinern Standpunkt gestellt worden, von welchem aus gewiß selten in Frage gestellt wird, ob man noch jene sechs Wochen vor Ostern anders als die übrigen des Jahrs zu verleben habe. Hier hält man sich deßwegen vielleicht weniger als irgendwo an Fastenspeisen; man ißt sie, man ißt sie nicht, wie es gerade bequem ist. Weniges dürfte überhaupt anzuführen seyn, was die Fastenzeit verkündet und durch sie bedingt ist.

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart. Juni.

(Beschluß.)

Sonst und jezt.

Durch diese Uebersättigung geht freilich in den Menschen der musikalische Sinn und am Ende die Kunst selbst vollends zu Grunde; aber immerhin! wir werfen sie getrost in die schmelzende Masse, aus der überhaupt ein neues Leben und eine neue Kunst gegossen werden soll, und in diesem Sinn

darf es uns auch kaum leid thun, daß den jezigen Deutschen das nationelle wahre Gefühl für Musik, namentlich Vokalmusik, aus der Seele geblasen wird; die Anlage in einem Volk stirbt nicht, und je weiter das Verderben eine Kunst herabgebracht hat, desto näher liegt der Tag ihrer Verjüngung, wenn ihr eine solche bevorsteht.

Wenn das Bisherige, so weit es Wahrheit enthält, ziemlich allgemeine Geltung haben möchte, so ist dagegen eine andere Erscheinung, nämlich die ungeheure Irruption des Biers, lokaler, macht sich aber doch, so viel ich weiß, fast in allen deutschen Weinländern mehr oder weniger bemerklich. Sonderbarer, als vielleicht irgendwo, erscheint diese seit einer Reihe von Jahren einbrechende Sitte in unserer, in Weinbergen eigentlich begrabenen Stadt. Sollte man so leidenschaftlichen Bierdienst in dem Orte suchen, von dem Hölderlin singt:

— Mit heiligem Laub umkränzt, erhebet die Stadt schon,
Die gepriesene, dort, leuchtend ihr priesterlich Haupt.
Herrlich steht sie und hält den Rebenstab und die Tanne
Hoch in den seligen purpurnen Wolken empor.

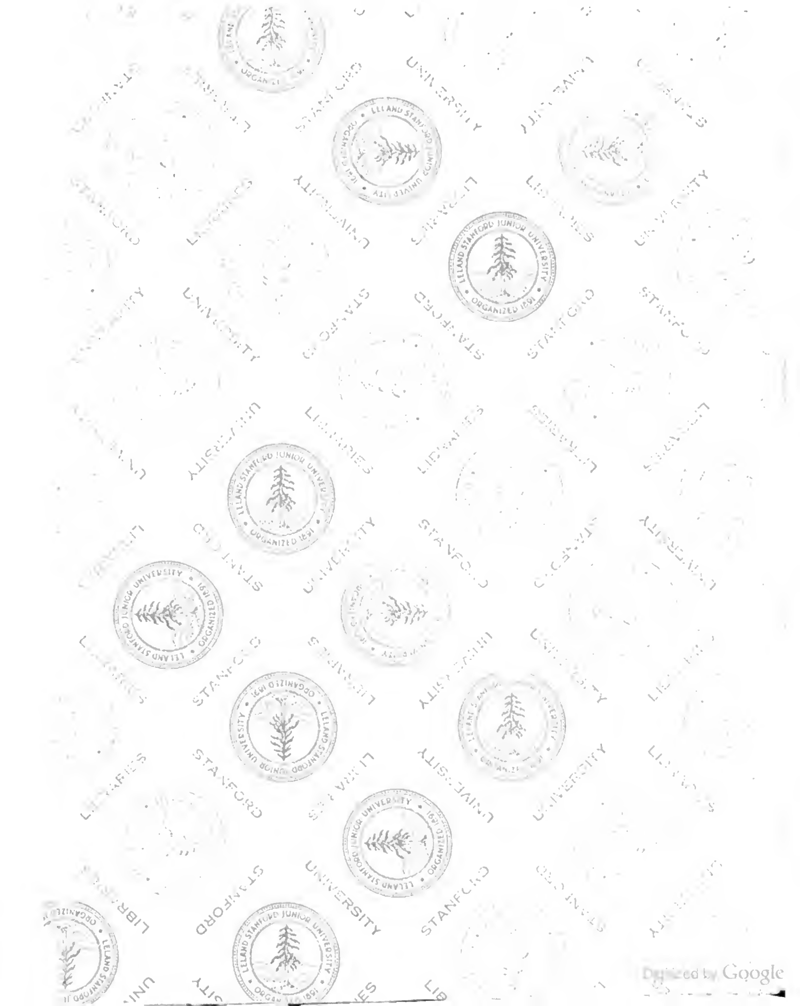
Und doch ist es so: ein Fremder mustert, irgendwo am Rande unseres Bergkessels stehend, die lachenden Umgebungen der Stadt und fragt: was ist jener neue pallastähnliche Bau? Die Antwort lautet: eine kostspielige Brauerei sammt Garten für tausend Mann. — Und jenes von Reben umflossene ländliche Gebäude mit dem lustigen Vorplaz, wo durch die Rosenhecken ein weiblicher Blumenflor schimmert? — Ein Biergarten, wo sich die mittelfeine Welt bei vollständiger Trompetenmusik zusammenfindet. — Und dort der zierliche Pavillon mit den blühenden Terrassen? — Ein alter Lieblingslustort meiner Landsleute aller Stände; dort trinken sie jezt fremdes Gebräu, wo sie einst dem Gott auf ihren Bergen im eigenen Gewächs zugetrunken; dort gab bei der lezten Versammlung der Naturforscher Bacchus mit seinem ganzen Gefolge eine Gastrolle; er spielte so trefflich, als wäre er hier nie von der Scene gekommen, konnte sich aber damit kein neues Engagement verdienen. Denn es ist einmal so: dem Gott, in dessen Dienste einst manches Original sich hier zwar verzehrte, aber auch Funken sprühte, wie Phosphor in Lebensluft, wird von immer mehrern, und nachgerade von den meisten der Dienst versagt, und an seiner Stelle regiert ein mit Hopfen und Mohn bekränzter Dämon, der jüngstgeborne Bruder von Schlaf und Tod, der Alles gleich macht, wie seine Brüder, und Alles still. Es findet sich wohl Gelegenheit, über diese auffallende, hier wenigstens tief in das Leben eingreifende Erscheinung weitläuftiger zu sprechen und ihren physischen und moralischen Quellen gründlicher nachzugehen. So viel ist gewiß, die Annahme, das Verdrängen des Weins durch das Bier sey nichts als die auf Regulirung der individuellen Budjets angewandte nationalökonomische Richtung der Zeit, erklärt, bei anderweitig so reich fließenden Quellen der Verschwendung, die Sache durchaus nicht. Wollte ich meinen oben erwähnten alten Professor fragen: „Ei, warum trinken die Leute Bier mitten im reichen Weinsegen? wie, wenn man Euch dies nach dem 1780er angemuthet hätte?“ so hätte ich freilich sogleich Bescheid in seiner bitter scharfen Weise. „Was wollt Ihr?“ hieße es da; „der Wein macht geistreich, was sollten sie aber mit der auflodernden Geistesflamme anfangen? Weihrauch haben sie dabei nicht zu verbrennen, Schießpulver dabei zu verpuffen, ist polizeiwidrig oder gar staatsgefährlich; da heizen sie denn mit dem geistigen Kohlenfeuer den Tag über den Suppennapf, und Abends, wenn es in den narkotischen Dünsten des Biers sachte verglimmt, lassen sie es mit Trompeten anblasen, damit es nicht gar erlischt.“ Ohne so hypochondrische Ansichten zu theilen, glaube ich in dieser Hyperbel doch insofern etwas Wahres zu erblicken, als sie bei Bier und rauschender Musik, wie sie in der Wirklichkeit eng verschwistert sind, auch auf eine gemeinsame Wurzel im Leben der jezigen Generation hinweist. Ist es wahr, daß die heutige Gesellschaft nur darum so kühl, einsylbig, befangen und nicht selten gelangweilt ist, weil das Leben, nach Vernichtung eines alten abgenuzten Inhalts, einen neuen, jugendlich frischen noch nicht gefunden hat, und sich kaum erst mit zerstreutem Blick darnach umsieht, so erscheinen jene Dinge als Surrogate für eine Thätigkeit, der es in einer Uebergangsperiode, wie die jezige, an Objekten fehlt, als Lückenbüßer, die in dem Maße wieder werden verdrängt werden, in dem die Zeit sich selbst besinnt und ein anderer als bloß politisch-merkantilischer Verkehr zwischen Mensch und Mensch sich wiederherstellt. Noch wäre dabei ein wichtiger Punkt zu betrachten: nachdem nämlich die für unser „bewegtes“ Jahrhundert so charakteristische Entfremdung der Geschlechter sich auch hier in allen Beziehungen bemerklich genug gemacht hatte, schien sich das Schisma wenigstens äußerlich dadurch heben zu wollen, daß unsere schöne Welt, Anfangs schüchtern zwar, aber durch die lockenden Töne der Orchester immer muthiger gemacht, den Männern in Masse zu jenen Symposien folgte, für welche Bacchus, der lärmende Gott, troz des Trompetengeschmetters, jede Verantwortlichkeit von sich ablehnt. Soll man nun hierin den Krystallisationspunkt erblicken, an dem ein neues geselliges Leben anschießt? liegt in dieser Mischung aller Alter, Stände und Geschlechter gar der Keim einer frischen Volksthümlichkeit? Ich weiß es nicht und kann es heute nicht mehr besprechen; nur so viel weiß ich, daß sich bei jenen nüchternen Panathenäen noch keinen Augenblick der Anstand vermissen ließ, aber auch, daß man von der Rückkehr der Grazien bis jezt nichts gewahr geworden ist.

Seydelmann ist zu uns zurückgekehrt, mit dem Probezeichen Berlin versehen. Die Kunstchemiker dort haben ihn analysirt, wie der Apotheker ein Mineralwasser; sie haben gefunden so und soviel Procent äußere Mittel, Einbildungskraft, Verstand, Gefühl u. s. w., und hinfort wird jeder kunstgebildete Deutsche zum Voraus wissen, was er bisher nicht wußte, welche Wirkung Seydelmanns Genuß nach seiner Konstitution auf ihn machen wird. Leider sind die Analysen bedeutend verschieden ausgefallen, und ein Mitglied des Berliner königlichen Theaters, das Lust hätte, einen Struveschen Seydelmann darzustellen, müßte in Verlegenheit seyn, nach welcher Procentberechnung es sich richten solle. Wir gönnen den modernen Aveniensern die Selbstbefriedigung, die ihnen endlich durch Seydelmanns Besuch geworden; bisher erinnerten ihre jungen Kritiker, wenn sie bei jeder Gelegenheit an Fleck und Iffland appellirten, an den schwäbischen Bauer, der sich kritisch über einen Leckerbissen vernehmen lassen, und befragt, ob er schon davon gegessen, erwiderte: das nicht, aber seine Mutter habe ihm erzählt, daß einmal sein Vater dergleichen habe essen sehen.

Auflösung des Räthsels in Nr. 153:
Die Verwirrung.

Beilagen:
Kunstblatt Nr. 52 u. Monatsregister Juni.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.




Stanford University Libraries
3 6105 014 930 098

